Anne Menzel

Was vom Krieg übrig bleibt

Unfriedliche Beziehungen in Sierra Leone

[transcript] Kultur und soziale Praxis

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Anne Menzel
Was vom Krieg übrig bleibt

Kultur und soziale Praxis

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Anne Menzel (Dr. phil.) hat an der Freien Universität Berlin promoviert. Als Gastwissenschaftlerin und Freiberuflerin forscht sie zu ausländischen Direktinvestitionen, Entwicklungsstrategien und sozialen Konflikten in Sierra Leone.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Anne Menzel

Was vom Krieg übrig bleibt

Unfriedliche Beziehungen in Sierra Leone

[transcript]

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivs 4.0 Lizenz (BY-NC-ND). Diese Lizenz erlaubt die private Nutzung, gestattet aber keine Bearbeitung und keine kommerzielle Nutzung. Weitere Informationen finden Sie unter
https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de/.
Um Genehmigungen für Adaptionen, Übersetzungen, Derivate oder Wiederverwendung zu kommerziellen Zwecken einzuholen, wenden Sie sich bitte an rights@transcript-verlag.de

© 2015 transcript Verlag, Bielefeld

Die Verwertung der Texte und Bilder ist ohne Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Das gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Verarbeitung mit elektronischen Systemen.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Umschlagkonzept: Kordula Röckenhaus, Bielefeld
Umschlagabbildung: Anne Menzel, Bo Town (Sierra Leone), 2014, © Anne Menzel
Satz: Justine Haida, Bielefeld
Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar
Print-ISBN 978-3-8376-2779-4
PDF-ISBN 978-3-8394-2779-8

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.
Besuchen Sie uns im Internet: *http://www.transcript-verlag.de*
Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter: *info@transcript-verlag.de*

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Inhalt

Vorwort und Danksagung | 9

Abbildungsverzeichnis | 13

Abkürzungsverzeichnis | 15

1. Einleitung | 17
- 1.1 Die fragwürdige Treffsicherheit vermeintlich offensichtlicher Vorstellungen | 25
- 1.2 Ausblick: eine Alternative unter schwierigen Erkenntnisbedingungen | 29

2. Ein konfrontativer Forschungsansatz | 33
- 2.1 Sierra Leone und die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie: ein typischer Fall | 35
  - 2.1.1 Die intuitive Plausibilität eindeutig aufteilender Trennlinien | 38
  - 2.1.2 Die zentrale Annahme radikal unterschiedlicher Erfahrungen | 45
  - 2.1.3 Die geschlechtsspezifische Opfer-Intuition | 51
- 2.2 Die Feldforschungsfallauswahl: Sierra Leone, Bo Distrikt, Bo Town | 54
- 2.3 Die Feldforschung | 59
  - 2.3.1 Teilnahme und Teilnahmebedingungen | 62
  - 2.3.2 Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner | 69
  - 2.3.3 Formale Interviews und informelle Gespräche | 71
  - 2.3.4 Sprachliche und formale Darstellung des gesammelten Materials | 72
- 2.4 Die Struktur des Forschungsprozesses: drei Arbeitsschritte | 74
- 2.5 Inhaltlicher Aufbau der Arbeit | 79

3. Das Konzept unfriedlicher Beziehungen | 85
- 3.1 Anknüpfungspunkte beim müllerschen Unfrieden | 85
- 3.2 Unfrieden aus der Mikroperspektive | 89
- 3.3 Form und Inhalt unfriedlicher Beziehungen | 91

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

3.4 Unfriedliche Beziehungen und kriegerische Gewalt | 92
3.5 Unfriedliche Beziehungen und (il-)legitime Gewalt | 93

4. Die provisorische Prozessvorstellung | 95
4.1 Anknüpfungspunkte in der Sozialtheorie Pierre Bourdieus | 97
4.1.1 Habitus und Feld | 99
4.1.2 Drei handlungstheoretische Konsequenzen des Habitus | 103
4.2 Unfriedliche Beziehungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung | 108

5. Leben und Überleben im *rebel war* | 113
5.1 Kriegerische Gewalt von 1991 bis 2002: zentrale Ereignisse und Entwicklungen | 115
5.1.1 Die unerwartete Invasion | 126
5.1.2 Das Ende des APC-Regimes und die neue SLA | 131
5.1.3 Kontrollverluste, neue Allianzen und das *sobel*-Phänomen | 136
5.1.4 Reichtum an Menschen und die Autonomie der Kommandoeinheiten | 138
5.1.5 Die Formierung der *Kamajors* | 144
5.1.6 Die ›Sprache‹ der Geheimgesellschaften | 151
5.1.7 Wahlen unter Bedingungen kriegerischer Gewalt | 155
5.1.8 Der AFRC-Putsch und die Operation *No Living Thing* | 157
5.1.9 Der verlorene Fokus: *Kamajor*/CDF-Gewalt gegen die Zivilbevölkerung | 167
5.2 Indiskriminierende Gewalt und Identifizierungsprobleme | 173
5.2.1 Verwirrung, Verkleidung, Spionage und Infiltration | 175
5.2.2 Die Gefahr tödlicher Missverständnisse | 178
5.3 Busch-Kreaturen, *rebel*-Gewalt und rivalisierende Interpretationen | 180
5.3.1 Die rationale Revolution | 185
5.3.2 Die Lumpen-Revolution | 188
5.3.3 Wut, Drogen, Zwang und Schamgefühle | 190

6. Die Wachsamen, die ›Gefährlichen‹ und die Ästhetik der Gefährlichkeit | 195
6.1 Gewalterwartungen und alltägliche Wachsamkeit | 203
6.1.1 ›Gefährliche junge Männer‹ und ehemalige Kämpfer | 205
6.1.2 ›Gefährliche‹ Land-Stadt-Migration | 211
6.1.3 »*They are our brothers*«: die Nichtdiskriminierungsstrategie | 214
6.1.4 Wahlkampfzeiten und *political violence* | 218
6.1.5 *Political violence* im März 2009 | 226
6.1.6 In Kwelu: »*We don't see it we just hear about it.*« | 228
6.1.7 Diebe, *armed robbers*, Schutzmaßnahmen und Wachsamkeit | 231
6.1.8 *Kamajors* und ›gefährliche junge Männer‹ | 238

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

6.2 Die ›Gefährlichen‹ | 242
6.2.1 *Bike riders* | 243
6.2.2 *Car wash boys* | 255
6.2.3 Die Straßenkinder vom Jah Kingdom | 260
6.2.4 Arbeitslose junge Männer | 264
6.2.5 Ausblick: die 2012er Wahlen | 269
6.3 Die empirische Definition | 272
6.3.1 Unfriedliche Beziehungen zwischen Wachsamen und ›gefährlichen jungen Männern‹ | 273
6.3.2 Politiker | 281
6.3.3 ›Ungefährliche‹ Mädchen und Frauen | 282
6.3.4 Anonymität und Vertrautheit: unfriedensrelevante Unterschiede zwischen Bo Town und Kwelu | 289
6.3.5 Unfriedliche Beziehungen in Bo Town – und darüber hinaus | 291

7. Altes, Neues und Übriggebliebenes | 295
7.1 Unfriedliche Beziehungen im Vergleich | 298
7.1.1 Ehemalige Kämpfer versus ›gefährliche junge Männer‹ | 298
7.1.2 Die Abwesenheit eindeutiger Trennlinien | 300
7.1.3 Praxis-Handeln versus soziale Navigation | 302
7.1.4 Abwesende Kämpferinnen und weibliche Navigation | 307
7.1.5 Intuitive Gewalterwartungen und der Mangel an Anlässen zur Reflektion | 310
7.2 Plausibilitätsprobe Teil eins: Hinweise aus der Vorkriegszeit? | 314
7.2.1 Die Formierung der Auftraggeber | 317
7.2.2 Die Professionalisierung und Institutionalisierung von *political violence* | 321
7.2.3 *Political violence* und Widerstand | 323
7.2.4 Ein gemischtes Ergebnis: gewaltbereite soziale Navigation und die Lumpen-Avantgarde | 325
7.3 Plausibilitätsprobe Teil zwei: Hinweise aus der Nachkriegszeit? | 329
7.3.1 Nicht-intendierte Wirkungen von Peacebuilding | 329
7.3.2 Der Wahrheitsansatz | 333
7.3.3 Das unverbreitete Bild der verlorenen Generation | 339
7.3.4 »Forgive and Forget« | 341
7.3.5 Ein eindeutiges Ergebnis | 344
7.4 Die empirisch modifizierte Prozessvorstellung | 345
7.4.1 Was vom Krieg übrig bleibt | 346
7.4.2 Altes und Neues | 355

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

8. Fazit | 357
8.1 Eine Alternative zur Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie | 359
8.2 Konfrontativer und explorativer Bedarf | 365

Literatur | 369

Anhang | 395
Auflistung der geführten Interviews und der im Text
zitierten informellen Gespräche | 395

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Vorwort und Danksagung

Dieses Buch ist eine nahezu unveränderte Version meiner Dissertation, die ich im August 2013 am Fachbereich Politik- und Sozialwissenschaften der *Freien Universität Berlin* eingereicht habe. Eine inhaltliche Einführung erfolgt gleich, in den ersten beiden Kapiteln, in denen ich die der Arbeit insgesamt zugrundeliegende Problemstellung herleite und meinen Forschungsansatz erläutere. Als Vorwort will ich an dieser Stelle, bevor ich zur Danksagung komme, nur kurz einige Anmerkungen zu der ›Zeitlichkeit‹ meiner Darstellungen machen, mit der ich schon in den langen Jahren der Arbeit an der Dissertation immer wieder gerungen habe. Diese Anmerkungen betreffen in erster Linie die Ergebnisse meiner Feldforschung in Sierra Leone: Das ›Problem‹ bestand und besteht weiterhin darin, dass soziale Realität nun einmal nicht stehenbleibt und empirische Darstellungen deshalb ständig Gefahr laufen, ihre Aktualität einzubüßen. Da sich an dieser ›Problematik‹ grundsätzlich nichts ändern lässt und sie ohnehin nie endgültig bewältigt werden kann, habe ich beschlossen, die Arbeit hier insgesamt auf dem Stand zu belassen, auf dem ich sie im August 2013 eingereicht habe. Zugleich möchte ich aber betonen, dass ich die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen (Kapitel 6), deren Definition hier auf Feldforschungsmaterial aus dem Jahr 2009 basiert, auch weiterhin im Großen und Ganzen für aktuell halte; zwar hätte ich nach jüngeren Feldforschungsaufenthalten in Sierra Leone (im September und Oktober 2013 und von Januar bis März 2014) sicher diverse Details hinzuzufügen und zu aktualisieren, dabei würden sich jedoch keine drastischen Änderungen an Form und Inhalt der empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen ergeben. Diese Einschätzung muss allerdings unter dem Vorbehalt stehen, dass die politischen und sozialen Folgen der Ebola-Epidemie, die seit einigen Monaten in Sierra Leone (und in Liberia und Guinea) grassiert, im Moment noch gar nicht abzusehen sind. Es ist gut denkbar, dass im Zuge der Epidemie die Art von Krisenzeit entstehen kann, in der bewährte Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata nachhaltig erschüttert werden und aus der soziale Beziehungen neu oder zumindest neu konfiguriert hervorgehen und übrig bleiben.

In den Jahren der Arbeit an meiner Dissertation habe ich nicht nur viel Inspiration und unterschiedliche Formen von Unterstützung erfahren, ich habe

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

außerdem gerade denjenigen, die mir am nächsten stehen, einiges zugemutet. Mein besonderer Dank gilt deshalb an erster Stelle meinen Eltern, Marieluise und Bernhard Menzel, die mich während meiner 2009er Feldforschung in Sierra Leone jeden Tag besorgt angerufen haben. Ich bin mir bewusst, dass ich ihnen Ängste und schlaflose Nächte bereitet habe, und ich rechne es ihnen umso höher an, dass sie keine Abneigung gegen meine Forschung entwickelt haben. Ganz im Gegenteil: Durch ihre Liebe, ihr Interesse an meiner Arbeit und ihre unerschütterliche Zuversicht, dass ich sie ganz bestimmt eines Tages zu Ende bringen werde, haben sie mir immer wieder neue Kraft gegeben. Ich kann mich an Wochen erinnern, in denen meine Mutter mir fast täglich mit einer großzügigen Dosis ihres unerschütterlichen Optimismus den Rücken gestärkt hat; und gerade in der ›Abschlussphase‹, die sich letztlich über ein gutes Jahr hinzog und in der ich manche Kapitel wohl zum zehnten, elften und zwölften Mal – und jedes Mal vermeintlich abschließend – überarbeitet habe, hat mein Vater schier unermüdliche Lesebereitschaft bewiesen. Er hat sich intensiv mit meinen Überarbeitungen auseinandergesetzt und mir zu jeder neuen Version wertvolles Feedback gegeben. Ich weiß nicht, wie die beiden in ihrem ohnehin randvollen Alltag die Zeit dazu gefunden und die nötige Geduld aufgebracht haben. In jedem Fall bin ich ihnen zutiefst dankbar.

Für ihre wissenschaftliche und moralische Unterstützung danke ich meinen beiden Betreuern, Sven Chojnacki und Thorsten Bonacker. Sven Chojnacki ist überhaupt für das Zustandekommen dieser Arbeit mitverantwortlich. Er hat mich gleich nach meinem Studium ermutigt, meine Forschungsidee hartnäckig zu verfolgen und mich von anfänglichen Rückschlägen bei der Finanzierungssuche nicht von ihr abbringen zu lassen. Für das dreijährige Promotionsstipendium, das ich schließlich erhalten habe, danke ich der *Studienstiftung des deutschen Volkes*. Mein Dank gilt außerdem der *FAZIT-Stiftung*, die mir eine Abschlussfinanzierung und einen Druckkostenzuschuss für die Veröffentlichung zur Verfügung gestellt hat.

Für ihre großartige Unterstützung bei der Vorbereitung auf meine Feldforschung danke ich Thardy Mansaray, die eine fantastische Krio-Lehrerin, kulturelle Übersetzerin und Freundin ist. Als ich Thardy auf der Suche nach einer Krio-Lehrerin – Krio ist die gemeinsame Verkehrssprache in Sierra Leone – im Jahr 2008 kennenlernte, war sie erst vor wenigen Wochen aus der sierra-leonischen Hauptstadt Freetown nach Berlin gezogen und ihre neugierig-analytische Perspektive auf das Leben in Berlin hat viel dazu beigetragen, mich für kulturelle Unterschiede und Gemeinsamkeiten zu sensibilisieren. Ich danke auch Thardys Familie in Sierra Leone, vor allem Sunkari Sesay, Brigadier Sesay, Ramatulai Sesay und ganz besonders Abu Bakarr Koroma. Sie haben mir den Einstieg in meine Feldforschung sehr erleichtert und vor allem Abu Bakarr hat mir in den ersten Tagen und Wochen aus einigen selbstverschuldeten Notlagen herausgeholfen, in die ich geraten war, weil ich mich nicht auskannte und trotzdem alles selbst und alleine machen wollte.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Es fehlt mir an angemessenen Worten, um auszudrücken, wie dankbar ich den vielen Menschen in Sierra Leone bin, die mit mir gesprochen und sich bemüht haben, mir Einblicke in ihr Leben zu ermöglichen. Danke, danke, danke! Ganz besonders zu Dank verpflichtet bin ich Adama, Dumbuya, Mohammed und Sheriff, die Leserinnen und Lesern im Text noch häufig begegnen werden. In der ›Originalversion‹ dieser Danksagung vom August 2013 hatte ich noch geschrieben, dass ich hoffe, Adama, Dumbuya, Mohammed und Sheriff bald wiederzusehen. Einige Tage später bekam ich die Zusage für einen freiberuflichen Forschungsauftrag, der mich im September 2013 endlich wieder nach Sierra Leone führte; daran anschließend erhielt ich noch einen weiteren Auftrag, der mir einen Forschungsaufenthalt von Januar bis März 2014 ermöglichte. Mittlerweile haben wir uns also endlich wiedergesehen.

Für ihre Lesearbeit sowie für viele inspirierende Diskussionen, kritische Kommentare und für ihre Freundschaft danke ich Johanna Drost und Rike Mieth. Johanna hat meine Dissertation von Beginn an begleitet und über die Jahre in regelmäßigen Abständen geduldig meinen abendfüllenden Spontanvorträgen (oder Tiraden) gelauscht, die mir immens dabei geholfen haben, meine Argumente zu entwickeln und auf den Punkt zu bringen. Rike Mieth danke ich außerdem ganz besonders dafür, dass sie diese Arbeit, kurz bevor ich sie zum ersten Mal abgeben wollte (der Prozess zog sich dann noch über ein Dreivierteljahr und viele weitere Überarbeitungen hin), im Ganzen kommentiert und korrekturgelesen hat.

Abschließend danke ich Markus Jentsch. Auch ihm habe ich mit meiner frenetischen Arbeitsweise über die letzten Jahre einiges zugemutet, und er ist dennoch an meiner Seite geblieben.

Berlin im August 2014,
Anne Menzel

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Sierra Leone im regionalen Kontext | 36
URL: http://d-maps.com/carte.php?num_car=36689&lang=en (01.06.2014).

Abbildung 2: Sierra-leonische Distrikte | 42
URL: http://d-maps.com/carte.php?num_car=27764&lang=en (01.06.2014).

Abbildung 3: Sierra-leonische Städte | 55
URL: http://d-maps.com/carte.php?num_car=4922&lang=en (01.06.2014).

Abbildung 4: Unfriedliche Beziehungen im Vergleich | 297

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Abkürzungsverzeichnis

AFRC	Armed Forces Revolutionary Council
APC	All People's Congress
BBC	British Broadcasting Corporation
BPRM	Bo Peace and Reconciliation Movement
BRU	Bike Riders Union
BRDA	Bike Riders Development Association
CAW	Children Associated with the War
CIA	Central Intelligence Agency
CDF	Civil Defense Forces
COIN	Counterinsurgency
DDR	Disarmament, Demobilization and Reintegration
DFID	Department for International Development
ECOMOG	Economic Community of West African States Military Observer Group
ECOWAS	Economic Community of West African States
GIZ	Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (bis 2011 GTZ)
GTZ	Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit
HANCI	Help A Needy Child International
HIV	Human Immunodeficiency Virus
HRW	Human Rights Watch
ICG	International Crisis Group
IDP	Internally Displaced Persons
ISU	Internal Security Unit
LURD	Liberians United for Reconciliation and Development
NATO	North Atlantic Treaty Organization
NGO	Non-Governmental Organization
NPFL	National Patriotic Front of Liberia
NPRC	National Provisional Ruling Council
OHCHR	Office of the High Commissioner for Human Rights
OHR	Office of the High Representative in Bosnia and Herzegovina

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

OSD	Operational Support Division
PTSD	Post-Traumatic Stress Disorder
PKK	Partiya Karkerên Kurdistan
PMDC	People's Movement for Democratic Change
RUF	Revolutionary United Front
SLA	Sierra Leone Army
SLP	Sierra Leone Police
SLPP	Sierra Leone People's Party
SSD	Special Security Division
TRC	Truth and Reconciliation Commission
UN	United Nations
UNAMSIL	United Nations Mission in Sierra Leone
UNDP	United Nations Development Program
UNHCR	Office of the United Nations High Commissioner for Refugees
UNIPSIL	United Nations Integrated Peacebuilding Office in Sierra Leone
USAID	United States Agency for International Development

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

1. Einleitung

Obwohl ich das Datum nicht mehr auf den Tag oder auch nur auf die Woche genau angeben kann, erinnere ich mich noch sehr genau an die Situation, in der ich zum ersten Mal den Gedanken hatte, aus dem später die Ausgangsidee für diese Arbeit entstanden ist. Es war im Frühjahr 2005, als ich im Zuge meines Politikwissenschaftsstudiums ein viermonatiges Praktikum bei dem *Office of the High Representative in Bosnia and Herzegovina* (OHR) absolvierte; bei der internationalen Organisation, deren Aufgabe seit Kriegsende im Jahr 1995 darin bestehen soll, den sogenannten ›Friedensprozess‹ in Bosnien und Herzegowina zu überwachen und voranzutreiben (vgl. Chandler 2000; 2006; Gromes 2010). Mein Praktikumsplatz war in der Stadt Mostar in einer Unterabteilung des OHR angesiedelt. Die Mitglieder dieser Abteilung – internationale Angestellte (überwiegend aus Mittel- und Westeuropa), lokale Angestellte (allesamt Mostarerinnen und Mostarer) und ich, die Praktikantin – versammelten sich jeden Morgen zu einer Abteilungsbesprechung. Bei diesen Besprechungen handelte es sich meist um recht kurze und nüchterne Angelegenheiten, die vor allem der Verteilung und Koordination von Arbeitsaufgaben dienten. In unregelmäßigen Abständen wurden sie jedoch durch Ansprachen verlängert, in denen der Abteilungsdirektor, ein britischer Ex-Militär, uns an den Kontext und an das übergeordnete Ziel der OHR-Mission in Bosnien und Herzegowina erinnerte. Der Direktor erklärte dann, es gehe um nicht mehr und um nicht weniger als darum, nach einem von ethnischem Hass befeuerten Krieg »the house of peace« zu errichten; und dieses Haus benötige zunächst ein sicheres Fundament, dann mehrere Stockwerke und schließlich ein Dach – wobei der Friedensprozess in Bosnien und Herzegowina sich seiner Diagnose zufolge im fortgeschrittenen Stadium des Stockwerkbaus befand. Die Peacebuilding-Maßnahme, an deren Umsetzung das OHR im Frühjahr 2005 in Mostar in erster Linie arbeitete, bestand in der Wiedervereinigung der ethnisch getrennten Stadtverwaltungen. Seit dem Krieg operierten in Mostar zwei Stadtverwaltungen, eine kroatische für den Westteil der Stadt und eine bosniakische (›bosnisch-muslimische‹) für den Ostteil (vgl. International Crisis Group [ICG]: 2003). Mir wurde die Aufgabe übertragen, zusammen mit einem lokalen Kollegen Sitzpläne für die einzelnen Büros einer zukünftig wiedervereinigten Stadtverwaltung zu erstellen.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

In jedem Büroraum sollten kroatische und bosniakische Beamte (und idealerweise auch serbische Beamte, so sich in der kleinen serbischen Minderheit in Mostar welche finden ließen) gemischt zusammensitzen. Ich machte mich zwar mit Eifer an die Arbeit, konnte zugleich aber das Gefühl nicht abschütteln, dass es sich bei dem Vorhaben, erwachsene Menschen an ihren Arbeitsstätten entgegen ihrer Präferenzen zusammenzusetzen, um ein wenig sinnvolles Unterfangen handelte. Ich vertraute meine Zweifel bald dem lokalen Kollegen an, der mit mir für die Sitzplanerstellung eingeteilt war. Er ignorierte meine zweifelnden Überlegungen zunächst einige Tage lang und wiegelte sie dann entnervt mit dem Hinweis ab, er selbst habe es grundsätzlich aufgegeben, in seiner Arbeit nach Sinn und Zweck zu suchen. Er fügte hinzu, es sei für lokale OHR-Angestellte ohnehin nicht empfehlenswert, sich mit kritischen Positionen aktiv einzubringen, wenn sie ihre für die bosnischen Verhältnisse ungemein gut bezahlten OHR-Jobs nicht verlieren wollen. Außer Hörweite internationaler Mitarbeiter gaben mir im Laufe meines Praktikums aber mehrere lokale OHR-Angestellte bereitwillig Auskunft darüber, dass sie das gesamte Wiedervereinigungsvorhaben für absehbar wenig aussichtsreich hielten. Die getrennten Stadtverwaltungen würden nach einer erfolgreichen Wiedervereinigung wohl bald zumindest informell wieder getrennt operieren, da es für eine dauerhafte Zusammenarbeit an gegenseitigem Vertrauen und an politischem Willen fehle – eine Voraussage, die sich bewahrheitet hat (vgl. ICG 2009; 2012). Auch unter den nicht-OHR-angestellten Mostarerinnen und Mostarern, die ich im Laufe meines Praktikumsaufenthalts kennenlernte, war niemand der Auffassung, sich tatsächlich in einem fortschreitenden Friedensprozess zu befinden; sondern eher in einem Prozess repetitiver Stagnation, in dem sich an ethnischer Segregation, gegenseitigem Misstrauen, mangelhaften öffentlichen Dienstleistungen, Korruption und Arbeitslosigkeit in absehbarer Zeit wohl nichts ändern würde. In den morgendlichen Abteilungsbesprechungen und, zumindest insoweit ich es miterlebt habe, auch in anderen OHR-Beratungen, wurden solche Einschätzungen jedoch nie diskutiert. Der Fokus lag stattdessen stets unbeirrt auf der Umsetzung von Peacebuilding-Maßnahmen, die demnach unbedingt unternommen werden mussten, um den Friedensprozess (dessen Faktizität nie infrage gestellt wurde) voranzutreiben. Während einer »house of peace«-Ansprache in einer morgendlichen Besprechung im April oder Mai 2005 kam ich endlich darauf, was genau mich an dieser Herangehensweise schon rein verfahrenslogisch irritierte: Es ging immer nur um Lösungen und nie um Probleme.

Aus diesem Gedanken, der mich nach meinem Praktikum zunächst in einer Seminararbeit und dann in meiner Diplomarbeit zu Peacebuilding-kritischen Überlegungen angeregt hat, ist nach und nach die Idee entstanden, selbst den Versuch einer nicht von vornherein lösungsfixierten, sondern stattdessen konfrontativen ›Problemanalyse‹ zu unternehmen. ›Problemanalyse‹ steht dabei in Anführungszeichen, weil jede Problemcharakterisierung sofort wieder Handlungsbedarf nahelegt und damit einen auch in akademischen Debatten und Kontexten ohnehin stets präsenten Lösungsdruck bestätigt; dieser impliziert, dass praxisorientierte

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Untersuchungen von Peacebuilding-Maßnahmen für verantwortungsbewusste Forscherinnen und Forscher die alternativlose und drängende Forschungspriorität darstellen müssen (vgl. etwa Paris 2010). In der vorliegenden Arbeit bin ich jedoch gerade darum bemüht, mich diesem Druck so weit wie möglich zu entziehen. Statt mich der Untersuchung von Peacebuilding-Maßnahmen und dabei insbesondere der Erarbeitung von Verbesserungsvorschlägen (›lessons learned‹) zuzuwenden, konfrontiere ich eine der lösungsverwickelten Problemvorstellungen, die sowohl in der Peacebuilding-Praxis als auch in Peacebuilding-fokussierter Forschung wenigstens implizit stets bereits enthalten sind und deren ›Lösungsverwicklung‹ darin besteht, dass sie perfekt zu bereits erdachten und praktizierten Peacebuilding-Maßnahmen passen. So suggerieren diese Vorstellungen, dass im Wesentlichen längst bekannt ist, zwischen wem und worin in Nachkriegskontexten die zentralen Probleme bestehen und wie sie entstanden sind. In meiner konfrontativen ›Problemanalyse‹ stelle ich eine dieser Vorstellungen auf den Prüfstand. Dabei stütze ich mich empirisch auf Interviews, Gespräche und Beobachtungen, die ich von Januar bis Mai 2009 (sieben Jahre nach Kriegsende) über ethnographische Feldforschung im Süden von Sierra Leone und dort vor allem in der Stadt Bo gesammelt habe, sowie auf verfügbare Studien zur Vor-, Kriegs-, und Nachkriegszeit in Sierra Leone. Theoretisch knüpfe ich an die Sozialtheorie Pierre Bourdieus an.

Diese knappen Verfahrenshinweise sollen an dieser Stelle vorerst genügen. Ich gehe weiter unten in der Einleitung zwar noch kurz etwas detaillierter auf meine Vorgehensweise im Forschungsprozess ein; zu ausführlichen Darstellungen und Begründungen, die dann unter anderem auch Erläuterungen zur Fall-, Methoden- und Theorieauswahl beinhalten, komme ich aber erst in Kapitel 2. Ich habe die ausführlichen Darstellungen und Begründungen meiner Vorgehensweise nach mehreren Unterbringungsversuchen ganz bewusst aus der Einleitung ›ausgelagert‹, da sie aufgrund ihrer zwar notwendigen, aber nichtsdestotrotz sperrigen Länge jeden üblichen Einleitungsrahmen gesprengt hätten und zudem selbst erst noch einiges an inhaltlichem Vorlauf brauchen, um gut nachvollziehbar und verständlich zu werden. An dieser Stelle geht es deshalb zunächst darum, eine Verständnisgrundlage und einen generellen Bezugsrahmen zu schaffen. Im Folgenden verorte ich meine Ausgangsidee vor dem Hintergrund aktueller Forschungsstände zu Krieg und Peacebuilding, stelle meine zentralen Fragen und Erkenntnisziele vor und gebe einen groben Ausblick auf die Ergebnisse dieser Arbeit.

Zwischen dem aktuellen Stand der Forschung zu kriegerischer Gewalt und der Forschung zu den sozialen Kontexten, in denen nach Kriegsende gelebt wird – zu Nachkriegskontexten –, klafft eine deutliche Lücke. Obwohl mittlerweile seit geraumer Zeit (spätestens seit Beginn der 2000er Jahre) zunehmend in den Blick genommen und empirisch untersucht wird, was genau in Kriegen eigentlich in sozialer Realität passiert,[1] werden die so erarbeiteten Einsichten in der überwie-

1 | Noch bis in die 1990er Jahre hinein wurde Kriegsforschung hingegen in erster Linie als Kriegs*ursachen*forschung betrieben. Überblicke zu der Entwicklung hin zu einem zuneh-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

gend Peacebuilding-fokussierten Forschung zu Nachkriegskontexten nicht konsequent aufgegriffen.[2] Insbesondere wird nicht systematisch untersucht, wie das Leben und Überleben unter Bedingungen kriegerischer Gewalt die sozialen Beziehungen geprägt hat, auf die Peacebuilding-Maßnahmen nach Kriegsende in friedensfördernder Weise einwirken sollen. Stattdessen wird mit Vorstellungen von kriegsgeprägten und friedensförderungsbedürftigen Beziehungen gearbeitet, die zwar nicht empirisch geprüft werden, die aber dennoch als hinreichend zutreffend und einigermaßen offensichtlich angesehen werden. Kriegsgeprägte und friedensförderungsbedürftige Beziehungen bestehen diesen Vorstellungen zufolge entlang politisch, ethnisch und/oder religiös definierter ›zentraler Konfliktlinien‹, die noch aus der Vorkriegszeit stammen und nach Kriegsende radikalisiert fortbestehen; und/oder entlang von Trennlinien zwischen den ›Tätern und Opfern‹ kriegerischer Gewalt, die entweder erst im Ausüben und Erleiden kriegerischer Gewalt entstanden sind oder darin im Vergleich zur Vorkriegszeit zumindest eine drastische ›Vertiefung‹ erfahren haben.[3] Die vertiefte Variante wird vor allem für Nachkriegskontexte wie beispielsweise Bosnien und Herzegowina oder auch Ruanda diagnostiziert, deren ›Täter und Opfer‹-Trennlinien mit noch aus der Vorkriegszeit stammenden, ethnisch definierten ›zentralen Konfliktlinien‹ identisch sind (vgl. etwa Oberschall 2000; Hintjens 2001). Sierra Leone hingegen gehört zu einer Klasse von Nachkriegskontexten, für die keine derartigen Überlagerungen ausgemacht werden können und für die eine andere Variante der ›Täter und Opfer‹-Vorstellung für plausibel gehalten wird: die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie. Kriegsgeprägte und friedensförderungsbedürftige Beziehungen sollen in dieser Variante entlang einer erst unter Bedingungen kriegerischer Gewalt entstandenen und gewalterfahrungsbedingten Kluft zwischen Exkombattanten (gemeint sind insbesondere männliche ehemalige Kämpfer) und denjenigen, die nicht gekämpft haben, verlaufen (siehe ausführlich unten 2.1.1, 2.1.2, 2.1.3).

Die Kriege, in deren Nachkriegskontexten Peacebuilding-Maßnahmen umgesetzt und untersucht werden und um die es auch in der aktuellen Forschung zu kriegerischer Gewalt in erster Linie geht, werden oft ›innerstaatliche‹ Kriege genannt. Tatsächlich besteht ihr kleinster gemeinsamer Nenner eher darin, dass sie sich definitiv nicht als ›klassisch‹ zwischenstaatliche Kriege kategorisieren lassen: In ihnen bestimmen nicht nur staatliche Armeen, sondern vor allem auch nichtstaatliche bewaffnete Gruppen und häufig zudem (einzelstaatliche oder

menden Interesse an sozialer Realität unter Bedingungen kriegerischer Gewalt bieten etwa Richards (2005a), Siegelberg/Hensell (2006) und Jennings (2007a).

2 | Für Beispiele Peacebuilding-fokussierter Forschung vgl. etwa Junne/Verkoren (2005), Mac Ginty (2006, 2008), Jarstad/Sisk (2008), Muggah (2009a), Paris/Sisk (2009a), Lambourne (2009), Sedra (2010); Hayner (2011), Richmond (2011).

3 | Vgl. etwa Lederach (1997), Kritz (2004), Daly/Sarkin (2007), Buckley-Zistel (2008), Jarstad (2008), Lambourne (2009).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

multinationale) externe Interventionstruppen das Gewaltgeschehen, und Gewalthandlungen werden zwar oft – aber keinesfalls immer ausschließlich – innerhalb formal bestehender Staatsgrenzen ausgeführt.[4] Solche mehr oder weniger innerstaatlichen Kriege, die häufig auch ›Bürgerkriege‹ und gerade in der englischsprachigen Forschungsliteratur meist ›civil wars‹ genannt werden, machen in der Zeit seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs die bei Weitem häufigste Austragungsform kriegerischer Gewalt aus; und ebenfalls seit dem Ende des zweiten Weltkriegs wurden und werden die mit Abstand meisten Kriege im globalen Süden, also in den ärmsten Ländern und Regionen der Welt geführt (vgl. etwa Chojnacki 2006; Siegelberg/Hensell 2006; Duffield 2007; Kalyvas 2007).

Der Blick in das ›Innere‹ dieser Kriege offenbart ein erhebliches Ausmaß an Dynamik. Um nur einige Beispiele zu nennen: Im Zentrum vergleichend-politikwissenschaftlicher Forschungsinteressen stehen aktuell die Taktiken und Strategien insbesondere nichtstaatlicher bewaffneter Gruppen, die nicht nur von Krieg zu Krieg, sondern über Zeit oft auch innerhalb der sozialen und geographischen Räume variieren, die entlang staatlicher Grenzen meist als ›Schauplätze‹ ein und desselben Krieges betrachtet werden. Während bewaffnete Gruppen zu bestimmten Zeiten und in bestimmten Räumen darauf setzten, gewaltarm mit der Zivilbevölkerung zu interagieren und Zivilistinnen und Zivilisten für sich zu gewinnen, wird kriegerische Gewalt zu anderen Zeiten, in anderen Räumen und/oder von anderen bewaffneten Gruppen direkt gegen die Zivilbevölkerung gerichtet.[5] Zugleich ergeben bedrohte und angegriffene Zivilistinnen und Zivilisten sich in aller Regel nicht in ihr Schicksal, sondern ringen um ihr Überleben und auch darum, ihre Familien und ihr Eigentum zusammenzuhalten und zu schützen. Je nachdem, welche Handlungsoptionen ihnen machbar und erfolgsversprechend erscheinen, schließen sie Schutzbündnisse mit bewaffneten Gruppen, organisieren Selbstverteidigungsmaßnahmen, fliehen, oder sie lassen sich sogar selbst in die nichtstaatlichen bewaffneten Gruppen – oder gegebenenfalls auch in die staatlichen Armeen – rekrutieren, denen sie als Zivilistinnen und Zivilisten sonst schutzlos ausgeliefert wären (vgl. etwa Nordstrom 1997; Muana 1997; Peters/Richards 1998; Utas 2005). In sozial- und kulturanthropologischen Studien, die neben den Gewaltstrategien bewaffneter Gruppen und den unmittelbaren Überlebenskämpfen angegriffener Zivilistinnen und Zivilisten auch das alltägliche Leben im Krieg in den Blick nehmen, wird zudem aufgezeigt, dass auch dieses nicht zum Erliegen kommt.[6] Es wird weiter geliebt, gearbeitet und versucht, das eigene Leben nach eigenen Vorstellungen zu gestalten, wobei kriegerische Gewalt nicht

4 | Für eine Typologie, die Unterschieden in den Akteurs-Konstellationen und räumlichen Ausdehnungen nicht-zwischenstaatlicher Kriege Rechnung trägt, vgl. Chojnacki (2006: 34).

5 | Vgl. etwa Bakonyi/Stuvøy (2006), Kalyvas (2006), Weinstein (2007), Schlichte (2009), Mampilly (2011), Branović/Chojnacki (2011).

6 | Vgl. etwa Nordstrom (1997), Utas (2003, 2005), Finnström (2006a), Lubkemann (2008a), Coulter (2009), McGovern (2011a), Hoffman (2011a).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

immer nur Hemmnisse verursacht, sondern auch neue Gelegenheiten mit sich bringen kann: etwa ökonomische Gelegenheiten, die direkt aus Gewalttaten entstehen können (wie der Handel mit geplünderten Gütern) oder die beispielsweise auch im Zuge internationaler Interventionen entstehen. Internationale Interventionen generieren zahlungskräftige Nachfrage nach ortskundigen Fahrern, Dolmetschern und Hausbediensteten und häufig auch nach privaten Sicherheitskräften und Prostituierten (vgl. etwa Higate 2007; Branch 2008; Menkhaus 2010).

Der Blick in die soziale Realität ›innerstaatlicher‹ Kriege offenbart zudem nicht nur Dynamik, sondern auch Komplexität: So haben unter Bedingungen kriegerischer Gewalt getätigte Seitenwechsel beispielsweise zur Folge, dass ›zentrale Konfliktlinien‹ oft gar nicht treffsicher Auskunft darüber geben können, wer auf der Seite welcher Kriegspartei steht (vgl. Kalyvas 2003; 2006). Beispiele für Seitenwechsel lassen sich in unterschiedlichen Ausmaßen in vielen, wenn nicht sogar in den allermeisten Kriegen finden; sogar auch in solchen, in denen ethnisch definierte Trennlinien, die oft als kaum überwindbar angesehen werden, Seitenwechsel von vornherein auszuschließen scheinen (vgl. Kalyvas 2008). Im ›türkisch-kurdischen‹ Krieg im Südosten der Türkei ist es der türkischen Armee seit den 1980er Jahren beispielsweise gelungen, zehntausende kurdische Dorfbewohner anzuwerben, die vom türkischen Staat bezahlt und ausgerüstet als anti-PKK (*Partiya Karkerên Kurdistan*) Milizen eingesetzt werden (vgl. Marcus 2007: 98, 114ff.; Kalyvas 2008: 1050). Sogar für den Krieg in Bosnien und Herzegowina lassen sich einige Fälle von Seitenwechseln über ethnische Trennlinien hinweg ausmachen. Der wohl bekannteste Fall ist der des bosniakischen Großindustriellen Fikret Abdić, der bosniakische Milizen mobilisiert hat, die dann auf der Seite der serbischen Armee kämpften (vgl. etwa Graham 1998: 206; Pugh 2002: 470; O'Shea 2005: 80ff.). Angesichts der Möglichkeit von Seitenwechseln stehen um Gebiets- und Bevölkerungskontrolle konkurrierende Kriegsparteien – seien es staatliche Armeen, staatliche oder multinationale Interventionstruppen oder nichtstaatliche bewaffnete Gruppen – grundsätzlich vor der Herausforderung, loyale Individuen und Gruppen in der Bevölkerung von Kollaborateurinnen und Kollaborateuren der Gegenseite zu unterscheiden (vgl. Kalyvas 2006: 87ff., 146ff.; Kalyvas/Kocher 2007: 191ff.; Weinstein 2007: 203ff.). Allerdings sind unter Bedingungen kriegerischer Gewalt keinesfalls immer im gleichen Maße Voraussetzungen gegeben, die Seitenwechsel begünstigen– nämlich dass sich zwischen den verschiedenen Kriegsparteien tatsächlich Unterschiede hinsichtlich ihrer ›Angebote‹ an Seitenwechsler ausmachen lassen. Solche ›Angebote‹ können beispielsweise in allgemein besseren Lebensbedingungen und/oder in individuell vielversprechenden politischen und ökonomischen Gelegenheiten bestehen. Sierra Leonerinnen und Sierra Leoner mussten hingegen feststellen, dass sie während des in Sierra Leone meist *rebel war*[7] genannten elfjährigen Krieges

7 | Englische Begriffe, die ich im Text kleingeschrieben kursiv hervorhebe, werden genau so oder zumindest sehr ähnlich auch in der sierra-leonischen Verkehrssprache Krio verwen-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

(1991-2002) von keiner Seite auch nur verlässlichen Schutz erwarten konnten. Stattdessen häuften sich schon bald nach Kriegsbeginn Hinweise darauf, dass die ›gegnerischen Seiten‹ ihre Überfall- und Plünderungsaktionen untereinander sogar absprachen und koordinierten. Und häufig blieb selbst denjenigen, die Überfälle unmittelbar erlebt und erlitten hatten, völlig unklar, von welcher Seite sie eigentlich angegriffen worden waren (vgl. Physicians for Human Rights 2002: 44; Keen 2005: 112ff.).

Solche Dynamik und Komplexität können an den sozialen Beziehungen derjenigen, die sie leben, kaum spurlos vorübergehen. Vielmehr ist fest damit zu rechnen, dass Nachkriegskontexte Neuerungen enthalten, die im Leben und Überleben unter Bedingungen kriegerischer Gewalt prozesshaft – im Zuge von Erfahrungen, mit denen sich Denk- und Handlungsweisen verändern – entstanden sind (vgl. ähnlich Wood 2008: 540; Lubkemann 2008a: 24). Solche Neuerungen können dann grundsätzlich in allen nur denkbaren sozialen Beziehungen auftreten; sie können aus Sicht der Betroffenen und Beteiligten positive oder auch negative Veränderungen beinhalten; und sie können in der Nachkriegszeit mehr oder weniger dauerhaft fortbestehen (vgl. Branch 2008; Lubkeman 2008b). Um sie für systematische Untersuchungen greifbar zu machen, ist es deshalb sinnvoll, von vornherein einen klar umrissenen Analysefokus festzulegen.

Im Fokus der vorliegenden Arbeit stehen *unfriedliche Beziehungen*, in denen die Möglichkeit von Gewalt unmittelbar gelebt wird: in denen Gewalt nach Kriegsende zwar nicht mehr massenhaft ausgeübt und erlitten, aber als Handlungsoption in Erwägung gezogen und/oder als drohende Gefahr erwartet wird.[8] Mich interessiert, wie solche Beziehungen konkret ›aussehen‹, wie sie entstanden sind und wie und weshalb sie im Nachkriegskontext fortbestehen. Auf Basis von empirischem Material, das ich von Januar bis Mai 2009 im Süden von Sierra Leone und dort vor allem in Bo Town gesammelt habe, werden unfriedliche Beziehungen hier deshalb zunächst *empirisch definiert*, indem ihre *Form* – zwischen wem bestehen sie? – und ihr *Inhalt* – worum genau geht es in den Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen? – auf Basis des gesammelten empirischen Materials so präzise wie möglich beschrieben werden. Dieser Definitionsprozess ist dabei zugleich als Konfrontation der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie angelegt, die für Sierra Leone in der Peacebuilding-Praxis und in Peacebuilding-fokussierter Forschung als offensichtlich plausible Vorstellung kriegsgeprägter und friedensförderungsbedürftiger Beziehungen angesehen wird. In der vorliegenden Arbeit wird diese Vorstellung explizit nicht als Offensichtlichkeit behandelt, und empirische Abweichungen von ihr werden im Definitionsprozess bewusst zugelassen.

---

det. Krio ist ein Englisch-orientiertes Kreol mit Einflüssen aus dem Portugiesischen sowie aus zahlreichen westafrikanischen Sprachen (vgl. Richards 1996: 71-72).

8 | Mein Konzept unfriedlicher Beziehungen knüpft an Harald Müllers (2003) Überlegungen zur Charakterisierung von und Unterscheidung zwischen Frieden, Unfrieden und Krieg an; das Konzept wird in Kapitel 3 ausführlich dargestellt und erläutert.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Mit Blick auf die so in konfrontativer Weise empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen wird dann gefragt: Ist es möglich, zwischen ihnen und dem Leben und Überleben unter Bedingungen kriegerischer Gewalt Prozesszusammenhänge herzustellen, die sowohl theoretisch konsistent als auch empirisch plausibel sind? Oder anders formuliert: Lassen sich die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen theoretisch konsistent und empirisch plausibel als Produkte des Lebens und Überlebens unter Bedingungen kriegerischer Gewalt verstehen, die im Nachkriegskontext vom Krieg übrig bleiben, also fortbestehen beziehungsweise aufrechterhalten werden? In der Bearbeitung dieser Frage stütze ich mich neben meinem gesammelten empirischen Material vor allem auf wissenschaftliche Sekundärliteratur zur Vor-, Kriegs-, und Nachkriegszeit in Sierra Leone, aber auch auf die Kriegsautobiographie eines ehemaligen Kindersoldaten und auf interviewbasierte Reports internationaler Nichtregierungsorganisationen (NGOs). Als Ergebnis formuliere ich eine *Prozessvorstellung* des Entstehens und Fortbestehens der empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen: eine zugleich theoriegeleitete und empirisch begründete Narrative, die das Entstehen und Fortbestehen der empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen sowohl theoretisch konsistent als auch empirisch plausibel nachzeichnet. Als theoretische Grundlage für die Prozessvorstellung dient die Sozialtheorie Pierre Bourdieus. Sie bietet eine theoretische Sprache – ein System verbalisierter »Denkwerkzeuge« (Bourdieu/Wacquant 2006: 196) –, in der sich die Konsequenzen prägender Erfahrungen für die Denk- und Handlungsweisen sozialer Akteure besonders gut denken und beschreiben lassen.

Anders als es auf den ersten Blick angebracht erscheinen mag, ist diese Prozessvorstellung, die ganz zum Ende der vorliegenden Arbeit präsentiert wird, dann nicht nur und speziell auf Bo Town bezogen – obwohl die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen, deren Entstehen und Fortbestehen sie nachzeichnet, auf Interviews, Gesprächen und Beobachtungen aus Bo Town basieren. Stattdessen wird die Prozessvorstellung in hypothesenhafter Verallgemeinerung für Sierra Leone formuliert. Dies hat drei Gründe: Erstens bin ich im Zuge der Arbeit an der Prozessvorstellung ungeplant und unerwartet darauf gestoßen, dass sich die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen sowohl theoretisch konsistent als auch empirisch plausibel auf Erfahrungen zurückführen lassen, die – soweit dies sekundärliteraturbasiert nachvollziehbar ist – im Verlauf des Krieges in allen Landesteilen zumindest in ähnlicher Weise erlebt worden sind. Zweitens ist mir bereits im Zuge der Feldforschung aufgegangen, dass irgendeine Art von hypothesenhafter Verallgemeinerung schon logisch notwendig sein würde, da längst nicht alle Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner, die ich 2009 in Bo Town angetroffen habe und deren Wahrnehmungen, Einschätzungen, Handlungsabsichten etc. in die empirische Definition unfriedlicher Beziehungen einfließen, den Krieg überhaupt in Bo Town erlebt hatten. Viele waren erst im Verlauf des *rebel war* oder erst in der Nachkriegszeit (manche sogar erst vor wenigen Monaten) aus verschiedenen Landesteilen nach Bo Town gekom-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

men. Für sie könnte folglich in keiner Weise sinnvoll vermutet werden, dass sie während des Krieges speziell auf Bo Town beschränkte Prozesse des Entstehens unfriedlicher Beziehungen mitgemacht hätten. Und drittens bin ich während der Feldforschung auch in Interviews und Gesprächen mit Neuzugezogenen auf keine Hinweise gestoßen, die nahelegen würden, dass es sich bei den empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen – die in der Tat von der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie abweichen – innerhalb von Sierra Leone um ein auf Bo Town beschränktes Ausnahmephänomen handelt.

Nach diesem groben Gesamtüberblick zeige ich im Folgenden noch einmal präziser die nicht zwangsläufig auf den ersten Blick sichtbare Forschungslücke auf, die in der vorliegenden Arbeit angegangen wird. Der Blick auf sie wird durch vermeintlich offensichtliche Vorstellungen in der Peacebuilding-fokussierten Forschung zu Nachkriegskontexten vielleicht nicht verstellt, aber doch zumindest erschwert. Im Anschluss daran erläutere ich den erkenntnistheoretischen Status der Prozessvorstellung und gebe einen Ausblick auf den wissenschaftlichen Mehrwehrt, den sie im Ergebnis liefert.

1.1 Die fragwürdige Treffsicherheit vermeintlich offensichtlicher Vorstellungen

Fragen dazu, zwischen wem Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen bestehen und worum es in ihnen inhaltlich geht, werden in der Forschung zu Nachkriegskontexten üblicherweise gar nicht erst gestellt. Dass sie nicht gestellt werden und dass der Umstand, dass sie nicht gestellt werden, zudem nicht als hoch problematisch angesehen und intensiv diskutiert wird, lässt sich zum einen darauf zurückführen, dass die Forschung zu Nachkriegskontexten zu weiten Teilen von vornherein auf Peacebuilding fokussiert ist: auf die Maßnahmen, die von Akteuren der sogenannten ›internationalen Gemeinschaft‹[9] überwiegend

9 | Die Bezeichnung ›internationale Gemeinschaft‹ wird meist in Bezug auf ein westlich dominiertes Akteurs-Konglomerat gebraucht. Dieses beinhaltet erstens die zentralen Peacebuilding- und Entwicklungshilfe-Geberstaaten, vor allem die USA, Kanada, Japan, die nordischen Länder, Großbritannien, Australien, die Niederlande, Deutschland und Frankreich; zweitens multilaterale Geber und internationale Organisationen, etwa die *United Nations,* die *Weltbank,* die *Europäische Union* und die *Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa*; und drittens internationale NGOs, die in den zentralen Geberstaaten registriert und mit ihren Hauptquartieren in zentralen Geberstaaten ansässig sind, etwa *Amnesty International*, *Médecins sans Frontièrs* und *Human Rights Watch*. Im Kontext ›humanitärer‹ militärischer Interventionen bezieht sich die Bezeichnung ›internationale Gemeinschaft‹ zudem oft auf den UN-Sicherheitsrat und seine ständigen Mitglieder; oder auf die Staaten, Staatenbündnisse oder Staatenallianzen, die solche Interventionen mit oder ohne Legitimation durch den UN-Sicherheitsrat durchführen.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

nach dem formalen Abschluss international vermittelter Friedensabkommen und oft unter offizieller Federführung der *United Nations* (UN) umgesetzt und mit dem Anspruch gerechtfertigt werden, dass sie einen Rückfall in kriegerische Gewalt verhindern und Frieden fördern sollen (vgl. UN Secretary General 1992: Absatz 21; Call/Cousens 2008: 2-4). ›Frieden‹ wird in Peacebuilding-fokussierter Forschung zwar kaum je explizit definiert, dafür aber meist als ein Zustand verstanden, der nur entstehen kann, wenn die als notwendig erachteten Voraussetzungen über entsprechende Peacebuilding-Maßnahmen geschaffen werden: wenn staatliche Gewaltmonopole und Verwaltungskapazitäten wiederhergestellt und zugleich in friedensfördernder Weise reformiert werden (vgl. etwa Paris/Sisk 2009a; Sedra 2010); wenn demokratische Institutionen geschaffen werden, die einen gewaltlosen Konfliktaustrag zwischen verfeindeten Bevölkerungsgruppen beziehungsweise zwischen deren gewählten Vertretern ermöglichen (vgl. etwa Hartzell/Hoddie 2003; Jarstad/Sisk 2008); wenn Entwaffnungs-, Demobilisierungs- und Reintegrationsprogramme (Disarmament, Demobilization and Reintegration [DDR]) durchgeführt werden, die sicherstellen sollen, dass bewaffnete Gruppen aufgelöst und ihre Angehörigen in die Zivilbevölkerung wiedereingegliedert werden (vgl. etwa Salomons 2005; Muggah 2009a); wenn Kriegsverbrecher zur Verantwortung gezogen werden und ein gewaltloser und im Idealfall Versöhnung und sozio-psychologische Heilung fördernder Umgang mit der gewaltsamen Vergangenheit ermöglicht wird (vgl. etwa Lambourne 2009; Hayner 2011); und schließlich, wenn Armut bekämpft wird und ökonomische Chancen und Perspektiven für Exkombattanten geschaffen werden, die geeignet sind, sie von neuer Gewalttätigkeit abzuhalten (vgl. etwa Spear 2006; Brainard/Chollet/LaFleur 2007). Angesichts dieser Masse an Aufgaben, deren Bewältigung es zu planen und schließlich auf ihren Erfolg hin zu untersuchen gilt, wird Peacebuilding-Maßnahmen sehr viel mehr Aufmerksamkeit geschenkt als den sozialen Beziehungen, zu deren Befriedung sie beitragen sollen. Dies ist ganz überwiegend auch in den zahlreichen Arbeiten der Fall, in denen Kritik an der Peacebuilding-Praxis geübt wird.[10] Solche Kritik ist längst eher die Regel als die Ausnahme. Die Auffassung, dass Peacebuilding-Maßnahmen in ihren Ergebnissen hinter den in sie gesetzten Erwartungen zurückbleiben, ist ebenso weitgehend konsensfähig wie die Schlussfolgerung, dass deshalb Reformen notwendig sind, die die Wirksamkeit von Peacebuilding verbessern.[11] Diese reformorientierte Schlussfolgerung führt dazu, dass Peacebuilding-Maßnahmen weiterhin im Zentrum des Interesses bleiben. Dies ist paradoxerweise selbst dann der Fall, wenn diagnostiziert wird, dass Wirkungsoptimierungen nur zu erreichen wären, wenn Peacebuilding-Maßnahmen ›kontextsensibel‹ auf Nachkriegskontexte zugeschnit-

10 | Vgl. etwa Paris (2004), Barnett (2006). Mac Ginty (2006, 2008), Paris/Sisk (2009a), Richmond (2004, 2011).

11 | Einen Überblick sowie Analysen und Diskussionen der aktuellen Kritikstränge liefert der Sammelband von Campbell, Chandler und Sabaratnam (2011).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ten würden und/oder wenn lokale Mitsprache oder sogar lokale Mitgestaltung im Peacebuilding ermöglicht würde (vgl. etwa Mac Ginty 2006; 2008; Paris/Sisk 2009a; Richmond 2011).[12] Noch dazu ist die reformorientierte Schlussfolgerung, die Peacebuilding-Maßnahmen kontinuierlich in den Fokus rückt, durch permanenten moralischen Druck untermauert. Dieser Duck wird besonders eindringlich in einem 2010er Artikel des einflussreichen Peacebuilding-Forschers Roland Paris ausbuchstabiert. Darin erklärt Paris, eine vertretbare Alternative zur wissensbasierten Verbesserung von Peacebuilding gebe es nicht: »[S]uch missions, in spite of their many flaws, have done more good than harm« (Paris 2010: 338) – eine Aussage, die sich in ihrer Pauschalität mit sozialwissenschaftlichen Methoden weder aussagekräftig belegen noch falsifizieren lässt. Nichtsdestotrotz schlussfolgert Paris, jede Abkehr vom »existierenden Peacebuilding-Projekt« sei grob fahrlässig und habe absehbar schreckliches Leid zur Folge, »because the failure of the existing peacebuilding project would be tantamount to abandoning tens of millions of people to lawlessness, predation, disease and fear.« (Paris 2010: 338) Entsprechend müsse es verantwortungsbewussten Forscherinnen und Forschern in erster Linie um eine stetige Verbesserung von Peacebuilding gehen (vgl. Paris 2010: 362-363).

Zum anderen wird auch deshalb gar nicht erst danach gefragt, zwischen wem in Nachkriegskontexten Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen bestehen und worum es in ihnen inhaltlich geht, weil die Antworten auf diese Fragen längst offensichtlich erscheinen. Nach Kriegen, für die sich ausmachen lässt, dass Gewalt in ihnen – mehr oder weniger eindeutig – entlang von Konfliktlinien zwischen politisch, ethnisch und/oder religiös definierten Kriegsparteien ausgeübt und erlitten worden ist, wird davon ausgegangen, dass Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen entlang eben dieser ›zentralen Konfliktlinien‹ bestehen. Es heißt dann, dass ›zentrale Konfliktlinien‹ oft noch aus der Vorkriegszeit stammen, durch die Erfahrung kriegerischer Gewalt vertieft worden sind und in Nachkriegskontexten in radikalisierter Form fortbestehen: »Gegen Ende eines Krieges ist eine Gesellschaft oft noch stärker gespalten als zu dessen Beginn.« (Buckley-Zistel 2008: 8-9) Die Zusammenhänge lassen sich dann beispielsweise folgendermaßen darstellen: »Owing to psychological trauma of violence and fear of re-

12 | Hiervon ausgenommen ist eine noch junge Forschungsrichtung, in der untersucht wird, was unter Bedingungen von Peacebuilding eigentlich in »Interventionsgesellschaften« passiert (Bonacker u.a. 2010). Als zentrale Prämisse wird dabei angesehen, dass die über internationale Maßnahmen »intervenierten Menschen« (Daxner 2010: 75) den Verlauf und die als mehr oder weniger erfolgreich beurteilten Ergebnisse von Peacebuilding stets mindestens in demselben Maße mitbestimmen wie die intervenierenden Akteure –unabhängig davon, welche Mitspracherechte und Gestaltungsmöglichkeiten lokalen Akteuren formal eingeräumt werden oder auch nicht: »Dieses Zusammenwirken ist mehr oder weniger friedlich, mehr oder weniger kommunikativ, aber komplex und konfliktintensiv ist es in jedem Fall« (vgl. Daxner u.a. 2010: 11).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

newed violence, mass mobilization along extremist lines remains.« (Jarstad 2008: 31) Vor allem nach Kriegen, in denen Armeen und/oder nichtstaatliche bewaffnete Gruppen Gewalt direkt gegen die Zivilbevölkerung gerichtet haben, wird zudem erwartet, dass zwischen Gewalttätern und Gewaltopfern »tiefe Narben« (Kritz 2004: 16) verlaufen, entlang derer Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen bestehen: »These wide-scale violations of the rules of international humanitarian law [...] leave deep scars and resentments that need to be addressed in the construction of a society less vulnerable to future violent strife.« (Kritz 2004: 16) Solche »Narben« können deckungsgleich mit politisch, ethnisch und/oder religiös definierten ›zentralen Konfliktlinien‹ sein – oder auch nicht. Wenn letzteres der Fall ist, wird die ›Täter und Opfer‹-Trennlinie üblicherweise zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung gezogen. Dabei wird zuweilen sogar eingeräumt, dass es oft kaum möglich ist, eine halbwegs eindeutige Aufteilung vorzunehmen. Besonders deutlich wird dies am Beispiel von Kindern, die unter Bedingungen kriegerischer Gewalt zunächst zwangsrekrutiert worden waren und dann selbst Gewalttaten verübt haben. Sie lassen sich ohne Zweifel sowohl als Täter als auch als Opfer verstehen. Ob und inwiefern solche Uneindeutigkeit die sozialen Beziehungen prägt, auf die nach Kriegsende friedensfördernd eingewirkt werden soll, wird jedoch nicht weiter untersucht. Stattdessen wird beispielsweise die Frage diskutiert, wie mit Tätern, die zugleich Opfer sind, in Prozessen juristischer und sozialer Aufarbeitung der gewaltsamen Vergangenheit umzugehen ist (vgl. etwa Kritz 2004: 23-24; Baines 2009: 164, 181ff.).

Insgesamt kommen die Dynamik und Komplexität des Lebens und Überlebens unter Bedingungen kriegerischer Gewalt in Vorstellungen von ›zentralen Konfliktlinien‹ und von ›Tätern und Opfern‹ allenfalls als Hintergrundrauschen (»noise«, Kalyvas 2003: 475) vor, welches zugunsten der Herstellung von Eindeutigkeit jedoch gleich wieder ausgeblendet wird. Die Ausblendung wird dadurch erleichtert, dass diese Vorstellungen im Großen und Ganzen auch tatsächlich gut auf die Verhältnisse zu passen scheinen, die in Nachkriegskontexten vorgefunden werden. Allerdings: Tatsächlich werden diese Verhältnisse sowohl von Forscherinnen und Forschern als auch von Peacebuilding-Praktikerinnen und -Praktikern mitnichten einfach nur ›vorgefunden‹. Vielmehr werden sie stets bereits durch vordefinierte ›zentrale Konfliktlinien‹ und/oder durch ›Täter und Opfer‹-Perspektiven gefiltert wahrgenommen. Dass Vorstellungen von ›zentralen Konfliktlinien‹ und ›Tätern und Opfern‹ auf die Verhältnisse in Nachkriegskontexten zu passen scheinen, ist somit keinesfalls zwangsläufig ein Indikator für ihre Aussagekraft und Treffsicherheit.

Die verfügbaren Einsichten in die Dynamik und Komplexität des Lebens und Überlebens unter Bedingungen kriegerischer Gewalt legen vielmehr Zweifel daran nahe, dass Vorstellungen von ›zentralen Konfliktlinien‹ und ›Tätern und Opfern‹ geeignet sind, die Form (zwischen wem?) und den Inhalt (worum geht es?) unfriedlicher Beziehungen in Nachkriegskontexten treffsicher und aussagekräftig zu beschreiben. Beide Vorstellungen sind von vornherein darauf angelegt,

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Uneindeutigkeit so weit wie möglich einzuebnen. Dabei scheint gerade Uneindeutigkeit, die beispielsweise durch Zwangsrekrutierungen, in Seitenwechseln und/oder im Zuge von Kooperation zwischen vermeintlich gegnerischen Seiten entsteht, eine zentrale Charakteristik sozialer Realität unter Bedingungen kriegerischer Gewalt auszumachen: »[T]he widely observed ambiguity is fundamental rather than incidental to civil wars, a matter of structure rather than noise.« (Kalyvas 2003: 475) Folglich ist damit zu rechnen, dass unbedingt nach Eindeutigkeit strebende gedankliche Aufteilungen im schlechtesten Fall zu irreführenden Vorstellungen darüber führen, zwischen wem nach kriegerischer Gewalt Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen bestehen und worum es in ihnen inhaltlich geht. Die unfriedlichen Beziehungen, die in dieser Arbeit empirisch definiert werden und für die dann eine Prozessvorstellung ihres Entstehens und Fortbestehens formuliert wird, machen dies beispielhaft deutlich. Sie weichen von der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie ab, die für Sierra Leone (und für andere ›ähnliche‹ Nachkriegskontexte, siehe 2.1.1) üblicherweise für plausibel gehalten wird.

1.2 Ausblick: eine Alternative unter schwierigen Erkenntnisbedingungen

Es ist durchaus denkbar, dass eine Prozessvorstellung, die das Entstehen und Fortbestehen empirisch definierter unfriedlicher Beziehungen theoretisch konsistent und empirisch plausibel nachzeichnet, eine exakte Nachbildung der Prozesse liefern kann, die in sozialer Realität tatsächlich abgelaufen sind und weiter ablaufen. Allerdings lässt sich eine solche Korrespondenz zwischen Realität und Prozessvorstellung weder im Zuge ihrer Formulierung zweifelsfrei sicherstellen, noch kann sie im Nachhinein bewiesen werden. Für die Prozessvorstellung, die hier ganz zum Ende der vorliegenden Arbeit formuliert wird, erhebe ich deshalb ›nur‹ den Geltungsanspruch, dass sowohl ihre theoretische Konsistenz als auch ihre empirische Plausibilität zustimmungsfähig sind, also sorgfältigen Prüfungen standhalten können. Der Bezugsrahmen dieses Geltungsanspruchs ist eine Wahrheit, die erst im wissenschaftlichen Diskurs entsteht und die sich notgedrungen mit einer ›guten‹, nämlich theoretisch konsistenten und empirisch plausiblen Annäherung zufrieden geben muss (vgl. Friedrichs/Kratochwil 2009: 705-796). Die Erkenntnisbedingungen, unter denen eine Prozessvorstellung des Entstehens und Fortbestehens unfriedlicher Beziehungen überhaupt nur formuliert werden kann, lassen höhere Wahrheitsansprüche gar nicht zu: Zum einen kann das Leben und Überleben unter Bedingungen kriegerischer Gewalt nun einmal nicht ›zurückgespult‹ werden. Es steht also nicht unmittelbar als Anschauungsmaterial zur Verfügung, das sich idealerweise zudem komprimiert und im Zeitraffer ansehen lassen müsste, um Entstehungsprozesse über Raum und Zeit und zugleich im Rahmen eines zeitlich begrenzten Forschungsvorha-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

bens nachvollziehbar zu machen. Stattdessen (quasi ersatzweise) greife ich für die Rekonstruktion prozesshafter Abläufe auf Studien zurück, die Beschreibungen des Lebens und Überlebens unter Bedingungen kriegerischer Gewalt und zudem empirische Einsichten zur Vor- und unmittelbaren Nachkriegszeit liefern. Solche Studien sind stets vor dem Hintergrund spezieller Erkenntnisinteressen verfasst (die nicht immer perfekt mit meinem Interesse am Entstehen und Fortbestehen unfriedlicher Beziehungen harmonieren) und somit zwangsläufig selektiv. Es muss also damit gerechnet werden, dass sie, wenn sie für die Rekonstruktion prozesshafter Abläufe herangezogen werden, Raum für Irrtümer und Versäumnisse lassen. Zum anderen wären aber auch dann noch längst nicht alle Erkenntnisschwierigkeiten überwunden, wenn es tatsächlich möglich wäre, soziale Realität zurückzuspulen und zu Auswertungszwecken erneut ablaufen zu lassen. Selbst anhand von zurückspulbarem Material könnte nämlich immer noch nicht in das Innere der sozialen Akteure hineingesehen werden, die unfriedliche Beziehungen eingehen und sie gegebenenfalls (absichtlich oder auch nicht) aufrechterhalten. In letzter Konsequenz »[ist] Vergesellschaftung ein psychisches Phänomen« (Simmel [1908]1992: 35) oder zumindest eines, dessen prozesshafte Abläufe ›von außen‹ nicht unmittelbar beobachtbar sind. Um sich überhaupt ein Bild von ihnen zu machen, muss deshalb mit Vorstellungen von diesen Abläufen gearbeitet werden, die im Forschungsprozess dann für mehr oder weniger empirisch plausibel befunden, aber nie schlussendlich bewiesen werden können. Solche Vorstellungen beziehe ich hier aus der bourdieuschen Sozialtheorie.

Trotz dieser schwierigen Erkenntnisbedingungen wird hier mit der Formulierung der Prozessvorstellung ein wissenschaftlicher Mehrwert produziert, der noch über die Einsichten hinausgeht, die allein schon mit der empirischen Definition unfriedlicher Beziehungen gewonnen werden: Die unfriedlichen Beziehungen, die ich hier auf Basis des gesammelten empirischen Materials definieren werde, weichen in Form und Inhalt von der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie ab. Sie zeigen so schon für sich genommen auf, dass es sich lohnt, bestehende Vorstellungen über Nachkriegskontexte auf den Prüfstand zu stellen – auch wenn oder gerade weil sie offensichtlich plausibel erscheinen. Anhand der Zusammenhänge, die dann zwischen dem Leben und Überleben unter Bedingungen kriegerischer Gewalt und dem Entstehen und Fortbestehen der empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen hergestellt werden, liefert die Prozessvorstellung darüber hinaus eine theoretisch konsistente und empirisch plausible Narrative dazu, wie die Abweichungen vom vermeintlich Offensichtlichen zustande kommen. Diese Narrative wird ganz zum Abschluss der vorliegenden Arbeit zu einer allgemeineren Erwartung unfriedlicher Beziehungen verdichtet, die eine Alternative zur Vorstellung von Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung liefert. Diese Alternative ist dann wenigstens an einem empirischen Beispiel – nämlich auf Basis von empirischem Material aus Bo Town und Sekundärliteratur zur Vor-, Kriegs- und Nachkriegszeit in Sierra Leone – ausführlich begründet; und darüber

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

hinaus lässt sie im Leben und Überleben unter Bedingungen kriegerischer Gewalt folgenreich entstehende Uneindeutigkeit nicht nur zu, sondern macht sie sogar zu ihrem zentralen Ausgangspunkt.

Um zunächst jedoch überhaupt zu der empirischen Definition unfriedlicher Beziehungen und schließlich zu der auf sie ausgerichteten Prozessvorstellung zu gelangen, wurde im Forschungsprozess ein *konfrontativer Ansatz* verfolgt. Darin habe ich nach Gelegenheiten gesucht, die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie gedanklich abzuschütteln und zugleich Vorkehrungen getroffen, die mich dazu anhielten, neue Einsichten stets in Abgrenzung zu bestehenden Vorstellungen darzulegen und nachvollziehbar zu machen. Wie genau dieser konfrontative Ansatz aussieht und wie ich ihn umgesetzt habe, wird in Kapitel 2 nun ausführlich geschildert.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

2. Ein konfrontativer Forschungsansatz

Um vermeintlich offensichtliche Vorstellungen wie die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie zu konfrontieren – um also mit etwas Glück ›hinter‹ oder auch ›zwischen‹ sie blicken und gegebenenfalls Alternativen entdecken zu können – ist es notwendig, vom vermeintlich Offensichtlichen abweichende Einsichten und Erfahrungen *aktiv zuzulassen*. Der Soziologe Jo Reichertz vergleicht eine solche Vorgehensweise mit Bemühungen darum, vom (Erkenntnis-)Blitz getroffen zu werden. Der Blitzschlag lässt sich zwar nie erzwingen, aber die Wahrscheinlichkeit eines Treffers kann durch bestimmte Verhaltensweisen enorm gesteigert werden:

»Denn auch der ›*Blitz*‹ kommt nicht völlig unerwartet. […] Man kann im Gewitter entgegen dem Reim der Volksweisheit die Eichen suchen und vor den Buchen weichen oder gar die Spitze des Kirchturms aufsuchen. Durch keine dieser Maßnahmen kann ganz *sichergestellt* werden, dass der Blitz kommt und trifft, aber die *Möglichkeit* ist doch sehr viel größer als bei jemandem, der nur die strahlende Sonne liebt, sich bei Gewitter stets im Keller aufhält und, falls er doch einmal in das Unwetter muss, die Nähe von Blitzableitern sucht. Kurz: sollte Erkenntnis tatsächlich etwas mit Zufällen zu tun haben, dann kann man dem Zufall eine Chance geben oder sie ihm verweigern.« (Reichertz 2003: 79-80; Hervorhebungen im Original)

Im Forschungsprozess habe ich mich grob an diesen Empfehlungen zur Blitzschlagsuche orientiert und, um im Bild zu bleiben, mein Bestes getan, nicht im Keller zu hocken. Die besondere Herausforderung bestand allerdings noch dazu darin, abweichende Einsichten und Erfahrungen dann auch tatsächlich als solche zu erkennen und nicht im entscheidenden Moment gewohnheitsmäßig an der Vorstellung von Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung festzuhalten. Trotz der einleitend dargestellten Zweifel an ihrer Aussagekraft und Treffsicherheit war ich durch jahrelanges Studieren der Peacebuilding-Literatur nämlich auch selbst ein gutes Stück weit daran gewöhnt (und bin nach wie vor nicht ganz davon befreit), in Kategorien von ›zentralen Konfliktlinien‹, von ›Tätern und Opfern‹ oder eben entlang der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie zu denken. Im Forschungsprozess ging es also keinesfalls nur darum, eine längst ausgefeilte Kritik an lösungsverstrickten und nur vermeintlich

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

offensichtlichen Vorstellungen nur noch zu illustrieren; stattdessen musste ich auf Konfrontationskurs zu den eigenen Denk- und Vorstellungsgrenzen gehen.

In diesem Kapitel schildere und begründe ich meine Vorgehensweise im konfrontativen Forschungsprozess und zeige parallel dazu und darin eingebettet die Intuitionen und Annahmen auf, die der Vorstellung von Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung ihre eindeutig aufteilende Form und – vor allem auch dank dieser Eindeutigkeit – ihre intuitive Plausibilität verleihen; die also gewissermaßen das Geheimnis ihres Erfolgs ausmachen. In einem ersten Schritt wird erläutert, welche Kriterien ich für die Fallauswahl angelegt habe und wie ich entlang dieser sehr breit angelegten Kriterien (grundsätzlich wäre nämlich jeder ›echte‹ Nachkriegskontext für die Untersuchung geeignet gewesen, siehe 2.1) zur Auswahl von Sierra Leone gelangt bin. Als nächstes gehe ich ausführlich auf die intuitiven und annahmebasierten Grundlagen der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie ein, deren Plausibilität und gleichzeitige Schwachstellen ich dabei beispielhaft mit Blick auf Sierra Leone aufzeige. Im Anschluss daran komme ich zum zweiten Teil der Fallauswahl, der mich nach Bo Town geführt hat: Nachdem Sierra Leone als quasi ›übergeordneter‹ Fall für die Untersuchung ausgewählt war, habe ich innerhalb von Sierra Leone noch eine weitere Fallauswahl getroffen, um die geographische Reichweite der Feldforschung so von vornherein zu beschränken. Statt zu versuchen, Sierra Leone in wenigen Monaten möglichst weiträumig ›abzudecken‹, erschien es sinnvoller, möglichst lange an einem Ort zu bleiben, um nicht nur Interviews führen, sondern auch dauerhaftere Kontakte knüpfen und so zumindest ein Stück weit am alltäglichen Leben meiner Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner teilnehmen zu können. Über solche Teilnahme sollten möglichst vielfältige Gelegenheiten für ein Aufmerksamwerden auf von der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie abweichende Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen zugelassen werden. Oder anders formuliert: Dem Blitz sollten möglichst vielfältige Gelegenheiten zum Einschlag geboten werden. Als Ausschnitt für die Feldforschung habe ich den Bo Distrikt im Süden von Sierra Leone ausgewählt, wobei ich dann letztlich den Großteil der Zeit in Bo Town verbracht habe; wie diese Auswahl getroffen wurde und wie es zu dem Fokus auf Bo Town kam, erläutere ich weiter unten dann ausführlich (siehe 2.2). Im Anschluss daran wird die Vorgehensweise bei der Planung und Durchführung der Feldforschung geschildert und begründet, bevor ich dann zu einem chronologischen Gesamtüberblick über die einzelnen Teilarbeitsschritte des Forschungsprozesses komme, von denen jeder einzelne darauf ausgerichtet war, zur Beantwortung mindestens einer der beiden zentralen Fragen der vorliegenden Arbeit beizutragen: Was für unfriedliche Beziehungen – zwischen wem? worum geht es? – lassen sich auf Basis des gesammelten empirischen Materials und in konfrontativem Abgleich mit der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie empirisch definieren? Und: Können diese empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen theoretisch konsistent und empirisch plausibel als Produkte des Lebens und Überlebens unter Bedingungen kriegerischer Gewalt verstanden werden, die vom Krieg übrig bleiben?

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Im Rahmen des Überblicks über die einzelnen Teilarbeitsschritte gehe ich dann auch auf meine Theorieauswahl ein, die sich erst aus der speziellen Funktion erschließt, welche die Sozialtheorie Pierre Bourdieus im Forschungsprozess erfüllen sollte – und glücklicherweise auch erfüllen konnte. Zum Abschluss dieses Kapitels gebe ich dann einen kurzen Ausblick auf den inhaltlichen Aufbau der Arbeit, also darauf, welche Inhalte in welchen nachfolgenden Kapiteln zu erwarten sind.

Bevor ich als nächstes mit den Erläuterungen zum ersten Teil der Fallauswahl starte, ist noch ein kurzer Hinweis zu den verschiedenen und zugleich oft auch ineinandergreifenden Perspektiven nötig, aus denen Darstellungen und Begründungen meiner Vorgehensweise und Darstellungen zu den Grundlagen der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie hier jeweils verfasst sind: In den Darstellungen und Begründungen meiner Vorgehensweise habe ich darauf geachtet, die ursprünglichen Absichten, die ich bei der Planung einzelner Teilarbeitsschritte je im Sinn gehabt hatte, möglichst ›originalgetreu‹ – wenn auch präzisiert und um Umsetzungserfahrungen ergänzt – wiederzugeben. Dies ist mir nicht schwer gefallen, da ich insgesamt recht konsequent der Vorgehensweise gefolgt bin, die ich schon ganz zu Beginn des Forschungsprozesses in Exposés (zur Bewerbung um Promotionsstipendien) formuliert und begründet hatte. Für meine Darstellungen der intuitiven und annahmebasierten Grundlagen der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie sieht es etwas anders aus: Obwohl ich mir von Anfang an ›irgendwie‹ über die Existenz dieser intuitiven und annahmebasierten Grundlagen bewusst war, habe ich sie erst spät im Forschungsprozess systematisch ausformulieren können. Bei ihrer Darstellung und bei Darstellungen dazu, wie ich im Forschungsprozess mit ihnen umgegangen bin, handelt es sich somit eher um rückblickende Aufbereitungen meiner eigenen Gedanken, in denen ich diese bewusst ›verbessert‹ – nämlich systematischer und expliziter als sie es tatsächlich waren – schildere. Ich habe solche Verbesserungen nicht vorgenommen, um mich selbst in möglichst schlaues Licht zu rücken, sondern um die Lesbarkeit und Verständlichkeit meiner Darstellungen zu gewährleisten. Zwar wäre es im Sinne größtmöglicher Transparenz ideal, den Forschungsprozess samt allen Vagheiten und Wirrungen abzubilden. In mehreren Versuchen, möglichst nah an dieses Ideal heranzuschreiben, habe ich es jedoch schlicht nicht fertiggebracht, zugleich einen halbwegs sichtbaren roten Faden beizubehalten, der nachvollziehbar und verständlich zu den erarbeiteten Forschungsergebnissen hinführen würde. Ich habe mich hier deshalb letztlich für einen Kompromiss entschieden, in dem Leserinnen und Lesern dann doch einiges an Vagheiten und Wirrungen erspart bleibt.

2.1 Sierra Leone und die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie: ein typischer Fall

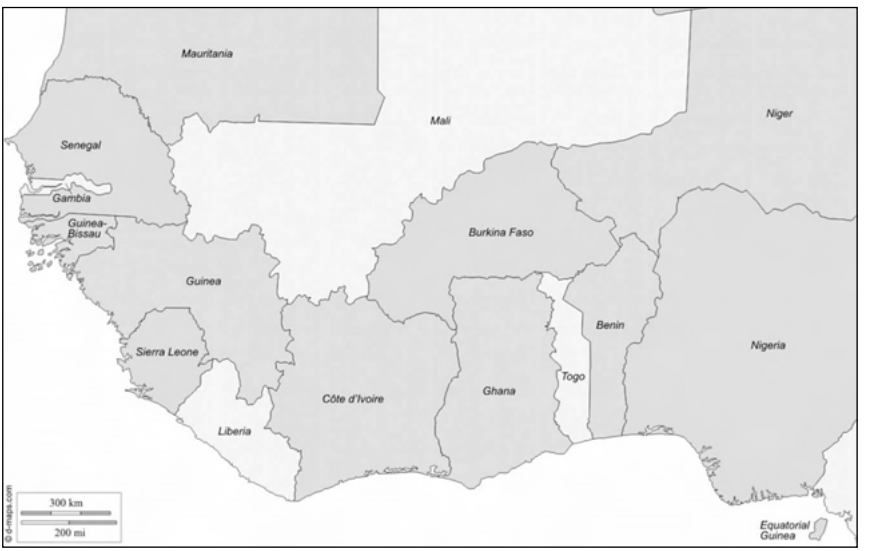
Die aus meinen Praktikumserfahrungen in Mostar entstandene Ausgangsidee zu einer nicht von vornherein lösungsfixierten, sondern konfrontativ angelegten

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Analyse unfriedlicher Beziehungen nach kriegerischer Gewalt gab keine strengen Fallauswahlkriterien vor. Vielmehr wäre jeder ›echte‹ Nachkriegskontext für eine solche Untersuchung geeignet gewesen. Ich habe mich bei der Fallauswahl deshalb lediglich an zwei Ausschlusskriterien orientiert, von denen das erste einen speziell für mich besonders schwierigen Nachkriegskontext aussortiert hat, während das zweite mich dazu anhielt, unbedingt darauf zu achten, tatsächlich einen ›echten‹ Nachkriegskontext auszuwählen.

Das erste Ausschlusskriterium bestand darin, dass für mich von vornherein feststand, dass ich für die vorliegende Arbeit nicht erneut in und zu Bosnien und Herzegowina forschen wollte, mit dessen Kriegs- und Peacebuilding-Geschichte ich mich bereits lange und intensiv beschäftigt hatte. Auf der einen Seite wäre es zwar zeitökonomisch naheliegend gewesen, bei Bosnien und Herzegowina zu bleiben; schließlich kannte ich mich mit dem Fall bereits aus. Auf der anderen und gewichtigeren Seite sprach aber gerade diese Vertrautheit gegen Bosnien und Herzegowina. Ich erwartete, dass es mir an einem unvertrauten und für mich ›frischen‹ Fall leichter fallen würde, vermeintlich offensichtliche Vorstellungen zu konfrontieren, die sich dann vielleicht noch nicht ganz und gar durchdringend in meine Gedankengänge eingeprägt haben würden. In und für Bosnien und Herzegowina hätte ich die Vorstellung ethnisch definierter und nach Kriegsende vertieft fortbestehender ›zentraler Konfliktlinien‹ konfrontieren müssen – und beim bloßen Gedanken daran verließ mich jede Konfrontationsenergie. Stattdessen zog es mich in meinen Fallauswahlüberlegungen von vornherein nach Westafrika, vor allem nach Sierra Leone und Liberia; beide assoziierte ich mit der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie, deren Konfrontation ich mir eher zutraute.

Abbildung 1: Sierra Leone im regionalen Kontext



https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Das zweite Ausschlusskriterium bestand darin, dass für die Untersuchung nur ›echte‹ Nachkriegskontexte in Frage kamen. Denn wo trotz formal geschlossener Friedensabkommen weiterhin kriegerische Gewalt herrscht, würde es ganz und gar keinen Sinn machen, empirisches Material für die Definition unfriedlicher Beziehungen zu sammeln, um dann zu untersuchen, ob diese sich als *vom Krieg übrigbleibende* Produkte des Lebens und Überlebens unter Bedingungen kriegerischer Gewalt verstehen lassen. Dieses zweite Kriterium schloss auch solche Kontexte aus, in denen »Nachkriegsgewalt« (Zinecker 2006) von kriegerischen Ausmaßen herrscht, die nur nicht mehr kriegerisch, sondern kriminell genannt wird (vgl. etwa Kynoch 2005; Zinecker 2006; Muggah/Krause 2009). Solche »Nachkriegsgewalt« prägt das Leben der Betroffenen und Beteiligten vermutlich meist nicht weniger, wenn auch womöglich noch anders, als dies zu Zeiten der Fall war, die für den jeweiligen Kontext noch Krieg genannt wurden. Heidrun Zinecker (2006) schreibt mit Blick auf Guatemala beispielsweise:

»Anders als im Krieg [offiziell bis 1996, Anm. A.M.], wo es, um nicht mit Gewalt konfrontiert zu werden, hilfreich war, keine Konfliktzonen zu betreten und sich nicht politisch zu positionieren, hilft in Guatemala heute selbst solcherart Vorsicht kaum. Gewalt hat in Guatemala weder Ort noch Zeit – sie ereilt ihre Opfer nachts, aber auch tags, in der Hauptstadt wie in der Provinz, in den Armenvierteln und vor den noblen Hotels.« (Zinecker 2006: 1)

Ich habe bei der Fallauswahl also überhaupt nur solche Kontexte in Erwägung gezogen, für die bereits mit Beginn der Planung und Vorbereitung der Feldforschung ab Anfang 2008 in den je auf sie spezialisierten Forschungszirkeln uneingeschränkt die Auffassung bestand, dass in ihnen weder immer noch kriegerische Gewalt noch kriminelle »Nachkriegsgewalt« von kriegerischen Ausmaßen herrschte. Dies traf keinesfalls nur, aber eben auch auf Sierra Leone und Liberia zu – auf die beiden Nachkriegskontexte, die mich ohnehin von vornherein interessiert hatten. Den Ausschlag für Sierra Leone gab dann, dass das Land Anfang 2008 als noch deutlich stabiler als Liberia galt, so dass ich mit Sierra Leone ein noch vergleichsweise höheres Maß an (gefühlter) Planungssicherheit für die Feldforschung hatte. Letztlich haben beide Länder auch seit meiner Feldforschung im Frühjahr 2009 keinen ›Rückfall‹ in kriegerische Gewalt erlebt.

Während ich dies schreibe, liegt das offizielle Kriegsende in Sierra Leone, das in etwa auch das tatsächliche Ende kriegerischer Gewalt in allen Landesteilen markiert, bereits gut elf Jahre zurück. Das Kriegsende wurde am 18. Januar 2002 von dem damaligen sierra-leonischen Präsident Ahmad Tejan Kabbah erklärt, dessen Regierung 1996 unter Bedingungen kriegerischer Gewalt gewählt worden war (vgl. Kandeh 1998). Die *war don don* Erklärung (auf Krio: der Krieg ist vorbei) des Präsidenten folgte unmittelbar auf den offiziellen Abschluss der Entwaffnungs- und Demobilisierungskomponenten des DDR-Programms für Sierra Leone, die in den Jahren 2000 und 2001 im Rahmen der bis dahin größten militärischen Interventionsmission in der Geschichte der UN durchgeführt worden wa-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ren (vgl. Keen 2005: 287; Gberie 2005: 164ff.). Die letzten UN-Peacekeeping-Truppen haben Sierra Leone dann bereits Ende 2005 wieder verlassen, ohne dass dies neue kriegerische Gewalt nach sich gezogen hätte. Seit Kriegsende wurden unter internationaler Beobachtung zudem bereits dreimal nationale Parlaments- und Präsidentschaftswahlen (2002, 2007 und 2012) abgehalten, die überwiegend als relativ friedlich und fair bewertet worden sind (vgl. Kandeh 2003; 2008; Radeke 2009; vgl. kritisch Christensen/Utas 2008).[1] Neben andauernden und allmählich aber abebbenden Bemühungen, die kriegerische Gewalt der 1990er und frühen 2000er Jahre aufzuarbeiten und zu verstehen, werden für Sierra Leone deshalb längst ›klassische‹ Nachkriegsthemen erforscht – insbesondere die Umsetzung und Wirksamkeit von Peacebuilding-Maßnahmen. Hierzu gehören in Sierra Leone neben dem DDR-Programm und finanzieller und technischer Unterstützung bei der Abhaltung von Wahlen außerdem intensive Bemühungen um den Wiederaufbau und die gleichzeitige Reform des staatlichen Sicherheitssektors sowie eine Wahrheits- und Versöhnungskommission und ein gemischt national-international besetzter Sondergerichtshof, der speziell zur Ahndung von Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit in Sierra Leone eingesetzt worden ist.[2]

2.1.1 Die intuitive Plausibilität eindeutig aufteilender Trennlinien

Mit Sierra Leone habe ich einen für die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie typischen Fall ausgewählt, dessen ›typischer Charakter‹ vor allem an einer Unterlassung im analytischen Umgang mit Sierra Leone zutage tritt, die Sierra Leone mit anderen typischen Fälle gemeinsam hat. Diese Unterlassung besteht darin, dass für Sierra Leone und ›ähnliche‹ Nachkriegskontexte abseits der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie meist gar nicht erst nach Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen gefragt wird. Stattdessen wird in zahlreichen Studien nach den Beziehungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung gefragt und beispielsweise untersucht, ob und inwieweit Peacebuilding-Maßnahmen zur gesellschaftlichen Reintegration von Exkombattanten beigetragen haben – oder nicht.[3] Der Wert solcher Studien soll hier keinesfalls

1 | Während ich dies schreibe, liegen die im November 2012 abgehaltenen Parlaments- und Präsidentschaftswahlen erst ein gutes halbes Jahr zurück. Zu ihnen stehen zwar noch keine detaillierten Analysen zur Verfügung, Beobachtungen und Einschätzungen gibt es aber in Form von Blogbeiträgen von Maya Christensen (2012a) und Mimi Söderberg Kovacs (2012), die während der Wahlen und während des vorausgehenden Wahlkampfs in Sierra Leone geforscht haben.

2 | Vgl. etwa Evenson (2004), Humphreys/Weinstein (2004; 2007; 2009), Mazurana/Carlson (2004), Hayner (2007), Shaw (2007), Bendix/Stanley (2008), Kandeh (2008), Albrecht/Jackson (2009), Krogstad (2012).

3 | Vgl. etwa Shepler (2002), McKay/Mazurana (2004), Shaw (2007; 2010), Peters (2007), Humphreys/Weinstein (2007; 2009), Stovel (2008), Boersch-Supan (2009).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

›heruntergeschrieben‹ werden, zumal ich die in ihnen erarbeiteten Einsichten in dieser Arbeit noch an vielen Stellen heranziehe. Aus konfrontativer Perspektive ist nur eben auffällig, dass die Faktizität der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie in solchen Studien als gegeben vorausgesetzt wird, obwohl es dafür keine empirische Grundlage gibt. Auf Basis aktueller Forschungsstände lässt sich mit einiger Sicherheit lediglich als bekannt konstatieren, dass es in vielen Nachkriegskontexten gewaltbereite, aber oft auch friedfertige Exkombattanten gibt, und dass ihnen von Zivilistinnen und Zivilisten häufig – aber auch wiederum nicht immer und überall ausnahmslos – mit Misstrauen und Furcht begegnet wird (vgl. ähnlich Blattman/Annan 2009).

In Ermangelung einer empirischen Grundlage vermute ich, dass die gefühlte Faktizität der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie maßgeblich von einer Uneindeutigkeit-einebnenden Intuition getragen wird, die mit dem wissenschaftlichen Anspruch korrespondiert, Komplexität zu reduzieren und Klarheit zu schaffen – und die ich nicht zuletzt auch an mir selbst beobachtet und für konfrontationsbedürftig befunden habe. Von spontanen Gedankensprüngen in Worte übertragen würde diese Intuition in etwa besagen, dass Nachkriegskontexte in jedem Fall zumindest einigermaßen treffsicher und aussagekräftig entlang eindeutiger Trennlinien aufteilbar sein müssen; wenn nicht entlang ›zentraler Konfliktlinien‹, dann eben entlang einer Trennlinie zwischen ›Tätern und Opfern‹ beziehungsweise entlang der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie. Ohne eine solche Aufteilbarkeit entlang eindeutiger Trennlinien wäre es dieser Intuition zufolge gar nicht möglich, Nachkriegskontexte überhaupt sinnvoll zu erschließen – weil ein sinnvolles Erschließen nun einmal eindeutige Aufteilbarkeit voraussetzt. Aus dieser Zirkelschlusslogik ergibt sich die intuitive Plausibilität eindeutig aufteilender Trennlinien.

Zu dieser Interpretation der gefühlten Faktizität der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie passt, dass die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie vor allem mit Blick auf solche Nachkriegskontexte für offensichtlich plausibel gehalten wird, in denen kriegerische Gewalt direkt gegen die Zivilbevölkerung gerichtet worden ist, ohne dass sich in dieser Gewalt zugleich politisch, ethnisch und/oder religiös definierte ›zentrale Konfliktlinien‹ ausmachen lassen – so dass die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie als einzig eindeutige Alternative übrig bleibt. Ähnlich deutlich wie für Sierra Leone ist dies beispielsweise für Nord-Uganda der Fall, wo die ehemaligen Kämpferinnen und Kämpfer der *Lord's Resistance Army* ganz überwiegend derselben ethnischen Gruppe angehören wie die Zivilistinnen und Zivilisten, gegen die ihre Gewalttaten gerichtet waren (vgl. Finnström 2006b; Baines 2009). Auch für Sierra Leones Nachbarland Liberia, wo ethnisch definierte Konfliktlinien im Kriegsverlauf drastisch an seitenaufteilender Bedeutung verloren haben (vgl. Reno 2007), wird in erster Linie davon ausgegangen, dass Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung bestehen (vgl. Jennings 2007b; Pugel 2009); und Ähnliches ist beispielsweise auch für den Ost-Kongo der Fall, der trotz formal

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

geschlossener Friedensabkommen allerdings definitiv kein Nachkriegskontext ist (vgl. Mobekk 2009; Vlassenroot/Raeymaekers 2009; Autesserre 2012).

Im Folgenden zeige ich in einem knapp gehaltenen Überblick auf, inwiefern die kriegerische Gewalt in Sierra Leone sich einer Deutung entlang politisch, ethnisch und/oder religiös definierter ›zentraler Konfliktlinien‹ entzieht und so – gemäß der intuitiven Plausibilität eindeutig aufteilender Trennlinien – die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie nahelegt. Die Ereignisse und Prozesse, die ich dabei im Folgenden nur kurz anreiße, werden in Kapitel 5 noch ausführlich vertieft.

Als Dauer des in Sierra Leone meist *rebel war* genannten Krieges werden in aller Regel knapp elf Jahre – von März 1991 bis Januar 2002 – angegeben, wobei der Krieg sich zu Beginn der 1990er Jahre nahezu ausschließlich im Süden und Osten des Landes abgespielt hat. Der Norden und Westen waren erst ab Mitte der 1990er Jahre unmittelbar von kriegerischer Gewalt betroffen (vgl. etwa Smith/Gambette/Longley 2004). Bei einer Gesamtbevölkerungszahl von etwa fünf Millionen Sierra Leonerinnen und Sierra Leonern forderte der Krieg niedrigen Schätzungen zufolge insgesamt 50.000 und hohen Schätzungen zufolge bis zu 200.000 Todesopfer (vgl. Keen 2005: 1). Zudem wurde im Verlauf des Krieges etwa die Hälfte der sierra-leonischen Bevölkerung von ihren Vorkriegswohnorten vertrieben oder verschleppt. Zentrale ›Zufluchtsorte‹, die tatsächlich kaum verlässlichen Schutz, geschweige denn eine zuverlässige Versorgung mit dem Lebensnotwendigsten boten, waren die größeren Städte und internen Flüchtlingslager in Sierra Leone[4] sowie Flüchtlingslager jenseits der Landesgrenzen, insbesondere in Guinea (vgl. Norwegian Refugee Council 2003: 6; Keen 2005: 178-192; Andrews Gale 2006: 70). Dies sind, in aller Kürze zusammengefasst, die zentralen Eckdaten des *rebel war*, der sich einer Deutung entlang ›zentraler Konfliktlinien‹ recht deutlich entzieht. Eine solche Deutung würde nämlich keinesfalls nur voraussetzen, dass Konflikte während des Krieges präsent und von Bedeutung waren – was ganz ohne Frage der Fall war. Vielmehr würde es in einer solchen Deutung sogar in erster Linie um kraftvoll strukturierende Effekte gehen, die nur solche Konflikte auszeichnen, die ›zentrale Konfliktlinien‹ hervorbringen (auch hier zeichnet sich wieder ein Zirkelschluss ab). ›Zentralen Konfliktlinien‹ wird eine seitenaufteilende Kraft zugeschrieben, die Kriegsparteien und/oder ›Täter und Opfer‹ voneinander separiert und so seitenaufteilend ›Ordnung schafft‹. Akteure, Motive und Handlungslogiken sollen sich dann über die jeweilige Seitenzugehörigkeit erschließen lassen:

»Civil wars are typically described as binary conflicts, classified and understood on the basis of what is perceived to be their overarching issue dimension or cleavage: we thus

4 | In sierra-leonischen Flüchtlingslagern kamen sowohl *Internally Displaced Persons* (IDPs) – also sierra-leonische Flüchtlinge, die keine staatliche Grenze überquert hatten – als auch Flüchtlinge aus dem Nachbarland Liberia unter. Wenn ich im Weiteren von Flüchtlingen und Vertriebenen schreibe, sind meist und in erster Linie IDPs gemeint, die in Sierra Leone die mit Abstand größte Flüchtlingsgruppe ausmachten (vgl. Norwegian Refugee Council 2003).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

speak of ideological, ethnic, religious, or class wars. Likewise, we label political actors in ethnic civil wars as ethnic actors, the violence of ethnic wars as ethnic violence, and so on.« (Kalyvas 2003: 476)

Derart ›Ordnung schaffende‹ politisch, ethnisch und/oder religiös definierte ›zentrale Konfliktlinien‹ lassen sich für den *rebel war* selbst mit viel gutem Willen nicht ausmachen. Ich gehe ihre Abwesenheit im Folgenden der Reihe nach durch.

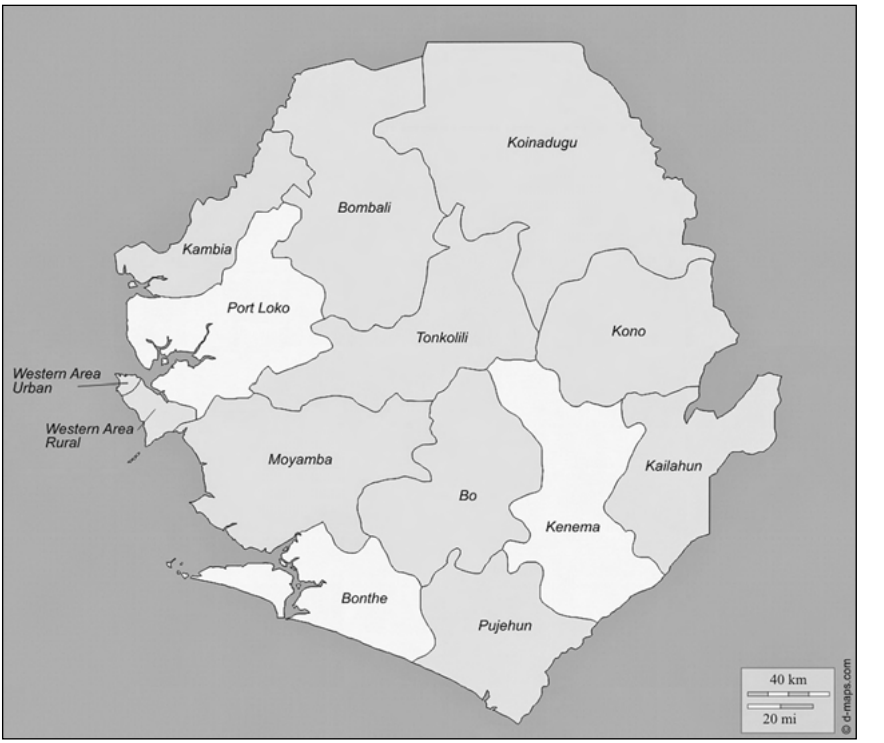
In einem seitenaufteilenden Sinn lässt sich die kriegerische Gewalt in Sierra Leone nicht auch nur ansatzweise überzeugend über eine politisch definierte ›zentrale Konfliktlinie‹ erschließen – und das, obwohl die Führungsriege der *Revolutionary United Front* (RUF), die den Krieg im März 1991 mit einem von Liberia aus vorbereiteten Einmarsch in den Süden und Südosten Sierra Leones begann, ein klares politisches Feindbild propagierte. Das zentrale Ziel der RUF sollte erklärtermaßen darin bestehen, das in weiten Teilen der sierra-leonischen Bevölkerung unbeliebte und als repressiv und ausbeuterisch erlebte Einparteienregime des *All People's Congress* (APC) zu beenden, um so einen Umbruch hin zu einer gerechteren Gesellschaftsordnung zu ermöglichen. Die Glaubwürdigkeit dieses Ziels wurde jedoch schon bald nach Kriegsbeginn dadurch untergraben, dass RUF-Kommandoeinheiten Gewalt direkt gegen die ›einfache‹ Zivilbevölkerung richteten, in deren Namen und zu deren Wohl sie angeblich agierten (vgl. Richards 1996: 4ff.; Keen 2005: 36ff.). Hinzu kam, dass die *Sierra Leone Army* (SLA), die zunächst noch von dem unbeliebten APC-Regime und ab 1992, nach einem erfolgreichen Militärputsch, von einer Militärregierung gegen die RUF in den Kampf geschickt wurde, zu weiten Teilen bald völlig losgelöst von ihren offiziellen Kommandostrukturen agierte. Abtrünnige SLA-Einheiten verübten Gewalttaten, die von denen der RUF bald kaum mehr unterscheidbar waren. Ebenso wie RUF-Einheiten führten sie Überfälle aus, bei denen getötet, geplündert und vergewaltigt wurde und in deren Zuge insbesondere Kinder und Jugendliche zwangsrekrutiert wurden (vgl. Shepler 2002: 4ff.; 2004: 13ff.; Keen 2005: 92ff.). Zudem knüpften abtrünnige SLA-Einheiten freundliche Kontakte zu ihren RUF-›Gegnern‹, und zuweilen scheinen Überfallaktionen sogar untereinander koordiniert worden zu sein. Nach einem im Frühjahr 1997 von abtrünnigen SLA-Einheiten ausgeführten Putsch gegen die zwischenzeitlich gewählte Regierung unter Führung von Präsident Kabbah luden die Putschisten die RUF-Führung sogar zur Bildung einer gemeinsamen Militärregierung ein; diese Militärregierung, der *Armed Forces Revolutionary Council* (AFRC), blieb danach zehn Monate an der Macht (vgl. Gberie 2005: 99ff.; Keen 2005: 193ff.).

Dieses ohnehin schon ›unordentliche‹ Bild wird noch weiter dadurch verkompliziert, dass im Kriegsverlauf auch Selbstverteidigungsmilizen Gewalt gegen Zivilistinnen und Zivilisten gerichtet haben – obwohl ihre erklärte Mission eigentlich darin bestehen sollte, die Zivilbevölkerung vor RUF- und SLA-Übergriffen zu schützen (vgl. etwa Keen 2005: 276-280; Humphreys/Weinstein 2006: 436). Diese Selbstverteidigungsmilizen waren ab den frühen 1990er Jahren dezentral in

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

verschiedenen Landesteilen formiert worden, bevor sie im Jahr 1996 von der Kabbah-Regierung unter der Bezeichnung *Civil Defense Forces* (CDF) offiziell zusammengeführt und dem Verteidigungsministerium unterstellt wurden. Innerhalb der CDF machten die von Angehörigen der ethnischen Gruppe der Mende dominierten *Kamajors* die mit Abstand größte Miliz aus, die zuvor im Mende-dominierten Süden und Südosten Sierra Leones formiert worden war – in den Landesteilen, in denen der *rebel war* sich in den ersten Kriegsjahren nahezu exklusiv abspielte (vgl. Muana 1997; Ferme/Hoffman 2004; Hoffman 2007; 2011a). Ebenfalls von 1991 an unmittelbar von kriegerischer Gewalt betroffen war außerdem nur noch der diamantenreiche Kono Distrikt im Osten von Sierra Leone, in dem sämtliche bewaffnete Gruppen um die Kontrolle der Diamantenabbaugebiete konkurrierten – oder sich zum Zweck einer möglichst ungestörten Ausbeutung der Diamantenabbaugebiete miteinander arrangierten (vgl. Keen 2005: 112ff.; Hoffman 2011a: 118). Weite Teile des Temne-dominierten Nordens und Westen blieben hingegen bis Mitte der 1990er Jahre vom Krieg unberührt; für die Hauptstadt Freetown war dies sogar bis 1997 der Fall (vgl. etwa Smith/Gambette/Longley 2004).

Abbildung 2: Sierra-leonische Distrikte



https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

An dieser Stelle ist zunächst ein kurzer Überblick über die ethno-linguistische und religiöse Diversität der sierra-leonischen Bevölkerung nötig: In Sierra Leone leben die Angehörigen mindestens 17 verschiedener ethno-linguistischer Gruppen, die in Sierra Leone in Übernahme der kolonialen Terminologie *tribes* genannt werden.[5] Allein auf zwei dieser mindestens 17 verschiedenen ethnolinguistischen Gruppen – die ich der Kürze halber im Weiteren nur ›ethnische Gruppen‹ nenne – entfallen allerdings zu etwa gleichen Anteilen bereits ca. 60 Prozent der sierra-leonischen Bevölkerung: zum einen auf die im Norden und Westen zahlenmäßig dominante ethnische Gruppe der Temne und zum anderen auf die im Süden und Südosten zahlenmäßig dominante ethnische Gruppe der Mende.[6] Temne und Mende sind neben der gruppenübergreifend gesprochenen Verkehrssprache Krio (einem Englisch-orientierten Kreol) entsprechend auch die am meisten gesprochenen Sprachen in Sierra Leone. Die sierra-leonische Amtssprache Englisch – ein Vermächtnis der britischen Kolonialzeit – ist im Alltag hingegen nicht gebräuchlich. Englisch wird in aller Regel erst in der Schule gelernt und wird entsprechend nur von den etwa 40 Prozent der Bevölkerung mehr oder weniger fließend beherrscht, die mindestens ein paar Jahre formaler Grundschulbildung durchlaufen haben und zumindest ein wenig lesen und schreiben können (vgl. Statistics Sierra Leone 2006: 194). Noch zusätzlich zu dieser ethnolinguistischen Diversität herrscht in Sierra Leone auch religiöse Diversität, die sich quer durch die verschiedenen ethnischen Gruppen hindurchzieht. Temne und Mende und ebenso auch die meisten anderen ethnischen Gruppen sind religiös-heterogen, unter ihren Angehörigen sind jeweils sowohl Muslime als auch Christen. Diese vielfältigen Diversitäten spiegeln sich ungehindert im sierra-leonischen Alltag. Sowohl hinsichtlich der Religion als auch der ethnischen Zuge-

5 | Zudem leben laut aktueller Schätzung eines libanesischen Botschaftsangehörigen etwa 4000 libanesische Familien in Sierra Leone – wobei er allerdings nicht angab, wie viele Mitglieder jeweils eine ›Familie‹ ausmachen (vgl. Sierra Express Media/ohne Autorenangabe 2013). Die libanesische Diaspora in Sierra Leone wird von alteingesessenen Händlern und Geschäftsleuten dominiert, deren Familien zum Teil bereits seit dem späten 19. Jahrhundert in Sierra Leone leben (vgl. Kaniki 1973; Beydoun 2013); viele von ihnen sind geschäftlich insbesondere im Diamantenexport aktiv (vgl. Reno 1995: 141ff.).

6 | Diese Prozentangabe habe ich der Homepage des *United Nations Integrated Peacebuilding Office in Sierra Leone* (UNIPSIL) entnommen, auf der aber leider keine weiterführenden Quellenangaben zu finden sind (vgl. UNIPSIL 2012). Meines Wissens gibt es seit dem Ende der britischen Kolonialherrschaft keine statistischen Erhebungen zu ethnischen Zugehörigkeiten in Sierra Leone; und die kolonialzeitlichen Erhebungen waren auf Freetown beschränkt (vgl. Banton [1957] 1969). Die Vorstellung, dass mindestens 60 Prozent der Bevölkerung allein von Temne- und Mende-Leuten ausgemacht werden, stimmt aber in jedem Fall mit dem überein, was meiner Erfahrung nach auch Sierra Leonerinnen und Sierra Leoner über die Verteilung ethnischer Zugehörigkeiten in Sierra Leone denken.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

hörigkeit gemischte Ehen und ein insgesamt gemischtes Zusammenleben sind insbesondere in den Städten alltägliche Normalität.

Während religiöse Konflikte dabei nahezu unbekannt sind, verlaufen die nationalen parteipolitischen Konfliktlinien bereits seit dem Ende der britischen Kolonialherrschaft (im Jahr 1961) tendenziell zwischen ethnischen beziehungsweise ethno-regionalen Lagern: zwischen dem APC, der seine Machtbasis im Temne-dominierten Norden und Westen hat (wobei der APC aber auch dort in der Vorkriegs- und unmittelbaren Nachkriegszeit zumindest zeitweilig an Rückhalt verloren hatte, vgl. Kandeh 1998: 98; 2003: 198-199) und der *Sierra Leone People's Party* (SLPP), der Partei des Mende-dominierten Südens und Südostens, die unter dem APC-Einparteienregime der Vorkriegszeit dreizehn Jahre lang verboten gewesen war und bei den 1996 unter Bedingungen kriegerischer Gewalt abgehaltenen Wahlen ihren ersten nationalen Wahlerfolg seit 1962 erzielte (vgl. Clapham 1976: 13ff.; Kandeh 1998: 101ff.). Allerdings sind die Anhängerschaften von APC und SLPP keineswegs jeweils ethnisch homogen; schon allein deshalb nicht, weil auch die Angehörigen zahlenmäßig kleinerer Gruppen – etwa Krio[7], Sherbro, Kissi, Kuranko, Limba, Kono, Soso, Fula und Mandingo – meist entweder APC oder SLPP wählen. Zwar gibt es neben APC und SLPP auch noch kleinere Parteien, diese sind aber nicht auf Interessen spezialisiert, die sich speziell den Angehörigen kleinerer ethnischer Gruppen zuordnen lassen würden. Angehörige der ethnischen Gruppe der Limba, die im Norden und Westen ihre stärkste Präsenz haben, gelten beispielsweise als APC-affin, während die Angehörigen kleinerer Gruppen, die vor allem im Süden und Südosten vertreten sind, etwa Kissi und Sherbro, eher zur SLPP tendieren. Die Einwohner des diamantenreichen Kono Distrikts, in dem die Kono die größte ethnische Gruppe stellen, sind hingegen als Wechselwähler bekannt, die mal mehrheitlich für die eine und mal für die andere große Partei stimmen. Während sie in den 2007er Parlaments- und Präsidentschaftswahlen beispielsweise noch mehrheitlich für die SLPP gestimmt hatten, lag in den 2012er Wahlen der APC im Kono Distrikt deutlich vorne (vgl. Kandeh 2008: 619; Awoko/ohne Autorenangabe 2012). Noch komplexer wird das

7 | Krio gelten als die historischen Urheber der sierra-leonischen Verkehrssprache Krio und verstehen sich als Nachfahren der freigelassenen und befreiten Sklaven, die im Zuge der Abolitionismus-Bewegung und nach der offiziellen Abschaffung des Sklavenhandels im britischen Empire auf dem Gebiet des heutigen Freetown angesiedelt wurden (vgl. Cohen 1981: 19ff.; Kandeh 1992: 85ff.; Knörr 2007: 12-13). Freetown (beziehungsweise die Province of Freedom) war im Jahr 1789 von britischen Sklaverei-Kritikern explizit als Siedlungsraum für ehemalige Slaven gegründet worden und wurde 1808 in den Status einer Kronkolonie erhoben. Die heutigen sierra-leonischen Distrikte (alle Gebiete abseits der Hauptstadt und ihrer unmittelbaren ländlichen Umgebung, der Western Area) verblieben hingegen im Status eines britischen Protektoratsgebiets, das im Modus indirekter Herrschaft – über loyale *paramount chiefs* – regiert wurde (vgl. Kandeh 1992: 83ff.; Fanthorpe 2001: 379ff.; Shaw 2002: 37; Kargbo 2006: 38ff.).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Bild dadurch, dass ethnische Zugehörigkeiten in Sierra Leone oft recht flexibel gehandhabt werden. Ein anschauliches Beispiel hierfür liefert der APC-Gründer und in der Vorkriegszeit langjährig in Einparteienherrschaft regierende Präsident Siaka Stevens: Stevens hatte Ende der 1950er Jahre, in der letzten Regierung unter kolonialer Aufsicht, einen SLPP-Ministerposten inne und wurde zu dieser Zeit als aus-dem-Süden-kommend gehandelt. Er war im Süden Sierra Leones geboren und aufgewachsen und seine Mutter gehörte der ethnischen Gruppe der Vai an. Erst in den frühen 1960er Jahren – nun als Vorsitzender einer Partei, deren Machtbasis im Norden und Westen lag – knüpfte Stevens an seine väterlicherseits verfügbaren nördlichen Wurzeln an und betonte seine väterlicherseits ›vererbte‹ Limba-Ethnizität (vgl. Clapham 1976: 24).

Trotz dieser durchaus konfliktreichen Gemengelage lässt sich für den *rebel war* keine ethnisch definierte ›zentrale Konfliktlinie‹ ausmachen, die auch nur halbwegs überzeugen könnte (von einer religiös definierten ›zentralen Konfliktlinie‹ ganz zu schweigen). Zwar kursierten unter den Mende in den ersten Kriegsjahren zuweilen Gerüchte, die *rebel* Gewalt sei gezielt gegen ihre ethnische Gruppe gerichtet (vgl. Keen 2005: 99-100); allerdings waren sowohl die RUF als auch die SLA ethnisch gemischt besetzt und da RUF-Kommandoeinheiten Anfang der 1990er Jahre vor allem in Mende-dominierten Distrikten (zwangs-) rekrutierten, waren gerade in den ersten Kriegsjahren wohl sogar die meisten RUF-Angehörigen selbst Mende-Leute (vgl. etwa Humphreys/Weinstein 2004: 18). Mit der räumlichen Ausbreitung des Krieges nach Norden und Westen, die ab Mitte der 1990er Jahre einsetzte, verloren die Gerüchte dann noch im Kriegsverlauf an Plausibilität. Und obwohl auch die Mende-dominierten *Kamajors*/CDF[8] immer wieder beschuldigt wurden, ›ethnische Gewalt‹ auszuüben, ist an ihrer Gewaltausübung kein entsprechendes Muster erkennbar, im Gegenteil: *Kamajor*/CDF-Einheiten scheinen sogar vor allem im Süden und Südosten, also in Mende-dominierten Distrikten, Gewalt gegen die Zivilbevölkerung gerichtet zu haben (vgl. etwa Humphteys/Weinstein 2006: 436). Eine wissenschaftliche Deutung des Krieges entlang ethnisch definierter ›zentraler Konfliktlinien‹ ist meines Wissens nie auch nur versucht worden.

2.1.2 Die zentrale Annahme radikal unterschiedlicher Erfahrungen

Während die Abwesenheit ›zentraler Konfliktlinien‹ über die intuitive Plausibilität eindeutig aufteilender Trennlinien nahelegt, dass Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen entlang der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie verlaufen, liefert die Annahme radikal unterschiedlicher Erfahrungen, die ich im

8 | Die Kombinationsbezeichnung *Kamajors*/CDF soll dem Umstand Rechnung tragen, dass die *Kamajors* innerhalb der CDF die mit Abstand meisten Kämpfer stellten (vgl. etwa Hoffman 2007; 2011a). Ich gehe hierauf in Kapitel 5 noch ausführlich ein, siehe 5.1.5 und 5.1.7.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Folgenden aufzeige und erläutere, hierzu sowohl eine passende Herleitung als auch eine passende Handlungsanleitung: Die Annahme liefert eine Vorstellung davon, wie die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie zustande kommt und wie mit ihr umgegangen werden muss, um dauerhaften Frieden zu ermöglichen. Neben der intuitiven Plausibilität eindeutig aufteilender Trennlinien stellt sie eine weitere konfrontationsbedürftige Grundlage der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie dar.

Sowohl in Peacebuilding-fokussierter Forschung als auch in der Peacebuilding-Praxis wird für Exkombattanten – und dabei vor allem für männliche ehemalige Kämpfer – erwartet, dass sie aufgrund ihrer Kriegserfahrungen in vielen Fällen traumatisiert und pathologisch aggressiv sind und/oder dass es ihnen nach jahrelanger Gewalttätigkeit an Fähigkeiten, Vorstellungskraft und Willen mangelt, sich nach Kriegsende eine gewaltlose Existenz aufzubauen. Während ehemaligen Kämpferinnen eher gewaltferne Reintegrationsschwierigkeiten attestiert werden, gelten ehemalige Kämpfer als richtiggehend gefährlich. Sie neigen demnach zu gewalttätigem Verhalten in ihren Familien und sonstigen sozialen Gemeinschaften und dazu, ihren Lebensunterhalt mit Gewaltkriminalität zu bestreiten und sich gegebenenfalls wieder in bewaffnete Gruppen rekrutieren zu lassen. Eine entsprechende Problemvorstellung aus dem UN-Handbuch für DDR-Programme lautet folgendermaßen:

»Ex-combatants, especially when they are young, may have become a ›lost generation‹, having been deprived of education, employment and training during the conflict period, suffering war trauma, becoming addicted to alcohol and drugs, and dependent on weapons and violence as the only means to make their way in the world. Male ex-combatants may engage in anti-social behaviour within their families and communities, contributing to an increase in economic and social – especially sexual – violence. Female ex-combatants and women who were associated with fighting forces, whether voluntarily or by force, may find reintegration difficult due to their being stigmatized for what they have done during the conflict, their inability to readapt to ›traditional‹ roles in society and their own changed expectations. Children, some of whom may have become parents in the chaos of wartime, may find themselves abandoned, rejected, incapable of making a living and caring for themselves, and ignorant of the community's cultural practices. They, and those in their care, may be easily re-recruited into a next phase of armed conflict, a conflict in a neighbouring country or criminal gangs.« (UN Inter-Agency Working Group on DDR 2006a: 3)

Um solche andauernden Gewaltpotentiale unter Kontrolle zu bringen, werden DDR-Programme durchgeführt, die Kämpfer (und zumindest grundsätzlich auch Kämpferinnen) entwaffnen, sie aus ihren Kommandoeinheiten herauslösen und ihnen Zugang zu Maßnahmen und Leistungen verschaffen sollen, für die erwartet wird, dass sie Gewaltbereitschaften zunächst einhegen und mittelfristig, im Zuge einer effektiven Reintegration, idealerweise zu ihrer Überwindung

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

beitragen können.[9] Solche Maßnahmen und Leistungen bestehen in aller Regel zunächst darin, dass Exkombattanten in Entwaffnungs- und Demobilisierungszentren im Anschluss an ihre DDR-Registrierung ein Mindestmaß an Gesundheitsversorgung und eine bescheidene Starthilfe für die Nachkriegszeit erhalten. In Sierra Leone bestand diese Starthilfe für Erwachsene (über 18-Jährige) aus einer einmaligen Zahlung von knapp einhundert Euro (damals ca. 300.000 Leones), einer Decke, einem Wassereimer, eventuell einem Paar Sandalen und einem Stück Seife (vgl. Hoffman 2003: 296; 2005: 332). Für Kinder und Jugendliche war vorgesehen, dass sie in speziellen Auffanglagern medizinisch versorgt und dann im besten Fall zu ihren Familien zurückgeführt werden sollten (vgl. Mazurana/Carlson 2004: 18). Darüber hinaus wird registrierten Exkombattanten im Rahmen von DDR-Programmen meist die Möglichkeit gegeben, sich für weitere Unterstützungsleistungen anzumelden, die ihre Reintegration fördern sollen. In Sierra Leone wurden ihnen wahlweise etwa Saatgut, Werkzeuge, Zugang zum Militär (als besoldete Soldaten) oder Zugang zu Ausbildungsprogrammen oder auch Schulgeld in Aussicht gestellt, wobei die Unterstützungsleistungen allerdings oft hinter den in sie gesetzten Hoffnungen zurückblieben. Obwohl die Reintegrationskomponente theoretisch als ganz besonders zentral für eine nachhaltige Gewaltkontrolle angesehen wird, war sie der am unsichersten und spärlichsten finanzierte Teil des DDR-Programms, weshalb viele die versprochenen Unterstützungsleistungen erst gar nicht erhielten (vgl. Humphreys/Weinstein 2004: 33; Keen 2005: 275, 287-288); und selbst diejenigen, die die versprochenen Unterstützungsleistungen erhielten, wurden durch sie überwiegend nicht dauerhaft bessergestellt. Nach durchlaufenen Berufsausbildungsprogrammen blieben sie arbeitslos und die Zahlung von Schulgeld wurde nach einem Jahr wieder eingestellt (vgl. etwa Peeters u.a. 2009: 98ff.; Coulter 2009: 186ff.).[10]

---

9 | Zudem sollen DDR-Programme idealerweise im Kontext umfassender Sicherheitssektorreformen stattfinden, die das staatliche Gewaltmonopol stärken oder überhaupt (wieder-)herstellen und staatlichen Akteuren so Machtmittel an die Hand geben, um hartnäckig andauernde Gewaltbereitschaften gegebenenfalls mit staatlicher Gewalt – oder ihrer Androhung – unter Kontrolle halten zu können (vgl. etwa Albrecht/Jackson 2009; Sedra 2010; Krogstad 2012).

10 | Die Enttäuschung über diese Unterstützung wirkt lange nach. Während meiner Feldforschung traf ich beispielsweise auf einen ehemaligen Kämpfer, der sich nach Kriegsende für die Schulgeldoption entschieden hatte und der nach wie vor voller Enttäuschung über die gebotene Unterstützung war, die, wie er mir erklärte, gar keine »richtige« Unterstützung (»a real something«) gewesen war: »*They asked us if we wanted to join the military, or if we wanted to learn a trade or go back to school … yes. I decided to go back to school. But I thought it would be a real something … like they would support me until I reached university level. But no, the school fees they paid for us were only for two terms*.« (Interview mit Vandy, 01.05.2009)

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Für Zivilistinnen und Zivilisten wird entlang der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie hingegen erwartet, dass ihre Kriegserfahrungen zur Folge haben, dass sie Exkombattanten dauerhaft ablehnen und fürchten. DDR-Programme sollen in dieser Situation auch dazu beitragen, eine Basis für Versöhnung zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung zu schaffen (vgl. Patel 2009). In dem UN-Handbuch für DDR-Programme heißt es hierzu:

»DDR can help create an environment that encourages national dialogue and reconciliation, and supports local capacities to manage the interactions and relations between receiving communities and ex-combatants. Where armed forces or groups preyed on communities, creating mistrust, fear and resentment and the possibility of reprisals or retributions against returning ex-combatants, DDR processes can lay a firm basis for reconciliation to begin.« (UN Inter-Agency Working Group on DDR 2006a: 9)

In einer Zusammenschau der beiden Auszüge aus dem UN-Handbuch wird nun die Annahme radikal unterschiedlicher Erfahrungen erkennbar, die die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie mit einer passenden Herleitung – quasi mit einer Hintergrundgeschichte – und zugleich mit einer Handlungsanleitung ausstattet. Dieser Annahme zufolge machen insbesondere männliche Kämpfer (einerseits) und Zivilistinnen und Zivilisten (andererseits) unter Bedingungen kriegerischer Gewalt radikal unterschiedliche, aber in jedem Fall prägende Erfahrungen, aus denen auf der einen Seite dauerhafte Gewaltbereitschaften (ehemalige Kämpfer) und auf der anderen Seite dauerhafte Gewalterwartungen (Zivilbevölkerung) resultieren, die es in Nachkriegskontexten über DDR-Programme und Versöhnungsmaßnahmen zu bearbeiten gilt. Allerdings: Am Beispiel des *rebel war* in Sierra Leone lässt sich schon mit einem flüchtigen Blick auf die verfügbare Sekundärliteratur und DDR-Statistiken aufzeigen, dass sich die Erfahrungshintergründe von Exkombattanten und Zivilistinnen und Zivilisten kaum so radikal voneinander unterscheiden können, wie es in der Annahme radikal unterschiedlicher Erfahrungen vorgesehen ist. Während des Krieges haben nämlich auch Kämpfer Gewalt erlebt und erlitten – und zwar nicht nur in kriegerischen Gefechten und somit in ihrer Eigenschaft als Kämpfer, sondern gerade auch *bevor* sie überhaupt Kämpfer wurden. Diese Erfahrungshintergründe lassen sich besonders deutlich an dem Wachstum der bewaffneten Gruppen in Sierra Leone veranschaulichen, das überhaupt erst unter Bedingungen kriegerischer Gewalt einsetzte: Die RUF zählte zu Beginn des Krieges vermutlich gerade einmal 100, den höchsten Schätzungen zufolge 300 Kämpfer (vgl. Richards 1996: 5; Gberie 2005: 60); die SLA verfügte über höchstens 3000 Soldaten, die Hälfte davon Reservisten (vgl. Reno 2001: 149; Keen 2005: 83); und die Selbstverteidigungsmilizen existierten noch gar nicht. Demgegenüber waren zum Kriegsende im Jahr 2002 mehr als 70.000 Exkombattanten DDR-registriert worden. Der größte Anteil entfiel mit rund 37.000 Registrierten auf die *Kamajors*/CDF, gefolgt von rund 24.000 registrierten ehemaligen RUF-Angehörigen und zusammen-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

genommen rund 9.000 registrierten ehemaligen Angehörigen regierungstreuer und abtrünniger SLA-Einheiten (vgl. etwa Humphreys/Weinstein 2004: 13; 2009: 52; McKay/Mazurana 2004: 99).[11] Und damit noch nicht genug: Manchen Schätzungen zufolge machen diese Registrierten womöglich nur die Hälfte derjenigen aus, die im Kriegsverlauf über längere oder kürzere Zeiträume in bewaffneten Kommandoeinheiten gelebt und mehr oder weniger regelmäßig Gewalt ausgeübt haben. Solche Schätzungen sind in ihrer Höhe zwar hochgradig spekulativ, dabei aber insofern grundsätzlich begründet, als viele Angehörige bewaffneter Gruppen offenbar erst gar keinen Zugang zum DDR-Programm hatten (vgl. Richards/Bah/Vincent 2004: 37; Mazurana/Carlson 2004: 12; MacKenzie 2009: 245).

Um Zugang zum DDR-Programm zu erhalten, mussten DDR-Anwärterinnen und -Anwärter eine halbautomatische Waffe (üblicherweise ein AK47 Sturmgewehr) oder zumindest die entsprechende Munition vorzeigen und abgeben. Sie mussten also zunächst über das notwendige Material verfügen, um sich entwaffnen lassen zu können (vgl. Hoffman 2003: 303; Mazurana/Carlson 2004: 18). Wer keine Waffe oder wenigstens Munition zur Verfügung hatte und sich somit nicht als Angehörige/r bewaffneter Gruppen ›ausweisen‹ konnte, wurde nicht zum DDR-Programm zugelassen und entsprechend auch nicht registriert. An dieser ›Ausweispflicht‹ scheiterten vor allem diejenigen, die in ihren Kommandoeinheiten einen relativ niedrigen Status hatten; und dies traf besonders häufig auf Frauen und sowohl auf weibliche als auch auf männliche Kinder und Jugendliche zu. Sie haben in Interviews und Umfragen, die in der frühen Nachkriegszeit durchgeführt wurden, vielfach übereinstimmend davon berichtet, dass sie in ihren Kommandoeinheiten bei der Ausgabe von Waffen und Munition für die DDR-Registrierung systematisch übergangen worden waren. Dies war möglich, weil Waffen und Munition in den Kommandoeinheiten nicht als Eigentum einzelner Kämpferinnen und Kämpfer angesehen, sondern von Kommandeuren verwaltet und nach ihrem Gutdünken verteilt wurden (vgl. etwa Hoffman 2003; Mazurana/Calson; 2004; Coulter 2009; MacKenzie 2009). Insgesamt wurden über das DDR-Programm nur rund 4.800 Frauen (die meisten von ihnen RUF-Angehörige) und rund 6.800 überwiegend männliche Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren als Exkombattanten erfasst (vgl. Mazurana/Carlson 2004: 2) –

11 | Hinzu kamen noch rund 3000 ›Andere‹, die keine Angaben zu ihrer Gruppenzugehörigkeit gemacht haben oder deren Angaben es den Registrierenden nicht ermöglichten, sie einer der bewaffneten Gruppen in Sierra Leone eindeutig zuzuordnen (vgl. Humphreys/Weinstein 2009: 52). Die Registrierungszahlen, die ich hier grob gerundet wiedergebe, weichen in der Sekundärliteratur oft leicht voneinander ab. Ich verweise für die DDR-Registrierungszahlen hier auf Sekundärliteratur und nicht direkt auf die offiziellen DDR-Statistiken der UN, weil letztere auf den Internetseiten der UN leider seit 2012 nicht mehr öffentlich zur Verfügung gestellt werden; die DDR-Internetseiten sind im Laufe des Jahres 2012 offenbar generalüberholt und dabei neu gestaltet und inhaltlich deutlich verschlankt worden (vgl. UN DDR 2013).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

wobei zugleich völlig außer Zweifel steht, dass Frauen und sowohl männliche als auch weibliche Kinder und Jugendliche in den Kommandoeinheiten aller bewaffneten Gruppen zahlreich präsent waren. Sie wurden nicht nur als Kämpferinnen und Kämpfer, sondern vor allem auch als ›häusliche‹ Arbeitskräfte (zuständig für Wasserhohlen, Kochen, Waschen etc.) eingesetzt (vgl. etwa Shepler 2004: 13ff.; Mazurana/Carlsson 2004: 12ff.; Coulter 2009: 100ff.).

Mit Blick auf männliche Kinder und Jugendliche ist allerdings nicht auszuschließen, dass viele (beziehungsweise mehr als vermutet) womöglich doch – allerdings ›falsch deklariert‹ – Zugang zum DDR-Programm erhielten und in der Gesamtmenge der DDR-registrierten männlichen Exkombattanten somit womöglich doch schon mitenthalten sind. Dies würde bedeuten, dass die DDR-Registrierungszahlen zumindest nicht in den drastischen Ausmaßen zu niedrig ausfallen, die von einigen Forscherinnen und Forschern geschätzt worden sind (vgl. Richards/Bah/Vincent 2004: 37; Mazurana/Carlson 2004: 12). Hier nur ganz kurz zu den Hintergründen: Wenn Kommandeure über einen ausreichend großen Bestand an verteilbaren Waffen und Munition verfügten, konnten sie davon profitieren, wenn sie Kinder und Jugendliche bei der DDR-Registrierung fälschlicherweise als Erwachsene ausgaben. Wenn solche Täuschungsmanöver gelangen, konnten Kommandeure nämlich auch von Kindern und Jugendlichen nach erfolgreicher Registrierung einen Anteil an der einmaligen Bargeldauszahlung von 300.000 Leones einfordern – die für unter 18-Jährige, die zu ihren Familien zurückgeführt werden sollten, eigentlich nicht vorgesehen war. Stattdessen war für Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren in der Planung des DDR-Programms eigentlich vorgesehen gewesen, dass sie ganz von der ›Ausweispflicht‹ ausgenommen werden sollten, also keine Waffen oder Munition hätten vorzeigen müssen, um zum Programm zugelassen zu werden. Es herrschte jedoch Verunsicherung darüber, inwieweit die Ausnahme von der ›Ausweispflicht‹ tatsächlich praktiziert werden sollte (vgl. Mazurana/Carlson 2004: 18); und noch dazu hatte das DDR-Personal keine Möglichkeit, das Alter von DDR-Anwärterinnen und -Anwärtern genau zu bestimmen (vgl. Hoffman 2003: 295). Der Anthropologe Danny Hoffman beschreibt solche Täuschungsmanöver am Beispiel der DDR-Registrierungen, die er im November 2001 in dem zu einem Registrierungszentrum umfunktionierten Fußballstadion von Bo Town miterlebt hat:

»No one made it to the table except through General Joe. Joe was the point man representing the local *kamajor* militia to UN monitors, the guy with whom the New Zealanders, Canadians, Kenyans and Croats [das internationale UN-Personal, Anm. A.M.] negotiated details. He was also gatekeeper for the local big men, making sure that fighters paid their tributes for permission to pass through the UN's disarmament process and achieve the perks of an ›ex-combatant‹. So when Colonel Rhodes, the New Zealander, spotted two militiamen clearly younger than the 22 and 23 years old they claimed to be, he turned to Joe for an explanation. Joe shrugged. ›Here in Africa,‹ he said, ›we don't grow much‹«. (Hoffman 2003: 295; Hervorhebung im Original)

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Unabhängig davon, ob und in welchen Ausmaßen die DDR-Registrierungszahlen zu niedrig ausfallen oder – auf Umwegen – womöglich doch näher als vermutet an die tatsächliche Exkombattanten-Gesamtmenge heranreichen, kann an ihnen in jedem Fall anschaulich aufgezeigt werden, dass die allermeisten Kämpfer (und wohl alle Kämpferinnen) sich erst im Verlauf des Krieges bewaffneten Gruppen beziehungsweise deren Kommandoeinheiten angeschlossen haben oder zwangsrekrutiert wurden. Für den Großteil der Exkombattanten in Nachkriegs-Sierra Leone ist somit davon auszugehen, dass sie ihre Zeit in den Kommandoeinheiten unter dem Eindruck von Kriegserfahrungen begonnen haben, die sie noch als Zivilisten (und Zivilistinnen) erlebt hatten. Noch dazu sind solche ›gemischten‹ Erfahrungshintergründe keine sierra-leonische Besonderheit. Sie sind vielmehr generell zu erwarten, wenn zwangsrekrutiert wird und/oder wenn die Zugehörigkeit zu bewaffneten Gruppen unter Bedingungen von Flucht, Vertreibung, Hunger, Perspektivlosigkeit und permanenter Bedrohung vergleichsweise vielversprechende Lebens- und Überlebenschancen in Aussicht stellt oder in Aussicht zu stellen scheint; etwa weil erwartet wird, dass bewaffnete Gruppen zumindest ihren eigenen Angehörigen Schutz bieten und sie mit dem Lebensnotwendigsten versorgen und/oder ihren Angehörigen wenigstens Gelegenheiten bieten, sich über Plünderungen selbst zu versorgen. Solche Bedingungen waren auch beispielsweise in Nord-Uganda und Liberia und sind weiterhin im Ost-Kongo gegeben.[12]

2.1.3 Die geschlechtsspezifische Opfer-Intuition

Bislang habe ich zwei Grundlagen der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie aufgezeigt: erstens eine Uneindeutigkeit-einebnende Intuition, die angesichts eindeutig gezogener Trennlinien Plausibilitätsempfindungen auslöst, und zweitens die Annahme radikal unterschiedlicher Erfahrungen, die der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie eine Herleitung verschafft, aus der sich zugleich passende Handlungsanleitungen (DDR-Programme und Versöhnungsmaßnahmen) ergeben. Als drittes und letztes fehlt nun noch die Intuition, die dafür verantwortlich dafür ist, dass ehemalige Kämpferinnen aus der Annahme radikal unterschiedlicher Erfahrungen tendenziell ausgenommen sind; wobei ich mit ›tendenziell‹ meine, dass sie in aller Regel immer dann ausgenommen sind, wenn es nicht aus einer vergleichsweise seltenen Gleichstellungsperspektive explizit darum gehen soll, ehemalige Kämpferinnen ›gleichberechtigt‹ in die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie zu integrieren.

Verantwortlich für die tendenzielle Ausnahme ehemaliger Kämpferinnen aus der Annahme radikal unterschiedlicher Erfahrungen ist eine geschlechtsspezi-

12 | Vgl. etwa Utas (2003), Peters/Richards/Vlassenroot (2003), Murphy (2003), Verhey (2004), McKay/Mazurana (2004), Finnström (2006a; 2006b), Rakisits (2008), Baines (2009), Vlassenroot/Raeymaekers (2009).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

fische Opfer-Intuition, die radikal unterschiedliche weibliche und männliche ›Naturen‹ nahelegt. In ausgeschriebener Form wirkt diese Intuition zwar abgedroschen und überholt – ihre gedankenstrukturierende Kraft scheint aber nach wie vor aktuell zu sein. Dieser Intuition zufolge sollen Frauen ›von Natur aus‹ gewaltavers sein (was häufig mit ›mütterlichen Instinkten‹ verknüpft wird, vgl. kritisch MacKenzie 2009: 247), während Männer natürlicherweise (zumindest deutlich eher als Frauen) zu Aggression und Gewalttätigkeit neigen sollen. Oder anders formuliert: »Even today, in mainstream thinking on war and violent conflict, women and men are still often positioned at opposite ends of a moral continuum, where women are considered peaceful and men aggressive, women passive and men active.« (Coulter/Persson/Utas 2008: 7) Gefiltert durch die geschlechtsspezifische Opfer-Intuition wird für ehemalige Kämpferinnen beziehungsweise für Mädchen und Frauen, »who were associated with fighting forces, whether voluntarily or by force« (UN Inter-Agency Working Group on DDR 2006a: 3), dann davon ausgegangen, dass sie nur in Ausnahmefällen ›echte‹ Kämpferinnen waren, die selbst unmittelbar Gewalttaten ausgeführt haben. Stattdessen werden sie in erster Linie als Opfer kriegerischer Gewalt kategorisiert, wobei die Betonung meist auf Vergewaltigungen liegt, die Mädchen und Frauen in der Tat auch als Angehörige bewaffneter Gruppen in vielen Kriegen erleiden (vgl. etwa Verhey 2004; Coulter/Persson/Utas 2008). Hingegen bleiben weibliche Täterschaften und männliche Gewalterfahrungen – sowohl von Kämpfern als auch von Zivilisten – häufig ganz ausgeblendet (vgl. kritisch etwa Carpenter 2006: 84; Valenius 2007: 513-514; Autessere 2012: 216-217). Innerhalb der Vorstellung von Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung nehmen ehemalige Kämpferinnen somit tendenziell eine seltsame Zwischenposition ein, in der sie eher noch zur Zivilbevölkerung (zur Opferseite) gezählt werden oder, sooft dies unauffällig möglich ist, einfach unerwähnt bleiben.

Kritikerinnen und Kritiker der geschlechtsspezifischen Opfer-Intuition führen an, dass diese vermutlich sogar mit dazu beigetragen hat, dass Mädchen und Frauen – nicht nur in Sierra Leone, sondern auch in anderen Nachkriegskontexten – hinsichtlich des Zugangs zu DDR-Programmen auffällig oft massive Benachteiligungen erfahren haben, die in der DDR-Planung so zwar nicht direkt vorgesehen waren, die aber zugelassen wurden.[13] Da sie vermeintlich nie ›echte‹ Kämpferinnen waren und deshalb gar nicht erst für gefährlich gehalten werden,

13 | Zugleich wird die Notwendigkeit einer möglichst inklusiven und dabei geschlechtssensiblen (»gender-sensitive«) Planung explizit betont. Auch hierzu wieder ein Auszug aus dem UN-Handbuch für DDR-Programme: »While men and boys may have been involved mainly in combat, women and girls are likely to have played many different roles in armed forces and groups, as fighters, supporters, ›wives‹ or sex slaves, messengers, cooks etc. The design and implementation of DDR programmes should aim to encourage gender equality based on gender-sensitive assessments that take into account these different experiences, roles and responsibilities during and after conflict. Specific measures must

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

wird es in der Peacebuilding-Praxis demnach als nicht allzu problematisch angesehen, wenn Mädchen und Frauen *de facto* keinen Zugang zu DDR-Programmen und Reintegrationsleistungen erhalten (weil für sie gar nicht erst mit andauernden Gewaltbereitschaften gerechnet wird). Diese Kritik wird mit Blick auf Sierra Leone besonders prägnant von Megan MacKenzie formuliert:

»The DDR program in Sierra Leone effectively (re)constructed female soldiers as ›wives,‹ ›camp followers,‹ or ›sex slaves‹ in order to desecuritize them and to distinguish them from securitized male soldier subjects. The DDR in Sierra Leone, like similar failed programs in countries such as Angola and the Democratic Republic of Congo, was inadequate primarily because it was based on gendered assumptions, including the notion that female soldiers are not a security concern in the same way as male soldiers.« (MacKenzie 2009: 243)

In Beiträgen, die sich kritisch mit der geschlechtsspezifischen Opfer-Intuition und mit ihren Konsequenzen in der Peacebuilding-Praxis auseinandersetzen, wird dabei keineswegs abgestritten, dass Mädchen und Frauen in Kriegen Opfer sexueller und anderer Gewalt werden; aber es wird zugleich aufgezeigt und betont, dass sie häufig auch aktiv an der Ausübung kriegerischer Gewalt beteiligt sind (vgl. etwa McKay/Mazurana 2004; Coulter/Persson/Utas 2008; MacKenzie 2009). Dies schlägt in manchen Beiträgen stellenweise in einen Tenor um, in dem von Mädchen und Frauen verübte Gewalttaten fast schon begrüßt und zum Anlass für Gleichstellungsforderungen – also für die ›gleichberechtigte‹ Integration von Mädchen und Frauen in die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie – genommen werden. Auch diese Position wird besonders prägnant von Megan MacKenzie auf den Punkt gebracht:

»[T]he time has come that the voluntary participation of women and girls in traditionally male-dominated activities such as war can no longer be overlooked. In Sierra Leone, the effectiveness of post-conflict programming, an inclusive transition from conflict to peace, and gender equality post-conflict have been compromised because of this omission; an error that will be repeated as long as reconstruction programs remain blind to the needs of women not only as victims but as participants in conflicts around the world.« (MacKenzie 2009: 261)

Wie ich in Kapitel 6 und 7 dieser Arbeit ausführlich darstellen und diskutieren werde, würden sich die Ergebnisse meiner Feldforschung nicht als unterstützende Belege für solche Gleichstellungsforderungen eignen, da diese offenkundig voraussetzen, dass im Hinblick auf Gewalttätigkeit und Gewaltbereitschaften keine Unterschiede zwischen Frauen und Männern bestehen dürfen. Obwohl außer Frage steht, dass Kämpferinnen während des *rebel war* in vielen Fällen ›echte‹ Kämp-

be put in place to ensure the equal participation of women in all stages of DDR [...].« (UN Inter-Agency Working Group on DDR 2006b: 9)

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ferinnen waren (siehe ausführlich Kapitel 5), habe ich in meiner Feldforschung keine gewaltbereiten ehemaligen Kämpferinnen oder überhaupt gewaltbereite Mädchen und Frauen oder auch nur die Erwartung, dass bestimmte Mädchen und Frauen (ehemalige Kämpferinnen oder auch nicht) gewaltbereit seien, ausmachen können. Gewaltbereite Mädchen und Frauen kamen in meinen Interviews, Gesprächen und Beobachtungen schlicht nicht vor. Dies hat im Forschungsprozess – aufgrund meines Interesses an Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen – dann zu einer Fokussierung auf eine bestimmte Klasse ›gefährlicher junger Männer‹ geführt, über deren (mutmaßliche) Gewaltbereitschaften mir ausführlich berichtet wurde. Allerdings sehe ich in dieser Abwesenheit gewaltbereiter Mädchen und Frauen keine Bestätigung ihrer ›natürlichen‹ Gewaltaversion. Stattdessen muss auch diese Abwesenheit sozialwissenschaftlich erklärt werden, worum ich mich in Kapitel 7 dieser Arbeit bemühe (siehe 7.1.4 und 7.4.1).

2.2 Die Feldforschungsfallauswahl: Sierra Leone, Bo Distrikt, Bo Town

Ich komme nun zu dem zweiten Teil der Fallauswahl, in dem ich die geographische Begrenzung der Feldforschung zunächst festgelegt und sie dann – noch enger als ursprünglich geplant – umgesetzt habe.

Die Herausforderung für die Feldforschung bestand darin, einen Blick ›hinter‹ oder auch ›zwischen‹ die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie zu werfen und dabei Material für eine empirische Definition unfriedlicher Beziehungen zu sammeln. Dass es ›hinter‹ oder ›zwischen‹ der Vorstellung von Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung etwas zu entdecken geben würde, habe ich im Forschungsprozess zwar von vornherein für wahrscheinlich gehalten. Aus dieser Erwartung ließ sich jedoch noch längst keine konkrete Vorstellung dazu ableiten, wie eine Alternative gegebenenfalls aussehen könnte – zwischen wem also stattdessen Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen bestehen könnten und worum es in ihnen inhaltlich gehen würde. Oder anders formuliert: Auch ich konnte mir für Nachkriegs-Sierra Leone vor der Feldforschung konkret nichts anderes als Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zwischen Exkombattanten (womöglich inklusive ehemaliger Kämpferinnen) und der Zivilbevölkerung vorstellen. Entsprechend standen mir auch keine fertig formulierten Fragen zur Verfügung, die ich in Interviews und Gesprächen zu abweichenden Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen hätte stellen können. Stattdessen musste ich mich darauf einstellen, sie – wenn überhaupt – ganz neu zu entdecken.

Für dieses aufwendige Unternehmen erschien es sinnvoll, gar nicht erst zu versuchen, in wenigen Monaten (von Januar bis Mai 2009) möglichst weite Teile von Sierra Leone zumindest stichprobenartig ›abzudecken‹. Stattdessen entschied ich, die Reichweite der Feldforschung von vornherein auf einen geographischen

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Ausschnitt zu begrenzen. Diese Begrenzung sollte es mir ermöglichen, nicht nur formale Interviews mit zuvor ausgemachten Terminen und festen Leitfragen zu führen, sondern auch dauerhaftere Kontakte knüpfen und zumindest ein Stück weit am alltäglichen Leben meiner Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner teilnehmen zu können. So sollten möglichst vielfältige Gelegenheiten für ein Aufmerksamwerden auf gegebenenfalls abweichende Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen zugelassen werden.

Abbildung 3: Sierra-leonische Städte

Als geographischen Ausschnitt für die Feldforschung habe ich schließlich den Bo Distrikt im Süden von Sierra Leone gewählt, da sich dort die Gelegenheit zu bieten schien, Forschung in urbanen und ländlichen Kontexten auf engem Raum miteinander zu verbinden. Obwohl ich mich für eine geographische Begrenzung der Feldforschung entschieden hatte, wollte ich mir doch zumindest die Chance einräumen, auf Unterschiede zwischen urbanen und ländlichen Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen aufmerksam zu werden – wobei es mir ebenfalls noch an konkreten Vorstellungen dazu fehlte, worin solche Unterschiede gegebenenfalls bestehen mochten. Es ging mir in erster Linie darum, wenn schon nicht weite Teile von Sierra Leone, so wenigstens einen lebensräumlichen

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Strukturunterschied innerhalb von Sierra Leone in der Feldforschung mit ›abzudecken‹.[14] Der Bo Distrikt erschien für dieses Vorhaben besonders vielversprechend: Stadt und Land liegen im Bo Distrikt räumlich deutlich näher beieinander als dies in der Western Area an Sierra Leones Küste der Fall ist, wo die Hauptstadt Freetown mit ihren etwa eine Million Einwohnern vergleichsweise breit aufgefächert liegt. Bo Town, die Hauptstadt des Bo Distrikts, ist mit ihren geschätzten 190.000 Einwohnern zwar deutlich kleiner als Freetown (vgl. Statistics Sierra Leone 2006: 21), aber immer noch Sierra Leones zweitgrößte Stadt und mit ihren Schulen, mehreren in Bo Town angesiedelten Fakultäten der *Njala University*, diversen großen Märkten und landesweit berühmten Nachtclubs ohne Frage ein urbanes Zentrum, das erhebliche Anziehungskraft ausübt (Sierra Leone befindet sich in einer Phase massiver Land-Stadt-Migration, auf die ich in Kapitel 6 ausführlicher eingehe). Zugleich ist Bo Town unmittelbar in vierzehn ländliche *chiefdoms* (Verwaltungseinheiten innerhalb der Distrikte) eingebettet,[15] deren Bewohnerinnen und Bewohner überwiegend Subsistenz- oder Semisubsistenzlandwirtschaft betreiben.[16] Ebenfalls unweit von Bo Town, entlang des Sewa Flusses an der Grenze zum Kenema Distrikt, liegt zudem ein kleineres Diamantenabbaugebiet (kleiner im Vergleich zu den großen Abbaugebieten im Kono Distrikt), in dem lokale Dorfbewohner und zugereiste Fremde sich als Diamantenschürfer verdingen. Ihre Auftraggeber, bei denen es sich oft um wohlhabende Händler oder andere lokale *big men* (einflussreiche und vergleichsweise wohlhabende Männer) handelt, versorgen die Schürfer mit Reis, dem zentralen Grundnahrungsmittel in Sierra Leone, und stellen ihnen für den Fall, dass sie einen Diamanten finden, eine kleine Gewinnbeteiligung in Aussicht.[17] Ich ging davon aus, dass es dank

14 | Hierzu inspiriert hat mich vor allem ein Aufsatz von Stathis Kalyvas (2004) über das »urban bias« in der vergleichenden Kriegsforschung. Ich wollte die von Kalyvas eindrücklich kritisierte Tendenz, von in der Stadt gesammelten Daten auf Zustände auf dem Land zu schließen, in meiner eigenen Forschung unbedingt vermeiden.

15 | Bo Town selbst liegt größtenteils auf dem Gebiet des Kakua Chiefdom; insgesamt ist der Bo Distrikt somit in fünfzehn *chiefdoms* unterteilt.

16 | Die Versorgung der Bevölkerung in den Städten kann nur über Nahrungsmittelimporte gewährleistet werden. Insbesondere Reis, das zentrale Grundnahrungsmittel in Sierra Leone, wird zu erheblichen Anteilen (etwa 20 Prozent des Gesamtbedarfs) importiert und wird aufgrund steigender Weltmarktpreise und gleichzeitiger Währungsinflation in Sierra Leone für die sierra-leonischen Verbraucher seit Jahren stetig teurer. Vgl. hierzu die Länderinformationen des *Global Information and Early Warning System/Food and Agriculture Organization of the United Nations* (2013).

17 | Diamanten kommen in Sierra Leone nicht nur in tieferen Gesteinsschichten, sondern auch – allerdings zunehmend weniger – in alluvialer Form, also aus tieferen Gesteinsschichten ausgeschwemmt vor. Abseits einiger industriell betriebener Minen besteht der Prozess des Diamantenschürfens meist darin, dass Flusssand auf der Suche nach Diamanten manuell durchsiebt wird (vgl. Maconachie 2008: 8-9).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

der räumlichen Nähe zwischen diesen verschiedenen Lebensräumen möglich sein würde, zugleich in Bo Town und wenigstens in zwei umliegenden Dörfern Kontakte zu knüpfen – idealerweise in einem Dorf außerhalb und in einem Dorf innerhalb des Diamantenabbaugebiets am Sewa Fluss. Geplant war, dass ich regelmäßig zwischen Bo Town und den Dörfern hin und her pendeln würde, ohne dabei jeweils aus einem Forschungskontext lange abwesend sein und Kontakte vernachlässigen zu müssen.

Hinsichtlich dieser angedachten Aufteilung der Feldforschung kam es dann aber deutlich anders als geplant: Nachdem ich im Januar 2009 in Bo Town mit der Feldforschung begonnen hatte, dauerte es wesentlich länger als erwartet, bis es mir gelungen war, mir so weit ein Bild von den Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen in der Stadt zu machen, dass ich überhaupt daran denken konnte, wenigstens ein Dorf mit in meine Forschung einzubeziehen. Ende März 2009, als mir nur noch knapp zwei Monate Forschungsaufenthalt übrig blieben, entschied ich mich deshalb, den Fokus auf Bo Town zu belassen und lediglich ein Dorf für einen jedoch zwangsläufig – aus Zeitknappheit – nur oberflächlichen Vergleich heranzuziehen. Von Ende März bis Anfang Mai habe ich dann jeweils zwei Tage pro Woche in dem Dorf Kwelu verbracht, dessen ca. 200 Einwohnerinnen und Einwohner Landwirtschaft betreiben. Kwelu liegt 30 Minuten Taxifahrt plus dann noch einmal ca. eine Dreiviertelstunde zu Fuß auf kaum befahrbaren Wegen von Bo Town entfernt im Baoma Chiefdom an der Grenze zum Kenema Distrikt. Ich kam dort bei der Familie eines Freundes aus Bo Town unter, der mich in Kwelu vorstellte und sich vor dem *town chief*[18] für meine guten – oder zumindest sicher nicht schlechten – Absichten verbürgte; ich stelle unten gleich noch ausführlich dar, dass mein Auftauchen nicht nur in Kwelu oft Hoffnungen geweckt hat, die ich nicht erfüllen konnte (siehe 2.3.1).

Neben Kwelu habe ich insgesamt noch drei weitere Dörfer im Bo Distrikt besucht, dies jedoch jeweils nur für zuvor abgesprochene Interviewtermine, nach denen ich stets noch am selben Tag wieder abgereist bin. Das so gesammelte empirische Material reicht deshalb längst nicht aus, um für Kwelu oder gar für ›die Dörfer‹ ein ähnlich detailliertes Bild von Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zu zeichnen, wie es in Kapitel 6 für Bo Town getan wird. Zumindest aber reicht es aus, um aufzuzeigen, dass die unfriedlichen Beziehungen, die auf Basis von empirischem Material aus Bo Town definiert werden können, in der

18 | *Town chiefs* stellen die niedrigste Instanz der traditionellen Rechtsprechung dar – der einzigen Form von Rechtsprechung, zu der die meisten Sierra Leonerinnen und Sierra Leoner tatsächlich Zugang haben. Sie fungieren in ›ihren‹ Dörfern zudem als zentrale Autoritätspersonen und als Organisatoren der dorfgemeinschaftlichen Ordnung. Beispielsweise ernennen *town chiefs* Dorfpolizisten, sie sind berechtigt, die Dorfbewohner zu gemeinnützigen Arbeiten zu verpflichten, und sie entscheiden auch darüber, ob und wie lange Fremde sich im Dorf aufhalten dürfen (vgl. etwa Richards/Bah/Vincent 2004: 14ff.; Sawyer 2008: 393ff.; Shaw 2010: 126).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Vertrautheit der kleinen Dorfgemeinschaft von Kwelu deutlich weniger intensiv empfunden werden als in der relativen Anonymität der Stadt. Ich bin im Endeffekt also trotz der zeitknappheitsbedingten Oberflächlichkeit des Vergleichs auf unfriedensrelevante Unterschiede zwischen Bo Town und Kwelu aufmerksam geworden.

Im Anschluss an die empirische Definition unfriedlicher Beziehungen stelle ich in Kapitel 6 dann zudem die Hypothese auf, dass die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen – samt den Unterschieden, die zwischen Bo Town und Kwelu aufgezeigt werden können – für sierra-leonische Städte und Dörfer verallgemeinerbar sind (siehe 6.3.5). Diese Hypothese lässt sich zum einen anhand des in Bo Town gesammelten empirischen Materials begründen, in dem nämlich keine Hinweise darauf enthalten sind, dass die empirisch definierten unfriedlichen Beziehung innerhalb von Sierra Leone speziell nur in Bo Town vorkommen. Entscheidend ist dabei, dass meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner mir solche Hinweise durchaus hätten geben können. Viele von ihnen waren selbst erst in der Nachkriegszeit, manche sogar erst vor wenigen Monaten nach Bo Town gezogen und/oder standen in Kontakt mit Verwandten in anderen Landesteilen. Einige wenige waren sogar selbst nur aus anderen Landesteilen zu Besuch in Bo Town.[19] Zum anderen lassen sich auch in der wissenschaftlichen Sekundärliteratur zu Nachkriegs-Sierra Leone keine Hinweise finden, die gegen die Verallgemeinerbarkeitshypothese sprechen würden; und einige Studien enthalten stattdessen empirischen Einsichten, die sie deutlich unterstützen (vgl. insbesondere Christensen/Utas 2008; Bürge 2011). Wie ich einleitend bereits kurz dargestellt habe, wird die Verallgemeinerbarkeitshypothese dann auch in der Prozessvorstellung des Entstehens und Fortbestehens der empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen aufgegriffen und weiter begründet. In der Prozessvorstellung werden die Entstehungsprozesse der empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen sowohl theoretisch konsistent als auch empirisch plausibel auf Erfahrungen zurückgeführt, die – soweit dies sekundärliteraturbasiert nachvollziehbar ist – im Verlauf des Krieges in allen Landesteilen zumindest in ähnlicher Weise erlebt worden sind.

Ich habe im Forschungsprozess aber zu keiner Zeit und in keiner Weise gezielt darauf hingearbeitet, ausgerechnet hypothesenhaft verallgemeinerbare unfriedliche Beziehungen empirisch zu definieren, deren Entstehen von vornherein auf landesweit verbreitete Kriegserfahrungen zurückgeführt werden sollte. Im Gegenteil: Vor der Feldforschung hatte ich eher damit gerechnet, dass ich lokal spezifische Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen entdecken würde, für die ich dann eine ebenfalls lokal spezifische Prozessvorstellung formulieren

19 | Im Anhang wird eine Auflistung der insgesamt geführten Interviews und der im Text zitierten informellen Gespräche bereitgestellt, die – soweit bekannt – Angaben zu den Herkunftsorten der Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner und zu den Zeitpunkten ihrer Ankunft in Bo Town enthält.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

würde. Ich hatte sogar schon begonnen, speziell auf den Bo Distrikt fokussierte oder zumindest anteilig auf empirischem Material aus dem Bo Distrikt basierende Sekundärliteratur zur Vor-, Kriegs,- und frühen Nachkriegszeit zu sichten, die ich für die Formulierung einer speziell auf den Bo Distrikt ausgerichteten Prozessvorstellung heranziehen wollte. Dass stattdessen eine hypothesenhafte Verallgemeinerung möglich und sinnvoll sein würde, ging mir zuerst im Laufe der Feldforschung und dann erneut bei der Erarbeitung der Prozessvorstellung auf.

2.3 Die Feldforschung

Wie ich hier nun schon mehrfach betont habe, habe ich in der Feldforschung nicht nur formale Interviews (mit zuvor ausgemachten Terminen und festen Leitfragen), sondern auch informelle Gespräche geführt und zudem Gelegenheiten gesucht, am alltäglichen Leben meiner Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner teilzunehmen. Solche Teilnahme, in die Interviews und informelle Gespräche dann eingebettet werden, ist das zentrale Merkmal ethnographischer Feldforschung, die in den Sozialwissenschaften zunehmend über Disziplingrenzen hinweg aufgegriffen und praktiziert wird (vgl. Vrasti 2008; Wedeen 2010). Vor allem aber ist ethnographische Feldforschung die Standardmethode der Ethnologie und der Sozial- und Kulturanthropologie, und innerhalb dieser Disziplinen sind die Ansprüche, die an ethnographisch erhobene Daten und an ihre textliche Darstellung gestellt werden können und sollen, in den letzten Jahrzehnten heftig diskutiert und teilweise neu interpretiert worden:[20] Von ihren Anfängen im frühen 20. Jahrhundert bis in die 1960er und 1970er Jahre hinein wurde ethnographische Feldforschung in erster Linie zur Erschließung und Dokumentation ›exotischer‹ Kulturen in ›abgelegenen‹ Weltgegenden eingesetzt, wobei es oft vor allem darum gehen sollte, von westlichen Einflüssen noch unberührte Vorstellungen und Praktiken zu erforschen und für die Nachwelt festzuhalten, »to study the natives ›before they disappeared‹« (Scheper-Hughes 1993: 27).[21] Diese Suche nach dem (vermeintlich) Unberührten ist angesichts fortschreitender globaler Verflechtungen mittlerweile längst aufgegeben worden, während zugleich die Reflektion der eigenen Kultur an Bedeutung gewonnen hat (vgl. Marcus/Fischer 1986: 20; MacClancy 2002: 7-9). Es wird heute als besondere Stärke ethnographischer Feldforschung verstanden, dass sie mit dem Eintauchen in fremde

20 | Vgl. etwa Clifford/Marcus (1986), Marcus/Fischer (1986), James/Hockey/Dawson (1997), Hauser-Schäublin (2003).

21 | Als erste ›moderne‹ ethnographische Feldforschung, die stationär – also nicht im Gefolge von Expeditionsreisenden, sondern über längere Zeit an einem Ort – durchgeführt wurde, gilt Bronislaw Malinowskis dreijährige Forschung (1915 bis 1918) auf den Trobriand-Inseln südöstlich von Neuguinea (vgl. Marcus/Fischer 1986: 19; Hauser-Schäublin 2003: 35).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Realitäten Perspektivwechsel bewirken kann, die es den Forschenden (und später auch ihren Leserinnen und Lesern) ermöglichen, die eigene Kultur mit ›fremden Augen‹ zu erkunden: »[A]nthropologists do not just make the strange familiar. They can make the familiar strange as well. In other words, they can both place seemingly unusual customs in their local cultural logics *and* draw out the cultural peculiarity of seemingly natural Western ideas.« (MacClancy 2002: 7-8; Hervorhebung im Original) Um aber überhaupt zu solchen neuen Perspektiven auf die eigene Realität gelangen zu können, ist es weiterhin notwendig, sich fremden Realitäten zuzuwenden und sie so weit wie möglich aus der Perspektive derjenigen zu erschließen, die diese Realitäten unmittelbar leben – sei es in fremden Gesellschaften oder in unvertrauten Sphären der eigenen Gesellschaft und in jedem Fall unter der Prämisse globaler Verflechtungen in einer globalisierten Welt (Marcus/Fischer 1986: 137ff.; MacClancy 2002: 10). Neuere ethnographische Forschungen sind also nicht zwangsläufig auf ›periphere‹ Weltgegenden oder überhaupt auf nur einen festen Ort beschränkt. Sie widmen sich beispielsweise auch den Verstrickungen von Armut, Drogenhandel und Drogenkonsum in den Armutsvierteln US-amerikanischer Großstädte (Bourgois 2003), den transnational verfolgbaren Schrecken des globalen Organhandels (Scheper-Hughes 2004) und den Bedingungen und Praktiken von Sexarbeit in den Rotlichtmilieus von San Francisco und Amsterdam (Chapkis 1997). Die aktuelle ethnographische Praxis hat dabei aber weiterhin mit ihren ›exotischen‹ Anfängen gemein, dass diejenigen, die ausziehen, das Fremde und die Fremden zu erkunden, in aller Regel aus wohlhabenderen Weltgegenden und vergleichsweise privilegierten Schichten stammen.

Allerdings gilt auch für ethnographische Forschung – sowohl für die Feldforschung als auch für die Interpretation und textliche Wiedergabe des gesammelten empirischen Materials –, dass ein Erschließen sozialer Realität aus anderer als der eigenen Perspektive stets nur in engen Grenzen möglich ist. Oder anders formuliert: dass nie ganz authentisch die Perspektive der Erforschten eingenommen und dann textlich wiedergegeben werden kann. Noch abgesehen davon, dass die eigenen und oft in vielerlei Hinsichten radikal verschiedenen Erfahrungshintergründe auch in intensiver Teilnahme nie ganz ›ausgehebelt‹ werden können und dass bestimmte Erfahrungen aufgrund der eigenen Fremdheit (und Privilegiertheit) selbst in intensiver Teilnahme meist nicht am eigenen Leib gemacht werden, sind es auch in ethnographischer Forschung letztlich die Erkenntnisinteressen der Forschenden und nicht die Agenden der Erforschten, die den Rahmen und die Ausrichtung der Forschung festlegen: mit wem überhaupt gesprochen wird und mit wem nicht; an wessen Leben teilgenommen wird und an wessen nicht; was von dem Gesagten und Beobachteten letztlich für relevant gehalten wird und was nicht; und welche ›Stimmen aus dem Feld‹ textlich repräsentiert werden und welche nicht. Somit muss in jedem Fall davon ausgegangen werden, dass ethnographische Feldforschung trotz der Nähe, die zu den Erforschten gesucht wird, kein Verfahren zur Erlangung ungefiltert authentischen Materials und auch kein

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Wundermittel zur Überwindung der eigenen Vorstellungsgrenzen darstellt (vgl. Clifford/Marcus 1986; Marcus/Fischer 1986; Vrasti 2008).[22]

Und dennoch können mit der Teilnahme am alltäglichen Leben der Erforschten Erkenntnisgelegenheiten entstehen, die beispielsweise in Umfragen oder in reiner Interviewforschung kaum eine Chance hätten. Geplante oder ungeplante Beobachtungen, die im Zuge von Teilnahme gemacht werden, sowie informelle Gespräche, deren Inhalte zumindest nicht nur und in erster Linie von den Forschenden bestimmt werden, können Gelegenheiten bieten, Gesagtes und Getanes allmählich ›besser‹ – nämlich zumindest mehr in dem Sinne, in dem es aus subjektiver Perspektive der Erforschten gemeint ist – verstehen zu lernen. Noch dazu können informelle Gespräche und teilnehmende Beobachtungen Gelegenheiten für unerwartete und überraschende Erfahrungen bieten, nach denen die Forschenden von sich aus nie gesucht oder gefragt hätten (vgl. etwa Bourgois 2002: 18-19; Wedeen 2010: 267-268). Da ich in meiner Feldforschung vor der Herausforderung stand, auf Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen aufmerksam zu werden, von denen ich mir noch keinerlei konkrete Vorstellung machen konnte, war ich auf solche Gelegenheiten dringend angewiesen.

Allerdings bin ich dann immer noch um einiges zielorientierter – beziehungsweise von vornherein auf ein bereits festgelegtes Forschungsziel fixierter – vorgegangen, als dies für ethnographische Feldforschung, so wie sie in der Ethnologie und in der Sozial- und Kulturanthropologie praktiziert wird, üblich ist. Während Ethnologen und Anthropologen idealerweise mindestens ein bis zwei Jahre im Feld verbringen und ihre Forschungsfragen oft erst im Laufe der langen Feldforschung festlegen (vgl. etwa MacClancy 2002: 4ff.), bin ich von vornherein mit der festen Absicht gestartet, innerhalb weniger Monate ›hinter‹ oder ›zwischen‹ die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie zu blicken. In Kombination mit intensiver Vorbereitung im ›Vor-Feld‹ (siehe unten 2.3.1) hielt ich es für realistisch, dass ich meine Forschung von Januar bis Mai 2009 in trockene Tücher bringen

22 | Eine Fundamentalkritik an ethnographischer Forschung, in der diese nicht nur als in ihren Möglichkeiten begrenzt, sondern zudem als Fortsetzung globaler Macht- und Ausbeutungsverhältnisse mit anderen Mitteln dargestellt wird, hat Edward Said (1989) formuliert. Er argumentiert, dass westliche Anthropologie sich – bei aller methodischer Sorgfalt – nicht von den imperialen Verwendungszwecken des mit ihr erarbeiteten Wissens über fremde Kulturen trennen lässt: »The fetishization and relentless celebration of ›difference‹ and ›otherness‹ can therefore be seen as an ominous trend. It suggests [...] the heedless appropriation and translation of the world by a process that for all its protestations of relativism, its displays of epistemological care and technical expertise, cannot easily be distinguished from the process of empire.« (Said 1989: 213-214) Dass solche Kritik keinesfalls pauschal von der Hand zu weisen ist, wird beispielsweise daran deutlich, dass militärische Interventionsakteure in der Tat an ethnographisch erarbeitetem Wissen zur Optimierung von Aufstandsbekämpfungsstrategien (Counterinsurgency) interessiert sind (vgl. etwa Albro 2007; Forte 2011).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

würde; und auch in meinem wissenschaftlichen Umfeld wurde mir einhellig versichert, dass ich »für eine Politikwissenschaftlerin« ohnehin schon eine recht lange Feldforschung absolvieren würde. Letzten Endes hätte ich meinen Forschungsaufenthalt sehr gerne verlängert, was jedoch aus Finanzierungsgründen nicht möglich war. Eine Verlängerung hätte mir insbesondere die Möglichkeit gegeben, die ursprünglich geplante Aufteilung zwischen Stadt und Land sehr viel gründlicher umzusetzen (siehe oben 2.2).

Im Folgenden schildere ich, wie ich vorgegangen bin, um Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner zu treffen und kennenzulernen, und wie meine Teilnahme am alltäglichen Leben konkret aussah. Diese Schilderungen sollen in erster Linie transparent machen, wie ich zu dem empirischen Material gekommen bin, das hier die Grundlage für die empirische Definition unfriedlicher Beziehungen liefert. Noch darüber hinaus fallen meine Schilderungen aber auch deshalb recht ausführlich aus, weil ich selbst mir bei der Feldforschungsvorbereitung oft gewünscht habe, dass die ethnographischen Studien, die ich nach Hinweisen auf konkrete Vorgehensweisen und mögliche Schwierigkeiten durchforstete, ausführlichere Feldforschungsschilderungen enthalten würden. Falls Leserinnen und Leser dieser Arbeit ähnliche Hoffnungen hegen sollten, will ich sie nicht enttäuschen.[23]

2.3.1 Teilnahme und Teilnahmebedingungen

Für meine zeitlich knapp bemessene und von vornherein zielorientierte Feldforschung war zunächst noch im ›Vor-Feld‹ (in Berlin, Anfang bis Ende 2008) einiges an praktischer Vorbereitung nötig. Erstens habe ich die sierra-leonische Verkehrssprache Krio bereits vor der Feldforschung gelernt – oder präziser: Ich habe meine Sprachkenntnisse auf ein im ›Vor-Feld‹ noch etwas wackeliges Niveau gebracht, das ich in Sierra Leone dann schnell steigern konnte. Zweitens habe ich mit Unterstützung meiner sierra-leonischen Krio-Lehrerin[24] und ihres Neffen,

23 | Außerdem empfehle ich zur Lektüre Philippe Bourgois' Studie über das Leben und den Drogenhandel in El Barrio, New York, die ich leider erst nach meiner Feldforschung gelesen habe (vgl. Bourgois 2003). Bourgois dokumentiert darin sehr ausführlich, wie genau er zu seinen empirischen Einsichten gelangt ist, und er lässt seine Leserinnen und Leser an Schwierigkeiten, Missverständnissen und Vorurteilen (eigenen, die mit der Zeit aufgedeckt wurden, und fremden, die erst noch verstanden werden mussten) intensiv und eindrücklich teilhaben. Sehr aufschlussreich ist zudem ein kurzer Aufsatz von Jodi O'Brien (2010). Darin zeigt sie an den Beispielen einiger ungewöhnlich offen schreibender Autorinnen und Autoren ›Feldgeschichten‹ auf, die in akademischen Texten ansonsten nur selten auftauchen; dies vermutlich nicht, weil sie tatsächlich selten sind, sondern weil sie Vorgehensweisen und Erfahrungen beinhalten, die als ethisch und/oder wissenschaftlich problematisch empfunden werden.

24 | Ich hatte zunächst an verschiedenen Universitäten mit großen Afrikanistik-Instituten angefragt, ob sie mir eine Krio-Lehrerin oder einen Krio-Lehrer vermitteln können – ohne

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

der in Bo Town lebte, schon von Berlin aus ein Zimmer in Bo Town angemietet, um mir damit sofort einen ersten Anlaufpunkt unter Sierra Leonerinnen und Sierra Leonern zu verschaffen und nicht erst Zeit in Hotels verbringen zu müssen. Und drittens habe ich schon im ›Vor-Feld‹ grob festgelegt, mit wem ich unter forschungsstrategischen Gesichtspunkten unbedingt sprechen sollte. Die Zielvorgabe lautete, sowohl mit ehemaligen Kämpferinnen und Kämpfern als auch mit Frauen und Männern ohne Kämpfervergangenheiten zu sprechen und insgesamt Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner zu gewinnen, die sich in möglichst vielen Hinsichten – etwa hinsichtlich ihrer aktuellen Erwerbstätigkeit, ihrer ethnischen Zugehörigkeit, ihres Alters, Geschlechts und ihres sozio-ökonomischen Status – unterscheiden sollten. Über ein möglichst breites Spektrum an Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partnern sollten Gelegenheiten entstehen, gegebenenfalls auf gruppen- oder klassenspezifisch unterschiedliche Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen aufmerksam zu werden. Wie leicht oder schwer und wie genau es möglich sein würde, solche Kontakte zu knüpfen, und wie genau ich dann am alltäglichen Leben meiner Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner teilnehmen können würde, war mir im ›Vor-Feld‹ allerdings weitgehend unklar.

Um überhaupt einen Anfang zu machen, habe ich in den ersten Wochen der Feldforschung dann einen Großteil meiner Zeit damit verbracht, Bo Town auszukundschaften und Bekanntschaft mit Leuten zu schließen, die von sich aus Interesse an mir zeigten und sich mit mir unterhalten wollten. Mit der Zeit ergaben sich so bei unterschiedlichen Leuten und an unterschiedlichen Punkten in der Stadt Anlaufstellen, an denen ich bekannt war, Zeit verbringen konnte, gegebenenfalls auch mitarbeiten (mitverkaufen, mitkochen etc.) durfte oder sogar sollte und so am alltäglichen Leben teilnehmen konnte, ohne dabei eine allzu aufmerksamkeitserregende Attraktion darzustellen. Zunächst jedoch erregte ich überall deutlich mehr Aufsehen, als ich erwartet hatte: Obwohl internationale Organisationen und NGOs weiterhin in Sierra Leone präsent sind und vor Ort auch westliche Ausländer beschäftigen, haben weiße Leute[25] Seltenheitswert – erst recht, wenn sie alleine durch die Straßen laufen und Kontakte knüpfen wollen. Zugleich ist das Konzept westlicher Forscherinnen und Forscher, die eine Weile bleiben und Fragen stellen, zumindest in Grundzügen vielen bereits bekannt. Viele meiner Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner in Bo Town hatten von solchen Leuten schon gehört und einige wenige waren sogar selbst schon einmal interviewt worden; in

Erfolg. Meine Lehrerin Thardy Mansaray habe ich schließlich in einer sierra-leonischen Kirchengemeinde in Berlin-Neukölln kennengelernt, auf die ich im Zuge einer breit angelegten Online-Recherche gestoßen war.

25 | Unter ›weißen Leuten‹ werden in Sierra Leone vor allem hellhäutige Europäer und Nordamerikaner verstanden. Hingegen gelten die Angehörigen der libanesischen Diaspora in Sierra Leone (siehe auch Fußnote 5 in diesem Kapitel), die ebenfalls helle Haut haben, nicht als weiß, sondern sie werden gesondert als Libanesen kategorisiert.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

dem Dorf Kwelu hingegen war ich für einige sogar die erste Weiße, die sie überhaupt je aus der Nähe zu sehen bekamen. Dennoch war mein Attraktionswert in Bo Town kaum geringer als in Kwelu. Meine Aufzeichnungen aus den ersten Tage und Wochen der Feldforschung lesen sich deshalb stellenweise fast so, als stammten sie aus einer ›exotischen‹ Feldforschung aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Sie handeln von staunenden Einheimischen, die mich ihrerseits in Staunen versetzten: Wo ich auch hinkam, riefen Kinder und manchmal auch Erwachsene erfreut und/oder perplex *poomuin* (auf Mende: weißer Mensch) oder *white girl* (die Krio Variante). Ich wurde auf der Straße von Fremden angefasst, angesprochen und ausgiebig dazu befragt, was genau und für wen ich denn arbeiteten würde und – nachdem ich erklärt hatte, dass ich für meine Doktorarbeit forsche – was genau mich denn interessiere und warum. Außerdem waren meine neuen Bekannten stets sehr an meinen allgemeinen Lebensumständen interessiert, zu denen sie mich ausführlich interviewten. Die häufigsten Fragen waren, wie genau ich mich denn finanzieren und bei wem und wo genau ich denn in Bo Town wohnen würde, wie viel Miete ich zahle, ob ich denn selbst kochen und meine Wäsche selbst waschen würde (sowohl in Bo Town als auch in Deutschland), ob ich verheiratet sei oder einen Freund habe (einen deutschen und/oder sierra-leonischen) und so weiter und so fort. Zudem bestand großes Interesse an der politischen und ökonomischen Lage in Deutschland, Europa und überhaupt in der *western world* (die Bezeichnung wird so auf Krio verwendet). Gefragt wurde beispielsweise, was genau es meiner Meinung nach mit der globalen Finanzkrise auf sich habe, mit viel Gehalt ein ungelernter Arbeiter oder eine ungelernte Arbeiterin in Europa rechnen könne, wie das Gesundheitssystem funktioniere, ob es in Deutschland viel Rassismus gebe und vieles mehr. Wo auch immer mir solche Fragen gestellt wurden – beispielsweise an einem Marktstand, auf einer Hausveranda oder in dem Büro einer lokalen NGO –sammelten sich oft Gruppen von interessierten Zuhörerinnen und Zuhörern, die meist ihrerseits noch eigene Fragen hatten. Ich habe nicht selten Stunden damit zugebracht, eine Frage nach der anderen zu beantworten und mich so meinerseits erforschen zu lassen.

Viele meiner neuen Bekannten waren erklärtermaßen entzückt und aufgeregt, mit mir eine Angehörige der *western world* vor sich zu haben, die sich ihren Fragen stellte und bereit war, von ihrem Leben am privilegierten anderen Ende der Welt zu berichten. Zugleich kritisierten einige von ihnen, nachdem sie mich einmal kennengelernt hatten, es sei unvorsichtig und naiv von mir, stets bereitwillig so offen über meine Lebensumstände zu sprechen. Wenigstens meinen Wohnort in Bo Town und meine Telefonnummer solle ich doch besser für mich behalten, um Personen, die womöglich schlechte Absichten hegen, erst gar keinen Zugang zu mir zu ermöglichen. Ich lernte aber schnell, dass es für mich tatsächlich keine gangbare Alternative zu Offenheit und Zugänglichkeit gab; und diejenigen unter meinen neuen Bekannten, mit denen ich forschungsstrategische Überlegungen diskutierte, stimmten mir darin letztlich oft zu (zumal wenn ich durch forschungsstrategische Überlegungen unter Beweis stellte, dass

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

meine Offenheit nicht unbedacht, sondern bewusst entschieden war). Ich hatte nämlich bald die Erfahrung gemacht, dass vorsichtige Zurückhaltung mir gerade beim ersten Kennenlernen pauschal als Ausdruck einer Arroganz ausgelegt wurde, von der es hieß, dass sie für weiße Leute typisch sei, und die als durch und durch unsympathisch empfunden wurde. Einige Male war mir dies unverblümt ins Gesicht gesagt geworden, nach dem Motto: Du willst mir nicht sagen, wo Du wohnst, warum soll ich mich dann mit Dir unterhalten? Wenn ich meine Adresse und Telefonnummer zurückhielt, wurde dies (nicht immer zu Unrecht) als Misstrauensbekundung und zugleich als persönliches Desinteresse verstanden; letzteres in dem Sinne, dass ich als ›Zurückhaltende‹ dann offensichtlich nicht an einer reziproken Bekanntschaft interessiert war, die zumindest die Möglichkeit *gegenseitiger* Besuche und Anrufe beinhalten würde. Zwar wäre es auch über eine distanziertere Vorgehensweise sicher möglich gewesen, Interviewtermine zu vereinbaren. Aber Teilnahme war mit Zurückhaltung nicht zu haben.

Im Laufe der Zeit habe ich dann zudem erlebt, dass neben Arroganz auch Faulheit und physische und psychische Schwäche (ein generelles ›Nichts-Aushalten-Können‹), aber andererseits auch Empathie und Hilfsbereitschaft als ›typisch weiße‹ Eigenschaften gelten. An den oft widersprüchlichen Zuschreibungen, mit denen ich immer wieder belegt wurde, ließe sich vermutlich ein Großteil der Komplexität historischer Erfahrungen mit weißen Leuten in Sierra Leone interpretativ rekonstruieren: von frühen christlichen Missionierungen und dem transatlantischen Sklavenhandel, in den das Gebiet des heutigen Sierra Leone ab dem 16. Jahrhundert fest eingebunden war, über die britische Kolonialzeit bis hin zu aktuellen Erfahrungen mit Entwicklungs- und Peacebuilding-Maßnahmen. Zunächst nahm ich pauschale Zuschreibungen meist unkommentiert und oft schüchtern und beschämt hin; beispielsweise, wenn konstatiert wurde, dass ich als Weiße ein gutes Herz haben müsse, weil ich es nicht ertragen könne (!), Leid zu sehen; oder wenn vorausgesetzt wurde, dass ich nicht in der Lage sein würde, einen halbstündigen Fußweg zu bewältigen. Mit der Zeit war ich aber schlicht so genervt von solchen Zuschreibungen, dass ich mich zunehmend traute, sie zu thematisieren. Einige Male entstanden aus Diskussionen über ›typisch weiße‹ Zuschreibungen, die ich nicht auf mir sitzen lassen wollte, dann sogar erst Gelegenheiten, Bekanntschaften zu vertiefen und sie auf eine vertrautere Ebene zu heben. Beispielsweise waren gerade junge Frauen oft skeptisch, ob ich den physischen Anstrengungen alltäglicher Hausarbeit in Sierra Leone gewachsen sein würde, und einige luden mich ein, es mit ihnen auszuprobieren. Insgesamt schlug ich mich nicht allzu schlecht. Als meine größte Schwäche stellten sich sämtliche Arbeitsschritte rund ums Wasserholen heraus. Mir fehlte nicht nur eine von alltäglicher Schlepperei durchtrainierte Oberkörpermuskulatur, sondern auch Übung in den ausgefeilten Tragetechniken.

Im Zuge der intensiven Ausfrageprozesse, die zwangsläufig am Beginn jeder neuen Bekanntschaft standen, bin ich meist auch dazu gekommen, neuen Bekannten mein Forschungsinteresse zu unterbreiten. Dabei vermied ich es gerade beim ersten Vorstellen unbedingt, mein Interesse an Gewaltbereitschaften

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und Gewalterwartungen direkt anzusprechen. Ich hatte bereits an meinen ersten beiden Tagen in Bo Town erlebt, dass ein explizites Thematisieren von Gewalterwartungen (von Gewaltbereitschaften hatte ich gar nicht erst gesprochen) schockstarres Schweigen auslöste oder aber aufgeregte Beteuerungen provozierte, Gewalt gehöre in Sierra Leone der Vergangenheit an; es herrsche mittlerweile »totaler Frieden« (*total peace*). Diese von mir ausgelösten erschreckten Reaktionen beschämten mich und zugleich fragte ich mich beunruhigt (und zugleich auch über diese Beunruhigung beschämt), ob ich womöglich unwissentlich einen für meine Forschung ganz und gar ungeeigneten, nämlich tatsächlich friedlichen Nachkriegskontext ausgewählt hatte, in dem es gar keine Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen mehr für mich zu entdecken geben würde. Die erschreckten Reaktionen hätten mich eigentlich sofort wieder beruhigen können. Denn wo tatsächlich *total peace* herrscht, würden Fragen nach Gewalterwartungen wohl kaum Erschrecken auslösen. In jedem Fall aber hatte ich bereits nach zwei Tagen in Bo Town keine Zweifel mehr daran, dass ich mich mit direkten Fragen nach Gewalterwartungen (von Gewaltbereitschaften ganz zu schweigen) gar nicht erst weiter um Kontakte bemühen bräuchte. Fortan habe ich Gewalterwartungen dann weitgehend aus meinem Vokabular gestrichen und stattdessen erklärt, dass mich zum einen ›der Frieden in Sierra Leone‹ (auf Krio: *de pis nar Salone*) und zum anderen die Frage interessiere, ob es eventuell Probleme gibt, die diesen Frieden gefährden könnten. So dargestellt provozierte mein Forschungsinteresse keine erschreckten Reaktionen und traf oft auf Zustimmung und Interesse. Und meist kamen meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner dann von sich aus recht schnell auf Gewalterwartungen und, in seltenen Fällen, sogar auch auf eigene Gewaltbereitschaften zu sprechen.

Im Laufe der Feldforschung wurde mir rückblickend klar, dass mein kurzzeitig direkt formuliertes Interesse an Gewalterwartungen wohl zum einen deshalb Erschrecken ausgelöst hatte, weil es ohne Vorwarnung Sorgen thematisierte, die eigentlich nicht öffentlich thematisiert werden sollen. Ich gehe auf die spezielle Nichtdiskriminierungsstrategie, die diesem Tabu (das allerdings oft nicht eingehalten wird) zugrunde liegt, in Kapitel 6 ausführlich ein. Zum anderen vermute ich, dass meine direkten Fragen nach Gewalterwartungen den Eindruck erweckt hatten, dass ich bereits über Informationen zu unmittelbar anstehenden, aber noch unbekannten Bedrohungen verfügte. Eine meiner Nachbarinnen, die ich an meinem ersten Tag in Bo Town mit direkten Fragen nach Gewalterwartungen erschreckt hatte und die ich einige Tage später erneut besuchte, um ihr mein neuformuliertes Forschungsinteresse vorzutragen, machte keinen Hehl aus ihrer Erleichterung. Sie erklärte, sie sei schon sehr besorgt über diese Gewalt gewesen, von der ich bei meinem ersten Besuch gesprochen hatte.

Zudem habe ich schnell gelernt, dass meine Bemühungen, Bekanntschaften zu schließen und am alltäglichen Leben neuer Bekannter teilzunehmen, unvermeidlich Hoffnungen weckten, die ich nicht erfüllen konnte. Sierra Leone war bereits vor dem Krieg und ist nach dem Krieg weiterhin eines der ärmsten Länder

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

der Welt (vgl. United Nations Development Program [UNDP] 1990: 128; 2013a: 146). Für die meisten Sierra Leonerinnen und Sierra Leoner bedeutet dies, dass sie unter existentiell »unversicherten« Bedingungen leben (»non-insured life«, Duffield 2007: 19), in denen auch nur eine sättigende Mahlzeit pro Tag keine Selbstverständlichkeit ist und in denen sie mit eigentlich leicht behandelbaren Krankheiten (insbesondere mit Malaria, Typhus und Entzündungen verschiedener Art) zu ringen haben, ohne darauf zählen können, Zugang zu ärztlicher Versorgung zu erhalten. Unter solchen Bedingungen ist lediglich auf die Unterstützung einigermaßen Verlass, die über familiäre oder freundschaftliche Netzwerke mobilisiert werden kann. Ganz in diesem Sinne wurde ich von neuen Bekannten oft heftig umworben und zu überzeugen versucht, nicht nur selbst mit meinen eigenen Mitteln und nach meinen eigenen Möglichkeiten auszuhelfen, sondern auch internationale Geldgeber und geberfinanzierte lokale NGOs dahingehend zu beeinflussen, Geld in Projekte zu investieren, die meine Bekannten sich in Anlehnung an gängige Entwicklungshilfepraktiken überlegt hatten. Dabei ging es dann beispielsweise um Finanzierungen für landwirtschaftliche Kooperativen, um Gelder für die Einrichtung eines eigenen kleinen Krankenhauses in Kwelu und um Mikrokredite für *bike riders* (Motorradtaxifahrer). Einige meiner neuen Bekannten trugen solche Projektideen schon länger mit sich herum – und sahen in mir die Gelegenheit, ihrer Verwirklichung endlich näher zu kommen. Zuweilen konnten daran auch meine ehrlichen Erklärungen nichts ändern, dass ich nicht einmal annäherungsweise über den Einfluss verfüge, der mir mit solchen Hoffnungen zugeschrieben wurde. In einigen Fällen hatte ich ganz deutlich den Eindruck, dass ich meine neuen Bekannten nicht restlos überzeugen konnte. Sie vermuteten weiterhin, dass ich eigentlich sehr wohl über Möglichkeiten verfügte, ihnen Finanzierungen zu verschaffen – wenn ich mich nur bemühen würde. Dabei liefen selbst die Bemühungen komplett ins Leere, die ich in der Tat unternahm, um zumindest Informationen über womöglich bereits existierende Fördermöglichkeiten einzuholen. In einem Fall konnte ich zwar den Direktor einer lokalen NGO dazu überreden, einen Mitarbeiter mit mir nach Kwelu zu schicken, der sich dabei ein Bild davon machen sollte, ob Kwelu die Kriterien erfüllte, um in zukünftige Gesundheitsprojekte dieser NGO integriert zu werden. Allerdings war auch die Finanzierung dieser zukünftigen Projekte noch längst nicht gesichert, und der Direktor machte bei unserem nächsten Treffen unmissverständlich deutlich, dass er von mir – als Gegenleistung für eine Berücksichtigung von Kwelu in zukünftigen Projekten – erfolgreiche Unterstützung bei der Akquise internationaler Gebergelder erwarten würde.[26] Damit hatte ich mich dann endgültig einmal 360 Grad im Kreis gedreht.

26 | Während in Sierra Leone seit Kriegsende laufend immer neue lokale NGOs gegründet werden, sind die zur Finanzierung lokaler NGOs zur Verfügung gestellten internationalen Gebergelder seit einigen Jahren rückläufig (vgl. Kanyako 2011).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Auch meine persönlichen Mittel wurden oft erheblich überschätzt und so musste ich viele Bitten um größere Investitionen – und in der Masse auch um kleinere Hilfen – enttäuschen, die direkt an mich gerichtet wurden. Sehr häufig bekam ich zudem romantische Anträge, die nicht selten explizit mit der Hoffnung verknüpft wurden, dass ich den jeweiligen Bewerber um meine Gunst schließlich heiraten, ihn mit nach Deutschland nehmen und ihm dort ein besseres Leben ermöglichen würde. In einigen Fällen waren solche Anträge von vornherein (für mich aber nicht unbedingt erkennbar) ironisch gemeint; die jeweiligen ›Bewerber‹ spielten dann insofern mit mir, als sie nicht wirklich damit rechneten, dass ich auf ihre Anträge eingehen würde. Sie wollten, wie sie mir in einigen Fällen im Nachhinein lachend erklärten, nur sehen, wie ich mich mit beklommener Miene herauszureden versuchte. In anderen Fällen waren solche Anträge ernst gemeint – und ein schnelles oder gar scherzhaftes Abwiegeln meinerseits wurde mir nicht selten als Rassismus ausgelegt, weil ich den jeweiligen Mann ja offensichtlich gar nicht ernsthaft in Erwägung gezogen hatte. Mir wurde dann vorgeworfen, dass ich wohl ganz grundsätzlich keine schwarzen Männer mögen und mich womöglich sogar vor ihnen ekeln würde. Mit solchen Vorwürfen wurde ich auch konfrontiert, wenn ich romantische Anträge allzu hastig oder gar unfreundlich abwiegelte, bei denen es nicht angekündigter Weise bereits um Heirat, sondern nur um eine Affäre ging. Mein ›exotisches‹ Aussehen (meine helle Haut) und der Umstand, dass ich gerade aufgrund meines bewusst offenen und kontaktfreudigen Auftretens als grundsätzlich verfügbare junge Frau wahrgenommen wurde, brachten mir eine Menge solcher Angebote ein, die stets sehr direkt und für mein Empfinden fast schon aggressiv formuliert wurden. Dieses Empfinden konnten allerdings weder diejenigen nachvollziehen, die mir diese Anträge unterbreiteten, noch andere Bekannte, mit denen ich mein Unwohlsein diskutierte. Ein nachdrückliches »*I want you for love*!« gilt als absolut übliche Form der Interessensbekundung an einer jungen Frau – auch wenn die Direktheit dieser Formulierung und ihre unverhohlene sexuelle Konnotation (*love* meint darin in erster Linie Sex) mir gerade zu Beginn der Feldforschung befremdlich vorkamen. Dies legte sich jedoch mit der Zeit und in dem Maße, in dem ich verstand, dass es durchaus die Möglichkeit einer akzeptablen ablehnenden Antwort gibt, solange diese Antwort freundlich formuliert ist und mit ihr nicht kategorisch ausgeschlossen wird, dass frau ihre meine Meinung vielleicht eines Tages noch ändert. Derart diplomatische Reaktionen, die niemanden vor den Kopf stoßen und die idealerweise zugleich harmoniestiftend und unterhaltsam gestaltet werden sollen (etwa indem Neckereien eingewoben werden), gelten als in allen Lebenslagen erstrebenswerte Lösungen für delikate Situationen; und die Fertigkeit, solche Diplomatie effektiv einzusetzen, wird mit einem anerkennenden »*e sabi tok*« – sie oder er »versteht es zu sprechen« – belohnt. Es begann mir bald Spaß zu machen, mich in dieser Fertigkeit zu üben. Außerdem lernte ich zu schätzen, dass die forsch vorgetragenen romantischen Anträge bestätigten, dass meine Bemühungen, so weit wie möglich als ›normale Person‹ am alltäglichen Leben teilzunehmen, offenbar recht erfolg-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

reich waren. Zumindest wurde ich definitiv nicht als unantastbarer Fremdkörper angesehen.

Vor allem mit solchen Bekannten, mit denen ich mich über forschungsstrategische Teilnahmebemühungen hinaus einfach gut verstand und mit denen ich deshalb besonders viel Zeit verbracht habe, entfiel nach und nach die Notwendigkeit, mich selbst, mein Forschungsvorhaben und die Beschränktheit meiner Geldmittel und meines Einflusses immer wieder aufs Neue erklären zu müssen; und auch der mir zunächst uneingeschränkt zugewiesene Kuriositäts- und Attraktionswert ließ in ihren Augen merklich nach. Zugleich erwarteten sie weiterhin von mir, dass ich im Rahmen meiner Möglichkeiten half, wenn meine Unterstützung benötigt wurde. Ich habe zahlreiche Arztbesuche, Medikamente, Schulgeld und -materialien, nahezu alltäglich Nahrungsmittel und ab und an auch ›Luxusgüter‹ wie ein neues T-Shirt, einen neuen BH, Cola, Bier oder das Eintrittsgeld für einen schickeren Nachtclub bezahlt. Selbst wenn es nicht von mir erwartet worden wäre, wäre es ohnehin völlig undenkbar gewesen, solche Unterstützung nicht zu leisten. Schließlich konnte ich nicht einerseits am alltäglichen Leben meiner Bekannten teilnehmen wollen und andererseits die Augen vor Hunger, Krankheit und materieller Not verschließen, die ich zumindest ein wenig abmildern konnte. Mit einigen wenigen Freunden aus Bo Town stehe ich bis heute in Kontakt und versuche weiterhin auszuhelfen, so gut ich kann.

2.3.2 Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner

In vielen Fällen habe ich diejenigen, die ich im Zuge meiner Teilnahmebemühungen näher kennenlernte und mit denen ich mich ohnehin regelmäßig unterhielt, schließlich auch formal interviewt; so beispielsweise den Händler Mr. Kandeh, neben dessen Kiosk ich gewohnt habe, und die Friseurin Adama, die mich gleich bei einem meiner ersten Rundgänge durch Bo Town auf ihre zugleich als Friseursalon fungierende Veranda einlud und die ich fortan fast täglich besucht habe. Solche Interviews kamen in vielen Fällen dadurch zustande, dass meine Bekannten mich explizit dazu aufforderten, sie zu interviewen. Sie nutzten die Interviews dann, um mir bei laufendem Aufnahmegerät noch einmal dezidiert auseinanderzusetzten, was bereits in vielen vorhergehenden Gesprächen ausführlich diskutiert worden war. Obwohl ich ihnen nicht verschwiegen habe, dass Dissertationen nur selten größere Leserkreise erreichen, empfanden sie die Interviews erklärtermaßen als Möglichkeit, den Menschen in der *western world* von ihren Lebensverhältnissen zu berichten.

Viele meiner Bekannten haben mir zudem geholfen, weitere Interviewkontakte zu knüpfen. In dieser Hinsicht ist insbesondere die Unterstützung hervorzuheben, die ich von ehrenamtlichen Mitarbeitern der lokalen NGO *Bo Peace and Reconciliation Movement* (BPRM) erhalten habe. Sie haben mich bei den Gewerkschaften der Lehrer und der Kleinhändler sowie im Büro der *bike riders* (der Motorradtaxifahrer-Organisation) und bei den *car wash boys* (die für ein kleines

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Entgelt die Motorräder der *bike riders* waschen) vorgestellt, so dass ich dort jeweils erste Kontakte knüpfen konnte. Das Konzept von BPRM – beziehungsweise das der britischen NGO *Conciliation Ressources*, die BPRM mit aufgebaut und jahrelang finanziert hat – bestand darin, ehrenamtliche Mitarbeiter aus verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen als sogenannte Peace Monitors auszubilden und einzusetzen. Jeweils innerhalb ihres sozialen Zuständigkeitsbereichs (etwa unter Lehrern, Kleinhändlern oder auch in der lokalen ›Exkombattanten-Szene‹, zu der sowohl die *bike riders* als auch die *car wash boys* gezählt werden) sollten sie als Ansprechpartner fungieren, untereinander Informationen austauschen und im Konfliktfall vermitteln. Für den Informationsaustausch untereinander wurden im BPRM-Büro wöchentliche Versammlungen abgehalten. Darüber hinaus diente das BPRM-Büro, das nach dem Auslaufen der Finanzierung durch *Conciliation Resources* mittlerweile geschlossen worden ist, den ehrenamtlichen Peace Monitors als Treffpunkt, an dem sie miteinander Zeit verbringen und die wenigen bezahlten BPRM-Mitarbeiter zudem ab und an um eine kleine finanzielle Hilfe bitten konnten. Das BPRM-Büro bot so auch für mich stets einen interessanten Anlaufpunkt, an dem ich Bekannte treffen, mich unterhalten und ihren Gesprächen lauschen konnte.

Ganz besonders unterstützt hat mich zudem Mohammed, der mich in dem Dorf Kwelu vorgestellt, mich dort bei seiner Familie untergebracht und mich bei meinen Besuchen in Kwelu stets begleitet hat. Mit Mohammed hatte ich zuvor bereits mehrere Monate unter einem Dach gewohnt: Ich wohnte in Bo Town zur Miete in einem Zimmer im Haus eines wohlhabenden Geschäftsmanns, der selbst in Freetown lebte. In den übrigen Zimmern wohnten der Neffen meiner Krio-Lehrerin (der mir das Zimmer vermittelt hatte), Khadija, die Freundin des Hausbesitzers, ihr Bruder Alex (beide waren aus ihrer Heimatstadt Freetown zum Studium an der *Njala University* nach Bo Town gekommen; ihr Studium wurde ihnen von Khadijas *boyfriend*, dem Hausbesitzer, finanziert) und eben Mohammed. Mohammed war im Auftrag des Hausbesitzers als Hausmeister und Koch tätig und erhielt im Gegenzug freie Unterkunft, Verpflegung und ab und an etwas Geld.

In einigen Fällen wurden meine Bekannten auch selbst aktiv und stellten mich Personen vor, von denen sie fanden, dass ich sie treffen und mit ihnen sprechen sollte. Sheriff beispielsweise, ein ehemaliger RUF-Kämpfer und ein Nachbar der Friseurin Adama, stellte mich dem *chairman* (dem Anführer oder Verantwortlichen) einer Gruppe von Straßenkindern vor. Um nur noch ein weiteres Beispiel zu nennen: Joe, ein arbeitsloser IT-Fachmann, den ich im Zuge seiner Arbeitssuche im BPRM-Büro kennenlernte, gab sich mir gleich bei unserem ersten Gespräch als stolzer *Kamajor* zu erkennen,[27] und er bestand darauf, dass ich auch

27 | Ich bezeichne Joe ganz bewusst als *Kamajor* und gerade nicht als ehemaligen *Kamajor*, weil die während des Krieges vollzogene Aufnahme in die *Kamajor*-Geheimgesellschaft (auf die ich in Kapitel 5 ausführlich eingehe, siehe 5.1.5 und 5.1.6) zumindest von der

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ehemals mächtige und einflussreiche *Kamajor*-Größen treffen und interviewen müsse – was ich mit seiner Unterstützung dann auch getan habe.

Insgesamt ist es mir mithilfe meiner Bekannten so gelungen, tatsächlich ein breites Spektrum an Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partnern zu gewinnen, so wie ich es von vornherein als Zielvorgabe angedacht hatte. Dies allerdings mit einer wichtigen Ausnahme: Zumindest soweit ich mir darüber bewusst bin, habe ich nicht auch nur mit einer einzigen ehemaligen Kämpferin gesprochen, wobei ich nicht ausschließen kann, dass ich von der einen oder anderen Interview- und/oder Gesprächspartnerin nur nie etwas über ihre Kämpferinnenvergangenheit erfahren habe. Mehrere Studien, die in der Nachkriegszeit in unterschiedlichen Landesteilen durchgeführt worden sind, zeigen übereinstimmend auf, dass ehemalige Kämpferinnen und Kämpfer aus Angst vor Diskriminierung oft darum bemüht sind, ihre Vergangenheit geheim zu halten.[28] Während einige meiner männlichen Bekannten mir aber dennoch von ihren Kämpfervergangenheiten berichtet haben, hat sich mir keine einzige Frau als ehemalige Kämpferin zu erkennen gegeben.

2.3.3 Formale Interviews und informelle Gespräche

Ebenso wie wenn ich neuen Bekannten mein Forschungsinteresse vorstellte, habe ich es auch in Interviews vermieden, Gewalterwartungen oder gar Gewaltbereitschaften von mir aus sofort direkt anzusprechen. Meine Einstiegsfrage lautete stattdessen meist: Was denkst du/was denkt ihr über den Frieden in Sierra Leone? (Auf Krio: *Aw yu/una see de pis nar Salone*?) Gefolgt von: Wo siehst du/wo seht ihr Probleme, die den Frieden in Sierra Leone möglicherweise gefährden? (Auf Krio: *Yu/una see problems we get potential for puell de pis nar Salone*?) Anknüpfend an die jeweiligen Antworten, die oft bereits Gewalterwartungen enthielten, habe ich dann aus der Interviewsituation heraus um genauere Ausführungen und Erklärungen gebeten und im Anschluss oft meine eigenen Vermutungen, Beobachtungen und Interpretationen zur Diskussion gestellt. Wann immer die Rede im Verlauf von Interviews und Gesprächen auf den Krieg kam, habe ich dies zudem nicht abgebrochen, sondern die Gelegenheit genutzt, um mehr über die Kriegserfahrungen meiner Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner in Erfahrung zu bringen und Nachfragen zum Leben und Überleben unter Bedingungen kriegerischer Gewalt zu stellen.

Der Unterschied zwischen formalen Interviews und informellen Gesprächen ist auf Grundlage der bisherigen Darstellungen vermutlich längst klar geworden.

Grundidee her lebenslange Zugehörigkeit impliziert, die in Friedenszeiten allenfalls ruhen darf. In Joes Fall war es zudem so, dass er die *Kamajors*/CDF idealisierte und sich auch weiterhin mit dem *Kamajor*-Sein identifizierte (siehe ausführlicher unter 6.1.8).

28 | Vgl. etwa Shepler (2002: 119), Mooy (2007: 16), Peters (2007: 13), Coulter (2009: 161ff.), Boersch-Supan (2009: 37-38).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Nur zur Sicherheit will ich ihn trotzdem noch einmal ausschreiben: Der Unterschied bestand in meiner Feldforschung darin, dass formale Interviews im Vorhinein verabredet und in den meisten Fällen mit den beiden gerade genannten Leitfragen von mir eingeleitet wurden, während informelle Gespräche ohne explizite Verabredung und oft – aber nicht immer – von meiner Seite ungeplant und spontan zustande kamen. Beispiele für informelle Gespräche, die von meiner Seite *nicht* ungeplant und spontan zustande kamen, sind die meisten Gespräche mit Daniel Tucker, dem ehemaligen *chairman* der *bike riders* von Bo Town. Tucker hatte gleich bei unserem ersten Kennenlernen erklärt, er habe kein Interesse daran, mir ein Interview zu geben. Interviews seien aus seiner Sicht eine unangenehme Form der Kommunikation. Er lud mich jedoch ein, ihn jederzeit besuchen zu kommen, und bot an, dass wir uns dann gerne »einfach unterhalten« könnten. Ich bin dieser Einladung mehrfach gefolgt und habe mich dann bemüht, von Tucker Antworten auf Fragen zu erhalten, die ich mir zuvor zurechtgelegt hatte.

Insofern sie mir relevant erschienen, habe ich informelle Gespräche und ebenso auch Beobachtungen während der Feldforschung stets so zeitnah wie möglich dokumentiert. Spätestens abends habe ich mir jeden Tag Zeit genommen, um Gespräche und Beobachtungen festzuhalten, aus denen sich dann oft auch allgemeinere Einsichten (etwa zu ›typisch weißen‹ Zuschreibungen und romantischen Anträgen) und neue Fragen ergaben. Niedergeschrieben habe ich sie meist entweder in meinem angemieteten Zimmer oder auf Adamas Veranda oder im BPRM Büro, wo ich Generatoren-Strom zur Verfügung hatte, um meinen Laptop aufzuladen.[29] Die so dokumentierten Gespräche und Beobachtungen machen zusammen mit den Interviews das insgesamt gesammelte empirische Material aus, das mir nach der Feldforschung dann zur Auswertung zur Verfügung stand.

2.3.4 Sprachliche und formale Darstellung des gesammelten Materials

Fast alle Interviewpartnerinnen und -partner haben mir die Erlaubnis gegeben, unsere Interviews aufzunehmen, so dass mir die meisten der insgesamt geführten 39 Einzel- und 13 Gruppeninterviews[30] für die Auswertung im Wortlaut vorla-

29 | Die ›reguläre‹ Stromversorgung (das so genannte *government light*) war in Bo Town während meiner Feldforschung nahezu nicht existent, was sich mittlerweile aber gebessert haben soll – wenigstens für diejenigen, deren Häuser überhaupt an das Stromnetz angeschlossen sind.

30 | Gruppeninterviews habe ich in Bo Town meist als Einstiegsgespräche geführt, die dann häufig zu Einzelinterviews oder zu Gelegenheiten für informelle Gespräche geführt haben. In Kwelu hingegen waren meine offiziell vereinbarten Interviewtermine grundsätzlich als Gruppeninterviews angelegt, zu denen das ganze Dorf eigeladen wurde; nicht etwa, weil ich dies so gewollt hätte, sondern weil in Kwelu die Auffassung herrschte, von solchen offiziellen Terminen solle niemand ausgeschlossen werden.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

gen. Ebenfalls fast alle Interviews (und alle informellen Gespräche) wurden in der sierra-leonischen Verkehrssprache Krio geführt, die gerade in größeren, ethnisch gemischten Städten wie Bo Town von den meisten Menschen verstanden und gesprochen wird. Selbst in Kwelu konnte ich mich auf Krio verständigen, wobei dort untereinander nahezu ausschließlich Mende gesprochen wird. In Bo Town hingegen ist Krio auch im Alltag gebräuchlich, neben Mende und anderen Sprachen. Da Krio sich in ›eingeenglischter‹ Form gut wiedergeben lässt – es ist ein Englisch-orientiertes Kreol mit Einflüssen aus dem Portugiesischen sowie aus zahlreichen westafrikanischen Sprachen (vgl. Richards 1996: 71-72) –, habe ich die Interviews bei der Transkription direkt ins Englische übertragen und zitiere Auszüge aus ihnen hier ebenfalls durchweg auf Englisch. So kann insgesamt mehr von dem erhalten bleiben, was tatsächlich gesagt wurde, als es nach einer Übersetzung ins Deutsche der Fall wäre. Englische Begriffe, die ich im Fließtext kleingeschrieben kursiv hervorhebe, beispielsweise *rebel war*, *western world*, *chief* und *chairman*, werden genau so oder zumindest sehr ähnlich auch auf Krio verwendet. Auch Interviewauszüge werden zur unmissverständlichen Kennzeichnung kursiv hervorgehoben; so sollen sie schon auf den ersten Blick von Zitaten aus Sekundärliteratur unterscheidbar sein. Die Namen der Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner, die ich im Text angebe, sind überwiegend Pseudonyme. Die Ausnahmen sind Adama, Dumbuya, Mohammed und Sheriff, die in der vorliegenden Arbeit mit ihren echten Namen vertreten sein wollten, sowie der ehemalige *chairman* der *bike riders* von Bo Town, Daniel Tucker, der mir auf Nachfrage hin erlaubt hat, die Darstellung unserer Gespräche mit seinem echten Namen zu verknüpfen.

Im Anhang wird eine Auflistung der insgesamt geführten Interviews und Gruppeninterviews sowie der im Text zitierten informellen Gespräche bereitgestellt. Darin werden außerdem, soweit bekannt, Angaben zu der jeweiligen ethnischen Zugehörigkeit meiner Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner nachgetragen, die ich im Text nur selten anführe. Sie sind für meine Darstellungen meist nicht relevant, da ich in dem gesammelten empirischen Material keine Hinweise auf Zusammenhänge zwischen ethnischer Zugehörigkeit und Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen gefunden habe. Die in der Auflistung nachgetragenen Angaben sollen dennoch wenigstens einen Überblick über die zwar Mende-dominierte, aber nichtsdestotrotz gemischte Zusammensetzung meiner Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner geben. Zudem wird in der Auflistung, ebenfalls soweit bekannt, angegeben, wann und woher Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner gegebenenfalls erst im Verlauf des Krieges oder in der Nachkriegszeit nach Bo Town gekommen sind. Diese Angaben, die ich im Text ebenfalls oft ausspare, sind vor allem als Hintergrundinformationen mit Blick auf die hypothesenhafte Verallgemeinerung relevant, die ich in Kapitel 6 für die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen formuliere und die ich dann auch in der Prozessvorstellung ihres Entstehens und Fortbestehens fortführe (siehe ausführlicher oben 2.2).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

2.4 Die Struktur des Forschungsprozesses: drei Arbeitsschritte

Der Forschungsprozess für die vorliegende Arbeit, in dem die Feldforschung nur einen, allerdings einen ganz besonders zentralen Teilarbeitsschritt ausgemacht hat, war in drei aufeinander aufbauende Arbeitsschritte gegliedert, die ich zeitlich nacheinander ausgeführt habe: die Erarbeitung konzeptioneller und theoretischer Grundlagen (1), das Sammeln und Auswerten des empirischen Materials (2) und schließlich die Zusammenführung von Theorie und Empirie in der Prozessvorstellung (3). Im Folgenden stelle ich diese drei Arbeitsschritte und die in ihnen enthaltenen Teilarbeitsschritte in ihrem zeitlichen Ablauf überblickartig dar und zeige auf, wie genau jeder einzelne von ihnen darauf ausgerichtet war, zur Beantwortung mindestens einer der beiden zentralen Fragen der vorliegenden Arbeit beizutragen: Was für unfriedliche Beziehungen – zwischen wem? worum geht es? – lassen sich auf Basis des gesammelten empirischen Materials und in konfrontativem Abgleich mit der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie empirisch definieren? Und: Können diese empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen theoretisch konsistent und empirisch plausibel als Produkte des Lebens und Überlebens unter Bedingungen kriegerischer Gewalt verstanden werden, die vom Krieg übrig bleiben?

Im ersten Teilarbeitsschritt des ersten Arbeitsschritts (der Erarbeitung konzeptioneller und theoretischer Grundlagen) habe ich anknüpfend an Überlegungen zur Charakterisierung und Unterscheidung von Frieden, Unfrieden und Krieg des Friedens- und Konfliktforschers Harald Müller (2003) das Konzept unfriedlicher Beziehungen entwickelt. Das Konzept liefert eine abstrakte Beschreibung von sozialen Beziehungen, in denen die Möglichkeit von Gewalt in Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen unmittelbar gelebt wird; und es bietet mit dieser abstrakten Beschreibung zugleich eine Art analytische Schablone für die empirische Definition unfriedlicher Beziehungen. Daran anschließend habe ich mir als nächstes die Frage gestellt, wie genau es zunächst einmal theoretisch denkbar wäre, dass nach kriegerischer Gewalt gegen die Zivilbevölkerung unfriedliche Beziehungen fortbestehen, bei denen es sich um prozesshafte Produkte des Lebens und Überlebens unter Bedingungen kriegerische Gewalt handeln würde. Als Antwort habe ich dann noch vor der Feldforschung eine auf Basis der Sozialtheorie Pierre Bourdieus bereits in sich theoretisch konsistente, aber empirisch noch *provisorische Prozessvorstellung* formuliert, für die ich – aus Mangel an bereits vorstellbaren Alternativen – an der Vorstellung von Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung festgehalten habe. Oder anders formuliert: Ich habe die bourdieusche Sozialtheorie in der Formulierung der provisorischen Prozessvorstellung genutzt, um theoretisch konsistent auf Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung ›hinzudenken‹, wobei ich die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie dann zugleich in das zu präziser

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Beschreibung zwingende Konzept unfriedlicher Beziehungen übertragen habe. Es ging mir mit der provisorischen Prozessvorstellung darum, auf Basis des bereits Vorstellbaren eine Art Probeergebnis der vorliegenden Arbeit zu entwerfen, von dem ich allerdings von vorneherein erwartet habe, dass es im Forschungsprozess zumindest modifiziert oder womöglich sogar ganz verworfen werden würde.

Die Sozialtheorie Pierre Bourdieus habe ich explizit vor dem Hintergrund und mit Blick auf die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie ausgewählt. Sie bietet eine theoretische Sprache, in der sich die dauerhaft denk- und handlungsleitenden Konsequenzen prägender Erfahrungen besonders gut denken und beschreiben lassen. Eben deshalb erschien sie mir besonders geeignet, um mit ihr die Annahme radikal unterschiedlicher Erfahrungen aufzugreifen, in der andauernde Gewaltbereitschaften (aufseiten der Exkombattanten) und andauernde Gewalterwartungen (aufseiten der Zivilbevölkerung) auf radikal unterschiedliche Kriegserfahrungen zurückgeführt werden. Wie ich oben bereits dargestellt habe, lassen sich zwar schon mit einem flüchtigen Blick auf die verfügbare Sekundärliteratur und DDR-Statistiken erhebliche Schwachstellen in dieser Annahme aufdecken (siehe oben 2.1.2); da ich mir vor der Feldforschung aber dennoch auch selbst nichts konkret anderes als Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung vorstellen konnte, musste ich – um mir überhaupt eine Vorstellung machen zu können – zumindest provisorisch zunächst auch an dieser Annahme festhalten. Ähnlich ging es mir auch mit Blick auf die geschlechtsspezifische Opfer-Intuition: Einerseits wollte ich ehemalige Kämpferinnen nicht einfach mit in die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie integrieren; andererseits wusste ich aber auch nicht, wie ich sonst mit ihnen umgehen sollte. Deshalb habe ich sie in der provisorischen Prozessvorstellung letztlich ganz außen vor gelassen – ebenso wie es auch in der Vorstellung von Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung tendenziell der Fall ist (siehe oben 2.1.3).

Im weiteren Forschungsprozess fungierte die provisorische Prozessvorstellung dann als selbstdisziplinierende Maßnahme, die mich nicht vergessen ließ, dass auch ich mir zunächst nichts anderes als Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung hatte vorstellen können; und die mich zudem dazu anhielt, entdeckte Abweichungen möglichst präzise und konsistent in der theoretischen Sprache der bourdieuschen Sozialtheorie darzulegen und nachvollziehbar zu machen. Dabei musste ich mit der Möglichkeit leben, dass die bourdieusche Sozialtheorie womöglich an ihre Grenzen stoßen und sich für die Formulierung abweichender Einsichten letztlich als ungeeignet erweisen würde. Es war nicht auszuschließen, dass ich über die Feldforschung womöglich Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen entdecken würde, die sich absolut nicht sinnvoll im Rahmen der bourdieuschen Sozialtheorie interpretieren und ausdrücken lassen würden. Aber selbst wenn dies eingetreten wäre – was nicht der Fall war –, hätte die provisorische Prozessvorstellung wenigstens insofern ihren Zweck erfüllt, als ich dann in syste-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

matischer und nachvollziehbarer Weise, nämlich ausgehend von den deutlich gewordenen theoretischen Grenzen, nach einer geeigneteren theoretischen Sprache hätte suchen können.[31]

Im zweiten Arbeitsschritt (Sammeln und Auswerten des empirischen Materials) habe ich über Feldforschung empirisches Material gesammelt, auf dessen Grundlage unfriedliche Beziehungen dann zwar nicht unmittelbar identifiziert, aber *empirisch definiert* werden konnten. Unfriedliche Beziehungen lassen sich insofern eher definieren als identifizieren, als nicht davon ausgegangen werden kann, dass Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner ihren eigenen Alltag entlang des Konzepts unfriedlicher Beziehungen wahrnehmen und analytisch präzise Auskunft über Form und Inhalt unfriedlicher Beziehungen geben können. Dies hat rein gar nichts damit zu tun, dass ausgerechnet Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partnern kein analytisches Denken zuzutrauen wäre. Vielmehr betrachten Menschen – soziale Akteure – die Realität, in die sie alltäglich verstrickt sind und die sie als Normalität empfinden, generell nur selten und dann meist nur ausschnittsweise aus analytischer Perspektive; und meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner stellten in dieser Hinsicht keine Ausnahme dar. Sie haben mir zwar Auskunft über ihre Gewalterwartungen und, in seltenen Fällen, über ihre Gewaltbereitschaften gegeben und ich konnte zuweilen sogar beobachten, wie Gewalterwartungen ihr alltägliches Handeln prägen. Aber dass Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zusammengenommen unfriedliche Beziehungen ›ergeben‹, beziehungsweise dass sie sich analytisch zu unfriedlichen Beziehungen mit einer bestimmten Form und einem bestimmten Inhalt kombinieren lassen, wird so nicht wahrgenommen und hätte deshalb auch nicht direkt abgefragt werden können (etwa entlang von Fragen wie: Zwischen wem bestehen denn hier unfriedliche Beziehungen und worum geht es in ihnen inhaltlich?). Dies mindert den analytischen Nutzen des Konzepts unfriedlicher Beziehungen in keiner Weise, der darin besteht, dass es sozialen Beziehungen, in denen die Möglichkeit von Gewalt unmittelbar gelebt

31 | Um die Darstellung des Forschungsprozesses hier nicht über das absolut Notwendige hinaus aufzublähen, stelle ich an dieser Stelle nicht noch ausführlich dar, dass ich vor der Feldforschung genau genommen sogar zwei provisorische Prozessvorstellungen formuliert habe, um mir unterschiedliche ›Denkwege‹ offen zu halten und die Wahrscheinlichkeit, dass eine praktikable Theorie dabei sein würde, zu erhöhen. Die zweite Prozessvorstellung basierte auf der Sozialtheorie von James Coleman, also auf einem soziologischen Rational Choice Ansatz. Mit dieser zweiten Prozessvorstellung hatte ich zudem versucht, schon vorab und rein theoriebasiert eine leichte Variation der Vorstellung von Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung zu formulieren. Nachdem ich nach der Feldforschung noch eine Zeitlang versucht hatte, auch diese zweite provisorische Prozessvorstellung weiter zu nutzen (vgl. Menzel 2010), habe ich sie schließlich doch restlos verworfen. Im Abgleich mit dem gesammelten empirischen Material machte sie schlicht keinen Sinn mehr.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

wird, eine abstrakte Gestalt gibt und so zugleich ein Werkzeug schafft, anhand dessen solche Beziehungen empirisch definiert werden können. Es handelt sich dabei nur eben nicht um ein lokales, sondern um ein analytisches Konzept, mit dem lokal empfundene Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zu einem Bild zusammengefügt werden können, das von den unmittelbar Betroffenen und Beteiligten nicht zwangsläufig wahrgenommen wird.

Für den Prozess der empirischen Definition stellten die unfriedlichen Beziehungen der provisorischen Prozessvorstellung – zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung – den zentralen gedanklichen Ausgangspunkt dar. Bei der Gestaltung des Definitionsprozesses habe ich mich zudem grob an einer von dem Soziologen Jo Reichertz formulierten Anregung orientiert, empirisches Material als »Wetzstein« zu nutzen, um bestehende Vorstellungen daran »umzuschleifen« (Reichertz 2003: 89): Im Definitionsprozess wurden unfriedliche Beziehungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung in konfrontativem Abgleich mit dem gesammelten empirischen Material in mehreren Durchläufen so lange immer wieder angepasst und umformuliert (›umgeschliffen‹), bis schließlich neue Definitionen von Form und Inhalt unfriedlicher Beziehungen entstanden waren, *die auf das ganze gesammelte empirische Material ›passen‹;* die also im Abgleich mit allen Interviews, Gesprächen und Beobachtungen plausibel sind. Zwar hatte ich mir bereits während der Feldforschung ein ungefähres Bild von den unfriedlichen Beziehungen gemacht, die so im Ergebnis empirisch definiert werden konnten. Durch den systematischen Definitionsprozess wurde dieses Bild aber noch vervollständigt und präzisiert.

Im dritten Arbeitsschritt (der Zusammenführung von Theorie und Empirie) habe ich die im Definitionsprozess hervorgebrachten Abweichungen zwischen den unfriedlichen Beziehungen der provisorischen Prozessvorstellung und den empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen zunächst noch einmal detailliert herausgearbeitet und festgehalten. Im Anschluss daran wurden dann letzte Vorbereitungen für die Formulierung einer *empirisch modifizierten Prozessvorstellung* getroffen: einer ›empirisch verbesserten‹ Version der provisorischen Prozessvorstellung, die das Entstehen und Fortbestehen der empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen sowohl theoretisch konsistent als auch empirisch plausibel nachzeichnen können soll. Diese letzten Vorbereitungen bestanden darin, dass ich zwei Plausibilitätsproben durchgeführt habe, die sekundärliteraturbasiert klären sollten, ob es sich bei den empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen grundsätzlich überhaupt um Produkte des Lebens und Überlebens unter Bedingungen kriegerischer Gewalt handeln kann; wäre dies nicht der Fall gewesen, hätte es nämlich mehr Sinn gemacht, die provisorische Prozessvorstellung – die von vornherein im Leben und Überleben unter Bedingungen kriegerischer Gewalt ansetzt – gleich zu verwerfen und ganz von vorn anzufangen, statt erst noch Modifizierungen an ihr vorzunehmen. Die Plausibilitätsproben bestanden darin, dass ich in wissenschaftlicher Sekundärliteratur zur Vor- und zur unmittelbaren Nachkriegszeit nach Hinweisen darauf gesucht habe, dass die

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen womöglich bereits in der Vorkriegszeit in Form und Inhalt identisch bestanden haben – oder erst in der frühen Nachkriegszeit entstanden sind. Mir kam für die Plausibilitätsproben zugute, dass nicht nur der Krieg in Sierra Leone viel akademische Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat; noch dazu gibt es reiche Bestände an Studien zur Vorkriegs- und erst recht zur Nachkriegszeit, wobei letztere oft Peacebuilding-fokussiert sind und die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie von vornherein als ›gegeben‹ hinnehmen.[32]

Allerdings sind sekundärliteraturbasierte Plausibilitätsproben auch auf Basis einer vergleichsweise reichhaltigen Literaturlage unvermeidbar mit der Möglichkeit blinder Flecken behaftet. Obwohl ich im Ergebnis keine Hinweise darauf ausmachen konnte, dass die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen bereits in der Vorkriegszeit in Form und Inhalt identisch bestanden haben oder erst im Nachkriegskontext entstanden sind, kann in letzter Konsequenz nicht ausgeschlossen werden, dass es solche Hinweise *hätte geben können*. Womöglich fehlen sie nur, weil sie von den jeweiligen Autorinnen und Autoren nicht bemerkt wurden; oder weil sie ihnen vor dem Hintergrund ihrer jeweiligen Forschungsinteressen und leitenden Annahmen nicht relevant und deshalb nicht oder zumindest nicht ausführlich erwähnenswert schienen. Ich habe die für die Plausibilitätsproben herangezogenen Arbeiten deshalb akribisch selbst nach nur angedeuteten Hinweisen durchsucht, wodurch die Möglichkeit blinder Flecken aber immer noch nicht restlos ausgeschlossen werden kann. Eine Alternative zu sekundärliteraturbasierten Plausibilitätsproben hätte – allerdings nur auf den ersten Blick – darin bestehen können, Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner dazu zu befragen, wann die unfriedlichen Beziehungen ihrer Auffassung nach entstanden sind. Historisch-narrative Interviews sind allerdings tatsächlich nur dann eine geeignete Methode, wenn davon ausgegangen werden kann, dass die Befragten bewusst an den Prozessen mitgewirkt haben, zu denen sie Auskunft geben sollen. Nur wenn dies der Fall ist, steht zu erwarten, dass sie sich an diese Prozesse bewusst erinnern und Auskunft über sie geben können (vgl. Küsters 2006: 30). Solche Auskunftsfähigkeit kann beispielsweise mit einiger Sicherheit vorausgesetzt werden, wenn diejenigen, die aktiv an der Organisation sozialer Bewegungen oder auch bewaffneter Gruppen beteiligt waren, zum Entstehen ihrer jeweiligen Bewegung oder Gruppe befragt werden. Mit Blick auf unfriedliche Beziehungen, die erst in der vorliegenden Arbeit aus analytischer Außenperspektive definiert werden, hätten historisch-narrative Interviews hingegen von vornherein

32 | Nach Einschätzung des Westafrikaforschers Mike McGovern ist der Krieg in Sierra Leone vermutlich sogar der am ausführlichsten erforschte Krieg im post-kolonialen Afrika: »The war in Sierra Leone is probably the most studied of any in post-colonial Africa, and the quality of the analyses, some of which strongly disagree among themselves, has been high. Moreover, this literature has built upon a strong foundation of Sierra Leone and Upper Guinea Coast ethnography [...]« (McGovern 2011b: 323).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

keinen Sinn gemacht. Sekundärliteraturbasierte Plausibilitätsproben blieben somit als zwar nicht optimale, aber immer noch beste Option übrig, um zu einer begründeten Einschätzung des Entstehungszeitraums der empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen zu gelangen.

Im Ergebnis konnte ich sekundärliteraturbasiert keine Hinweise darauf finden, dass die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen bereits in der Vorkriegszeit in Form und Inhalt identisch bestanden haben oder erst in der frühen Nachkriegszeit entstanden sind. Vielmehr kann sekundärliteraturbasiert begründet davon ausgegangen werden, dass sie – zumindest zu erheblichen Anteilen – tatsächlich im Leben und Überleben unter Bedingungen kriegerischer Gewalt entstanden sind. Ausgehend von diesem Ergebnis habe ich im nächsten und letzten Teilarbeitsschritt dann die empirische Modifizierung der provisorischen Prozessvorstellung durchgeführt: Anhand des gesammelten empirischen Materials und überwiegend sekundärliteraturbasierter Einsichten zum Leben und Überleben unter Bedingungen kriegerischer Gewalt habe ich sie so umgeschliffen, dass im Ergebnis eine neue, auf die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen zugeschnittene Prozessvorstellung entstand, die ihr Entstehen und Fortbestehen sowohl theoretisch konsistent als auch empirisch plausibel nachzeichnet.

2.5 Inhaltlicher Aufbau der Arbeit

Der inhaltliche Aufbau der Arbeit ist eng an den Ablauf des Forschungsprozesses angelehnt. Im nachfolgenden Kapitel 3 wird entsprechend als erstes das Konzept unfriedlicher Beziehungen dargelegt, für dessen Entwicklung ich an Überlegungen des Friedens- und Konfliktforschers Harald Müller (2003) zur Charakterisierung und Unterscheidung von Frieden, Unfrieden und Krieg angeknüpft habe. Müllers Überlegungen werden in dem Konzept dann allerdings in dreierlei Hinsicht modifiziert und ergänzt: Erstens wird eine Mikroperspektive eingeführt; zweitens wird eine analytische Unterteilung in Form (zwischen wem?) und Inhalt (worum geht es?) vorgenommen; und drittens wird die konzeptionelle Vorgabe formuliert, dass Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen, die unfriedliche Beziehungen konstituieren, sich stets dadurch auszeichnen sollen, dass sie auf empirisch illegitime Gewalt bezogen sind.

In Kapitel 4 beschreibe ich entlang der beiden zentralen bourdieuschen Konzepte – *Habitus* und *Feld* – zunächst, wie soziale Realität aus Perspektive der bourdieuschen Sozialtheorie grundsätzlich aussieht und ›funktioniert‹. Im Anschluss wird dann die provisorische Prozessvorstellung ausformuliert, die ich dabei von der Grundidee her so belasse, wie ich sie im Forschungsprozess bereits vor der Feldforschung formuliert habe.[33] Vorab will ich hier nur einen kurzen Ausblick

33 | Die Änderungen, die ich seitdem vorgenommen habe, haben sich ausschließlich dadurch ergeben, dass ich im Laufe des Forschungsprozesses meine Bourdieu-Lektüre fort-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

geben: Aus Perspektive der bourdieuschen Sozialtheorie bewegen Akteure sich in sozialer Realität, indem sie sich in den meisten Situationen intuitiv an über Erfahrungen erlernten und verinnerlichten Wissensbeständen – an Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata – orientieren, die ihr Handeln nach Art »praktischer Hypothesen« (Bourdieu 1993: 101) anleiten, ohne dass sie darüber erst noch nachdenken müssen. Solche verinnerlichten Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata prägen soziale Akteure in sämtlichen Facetten und Aspekten ihres Denkens und Handelns; und sie bleiben häufig auch dann wenigstens noch eine Zeit lang unverändert oder kaum verändert bestehen, wenn sich die Bedingungen, unter denen sie einmal erfahrungsvermittelt erlernt und verinnerlicht worden sind, bereits verändert haben (vgl. etwa Bourdieu/Wacquant 2006: 164). Auf die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie ›hingedacht‹ lässt sich mit dieser Veränderungsträgheit (die Bourdieu als »Hysteresis«-Effekt bezeichnet, vgl. Bourdieu/Wacquant 2006: 164) begründen, wie und weshalb Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen fortbestehen, wenn kriegerische Gewalt bereits beendet ist: Unter Bedingungen kriegerischer Gewalt verinnerlichte Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata, die aufgrund radikal verschiedener Erfahrungen auf der einen Seite Gewaltbereitschaften (Exkombattanten) und auf der anderen Seite Gewalterwartungen (Zivilbevölkerung) nahelegen, würden dann im Nachkriegskontext weiterhin intuitiv zur alltäglichen Handlungsorientierung herangezogen.

In Kapitel 5 wird ein Überblick über den Verlauf des *rebel war* und über das Leben und Überleben unter Bedingungen kriegerischer Gewalt gegeben. Dieser Überblick fällt zwar sehr ausführlich aus, er ist aber dennoch nicht auf ›Vollständigkeit‹, sondern gezielt daraufhin ausgerichtet, die Darstellung der Feldforschungsergebnisse in Kapitel 6 und die empirische Modifizierung der provisorischen Prozessvorstellung in Kapitel 7 vorzubereiten. Der Überblick basiert überwiegend auf wissenschaftlicher Sekundärliteratur, wird an einigen Stellen aber auch um empirisches Material aus meiner Feldforschung und aus verschiedenen weiteren Quellen ergänzt. Die wichtigsten zusätzlichen Quellen sind ein Report von *Human Rights Watch* (HRW 1999), in dem Berichte von Augenzeugen und Überlebenden über Gewalterfahrungen während eines mehrwöchigen Überfalls auf die Hauptstadt Freetown zusammengetragen sind; die Kriegs-Autobiographie des ehemaligen Kindersoldaten Ishmael Beah (2007), in der dieser gerade auch die Zeit ausführlich schildert, in der er noch als Nicht-Kämpfer unter Bedingungen kriegerischer Gewalt ums Überleben gerungen hatte; und ein für die internationale NGO *No Peace Without Justice* erstelltes »conflict-mapping«, das den Verlauf kriegerischer Gewalt auf Basis von insgesamt 400 Interviews, die in verschiedenen Landesteilen geführt wurden, jeweils separat für alle 14 sierra-

gesetzt habe und die ursprüngliche Idee für die provisorische Prozessvorstellung schließlich ausführlicher und präziser ausformulieren konnte, als dies in der ersten, vor der Feldforschung formulierten Version noch der Fall gewesen war.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

leonischen Distrikte sowie für die Western Area und Freetown nachzeichnet (vgl. Smith/Gambette/Longley 2004: 9ff.).

In Kapitel 6 stelle ich mein gesammeltes empirisches Material zunächst ausführlich dar, bevor ich dann die empirische Definition unfriedlicher Beziehungen formuliere. Der erste Teil der Darstellung ist schwerpunktmäßig den Gewalterwartungen meiner Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner gewidmet, die unabhängig von ihrem Alter, Geschlecht, ihren aktuellen Tätigkeiten, ihrem sozioökonomischen Status und ihrer ethnischen Zugehörigkeit nahezu keine Variation aufweisen. Die in dem gesammelten empirischen Material enthaltenen Gewalterwartungen sind vielmehr einhellig auf sozioökonomisch marginalisierte männliche Jugendliche und junge Männer bezogen, die als »verroht« (*rough*) gelten und zudem verdächtigt werden, ehemalige Kämpfer zu sein. Im zweiten Teil der Darstellung liegt der Fokus auf diesen ›gefährlichen jungen Männern‹. Es wird geschildert, wie sie leben, wie sie die ihnen entgegengebrachten Gewalterwartungen einschätzen und wie die wenigen, die mir gegenüber Gewaltbereitschaften eingeräumt haben, diese Gewaltbereitschaften begründet haben. Vor dem Hintergrund des so aufbereiteten und geschilderten empirischen Materials wird dann die empirische Definition unfriedlicher Beziehungen formuliert. Um nur einen kurzen Ausblick zu geben: Die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen bestehen zwischen einer Klasse von Wachsamen (die ausnahmslos alle meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner umfasst) und einer Klasse ›gefährlicher junger Männer‹, die orientiert an einer speziellen *Ästhetik der Gefährlichkeit* – einer Vorstellung davon, woran Gewaltbereite zu erkennen sind – pauschal für gefährlich gehalten und verdächtigt werden, ehemalige Kämpfer zu sein. Sie werden in den Augen wachsamer Betrachterinnen und Betrachter also quasi ›exkombattisiert‹. Allerdings sind ›gefährliche junge Männer‹ weder notwendigerweise ehemalige Kämpfer noch notwendigerweise tatsächlich gewaltbereit – aber auch sie sind Wachsame.

In Kapitel 7 werden in einem ersten Schritt die Abweichungen aufgezeigt und detailliert festgehalten, die im Vergleich der unfriedlichen Beziehungen der provisorischen Prozessvorstellung (zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung) mit den empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen in Form und Inhalt sichtbar werden. Über Abweichungen in Form und Inhalt hinaus wird in diesem Vergleich zudem deutlich, dass die Gewaltbereitschaften, die einige wenige Interview- und Gesprächspartner mir gegenüber eingeräumt haben, nicht so erfasst und interpretiert werden können, wie es in der provisorischen Prozessvorstellung auf Basis der bourdieuschen Sozialtheorie für sie angedacht ist. Während die in den empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen enthaltenen Gewalterwartungen insgesamt plausibel in das Bild verinnerlichter Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata passen, an denen soziale Akteure ihr Handeln intuitiv ausrichten, ist dies für die eingeräumten Gewaltbereitschaften definitiv nicht der Fall. Bei ihnen handelt es sich vielmehr um reflektierte Haltungen, die mit der Erwartung begründet werden, dass über Gewaltbereitschaf-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ten Gelegenheiten für sozioökonomischen Aufstieg erschlossen oder zumindest kurzfristige Linderungen der eigenen Misere erreicht werden können. Allerdings lassen sich auch reflektierte Haltungen im Rahmen der bourdieuschen Sozialtheorie erfassen und ausdrücken, ohne dass dabei ein Konsistenzbruch entstehen würde: Aus Perspektive der bourdieuschen Sozialtheorie führen soziale Akteure zwar den Großteil ihrer alltäglichen Handlungen intuitiv an verinnerlichten Wissensbeständen orientiert aus, sie sind aber grundsätzlich auch zum Nachdenken und bewussten Handeln fähig (wäre dies nicht der Fall, ließe sich beispielsweise auch gar nicht nachvollziehen, wie Sozialtheorien zustande kommen sollten; sie können schließlich nur von bewusst nachdenkenden Akteuren entwickelt werden). Zugleich werden aus bourdieuscher Perspektive selbst hochgradig reflektierte Tätigkeiten stets auf Basis verinnerlichter Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata ausgeführt, die demnach auch bewusstem Nachdenken und Handeln stets vorgelagert sind. Sie liefern gedankliche Anknüpfungspunkte und Überlegungsgrundlagen, die nicht ständig und nie alle auf einmal reflektiert werden können (siehe ausführlich unten 4.1.2). Die in den empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen enthaltenen Gewaltbereitschaften lassen sich in diesem Sinne als Haltungen verstehen, die orientiert an verinnerlichten Wissensbeständen dazu, wie sozioökonomischer Aufstieg für marginalisierte Jugendliche und junge Männer in Sierra Leone ›realistischer Weise‹ überhaupt erreichbar ist, bewusst beschlossen werden. Sie können treffend als reflektierte Bereitschaften zu gewalttätiger »sozialer Navigation« beschrieben werden (»social navigation«, Vigh 2006: 12ff., 117ff.). Das »social navigation« Konzept hat der Anthropologe Henrik Vigh auf Basis von Feldforschung in Guinea Bissau und sowohl anknüpfend an als auch in Abgrenzung zur bourdieuschen Sozialtheorie formuliert (vgl. Vigh 2006). Wie ich in Kapitel 7 ausführlich erläutern und diskutieren werde, trifft »soziale Navigation« die inhaltliche Ausrichtung der Gewaltbereitschaften nahezu perfekt; wobei ich allerdings nicht mit den Abgrenzungen zur bourdieuschen Sozialtheorie konform gehe, die Vigh mit dem Konzept verknüpft.

Als nächstes schildere ich ausführlich die Ergebnisse der beiden Plausibilitätsproben, in denen ich sekundärliteraturbasiert nach Hinweisen darauf gesucht habe, dass die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen womöglich bereits in der Vorkriegszeit in Form und Inhalt identisch bestanden haben oder erst in der unmittelbaren Nachkriegszeit entstanden sind. In der Plausibilitätsprobe mit Blick auf die Vorkriegszeit wurde der Fokus für die Suche nach Hinweisen auf Arbeiten gelegt, in denen sogenannte *political violence* in der post-kolonialen Vorkriegszeit (1961 bis 1991) behandelt wird und/oder in denen ein spezielles Milieu thematisiert wird, dessen Angehörige sich – laut einer von mehreren sierra-leonischen Autoren vertretenen Kriegsinterpretation – bereits in der Vorkriegszeit durch Gewaltdispositionen ausgezeichnet haben sollen (vgl. etwa Abdullah 1998; 2002; Kandeh 1999; Rashid 2004; Gberie 2004). Mit Blick auf die frühe Nachkriegszeit wurde der Fokus auf Arbeiten gelegt, in denen lokale Reaktionen auf Peacebuilding-Maßnahmen beschrieben und analysiert werden. Besonderes Au-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

genmerk habe ich dabei auf Studien gelegt, die sich mit Reaktionen auf die nach Kriegsende eingesetzte Wahrheits- und Versöhnungskommission beschäftigen (vgl. etwa Kellsal 2005; Shaw 2005; 2007; Stovel 2008; Coulter 2009). Dabei bin ich von der Annahme ausgegangen, dass die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen – wenn sie denn erst in der frühen Nachkriegszeit entstanden sein sollten – wohl am ehesten infolge nicht-intendierter Wirkungen extern konzipierter Peacebuilding-Maßnahmen entstanden sein könnten (vgl. Campbell 2008: 563; Daxner u.a. 2010: 10ff.). Diese Annahme wird in Kapitel 7 noch ausführlich erläutert und begründet.

Im Ergebnis lassen sich sekundärliteraturbasiert keine Hinweise darauf ausmachen, dass die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen bereits in der Vorkriegszeit in Form und Inhalt identisch bestanden haben oder erst in der frühen Nachkriegszeit infolge nicht-intendierter Wirkungen von Peacebuilding entstanden sind. Das Vom-Krieg-Übriggebliebene an ihnen sind dabei gerade nicht die Bereitschaften zu gewalttätiger sozialer Navigation, die nämlich (zumindest sehr ähnlich) in der Tat bereits für die Vorkriegszeit ausmachbar sind, sondern die Gewalterwartungen gegenüber ›gefährlichen jungen Männern‹ und die Ästhetik der Gefährlichkeit. Zwar sind auch Vorstellungen, in denen männlichen Jugendlichen und jungen Männern pauschal Potentiale für gewaltsame soziale Störungen zugeschrieben werden, bereits für die Vorkriegszeit dokumentiert. Solche Vorstellungen sind in Sierra Leone sogar ethnische Gruppen übergreifend kulturell verankert. Sie kommen beispielsweise in traditionellen Ritualen zum Ausdruck, die der sozialen Zähmung destruktiver Potentiale dienen sollen (vgl. etwa Jackson 1982: 24; Ferme 2001: 200-201; Fanthorpe 2007: 2); sie werden in mündlich überlieferten Erzählungen thematisiert (vgl. Jackson 1982: 96-97; Consentino 2005: 12-14; Carey 2006: 99-102); und in der unmittelbaren Vorkriegszeit waren sie in der städtischen Jugendkultur, die Non-Konformität zelebrierte, stets mit impliziert (vgl. Abdullah 2002; Rashid 2004). Die Gewalterwartungen gegenüber ›gefährlichen jungen Männern‹ unterscheiden sich von diesen kulturell verankerten Vorstellungen jedoch insofern, als sie gerade nicht auf Potentiale, sondern auf als manifest wahrgenommene Bedrohungen bezogen sind, denen demnach alltäglich mit Wachsamkeit begegnet werden muss. Über die Assoziation von ›gefährlichen jungen Männern‹ mit ehemaligen Kämpfern werden diese Bedrohungen zudem mit Erfahrungen und Interpretationen kriegerischer Gewalt verknüpft.

Die empirisch modifizierte Prozessvorstellung, die im letzten Teil von Kapitel 7 ausformuliert wird, zeichnet vor diesem Hintergrund in erster Linie das Entstehen und Fortbestehen der Gewalterwartungen und der Ästhetik der Gefährlichkeit nach. Gewaltbereite soziale Navigation stellt in Sierra Leone hingegen offenbar eine Handlungsoption dar, die nach althergebrachtem Muster und unter andauernd schwierigen Bedingungen für sozioökonomischen Aufstieg immer wieder neu in Erwägung gezogen und von einigen stets auch beschlossen wird.

Im Fazit (Kapitel 8) wird die empirisch modifizierte Prozessvorstellung zu einer allgemeineren Erwartung unfriedlicher Beziehungen zwischen Wachsa-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

men und ›Gefährlichen‹ verdichtet, die eine Vorstellungsalternative zur Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie liefert. Im Gegensatz zur Vorstellung von Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung ist diese Alternative dann wenigstens an einem empirischen Beispiel – nämlich auf Basis von empirischem Material aus Bo Town und Sekundärliteratur zur Vor-, Kriegs- und Nachkriegszeit in Sierra Leone – ausführlich begründet; und noch darüber hinaus lässt sie im Leben und Überleben unter Bedingungen kriegerischer Gewalt folgenreich entstehende Uneindeutigkeit nicht nur zu, sondern macht sie sogar zu ihrem zentralen Ausgangspunkt. Im Anschluss an ihre Formulierung zeige ich drei Forschungsanregungen auf, die sich direkt aus dieser verdichteten Erwartung ergeben, bevor ich dann eine übergreifende Schlussfolgerung formuliere, die sich aus den in der vorliegenden Arbeit insgesamt erarbeiteten Einsichten ableiten lässt: Die vorliegende Arbeit macht beispielhaft deutlich, dass es sich lohnt, bestehende Vorstellungen über Nachkriegskontexte auf den Prüfstand zu stellen – gerade wenn sie offensichtlich plausibel erscheinen und obwohl der stets spürbare Druck, in erster Linie möglichst praxisrelevante Forschung zu Peacebuilding zu betreiben, solche konfrontative Grundlagenforschung eher abschreckt. Aus meinem Forschungsprozess lassen sich zwei vielversprechende Strategien für solche konfrontative Grundlagenforschung ableiten, die ich abschließend noch einmal kurz explizit ausformuliere.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

3. Das Konzept unfriedlicher Beziehungen

Unter unfriedlichen Beziehungen werden in der vorliegenden Arbeit solche Beziehungen verstanden, in denen Gewalt zwar nicht (mehr) massenhaft ausgeübt und erlitten wird, aber dennoch eine Handlungsoption und/oder Bedrohung darstellt, mit der die sozialen Akteure rechnen. Zwischen denjenigen, die in unfriedlichen Beziehungen zueinander stehen, herrscht somit weder Krieg noch Frieden, sondern die unmittelbar gelebte Möglichkeit von Gewalt. Diese Möglichkeit kann sich darin ausdrücken, dass die Betroffenen und Beteiligten voneinander Gewalt erwarten und zugleich gegenseitig bereit sind, einander Gewalt anzutun; oder darin, dass die einen vor allem gewaltbereit sind, während die anderen vor allem Gewalt erwarten; oder aber darin, dass alle sich in erster Linie voreinander fürchten, obwohl niemand oder kaum jemand tatsächlich gewaltbereit ist.[1] Wann immer es hier bislang abstrakt um unfriedliche Beziehungen ging und wann immer es im Weiteren abstrakt um unfriedliche Beziehungen geht, heißt es deshalb, dass sie von Gewaltbereitschaften *und/oder* Gewalterwartungen ausgemacht werden.

3.1 Anknüpfungspunkte beim müllerschen Unfrieden

Die grundlegende Idee für das Konzept unfriedlicher Beziehungen hat mir ein Aufsatz mit dem Titel *Begriff, Theorien und Praxis des Friedens* von Harald Müller (2003) geliefert. Müller plädiert darin für einen ›engen‹ Friedensbegriff, in dessen Gebrauch die Kollektive, deren Beziehungen als friedlich bewertet werden, zudem stets genau benannt werden sollen:

»Frieden herrscht zwischen Schweden und Norwegen, Frieden bezeichnet den Zustand des skandinavischen Staatensystems und der westeuropäischen und transatlantischen Beziehungen, in die jenes eingebettet ist. Innerhalb dieses Systems herrscht jedoch zwischen dem spanischen Staat und der ETA oder zwischen den Exponenten des Nordirlandkonflikts

1 | Lediglich ein Szenario, in dem alle Betroffenen und Beteiligten gegeneinander gewaltbereit sind, aber kaum jemand Gewalt erwartet, erscheint eher unwahrscheinlich.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Krieg. Mit anderen Worten: *Wenn der Friedensbegriff gebraucht wird, müssen die sozialen und politischen Kollektive, deren Relationen er bezeichnet, präzise benannt werden, sonst wird der Begriffsgebrauch vage*.« (Müller 2003: 216; Hervorhebungen A.M.)

Als zentrales Kriterium für die Beurteilung der Friedlichkeit sozialer Beziehungen dient Müller die Abwesenheit physischer Gewalt, die in seiner Konzeption zugleich die Abwesenheit von Androhungen und Erwartungen physischer Gewalt miteinschließt (vgl. Müller 2003: 199-220). Genauer formuliert: Die Abwesenheit physischer Gewalt ist laut Müller nur dann gegeben, wenn Gewalt nicht nur nicht ausgeübt und erlitten wird, sondern außerdem auch keine Androhungen und/oder Erwartungen physischer Gewalt ausgesprochen werden. Andernfalls, so warnt Müller, könne Frieden unsinniger Weise bereits festgestellt werden, wenn Gewalt nur in einem flüchtigen Moment – mit absehbarem oder womöglich sogar schon angekündigtem Ende – abwesend ist: »Frieden setzt stets ein gewisses Maß an Stabilität voraus; ›Sekundenfrieden‹ ist unsinnig.« (Müller 2003: 219)

›Eng‹ ist der müllersche Friedensbegriff dabei insofern, als Müller darauf verzichtet, zusätzlich zur Abwesenheit physischer Gewalt noch ein Gerechtigkeitskriterium oder ein Kriterium des ›guten Lebens‹ zu formulieren, das soziale Beziehungen dann außerdem erfüllen müssten, um als friedlich gelten zu können. Er distanziert sich mit dieser Engführung auf physische Gewalt vor allem von Traditionen in der Friedens- und Konfliktforschung, deren besonderes Merkmal ein Friedensbegriff ist, in dem darauf bestanden wird, dass Frieden stets ›mehr‹ sein muss als nur die Abwesenheit physischer Gewalt (vgl. Müller 2003: 211ff.). Dieses ›Mehr‹ eines weiten Friedensbegriffs besteht dann üblicherweise darin, dass zusätzlich zu physischer Gewalt auch Ungerechtigkeit, Armut und Ausbeutung abwesend sein sollen, die dabei oft in den Gewaltbegriff integriert werden, also ebenfalls als Gewalt gelten sollen.[2] Der Friedensforscher und -theoretiker Johan Galtung hat im Sinne einer solchen Integration den bekannten Begriff der »strukturellen Gewalt« geprägt. Darunter sind nach Galtung Zustände zu verstehen, in denen »Menschen so beeinflusst werden, dass ihre aktuelle somatische und geistige Verwirklichung geringer ist als ihre potentielle Verwirklichung« (Galtung 1975: 9).

Dass ungerechte und im Sinne struktureller Gewalt hemmende Verhältnisse Leid verursachen, stellt Müller in der Begründung seines auf die Abwesenheit physischer Gewalt enggeführten Friedensbegriffs zwar nicht infrage. Aber immerhin argumentiert er, es sei moralisch fragwürdig, aus ungerechten und hemmenden Verhältnissen resultierendes Leid auf eine Stufe mit körperlichen

2 | Solche Positionen sind in der Friedens- und Konfliktforschung mittlerweile selten, sie wurden vor allem ab den 1970er Jahren und bis in die 1990er Jahre hinein intensiv diskutiert. Für Überblicke und historische Einordnungen vgl. etwa Koppe (2010: 44ff.) und Bonacker/Imbusch (2010: 129ff.).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Verletzungen und gewaltsamen Tötungen zu stellen, die in Kriegen massenhaft ausgeübt und erlitten werden:

»Gleichgesetzt wird damit die körperliche Beeinträchtigung, Verstümmelung und Tötung von menschlichen Wesen mit Zuständen, die prinzipiell reversibel und aufhebbar sind. Ein toter Mensch kehrt nicht ins Leben zurück; ein verstümmelter Mensch erhält seine Gliedmaßen nicht wieder. Ein in strukturellen Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnissen oder in Identitätsrepressionen Befangener *hat hingegen stets die wenigstens hypothetische Möglichkeit der Befreiung*.« (Müller: 2003: 212; Hervorhebungen A.M.)

So recht überzeugen kann Müllers Argumentation an dieser Stelle nicht. Die konstatierte »wenigstens hypothetische Möglichkeit der Befreiung« aus leidvoll erfahrenen ungerechten und hemmenden Verhältnissen besteht nämlich nur dann, wenn die Betroffenen tatsächlich gute Aussichten darauf haben, diese Verhältnisse zu überleben. Dies ist unter den radikal »unversicherten« Bedingungen (»non-insured«, Duffield 2007: 19), die in weiten Teilen des globalen Südens zugleich als Konsequenz und Merkmal von Ungerechtigkeit, Armut und/oder Ausbeutung herrschen, jedoch schlicht nicht der Fall. Wenn Menschen ohne oder fast ohne jede Grundsicherung auf sich selbst gestellt sind, ist Überleben auch ohne physische Gewalt von kriegerischen Ausmaßen ein harter Kampf, den viele früh verlieren (vgl. Duffield 2007; 2008). In Nachkriegs-Sierra Leone beispielsweise fordern unversicherte Verhältnisse – insbesondere ein kaum vorhandenes öffentliches Gesundheitssystem in Kombination mit Unter- und Mangelernährung – alltäglich Todesopfer (vgl. etwa Poate u.a. 2008: 6-7). Die durchschnittliche Lebenserwartung liegt bei nur 48 Jahren, im Vergleich zu 80 Jahren in Deutschland (vgl. UNDP 2013a: 144, 146). Müllers moralisches Argument kann angesichts der vielfachen Tödlichkeit solcher Verhältnisse also getrost außer Acht gelassen werden.

Ein anderes Argument, das Müller außerdem zur Begründung der Engführung seines Friedensbegriffs anführt, ist sehr viel überzeugender: Gegen die Gleichsetzung von ungerechten und hemmenden Verhältnissen mit physischer Gewalt und gegen einen Friedensbegriff, der zugleich ein Gerechtigkeitskriterium beinhaltet, spricht demnach, dass erst mit einer begrifflichen und konzeptionellen Trennung grundsätzlich Möglichkeiten für relationale Analysen entstehen. Nur unter der Voraussetzung einer begrifflichen und konzeptionellen Trennung können beispielsweise Fragen dazu in den Blick genommen werden, ob und wie Frieden und Gerechtigkeit kausal zusammenhängen (vgl. Müller 2003: 213); oder auch dazu, wie Armut, Ungerechtigkeit und physische Gewalt einander bedingen und zur wechselseitigen Eskalation beitragen (vgl. auch Bonacker 2005). Kurz gefasst: Indem unter Gewalt nur physische Gewalt und unter Frieden nur die Abwesenheit physischer Gewalt verstanden wird, werden analytische Möglichkeiten offengehalten, die sonst von vornherein verstellt würden.

Für die empirische Anwendung seines engen Friedensbegriffs schlägt Müller vor, die Praktiken und »Diskurse« (gemeint sind öffentliche Kommunikationsvor-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

gänge und -inhalte) der Kollektive in den Blick zu nehmen, deren Beziehungen je auf den Friedensprüfstand gestellt werden sollen. Es gilt dann festzustellen, ob physische Gewalt tatsächlich – in Tat und Wort – abwesend ist:

»Ihre [die der Kollektive, Anm. A.M.] im Augenblick der ›Friedensmessung‹ beobachtbare Praxis darf keine Elemente von Gewalt aufweisen. Ihre gleichfalls im Augenblick der ›Friedensmessung‹ geführten Diskurse dürfen keine Erwartung (oder Absicht, oder Spekulation) darüber zeigen, dass zwischen ihnen künftig Gewalt angewendet werden könnte […].« (Müller 2003: 219)

Der direkte Gegensatz eines so verstandenen Friedens ist in der müllerschen Konzeption nicht Krieg, sondern Unfrieden, der sich durch Gewaltandrohungen und/oder Gewalterwartungen auszeichnet, die zudem mit vereinzelten Gewalthandlungen einhergehen können. Unfrieden ist also »durch die Gewalthaltigkeit von Diskursen und/oder Handlungen definiert« (Müller 2003: 220). Der Übergang von Frieden zu Unfrieden soll in dem Moment eintreten und in dem Moment festgestellt werden können, in dem die »Vertreter einer politischen/sozialen Gruppierung (etwa von Staatsregierungen, Oppositionsparteien, Nichtregierungsorganisationen, ethnischen oder religiösen Gruppen usw.) *wiederholt* die Möglichkeit von intentionaler Gewaltanwendung artikulieren« (Müller 2003: 220; Hervorhebung im Original). Müller betont, dass nur wiederholte Gewaltandrohungen und/oder wiederholt geäußerte Gewalterwartungen als Anzeichen von Unfrieden gewertet werden dürfen, weil es sich bei vereinzelten Thematisierungen von Gewaltgefahren auch um bloße »rituelle Beschwörungen der Absichten von Gewaltfreiheit« (Müller 2003: 220) handeln kann; solche rituellen Beschwörungen werden zuweilen (beispielsweise zur Bekräftigung der deutsch-französischen Freundschaft) eingesetzt, um an vergangene Gewalt zu erinnern und den längst bestehenden Frieden zwischen Kollektiven öffentlichkeitswirksam zu zelebrieren.

Anders als Frieden und Unfrieden stellen Unfrieden und Krieg in ihrer müllerschen Konzeption hingegen keine Gegensätze dar, sondern gehen fließend ineinander über. Müller bezeichnet Krieg als eine »äußerst gewalthaltige Erscheinungsform von Unfrieden« (Müller 2003: 220). Der einzige Unterschied besteht demnach darin, dass Gewaltandrohungen im Krieg in die Tat umgesetzt werden – und zwar nicht nur vereinzelt, sondern massenhaft. Krieg manifestiert sich demnach »in aktuellen, andauernden Gewalthandlungen oberhalb einer bestimmten Schwelle (über deren Definition man sich streiten kann) […]« (Müller 2003: 220). Dass man über die Definition der Kriegsschwelle streiten kann, liegt vor allem daran, dass ein exakter Übergangsmoment – sowohl von Unfrieden zu Krieg als auch von Krieg zurück zu Unfrieden – aufgrund ihrer ›Verwandtschaft‹ nicht an qualitativen Merkmalen, sondern nur an einem auf Gewaltopfer bezogenen Zahlenkriterium festgemacht werden kann, das zu diesem Zweck erst festgelegt werden muss. Etwa nach dem Muster: Ab Summe X Getöteten heißt (oder ist)

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Unfrieden Krieg. Solche ›exakten‹ Übergangsbestimmungen treffen zu können (die tatsächlich einigermaßen willkürlich sind), ist insbesondere für statistisch-vergleichende Studien wichtig, in denen über eine möglichst große Fallzahl und möglichst lange Zeiträume hinweg Kriege mit anderen Kriegen und keinesfalls mit Unfrieden verglichen werden sollen. Ein gängiges Kriegskriterium, das in vielen solchen Studien angelegt wird, sind 1.000 Kampftote (»battle death«, Sambanis 2004: 816) pro Jahr.[3]

3.2 Unfrieden aus der Mikroperspektive

Um unfriedliche Beziehungen zu konzipieren, in denen die Möglichkeit von Gewalt unmittelbar gelebt wird, habe ich Müllers zentrales Kriterium für Unfrieden – die Gewalthaltigkeit von öffentlichen Verlautbarungen und/oder von Handlungen zwischen Kollektiven – aus einer Mikroperspektive neu formuliert: Anders als der müllersche Unfrieden zeichnen unfriedliche Beziehungen sich durch Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen aus, die von einzelnen sozialen Akteuren in Erwägung gezogen beziehungsweise befürchtet und dabei nicht notwendigerweise einer breiten Öffentlichkeit kundgetan werden. Nichtsdestotrotz sind unfriedliche Beziehungen, so wie sie hier verstanden werden, kollektive Phänomene. Ihre Kollektivität ergibt sich nur eben nicht daraus, dass sie zwangsläufig zwischen von vornherein bekannten und fest organisierten Kollektiven (Staaten, Gruppen etc.) bestehen, sondern daraus, dass sie ausgehend von den Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen der Einzelnen analytisch zwischen Kollektiven *verortet* werden können.

Eine solche kollektive Verortung ist für unfriedliche Beziehungen deshalb möglich, weil Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen, die unfriedliche Beziehungen ausmachen, sich durch zwei kollektive Qualitäten auszeichnen: Zum einen stellen sie keine vereinzelten Entschlüsse, Einstellungen, Wahrnehmungen und/oder Ängste dar, sondern werden von vielen sozialen Akteuren

3 | In solchen statistisch-vergleichenden Studien geht es mit Blick auf ›innerstaatliche‹ (oder zumindest nicht klassisch-zwischenstaatliche) Kriege meist darum, fallübergreifend gemeinsame Merkmale oder Eigenschaften kriegsgebeutelter Staaten zu identifizieren, für die dann konstatiert werden kann, dass sie die Kriegsgefahr statistisch erhöhen. In diesem Sinne als ›kriegsaffine‹ Faktoren werden beispielsweise ethnische und politische Fraktionalisierung, Krieg in einem oder in mehreren der Nachbarstaaten sowie Arbeitslosigkeit und Armut (meist gemessen in Pro-Kopf-Einkommen und Kleinkindersterblichkeit) kontrovers diskutiert; wobei voneinander abweichende Ergebnisse und Kontroversen in erster Linie dadurch zustande kommen, dass die jeweiligen Faktoren unterschiedlich operationalisiert und unterschiedlichen Berechnungsverfahren unterworfen werden (vgl. etwa Collier/Hoeffler 2004; Goldstone 2010). Für eine kritische Perspektive auf solche Studien und die Schlüsse, die aus ihnen abgeleitet werden, vgl. McGovern (2011c).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

geteilt, für die sich zudem gemeinsame Klassenlagen oder gegebenenfalls auch gemeinsame Gruppenidentitäten ausmachen lassen. Zum anderen sind Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen, die unfriedliche Beziehungen konstituieren – anders als es beispielsweise in persönlichen Feindschaften der Fall ist –, nicht auf spezielle Einzelpersonen, sondern vielmehr auf Personen bezogen, die als Angehörige bestimmter Kollektive und deshalb als potentielle Gewaltziele und/oder als gewaltbereit wahrgenommen werden. Nur zur Veranschaulichung: Eine persönliche Feindschaft besteht beispielsweise, wenn eine Person X ihren Nachbarn Y hasst und mit dem Gedanken spielt, ihm körperliche Verletzungen zuzufügen, weil er permanent laute Musik hört und ihre Bitten um Mäßigung ignoriert. Eine unfriedliche Beziehung besteht hingegen beispielsweise dann, wenn Person X Angst vor ihrem Nachbarn Y hat, weil dieser zu den Z-Leuten gehört und die Vorstellung, dass Z-Leute gewaltbereit sind, zudem von vielen anderen geteilt wird, die sich mit Person X einem gemeinsamen Kollektiv (einer Klasse oder Gruppe) zuordnen lassen. Der kollektive Charakter unfriedlicher Beziehungen besteht also in der sowohl verallgemeiner*ten* als auch verallgemeiner*nden* Qualität der Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen, die nichtsdestotrotz stets von Einzelnen empfunden werden.

Anders als es im müllerschen Unfrieden angedacht ist, müssen unfriedliche Beziehungen somit nicht zwangsläufig zwischen organisierten Kollektiven bestehen, deren Anführer oder Vertreter öffentlich Gewaltandrohungen und/oder Gewalterwartungen austauschen. Dies ist beispielsweise auch schon in der Vorstellung von Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung nicht der Fall: Exkombattanten und Zivilbevölkerung werden darin nicht als organisierte Gruppen, sondern als distinkte Massen von Einzelnen gedacht, deren Kollektivität sich daraus ergibt, dass sie jeweils unterschiedliche unter Bedingungen kriegerischer Gewalt gemachte Erfahrungen und aus diesen Erfahrungen resultierende Gewaltbereitschaften (Exkombattanten) beziehungsweise Gewalterwartungen (Zivilbevölkerung) gemeinsam haben sollen. Exkombattanten und Zivilistinnen und Zivilisten werden in dieser Vorstellung also als Angehörige distinkter Erfahrungs- und Einstellungs-Klassen gedacht.

Um unfriedliche Beziehungen empirisch zu definieren, reicht es entsprechend nicht aus, die öffentlichen Erklärungen der Anführer oder Vertreter organisierter Gruppen in den Blick zu nehmen, wie es von Müller für die Feststellung von Unfrieden vorgeschlagen wird. Stattdessen müssen auf Basis von empirischem Material, das Auskunft über die Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen Einzelner gibt, zwei Fragen beantwortet werden: Zwischen wem bestehen Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen? (Form) Und: Worum genau geht es in diesen Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen? (Inhalt) Für die Definition der Form muss dann festgestellt werden, auf Basis welcher Gemeinsamkeiten die Gewaltbereiten und/oder Gewalterwartenden am plausibelsten kollektiv benannt werden können; es gilt also, die verallgemeiner*te*

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Qualität der Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen herauszuarbeiten. In der Definition des Inhalts hingegen müssen für die jeweils definierten Klassen oder Gruppen (falls gemeinsame Gruppenidentitäten und -strukturen ausmachbar sind) dann die gemeinsamen Einschätzungen, Vorstellungen und/oder Problemdefinitionen identifiziert werden, die die verallgemeiner*nden* Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen ihrer Angehörigen je informieren. Bei solchen Einschätzungen, Vorstellungen und/oder Problemdefinitionen kann es sich um ausgiebig reflektierte Inhalte handeln – oder um Vorurteile, die als selbstverständlich angesehen und nicht weiter überdacht werden.

3.3 Form und Inhalt unfriedlicher Beziehungen

Die Unterteilung sozialer Beziehungen in eine Form und einen Inhalt ist ursprünglich zu Beginn des 20. Jahrhunderts von Georg Simmel vorgeschlagen worden, der insbesondere neben Max Weber als einer der Mitbegründer der Soziologie als eigene wissenschaftliche Disziplin gilt (vgl. Nedelmann 1988; Kim 2002). In der von Simmel geprägten Unterteilung wird unter der Form sozialer Beziehungen die äußerlich wahrnehmbare Gestalt oder Konfiguration verstanden, in der »Vergesellschaftung« (Simmel [1908] 1992: 18) – gemeint sind Prozesse, in denen Individuen zueinander in Beziehungen treten und diese Beziehungen leben – jeweils entfaltet wird. Formen der Vergesellschaftung sind Simmel zufolge etwa Familien, Gruppen und Staaten, aber auch beispielweise Kampf und Konkurrenz. Der Inhalt sozialer Beziehungen wird in Simmels Unterteilung von den »Trieben« oder »Zwecken« ausgemacht, die Individuen demnach überhaupt erst dazu veranlassen, soziale Beziehungen (die bei Simmel meist »Wechselwirkung« heißen) miteinander einzugehen: »Diese Wechselwirkung entsteht immer aus bestimmten Trieben heraus oder um bestimmter Zwecke willen« (Simmel [1908] 1992: 17).

Für das Konzept unfriedlicher Beziehungen stellte Simmels Unterteilung jedoch nur eine grobe Ausgangsidee dar: Unter der Form unfriedlicher Beziehungen wird hier keine allgemeine Gestalt oder Konfiguration, sondern eine spezifische, mit Blick auf die Gewaltbereiten und/oder Gewalterwartenden analytisch benennbare Kollektivität verstanden. Und der Inhalt unfriedlicher Beziehungen wird hier nicht von »Trieben« und »Zwecken«, sondern von den Einschätzungen, Vorstellungen und/oder Problemdefinitionen ausgemacht, auf deren Grundlage Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen als begründet oder auch als selbstverständlich angesehen werden.

Die Unterteilung in Form und Inhalt fügt dem Konzept unfriedlicher Beziehungen hier zusätzlich zur Mikroperspektive noch eine weitere Dimension hinzu, die im müllerschen Unfrieden nicht vorkommt: Während Müller nur darauf besteht, dass unmissverständlich klar gemacht wird, um welche Kollektive es jeweils geht, wenn von Frieden, Unfrieden und Krieg die Rede ist (vgl. Müller

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

2003: 216), sind Form (zwischen wem?) und Inhalt (worum geht es?) im Konzept unfriedlicher Beziehungen gleichwertige Komponenten, die gerade mit Blick auf eine empirische Definition gar nicht auseinanderzudenken sind. Denn im Zweifelsfall – wenn Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen nicht unmittelbar in aggressiver und/oder furchtsamer Interaktion beobachtbar sind – sind es vor allem die Inhalte von Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen, die Auskunft darüber geben können, zwischen wem sie eigentlich bestehen.

3.4 Unfriedliche Beziehungen und kriegerische Gewalt

In einer Hinsicht stimmt das Konzept unfriedlicher Beziehungen hundertprozentig mit dem müllerschen Unfrieden überein: Auch unfriedliche Beziehungen stellen keinen Gegensatz zu Krieg dar, sondern sind mit Krieg insofern ›verwandt‹, als auch unter Bedingungen kriegerischer Gewalt Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen bestehen – die dann aber nicht nur in Erwägung gezogen und befürchtet, sondern massenhaft in die Tat umgesetzt und erlitten werden. Diese ›Verwandtschaft‹ ist für die Logik der vorliegenden Arbeit von zentraler Bedeutung. Die Frage, ob unfriedliche Beziehungen sich als Produkte des Lebens und Überlebens unter Bedingungen kriegerischer Gewalt verstehen lassen, die im Nachkriegskontext vom Krieg übrig bleiben, ließe sich gar nicht sinnvoll stellen, wenn Krieg und unfriedliche Beziehungen als unvereinbare Gegensätze angesehen würden. Ebenso wie im müllerschen Unfrieden können zudem auch in unfriedlichen Beziehungen Gewalttaten verübt werden, die allerdings deutlich seltener sein müssen und nur deutlich weniger Opfer fordern dürfen als kriegerische Gewalt; ansonsten würden nicht länger unfriedliche Beziehungen bestehen, sondern es würde Krieg herrschen. Wie in Kapitel 6 und 7 ausführlich dargestellt wird, lassen sich mit Blick auf Sierra Leone sowohl für die Nachkriegs- als auch bereits für die Vorkriegszeit Gewalttaten von vergleichsweise geringen Ausmaßen ausmachen, die als Bestandteil unfriedlicher Beziehungen verstanden werden können.

In der vorliegenden Arbeit, die empirisch ganz auf Sierra Leone fokussiert ist, ist es – anders als für statistisch-vergleichende Studien (siehe oben 3.1) – allerdings nicht notwendig, eine bestimmte Zahl an Gewaltopfern festzulegen, die definitorisch den Übergang von unfriedlichen Beziehungen zu Krieg und umgekehrt markieren und so eine ›exakte‹ Bestimmung des zeitlichen Übergangsmoments ermöglichen würde. Die Unterteilung in eine Zeit vor, während und nach dem Krieg ist hier stattdessen daran orientiert, dass in der wissenschaftlichen Sekundärliteratur zu Sierra Leone – und meiner Erfahrung nach auch unter Sierra Leonerinnen und Sierra Leonern – Übereinstimmung darüber herrscht, dass in den Jahren vor 1991 und nach 2002 erheblich weniger Gewalttaten ausgeführt, erlebt und erlitten worden sind als während des *rebel war* und dass sich die Kriegszeit somit auf die Jahre von 1991 bis 2002 festlegen lässt. Mit ›den Jahren vor 1991‹

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

oder mit der ›Vorkriegszeit‹ in Sierra Leone meine ich in der vorliegenden Arbeit (insbesondere in Kapitel 7 im Rahmen der sekundärliteraturbasierten Plausibilitätsprobe für die Vorkriegszeit) vor allem die post-koloniale Zeit ab 1961. Allerdings reicht die nicht-kriegerische Zeitspanne dank eines nicht gewaltsamen, sondern ›geregelten‹ (von der britischen Kolonialmacht gewährten) Übergangs in die Unabhängigkeit tatsächlich sogar noch bis weit in die Kolonialzeit hinein (vgl. Kargbo 2006: 40ff.).

3.5 Unfriedliche Beziehungen und (il-)legitime Gewalt

Neben der Mikroperspektive und der analytischen Unterteilung in Form und Inhalt enthält das Konzept unfriedlicher Beziehungen noch eine dritte Dimension, die im müllerschen Unfrieden nicht vorkommt: Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen, die unfriedliche Beziehungen ausmachen, sind stets auf empirisch illegitime Gewalt bezogen, die von den Betroffenen und Beteiligten also weder grundsätzlich für gerechtfertigt gehalten noch als Normalität hingenommen wird. Die Gewalt, um die es in unfriedlichen Beziehungen geht, *ist also nie empirisch legitim*.

Diese zusätzliche konzeptionelle Vorgabe ist notwendig, da Bereitschaften zu und Erwartungen von empirisch legitimer Gewalt eher keine sozialen Beziehungen konstituieren, in denen die Möglichkeit von Gewalt unmittelbar gelebt wird. Empirisch legitime Gewalt zeichnet sich neben der Zustimmung, die ihr entgegengebracht wird, nämlich gerade dadurch aus, dass ihr Einsatz an Regeln gebunden ist; insofern ist es ihr ›Wesen‹, dass sie als berechenbar und grundsätzlich auch als vermeidbar angesehen wird. Als regelgebundene Gewalt dient empirisch legitime Gewalt meist der Aufrechterhaltung geschätzter oder zumindest als Normalität akzeptierter Ordnungen – auch wenn dies im alltäglichen Leben gar nicht mehr reflektiert wird. Nur als Beispiel: Polizeieinsätze werden in Deutschland wohl in den meisten Situationen und von den meisten Bundesbürgerinnen und Bundesbürgern nicht als bedrohliche Macht-Demonstrationen der staatlichen Obrigkeit aufgefasst, sondern als ganz normale Konsequenzen krimineller Handlungen. So lange sie nicht in Aktivitäten involviert sind, die rechtlich als kriminell definiert sind, leben Bundesbürgerinnen und Bundesbürger deshalb meist ohne konkrete Furcht vor Polizeigewalt.

Solche empirisch legitime Gewalt, die im Rahmen geschätzter oder wenigstens allgemein akzeptierter staatlicher Gewaltmonopole ausgeführt wird und meist noch nicht einmal tatsächlich ausgeführt werden muss, weil sie bereits durch ihre regelgebundene Androhung abschreckend wirkt, gilt als Idealfall nicht-friedenstörender und sogar friedenserhaltender Gewalt. Zwar haben staatliche Gewaltmonopole »wie der Name sagt, [...] immer noch mit Gewalt zu tun« (Brock 2002: 108). Aber sie scheinen die soziale Organisationsform darzustellen, die noch am ehesten dazu geeignet ist, Frieden (inklusive regelgebundener

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Gewalt) zu ermöglichen, indem friedensstörende Gewalt durch die glaubhafte Androhung staatlicher Gewalt von vornherein unterbunden wird (vgl. Bonacker 2005). Eben deshalb wird der Nachkriegs-Wiederaufbau und eine gleichzeitig an Rechtsstaatlichkeitsprinzipien ausgerichtete Reform staatlicher Gewaltmonopole – also der Institutionen Armee, Polizei und Justiz – als eine zentrale Peacebuilding-Aufgabe angesehen (vgl. etwa Barnett 2006; Paris/Sisk 2009a; Sedra 2010).

Wenn das Konzept unfriedlicher Beziehungen empirisch angewandt wird und unfriedliche Beziehungen empirisch definiert werden sollen, darf jedoch auf keinen Fall ungeprüft vorausgesetzt werden, dass staatliche Gewalt tatsächlich regelgebunden eingesetzt und als regelgebundene Gewalt geschätzt oder zumindest als normal akzeptiert wird. Ob und inwieweit dies der Fall ist, muss stattdessen auf empirischer Grundlage ergebnisoffen beurteilt werden. Noch darüber hinaus ist es möglich, dass in den jeweiligen Kontexten, für die unfriedliche Beziehungen definiert werden sollen, bestimmte Arten von regelgebundener staatlicher oder auch nichtstaatlicher Gewalt für legitim gehalten werden, die aus der eigenen Außenperspektive beurteilt inakzeptabel erscheinen. Diese Erfahrung habe ich in Sierra Leone insbesondere angesichts von empirisch legitimer Gewalt gegen Frauen und Kinder gemacht, die über Vorstellungen von notwendiger und sogar wohlmeinender Züchtigung gerechtfertigt wird; ich komme hierauf zu Beginn von Kapitel 6 noch ausführlich zurück. In eine empirische Definition unfriedlicher Beziehungen dürfen aber in jedem Fall nur Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen einbezogen werden, die tatsächlich auf Gewalt bezogen sind, die im betreffenden Kontext als illegitim angesehen wird. Auch wenn allgemein akzeptierte Gewalt aus der eigenen Außenperspektive beurteilt inakzeptabel erscheinen mag, ändert dies nichts daran, dass sie dort, wo sie empirisch legitim ist, dennoch nicht friedensstörend wirkt.

Frieden ist aus dieser konzeptionellen Perspektive dann nicht notwendigerweise ein idealer Zustand, in dem physische Gewalt gänzlich abwesend ist und in dem als universell definierte Menschenrechte ausnahmslos eingehalten werden. Im Gegensatz zu unfriedlichen Beziehungen zeichnen friedliche Beziehungen, so wie sie hier verstanden werden, sich lediglich dadurch aus, dass empirisch illegitime Gewalt sowie verallgemeiner*te* und verallgemeiner*nde* Bereitschaften zu und/oder Erwartungen von empirisch illegitimer Gewalt weitestgehend abwesend sind.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

4. Die provisorische Prozessvorstellung

In empirischen Studien, die in den Blick nehmen, was genau unter Bedingungen kriegerischer Gewalt eigentlich in sozialer Realität passiert, wird häufig besonders hervorgehoben, dass Krieg dabei als »social condition« (Lubkemann 2008a: 12-15) oder als »social space« (Jennings 2007a: 7) verstanden wird; oder es wird betont, dass Krieg anders denn als »social context« (Richards 2005a: 3) überhaupt nicht sinnvoll sozialwissenschaftlich untersucht werden kann und dass der »soziale Charakter des Krieges« (Bakonyi/Stuvøy 2006: 38) den Ausgangspunkt der Analyse darstellt. Mit diesen Hinweisen soll offenbar bekräftigt werden, dass Krieg tatsächlich als soziales Phänomen untersucht werden kann – beziehungsweise dass Krieg in der Tat ein soziales Phänomen *ist,* in dem soziale Beziehungen weder erstarren noch ersatzlos zerstört werden. Diese Auffassung hat in den Sozialwissenschaften eine lange Tradition. Neben weiteren soziologischen ›Klassikern‹ wie Karl Marx und Max Weber hat insbesondere Georg Simmel in seinen *Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung* ([1908] 1992) bereits vor mehr als 100 Jahren nicht nur den sozialen Charakter von Kriegen konstatiert, sondern zudem aufgezeigt, dass unter Bedingungen kriegerischer Gewalt sogar ganz neue soziale Beziehungen entstehen können. Hierzu kommt es Simmel zufolge, wenn »[der Kampf] Personen und Gruppen, die sonst nichts miteinander zu tun hatten, überhaupt zu einem Zusammenschluß [sic!] bringt« (Simmel [1908] 1992: 360).[1]

In der aktuellen Forschung zu ›innerstaatlichen‹ (nicht ›klassisch‹ zwischenstaatlichen) Kriegen wird das Entstehen neuer Beziehungen vor allem mit Blick auf Prozesse untersucht, in denen manche bewaffnete Gruppen über längere oder auch kürzere Zeiträume zunehmend gewaltarm mit der Zivilbevölkerung interagieren und dabei in einigen Fällen sogar mehr oder weniger stabile nichtstaatliche Schutz- und Verwaltungsstrukturen etablieren.[2] Der Politikwissenschaftler Klaus Schlichte (2009) beschreibt beispielsweise drei Schritte, in denen sich die

1 | Für Überblicke und Diskussionen zu den konflikttheoretisch relevanten Theorieelementen bei Marx und Weber vgl. etwa Demirović (2005) und König (2005).

2 | Vgl. Bakonyi/Stuvøy (2006), Weinstein (2007), Schlichte (2009), Branović/Chojnacki (2011), Mampilly (2011).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Konsolidierung zunehmend gewaltarmer Beziehungen vollziehen kann – wobei Rückschritte stets möglich sind und in vielen Fällen nie alle drei Schritte tatsächlich realisiert werden: Nach einem ersten Schritt, in dem bewaffnete Gruppen umkämpfte Gebiete und die in ihnen lebende Bevölkerung gewaltsam unter ihre Kontrolle bringen, entsteht in einem zweiten Schritt zunächst eine »prekäre Ordnung« (»*precarious order*«, Schlichte 2009: 95; Hervorhebung im Original). Mit ihrem Entstehen nimmt Gewalt nach und nach ab und das Verhalten bewaffneter Gruppen beziehungsweise ihrer Kämpferinnen und Kämpfer wird für die Zivilbevölkerung zunehmend berechenbar. Zivilistinnen und Zivilisten können sich dann auf die neue Situation einstellen und sich so verhalten, dass sie – zumindest mit einiger Sicherheit – keine gewaltsamen Sanktionen zu erwarten haben. In einem dritten Schritt wird diese prekäre Ordnung über Zeit zunehmend selbstverständlich und damit weniger prekär, und bewaffnete Gruppen demonstrieren zudem, »that the new power is not only able to kill and destroy but to build and invest as well« (Schlichte 2009: 96). Ein weiteres Forschungsinteresse, das bislang allerdings vergleichsweise weniger breit und intensiv behandelt wird, betrifft die Beziehungen, die unter Bedingungen kriegerischer Gewalt innerhalb bewaffneter Gruppen entstehen. Diese Beziehungen sind in manchen Gruppen strikt entlang zentralisierter Kommandostrukturen organisiert, während in anderen Gruppen nur vergleichsweise lose oder sogar nur sporadische Kontakte zwischen der Führungsebene und einzelnen Kommandoeinheiten bestehen. Im letzteren Fall treffen die in ihren Einheiten jeweils physisch anwesenden Kommandeure dann weitgehend autonom Entscheidungen und erteilen ohne weitere Absprache eigene Befehle.[3]

Auch in der provisorischen Prozessvorstellung, die in diesem Kapitel zunächst vorbereitet und dann ausformuliert wird, geht es um Prozesse, in denen unter Bedingungen kriegerischer Gewalt in sozialer Realität mehr passiert als Erstarrung und Zerstörung. Auf Basis der Sozialtheorie Pierre Bourdieus wird in der provisorischen Prozessvorstellung dargelegt, wie theoretisch konsistent denkbar ist, dass nach kriegerischer Gewalt gegen die Zivilbevölkerung unfriedliche Beziehungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung fortbestehen, bei denen es sich um Produkte des Lebens und Überlebens unter Bedingungen kriegerischer Gewalt handelt. Die bourdieusche Sozialtheorie wird hier also genutzt, um theoretisch konsistent auf unfriedliche Beziehungen entlang einer eindeutigen Trennlinie zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung ›hinzudenken‹. Wie ich in der Darstellung des Forschungsprozesses in Kapitel 2 bereits erläutert habe, wird dabei zunächst an der Annahme radikal unterschiedlicher Erfahrungen festgehalten und ich lasse Kämpferinnen – als provisorische Notlösung – bewusst unerwähnt, statt sie pauschal mit in die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie zu integrieren (siehe ausführlich oben 2.4).

3 | Vgl. etwa Humphreys/Weinstein (2006: 443-445), Weinstein (2007: 127ff.), Hoffman (2007: 649ff.), Schlichte (2009: 144ff.).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Im Folgenden wird zunächst ein kurzer Überblick über die beiden zentralen Konzepte der bourdieuschen Sozialtheorie, *Habitus* und *Feld*, gegeben. Mit diesem Überblick wird keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit erhoben, und insbesondere die feinteiligen Bedeutungsmodifizierungen, die Bourdieu an beiden Konzepten im Laufe seines jahrzehntelangen Schaffens vorgenommen hat, bleiben darin sogar gänzlich ausgespart. Die grundlegenden Vorstellungen über soziale Realität, die im Zusammenspiel von Habitus und Feld zum Ausdruck kommen und die für die provisorische Prozessvorstellung aufgegriffen werden, haben sich seit Bourdieus frühen Arbeiten in den 1960er Jahren nicht wesentlich verändert und lassen sich deshalb auch ohne Einbeziehung dieser feinteiligen Modifizierungen darstellen (vgl. ebenso Wacquant 2006: 22). Im Anschluss an den Überblick werden drei handlungstheoretische Konsequenzen des Habitus, die in der provisorischen Prozessvorstellung aufgegriffen werden und die in ihr von zentraler Bedeutung sind, noch einmal ausführlicher herausgearbeitet. Erst dann wird die provisorische Prozessvorstellung ausformuliert, die das Entstehen und Fortbestehen unfriedlicher Beziehungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung in einer theoretisch bereits konsistenten, aber empirisch unter Vorbehalt stehenden Narrative nachzeichnet.

4.1 Anknüpfungspunkte in der Sozialtheorie Pierre Bourdieus

Die Arbeiten Pierre Bourdieus sind eher nicht dafür bekannt, dass sie sozialtheoretische Ideen enthalten, mit denen sich soziale Prozesse unter Bedingungen kriegerischer Gewalt denken und beschreiben lassen (obwohl vereinzelt bereits zu diesem Zweck an sie angeknüpft worden ist, vgl. Schlichte 2004; Vigh 2006; Koloma Beck/Schlichte 2007). Es ist deshalb kaum verwunderlich, dass meine Theorieauswahl zuweilen irritierte Reaktionen hervorgerufen hat. Auf einer Nachwuchstagung wurde ich im Anschluss an meinen Vortrag – eine Kurzdarstellung meines Promotionsvorhabens – beispielsweise einmal entgeistert gefragt, wie ich denn bloß auf die Idee kommen könne, zum Thema meiner geplanten Arbeit eine Theorie heranzuziehen, die doch darauf ausgerichtet sei, Klassenunterschiede in westlichen Gesellschaften, vorzugsweise der französischen, sichtbar zu machen. Und in der Tat ist das Sichtbarmachen und die Analyse von Klassenunterschieden in Frankreich vordergründig das zentrale Thema in Bourdieus wohl bekanntester Arbeit *Die feinen Unterschiede* (1987). Über ihre jeweiligen empirischen Fragen hinaus enthalten Bourdieus sämtliche Arbeiten allerdings zudem »Denkwerkzeuge« (Bourdieu/Wacquant 2006: 196), die in ihnen als »*modus operandi*, der die wissenschaftliche Praxis [...] anleitet und strukturiert« (Bourdieu/Wacquant 2006: 197; Hervorhebung im Original), in Erscheinung treten. Es sind diese »Denkwerkzeuge«, von denen Habitus und Feld die grundlegendsten sind, die vermittels der Vorstellungen über soziale Realität, die mit ihnen entfaltet wer-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

den, die bourdieusche Sozialtheorie ausmachen. Dass diese themenübergreifende Sozialtheorie häufig übersehen wird beziehungsweise übersehen wurde (in den letzten Jahren ist die bourdieusche Sozialtheorie verstärkt rezipiert und forschungspraktisch genutzt worden, vgl. Barlösius 2006: 8; Sallaz/Zavisca 2007: 25ff.), hat Bourdieu selbst darauf zurückgeführt, »daß [sic!] ich mich nie dazu habe bereitfinden können, allgemeine Diskurse über die soziale Welt im allgemeinen zu produzieren [...]« (Bourdieu/Wacquant 2006: 195). Stattdessen hat Bourdieu seine Sozialtheorie in Auseinandersetzungen mit empirischen Fragen entwickelt und sie im Zuge empirischer Untersuchungen fortwährend weiterentwickelt und modifiziert.[4]

Die Themen für seine Untersuchungen fand Bourdieu zudem keinesfalls ausschließlich in Frankreich. Überhaupt sein Interesse an sozialwissenschaftlicher Forschung entdeckte er in Algerien, wo er in den 1950er Jahren während des Dekolonisationskriegs (1954-1962) zunächst Wehrdienst im französischen Militär leistete und dann als wissenschaftlicher Assistent an der Universität Algier ethnologische und soziologische Untersuchungen durchführte (vgl. Bourdieu 2002: 48ff.). In diesen Untersuchungen beschäftigte Bourdieu sich unter anderem mit erzwungenem sozialen Wandel unter der französischen Kolonialherrschaft (vgl. Bourdieu 2010: 73ff.); mit den kulturellen und sozialen Auswirkungen des Krieges (vgl. Bourdieu 2010: 145ff.); und mit den Logiken der traditionellen Ökonomie der Kabylen, einer Berber-Gruppe, deren Angehörige in der Vorkriegszeit überwiegend im ländlichen Nordwesten Algeriens gelebt hatten, während des Krieges jedoch massenhaft in größere Städte flohen oder von der französischen Armee in Umsiedlungslager hineingezwungen wurden (vgl. Bourdieu 1979: 11-48; 2010: 185ff.). Die Eindrücke und Erfahrungen, welche die Ideen für die zentralen Konzepte der bourdieuschen Sozialtheorie geliefert haben, stammen vor allem aus dieser Zeit und aus diesen empirischen Untersuchungen. Die Entwicklung des Habitus-Konzepts hat Bourdieu selbst darauf zurückgeführt, dass ihm während seiner Zeit in Algerien schließlich aufgegangen war, dass hinter lokalen Handlungsweisen, die er beobachtete und die ihm zunächst fremd und wenig sinnvoll erschienen, dennoch ganz spezifische Logiken standen, die nur eben nicht dem entsprachen, was er selbst erfahrungsbasiert für sinnvoll zu halten erlernt hatte (vgl. Bourdieu 2010: 314-315; Krais/Gebauer 2002: 18ff.; Barlösius 2006: 22-23).

4 | Eine von empirischen Fragen losgelöste Darstellung seiner Sozialtheorie ist Bourdieu zufolge gar nicht sinnvoll möglich, da sie sich als »Wahrnehmungs- und Handlungsprogramm« (Bourdieu/Wacquant 2006: 197) erst in der empirischen Arbeit offenbare, zu der sie jeweils eingesetzt wird. Einen dennoch sehr gut verständlichen Überblick über die bourdieusche Sozialtheorie gibt insbesondere Eva Barlösius (2006). Daneben bieten auch die von Loïc Wacquant mit Pierre Bourdieu geführten und in überarbeiteter Form veröffentlichten Interviews, in denen Bourdieu zu häufig geäußerten Kritikpunkten und bemängelten Unklarheiten in seinen Arbeiten Stellung nimmt, einen ausführlichen Überblick (vgl. Bourdieu/Wacquant 2006: 95-249).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

4.1.1 Habitus und Feld

In seinen Arbeiten zeichnet Bourdieu das Bild einer sozialen Realität, in der die Akteure durch ihr Eingebunden-Sein in soziale Beziehungen überhaupt erst handlungsfähig werden – und dabei zugleich Einschränkungen ihrer Handlungsmöglichkeiten erfahren und erlernen, die sich ihnen als selbstverständlich gegeben präsentieren. Das zentrale Anliegen der bourdieuschen Sozialtheorie ist es, systematische empirische Untersuchungen der je historisch und kulturell spezifischen »*Bündelungen an Relationen*« (Wacquant 2006: 36; Hervorhebung im Original) zu ermöglichen, in denen Akteure Handlungsfähigkeit erlangen und dennoch stets nur sozial ›gefangen‹ agieren können.[5] Ihre beiden zentralen Konzepte, Habitus und Feld, beschreiben zwei analytisch unterscheidbare Manifestationen solcher »*Bündelungen an Relationen*«:

»Ein Feld besteht aus einem Ensemble objektiver historischer Relationen zwischen Positionen, die auf bestimmten Formen von Macht (oder Kapital) beruhen, während der Habitus ein Ensemble historischer Relationen darstellt, die sich in Gestalt der geistigen und körperlichen Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata niedergeschlagen haben.« (Wacquant 2006: 36-37)

Bourdieu selbst bezeichnet Habitus und Feld auch als »*zwei Existenzweisen der Geschichte*« (Bourdieu/Wacquant 2006: 171; Hervorhebung im Original), die sich einerseits in Form verinnerlichter sozialer Wissensbestände in den Körpern und Gedanken der Akteure (Habitus) und andererseits in den Positionen der Akteure zueinander (Feld) manifestieren.

Zunächst zum Feld-Konzept: Um zu beschreiben, wie Interaktion innerhalb von sozialen Feldern abläuft, wird von Bourdieu häufig das Bild eine Spiels gebraucht (vgl. etwa Bourdieu 1993: 122ff.; 1998: 140ff.; Bourdieu/Wacquant 2006: 127ff.). Wie in Spielen gelten auch in Feldern Regeln, die von denjenigen, die an ihnen teilnehmen wollen, akzeptiert werden müssen, und die ihnen entweder bereits bekannt sind oder die sie sich im Zuge der Teilnahme zu erlernen bemühen. Anders als in Spiele werden Akteure in soziale Felder allerdings vielfach – im wörtlichen Sinne – bereits hineingeboren. Das Eintreten in Felder präsentiert sich ihnen dann nicht als Handlungsoption, sondern als Selbstverständlichkeit; und die Frage, ob sie an Feldern teilnehmen und die geltenden Regeln akzeptiert wol-

5 | Die grundlegenden Elemente, über die soziale Realität erschließbar wird, sind aus bourdieuscher Perspektive somit weder unabhängige und frei entscheidende Individuen noch Strukturen, die das Handeln sozialer Subjekte determinieren, sondern Beziehungen, in denen soziale Akteuren erst handlungsfähig werden und dabei zugleich Einschränkungen erfahren und erlernen. Bourdieus grundlegender Zugang zu sozialer Realität lässt sich deshalb als »methodologischer Relationismus« beschreiben (Wacquant 2006: 34-40; vgl. auch Barlösius 2006: 23).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

len, stellt sich ihnen dann erst gar nicht. Aber selbst in solchen Fällen, in denen Akteure gezielt in bestimmte Felder eintreten und sich bewusst zur Teilnahme an ihnen entscheiden, beruhen diese Entscheidungen nicht ausschließlich auf vollständig bewussten Kalkülen. Vielmehr fühlen Akteure sich stets bereits intuitiv zu bestimmten Feldern hingezogen – oder aber sie nehmen hin, dass sie sich bestimmten Feldern nicht entziehen können. Der »Sinn fürs Spiel« (Bourdieu 1998: 141) beziehungsweise für das Feld ist ihnen dann bereits vermittels ihrer bislang in sozialen Beziehungen gesammelten Erfahrungen gegeben.

Je verschiedene und zudem kulturell und historisch spezifische Felder – beispielsweise wirtschaftliche (vgl. Bourdieu 2010: 303-335) und akademische Felder (vgl. Bourdieu 1992) oder auch Felder von Lebensstilen (vgl. Bourdieu 1987: 277ff.) und Heiratsfelder (vgl. Bourdieu 2008) – unterscheiden sich sowohl hinsichtlich ihrer spezifischen Regeln als auch darin, was in ihnen als Erfolg gilt und welche Merkmale, Einstellungen, Besitztümer und/oder Fähigkeiten (welches »Kapital«) soziale Akteure mitbringen müssen, um in ihnen erfolgreich zu sein: »[D]ie spezifische Logik eines jeden Feldes [legt] jeweils fest, was auf diesem Markt *Kurs* hat, was im betreffenden Spiel relevant und *effizient* ist, was *in Beziehung auf dieses Feld* als spezifisches Kapital [...] fungiert.« (Bourdieu 1987: 194; Hervorhebungen im Original) Für Akteure, die bestimmte Merkmale, Einstellungen, Besitztümer und/oder Fähigkeiten gemeinsam haben, lassen sich deshalb in denselben Feldern statistisch ähnliche Laufbahnen verfolgen. Je nachdem, ob ihre Merkmale, Einstellungen, Besitztümer und/oder Fähigkeiten in einem jeweiligen Feld gefragt sind, also von den anderen Feld-Teilnehmern geschätzt werden, sind sie innerhalb dieses Feldes dann als »Laufbahnklasse« (Bourdieu 1987: 187) insgesamt entweder erfolgreicher oder weniger erfolgreich als Akteure mit andersartigen Merkmalen, Einstellungen, Besitztümern und/oder Fähigkeiten. Um nur ein Beispiel zu nennen: In seiner Analyse des akademischen Felds im Frankreich der 1960er und 70er Jahre zeigt Bourdieu auf, dass gerade die »respektiertesten Professoren der kanonischen Fächer [gemeint sind altehrwürdige Disziplinen wie Philosophie und Rechtswissenschaft, Anmerkung A.M.] zu großen Teilen dem Lehrermilieu und da besonders den unteren bis mittleren Schichten [entstammen]« (Bourdieu 1992: 173). Als gemeinsames Wesensmerkmal, welches diesen Lehrerkindern im akademischen Feld den entscheidenden Vorteil verschafft hat, identifiziert Bourdieu »einen Grad an Bindung, an Zustimmung [zur Institution Schule beziehungsweise Universität, Anmerkung A.M.], dem bei aller Bedingtheit etwas Totales, Absolutes, Bedingungsloses anhaftet« (Bourdieu 1992: 174). Bourdieu argumentiert weiter, diese Zustimmung der Lehrerkinder zu akademischen Abläufen und Regeln sei von den Machthabern im akademischen Feld (den vorherigen Professoren), deren Macht stets gerade auf der Anerkennung und Geltung akademischer Abläufe und Regeln beruht, als Ausdruck von »Ernsthaftigkeit« und »Brillanz« (Bourdieu 1992: 174) wahrgenommen und mit Aufstiegschancen belohnt worden; so dass sich im Ergebnis eine Laufbahnklasse von Professoren ausmachen lässt, deren Angehörige demnach

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

vor allem dank ihrer im Lehrermilieu erlernten und verinnerlichten Einstellungen besonders erfolgreich sein konnten. Solche gemeinsamen Einstellungen oder Wesensmerkmale bezeichnet Bourdieu als »Klassenhabitus« (vgl. Bourdieu 1987: 282-286; 1993: 108-112).

Damit nun zum Habitus-Konzept: Ein Klassenhabitus, wie Bourdieu ihn beispielsweise für die »respektiertesten Professoren« ausmacht, kommt gemäß der bourdieuschen Sozialtheorie dadurch zustande, dass Akteure ihre individuellen Habitus-Formationen – ihre verinnerlichten sozialen Wissensbestände, bestehend aus Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata – unter ähnlichen Bedingungen, also in ähnlich beschaffenen sozialen Beziehungen, in denen ähnliche Erfahrungen gemacht werden, ausgebildet haben. Ein Klassenhabitus beschreibt folglich transindividuelle Habitus-Ähnlichkeit; und trotz aller Ähnlichkeit ›stecken‹ somit in jedem Klassenhabitus letztlich individuelle Habitus-Formationen, die von den einzelnen Akteuren in sozialen Beziehungen erfahrungsbasiert ausgebildet worden sind (vgl. Bourdieu 1993: 112).[6] Diese Ausbildungsprozesse lassen sich als alltägliche Lernprozesse denken, in denen die Akteure soziale Wissensbestände über Erfahrungen vermittelt aufnehmen und sie – wenn diese Wissensbestände in Erfahrungen immer wieder bestätigen werden – mit der Zeit verinnerlichen, so dass sie ihnen fortan intuitiv zur Handlungsorientierung zur Verfügung stehen:

»Der Habitus [...] ist ein sozialisierter Körper, ein strukturierter Körper, ein Körper, der sich die immanenten Strukturen einer Welt oder eines bestimmten Sektors dieser Welt, eines Felds, einverleibt hat und die Wahrnehmung dieser Welt und auch das Handeln in dieser Welt strukturiert.« (Bourdieu 1998: 145)

Ebenso wie die Teilnahme an Feldern ist auch das Erlernen und erst recht das Verinnerlichen sozialer Wissensbeständen nie ausschließlich auf bewusst kalkulierte Entscheidungen zurückführbar. Auch wenn Akteure sich bewusst bemühen, bestimmte Lernprozesse voranzutreiben, lernen sie dabei stets viel mehr und häufig ganz anderes, als sie bewusst zu lernen beabsichtigen. Vor allem erfahren sie alltäglich, wie sie selbst von anderen eingeschätzt werden, wie andere Personen üblicherweise eingeschätzt werden und welches Verhalten als erfolg-

6 | Der Begriff ›Habitus-Formationen‹ wird hier benutzt, um den Plural von Habitus zu bilden – wohingegen in den deutschen Übersetzungen von Bourdieus Arbeiten zur Verdeutlichung des Plurals oft die Bezeichnung »Habitusformen« verwendet wird (vgl. etwa Bourdieu 1993). Diese Bezeichnung ist allerdings insofern missverständlich, als sie unterschiedliche Habitus-Arten oder -Typen anzudeuten scheint (vgl. ebenso Krais/Gebauer 2002: 7). Es gibt in der bourdieuschen Sozialtheorie aber keine unterschiedlichen Habitus-Arten, sondern nur ein Habitus-Konzept; und soziale Akteure können zwar sehr unterschiedliche individuelle Habitus-Formationen ausbilden, aber diese unterscheiden sich dann nur hinsichtlich der je erfahrungsbasiert verinnerlichten Inhalte.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

reich, angebracht, normal und natürlich oder aber als falsch und unangemessen angesehen wird (vgl. Bourdieu 1979: 189ff.; Krais/Gebauer 2002: 61ff.). Einmal erlernt und verinnerlicht stehen solche Wissensbestände den Akteuren als Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata zur Verfügung, an denen sie ihr Handeln unbewusst wie an praktischen Hypothesen ausrichten können – und zwar ohne darüber erst noch nachdenken zu müssen. In vertrauten sozialen Umgebungen wissen die Akteure dann intuitiv, welche Deutungen, Bewertungen und/oder Handlungen die jeweils ›richtigen‹ und welche Verhaltensweisen ›falsch‹ sind. Deutungen, Bewertungen und Handlungen, die intuitiv-spontan ausgeführt werden, ohne dass zuvor noch über sie nachgedacht wird, bezeichnet Bourdieu als »Praxis« (etwa Bourdieu 1993: 101; Bourdieu/Wacquant 2006: 153).

Darüber hinaus sind soziale Akteure aber auch fähig, sich mit Situationen und Personen bewusst auseinanderzusetzen; und es ist sogar möglich, dass sie erfahrungsbasiert den Wunsch entwickeln, sich den Einfluss, den verinnerlichte soziale Wissensbestände auf ihr Denken und Handeln ausüben, bewusst zu machen, um dann bewusst gegen diesen Einfluss angehen zu können:

> »Die erste Neigung des Habitus ist schwer zu kontrollieren, aber die reflexive Analyse, die uns lehrt, daß [sic!] wir selber der Situation einen Teil der Macht geben, die sie über uns hat, ermöglicht es uns, an der Veränderung unserer Wahrnehmung der Situation und damit an unserer Reaktion zu arbeiten.« (Bourdieu/Wacquant 2006: 170)

Allerdings ist das Repertoire an bewusst auswählbaren alternativen Deutungen, Bewertungen und Handlungen stets insofern begrenzt, als die Akteure nur solche Deutungen, Bewertungen und Handlungen bewusst in Erwägung ziehen können, die im Rahmen ihrer Habitus-Formationen, also auf Basis ihrer erfahrungsvermittelt verinnerlichten sozialen Wissensbestände, bereits grundsätzlich denkbar sind. Anders formuliert: Selbst wenn Akteure sich bewusst und in kritischer Absicht mit ihren Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata auseinandersetzen wollen, müssen sie für diese kritische Tätigkeit zwangsläufig auf soziale Wissensbestände zurückgreifen, die in ihren Habitus-Formationen bereits enthalten sind. Oder noch anders formuliert: Da auch kritische Perspektiven für die Akteure stets nur im Rahmen sozialer Beziehungen ›zu haben‹ sind, sind auch kritische Perspektiven nie frei von Eingrenzungen des Denk- und Machbaren, die in sozialen Beziehungen erfahrungsvermittelt stets miterlernt werden (vgl. Bourdieu 1987: 727ff.; 1993: 99ff.; Bourdieu/Wacquant 2006: 228-229).

Besondere Bedeutung für die Eingrenzung des Denk- und Machbaren kommt bei der Ausbildung von Habitus-Formationen den »Ersterfahrungen« zu (Bourdieu 1993: 113), über die bereits im Kindesalter die Grundstrukturen individueller Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata ausprägt werden. Diese Grundstrukturen geben dann eine Tendenz dafür vor, welche Erfahrungen Akteure in ihrem weiteren Leben suchen, welche Erfahrungen sie nach Möglichkeit gar nicht erst zulassen und wie sie mit neuen Erfahrungen umgehen. Individu-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

elle Habitus-Formationen bleiben, da soziale Akteure ständig weiter Erfahrungen machen, also keinesfalls ein Leben lang auf dem Stand der Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata bestehen, die bereits im Kindesalter ausgeprägt wurden; aber ihre Weiterentwicklung erfolgt gefiltert durch die über Ersterfahrungen ausgebildeten Grundstrukturen:

»Der Habitus, der mit den Strukturen aus früheren Erfahrungen jederzeit neue Erfahrungen strukturieren kann, die diese alten Strukturen in den Grenzen ihres Selektionsvermögens beeinflussen, sorgt für eine einheitliche, *von den Ersterfahrungen dominierte Aufnahme von Erfahrungen,* die Mitglieder derselben Klassen statistisch miteinander gemeinsam haben. Das besondere Gewicht der ursprünglichen Erfahrungen ergibt sich nämlich im Wesentlichen daraus, daß [sic!] der Habitus seine eigene Konstantheit und seine eigene Abwehr von Veränderungen über die Auswahl zu gewährleisten sucht, die er unter neuen Informationen trifft, indem er z.B. Informationen, die die akkumulierte Information in Frage stellen könnten, verwirft, wenn er zufällig auf sie stößt oder ihnen nicht ausweichen kann [...].« (Bourdieu 1993: 113-114, Hervorhebungen A.M.)

Ein transkulturell beobachtbares Beispiel für dauerhaft strukturierend wirkende Ersterfahrungen stellen die je kulturell und historisch spezifischen Geschlechterrollen und Geschlechterverhältnissen dar, die bereits im Kindesalter von den Erwachsenen ›abgeguckt‹ werden. Ebenfalls an diesem Beispiel lässt sich besonders deutlich veranschaulichen, dass Habitus-Formationen nicht nur geistige, sondern auch körperliche Angelegenheiten sind: Mädchen oder Junge beziehungsweise Frau oder Mann zu sein, wird sowohl über Ersterfahrungen als auch über die an sie anschließenden Nachfolgeerfahrungen regelrecht in die Körper der Akteure eingeschrieben; soziales Wissen darum, was es bedeutet, Mädchen oder Junge beziehungsweise Frau oder Mann zu sein, strukturiert somit nicht nur ihr Denken, sondern auch beispielsweise die Art und Weise, wie sie ihre Körper intuitiv halten und bewegen und bestimmte Körperteile unbedingt bedeckt halten oder aber unbekümmert entblößen (vgl. Bourdieu 1979: 193; Bourdieu/Wacquant 2006: 209). Solche Verinnerlichungen, die nicht nur die Denkweisen, sondern auch die Körper der Akteure durchdringen, lassen sich aber auch über Geschlechterwissen hinaus für viele Arten von sozialen Wissensbeständen ausmachen – wenn denn in den körperlichen Haltungen, Mimiken, Gestiken etc. der Akteure nur aufmerksam nach ihnen gesucht wird: »Man könnte [...] sagen, Arme und Beine seien voller verborgener Imperative. Und man fände kein Ende beim Aufzählen [...].« (Bourdieu 1993: 128)

4.1.2 Drei handlungstheoretische Konsequenzen des Habitus

Die spezielle Handlungstheorie, die in Bourdieus Arbeiten vor allem über das Habitus-Konzept enthalten ist, bricht mit verbreiteten Vorstellungen über soziales Handeln, denen zufolge dieses stets in absichtsvollen Tätigkeiten besteht, die

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

bewusst auf die Erzielung kalkulierter Ergebnisse ausgerichtet werden und die entsprechend über ihre jeweils subjektiv gemeinten Zwecke – also über die Frage ›wozu?‹ – sinnhaft erschließbar sein sollen (vgl. etwa Weber 1956: 99; Coleman 1990: 18). Mit dem Habitus-Konzept werden hingegen gerade auch unreflektierte und intuitiv-spontan ausgeführte Tätigkeiten als soziales Handeln erfasst:

»Die Handlungstheorie, die ich (mit dem Begriff des Habitus) vorschlage, besagt letzten Endes, daß [sic!] die meisten Handlungen der Menschen etwas ganz anderes als die Intention zum Prinzip haben, nämlich erworbene Dispositionen, die dafür verantwortlich sind, daß [sic!] man das Handeln als zweckgerichtet interpretieren kann und muß [sic!], ohne deshalb von einer bewußten [sic!] Zweckgerichtetheit als dem Prinzip dieses Handelns ausgehen zu können [...].« (Bourdieu 1998: 167-168)

Im Folgenden zeige ich drei handlungstheoretische Konsequenzen des Habitus auf, die in der Formulierung der provisorischen Prozessvorstellung aufgegriffen werden und für die Prozessvorstellung von zentraler Bedeutung sind.

Erstens: Aus Perspektive der bourdieuschen Sozialtheorie sind soziale Akteure vermittels ihrer Habitus-Formationen zu Tätigkeiten fähig, denen zwar keine Reflektionen und bewussten Entscheidungen zugrunde liegen, die aber dennoch sozialen Sinn enthalten (beziehungsweise die »zweckgerichtet« sind, wie es in dem oben gerade zitierten Auszug heißt), da sie an verinnerlichten sozialen Wissensbeständen intuitiv wie an praktischen Hypothesen ausgerichtet sind: »Die Akteure wenden in ihrer Praxis ständig Thesen an, die als solche gar nicht aufgestellt werden.« (Bourdieu 1998: 144) Über verinnerlichte Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata werden Personen und Situationen dann intuitiv-spontan ›erkannt‹, und es wird auf Basis dieses ›Erkennens‹ gewusst, wie mit ihnen umzugehen ist (vgl. Bourdieu 1987: 734ff.). Allerdings ist derart intuitiv-spontanes ›Erkennen‹ – Bourdieu beschreibt es auch als »*Begriffloses Erkennen*« (Bourdieu 1987: 234, Hervorhebung im Original) – nicht notwendigerweise zutreffend und ›richtig‹: »[D]ieser praktische soziale Orientierungssinn, der den Zuschreibungen zugrunde liegt, [kann] leicht fehlgehen [...].« (Bourdieu 1987: 738) Er kann nämlich zu Einschätzungen und Handlungen führen, die sich ›objektiv‹ (aus analytischer Außenperspektive betrachtet) als fehlgeleitet oder zumindest als fehlerbehaftet ausmachen lassen. Dies ist beispielsweise der Fall, wenn bestimmten Personen aufgrund ihrer Erscheinung (Hautfarbe, Alter, Kleidung, Dialekt etc.) bestimmte Eigenschaften zugeschrieben werden, obwohl sie diese nachweislich gar nicht besitzen oder zumindest begründete Zweifel an der Treffsicherheit der Zuschreibungen aufgezeigt werden können. Selbst nachweislich fehlgeleitete Einschätzungen und die an ihnen orientierten Praxis-Handlungen sind dann jedoch nicht einfach nur ›falsch‹, sondern – nicht anders als ›richtige‹ Einschätzungen – zudem Manifestationen der verinnerlichten sozialen Wissensbestände, auf deren Basis sie den zuschreibenden Akteuren intuitiv richtig erscheinen. Sowohl ›richtige‹ als auch ›falsche‹ Einschätzungen und Praxis-Hand-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

lungen enthalten somit einen sozialen Sinn, der sich allerdings nicht über Fragen nach subjektiv gemeinten Zwecken, sondern noch am ehesten über Analysen der sozialen Beziehungen und Erfahrungen erschließen lässt, in denen die zuschreibenden Akteure ihre sozialen Wissensbestände erlernt haben (vgl. Bourdieu 1993: 104-105, 157).

Zweitens: Praxis-Handeln, das intuitiv an verinnerlichten Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata wie an praktischen Hypothesen ausgerichtet wird, ist in der bourdieuschen Sozialtheorie zwar »nur eine der möglichen Formen des Handelns, *aber eben die bei weitem häufigste*« (Bourdieu/Wacquant 2006: 165; Hervorhebungen A.M.). Dieses Mengenverhältnis, das auf den ersten Blick zulasten von reflektiertem Handeln überzogen erscheinen mag, ergibt sich daraus, dass soziales Handeln in der bourdieuschen Sozialtheorie eben auch alltägliche Tätigkeiten miteinschließt, die in Sozialtheorien, die ausschließlich an kalkulierten Handlungsentscheidungen und bewussten Handlungen interessiert sind, gar keine Beachtung finden (vgl. Barlösius 2006: 30ff.). Neben intuitivem Praxis-Handeln sind soziale Akteure aber auch aus Perspektive der bourdieuschen Sozialtheorie zu Reflektion und zu bewusstem Handeln fähig. An der Gesamtheit alltäglicher Tätigkeiten bemessen greifen sie auf den Modus bewussten Handelns jedoch nur vergleichsweise selten zurück; und zwar vor allem dann, wenn neue Erfahrungen oder andauernd irritierende Erfahrungen das Bekannte und intuitiv Vertraute merklich durchbrechen und Situationen und/oder Personen Handlungsbedarf-anzeigend zu Bewusstsein bringen.

Solche Bewusstwerdungsprozesse treten in besonders großen Ausmaßen, nämlich für besonders viele Akteure auf einmal, in »Krisenzeiten« auf (Bourdieu/Wacquant 2006: 165). »Krisenzeiten« zeichnen sich dadurch aus, dass in ihnen »die gewohnheitsmäßigen Entsprechungen von subjektiven [Habitus-Formationen, Anm. A.M.] und objektiven Strukturen [Feldern, Anm. A.M.] abrupt durchbrochen werden [...]« (Bourdieu/Wacquant 2006: 165-166). In Krisenzeiten haben die Logiken und Regeln sozialer Felder dann in kurzer Zeit so drastische Veränderungen durchgemacht, dass Einschätzungen und Handlungen, die an sozialen Wissensbeständen orientiert sind, die noch unter andersartigen Bedingungen erfahrungsbasiert erlernt und verinnerlicht worden sind, für die Akteure merklich negative Konsequenzen nach sich ziehen und sie so zum Nachdenken und bewussten Handeln anregen. Allerdings: Selbst wenn soziale Akteure in solchen Situationen über Handlungsoptionen nachdenken, Handlungsentscheidungen bewusst treffen und bewusst neue Handlungsstrategien entwickeln, bedeutet dies noch nicht zwangsläufig, dass es ihnen tatsächlich gelingt, sich in veränderten Feldern neu zu orientieren und negative Konsequenzen in Zukunft erfolgreich zu vermeiden. Da jedes Nachdenken und jede Entwicklung neuer Strategien zwangsläufig auf bestehende soziale Wissensbestände zurückgreifen muss – die Habitus-Formationen somit jedem Nachdenken und bewussten Handeln »ontologisch vorgelagert« sind (»ontologically prior« Pouliot 2008: 277) –, hängt die Orientierungsfähigkeit der Akteure maßgeblich davon ab, ob sie in ihren sozialen

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Wissensbeständen Anknüpfungspunkte finden, die ihnen einen erfolgreichen oder zumindest schadensbegrenzenden Umgang mit den veränderten Verhältnisse ermöglichen.

Drittens: Die ontologische Vorlagerung des Habitus (beziehungsweise der individuellen Habitus-Formationen, die einander, wenn sie auf ähnlichen Erfahrungen basieren, transindividuell stark ähneln können, siehe oben 4.1.1), ist dafür verantwortlich, dass zuweilen Situationen eintreten, in denen Akteure an gewohnten Einschätzungs- und Handlungsweisen festhalten, obwohl diese spürbar nicht mehr zu den Verhältnissen passen, in denen sie aktuell leben. Ein Verharren im Gewohnten ist in solchen Fällen dann nicht einem bewusst entschiedenen Festhalten an Traditionen geschuldet; vielmehr ist es Ausdruck eines leidvoll erfahrenen Unvermögens, in bestehenden sozialen Wissensbeständen Anknüpfungspunkte für den Umgang mit veränderten Verhältnissen zu finden. Dieser Zustand ist nicht zwangsläufig von Dauer. Die Akteure machen immerhin weiterhin Erfahrungen, die zwar vor dem Hintergrund bestehender sozialer Wissensbestände erlebt und gedeutet werden, die diesen Wissensbeständen über Zeit und durch ständige Konfrontation aber, wenn die Akteure dies zulassen können, dennoch allmähliches Neues hinzufügen und so – mit etwas Glück – mit der Zeit Anknüpfungspunkte für ein Umdenken liefern. Die Anpassung sozialer Akteure an veränderte Verhältnisse ist dann jedoch zeitlich erheblich verzögert. Bourdieu bezeichnet solche Verzögerungen als »Trägheits-« oder auch »Hysteresis«-Effekt des Habitus: »[E]s gibt Fälle von Diskrepanz [zwischen Handlungsweisen und den Logiken und Regeln sozialer Felder, Anm. A.M.], in denen die Verhaltensweisen unverständlich bleiben, sofern man nicht den Habitus und die ihm eigene Trägheit, seine Hysteresis, veranschlagt.« (Bourdieu/Wacquant 2006: 164)

Erstmals entdeckt hat Bourdieu diesen Trägheits-Effekt im Zuge seiner Untersuchungen in Algerien in den 1950er Jahren, als er – für ihn selbst unerwartet und zunächst unverständlich – auf Diskrepanzen zwischen traditionellen Wirtschaftspraktiken und einem bereits kapitalistisch geprägten ökonomischen Feld aufmerksam wurde. Er beobachtete, dass gerade Angehörige der ethnischen Gruppe der Kabylen, die in vielen Fällen erst im Verlauf von Flucht und erzwungener Umsiedelung während des Krieges mit kapitalistischen Wirtschaftspraktiken in Berührung gekommen waren, sich im Kapitalismus nur schwer oder gar nicht zurechtfanden (vgl. Bourdieu 2010: 185ff.). Während die kapitalistische Wirtschaftslogik in weiten Teilen der algerischen Bevölkerung längst als normal und gegeben angesehen wurde, stellte das Prinzip der Gewinnmaximierung einen drastischen Widerspruch zu den Wirtschaftspraktiken dar, die viele Kabylen nach wie vor praktizierten und gewohnt waren. Diese beruhten auf subsistenzlandwirtschaftlichen Tätigkeiten und ehrenhaftem Tausch und brachten spezielle Rollenaufteilungen, Zeiteinteilungen und Vorstellungen vom ›guten‹ und ›richtigen‹ Zusammenleben mit sich, die sich in den Städten und Umsiedlungslagern kaum aufrechterhalten ließen (vgl. Bourdieu 2010: 175ff., 193ff.). In einem Aufsatz, der im französischen Original 1964 erschienen ist, beschreibt Bourdieu, dass viele

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kabylen nichtsdestotrotz in ihre gewohnten Einstellungen und Handlungsweisen verstrickt blieben, ohne aus ihnen Orientierung für die Bewältigung der neuen Situation ziehen zu können:

»Der entwurzelte Bauer, für den die Umgebung, in der er geboren wurde, die einzig vertraute Umgebung ist und dessen ganzer *körperlicher Habitus* dem Raum »angepaßt« [sic!] ist, in dem er sich gewöhnlich bewegt, ist zutiefst in seinem *Wesen* getroffen, so tief, daß [sic!] er seine Verzweiflung gar nicht in Worte fassen, geschweige denn Gründe dafür angeben kann.« (Bourdieu 2010: 236; Hervorhebungen im Original)

Jahrzehnte später hat Bourdieu rückblickend auf seine am Beispiel der entwurzelten Kabylen erstmalig formulierte Entdeckung des Habitus darauf hingewiesen, dass es durchaus nicht selbstverständlich war, dass er die kabylischen Traditionen schließlich als soziales Handeln wahrnehmen konnte, statt sie als irrationales Verhalten abzutun und sich anderen Fragen zuzuwenden. Eben als irrationales oder zumindest als zutiefst unverständliches Verhalten waren sie ihm zunächst nämlich erschienen. Als Beispiel berichtet er von seiner Irritation angesichts der kabylischen Regeln des tauschbasierten Viehverleihs:

»Ich erinnere mich daran, einen kabylischen Bauern stundenlang mit Fragen bombardiert zu haben, als dieser mir zu erklären versuchte, worauf denn eine traditionelle Form des Viehverleihs eigentlich beruhte. Mir war einfach nicht klar geworden, daß [sic!] der Eigentümer des Zugtieres sich entgegen aller ›ökonomischen‹ Vernunft dem Mieter verpflichtet fühlen konnte, da er anscheinend davon ausging, daß [sic!] dieser ja für das Tier sorgte und er es ja sonst hätte selber füttern müssen.« (Bourdieu 2010: 314)

Bourdieu spekuliert, dass es ihm zum einen deshalb möglich wurde, den sozialen Sinn dieser Praktiken zu erkennen, weil er in seinen langen Studien der kabylischen Sicht- und Handlungsweisen – also über neue Erfahrungen – allmählich eine »quasi ›eingeborene‹ Vertrautheit mit der praktischen Logik vorkapitalistischer Ökonomie« erwarb (Bourdieu 2010: 315); und zum anderen deshalb, weil er während seiner Kindheit im ländlichen Béarn im Südwesten Frankreichs selbst noch vorkapitalistische Sicht- und Handlungsweisen erlebt hatte, die in seiner eigenen Habitus-Formation wohl lediglich »vergraben« gewesen waren und die ihm Anknüpfungspunkte für einen Zugang zu den kabylischen Sicht- und Handlungsweisen lieferten (vgl. Bourdieu 2010: 315-316).

Wie an diesen zuletzt dargestellten Überlegungen deutlich wird, gelten die handlungstheoretischen Konsequenzen des Habitus in der bourdieuschen Sozialtheorie nicht nur für diejenigen, deren soziale Realität untersucht wird, sondern stets auch für diejenigen, die solche Untersuchungen durchführen (vgl. Bourdieu 1992; 2002). Auch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bilden demnach, wie alle anderen sozialen Akteure auch, Habitus-Formationen aus; und von den in ihren Habitus-Formationen zusammengefassten sozialen Wissensbeständen

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

bleibt auch ihre Forschungsarbeit nicht unberührt. Eine vollständig von sozialer Vorstrukturierung freie und genuin kritische Wissenschaftstätigkeit, in der es komplett vermieden werden könnte, bestimmte Konzepte, Vorstellungen und methodische Vorgehensweisen samt den jeweils dazugehörigen Begründungen intuitiv für plausibel zu halten und unhinterfragt zu übernehmen, ist im Rahmen der bourdieuschen Sozialtheorie somit nicht denkbar. Wohl aber können Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler die Konzepte, Vorstellungen und methodischen Vorgehensweisen, mit denen sie üblicherweise arbeiten, infrage stellen und überdenken – wenn diese ihnen über neue und/oder irritierende Erfahrungen (etwa durch herausfordernde Lektüre, konsequent nachfragende Studentinnen und Studenten oder durch Feldforschung) Handlungsbedarf-anzeigend zu Bewusstsein kommen (vgl. Bourdieu 1992: 75; Bourdieu/Wacquant 2006: 228-229).

4.2 Unfriedliche Beziehungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung

Anhand der dargestellten Elemente der bourdieuschen Sozialtheorie lässt sich nun eine provisorische Prozessvorstellung formulieren, in der unfriedliche Beziehungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung als gelebte Manifestationen erlernter und über Zeit verinnerlichter Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata konsistent gedacht und beschrieben werden können. Aufseiten der Exkombattanten würden Gewaltbereitschaften demnach aus sozialen Wissensbeständen gespeist, die Kämpfer unter dem Eindruck insgesamt ähnlicher Erfahrungen erlernt und schließlich verinnerlicht haben würden; und aufseiten der Zivilbevölkerung wären Gewalterwartungen solchen sozialen Wissensbeständen geschuldet, die Zivilistinnen und Zivilisten ebenfalls unter dem Eindruck untereinander ähnlicher, dabei aber von denen der Kämpfer strikt verschiedener Erfahrungen erlernt und verinnerlicht haben würden. Im Nachkriegskontext wären die unfriedensrelevanten Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata dann in einen speziellen Exkombattanten-Klassenhabitus und einen speziellen Zivilbevölkerungs-Klassenhabitus gespalten. Im Folgenden stelle ich dar, wie sich die Prozesse des Entstehens und Fortbestehens unfriedlicher Beziehungen in diesem Rahmen Schritt für Schritt denken lassen. Um den provisorischen Charakter der Prozessvorstellung dabei auch sprachlich unmissverständlich deutlich zu machen, wird sie insgesamt im Konjunktiv verfasst.

Der Anfangs- und Anstoßpunkt der Prozesse, die schließlich unfriedliche Beziehungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung hervorbringen würden, müsste darin bestehen, dass der Beginn kriegerischer Gewalt eine Krisenzeit auslösen würde, in der Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata, die den Akteuren zuvor noch Orientierung geboten oder sie zumindest nicht merklich in die Irre geführt hatten, nun merklich nicht mehr passen würden. Um die durch eine solche Krisenzeit angestoßenen Prozesse auf

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

unfriedliche Beziehungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung ›hinzudenken‹, muss allerdings zugleich davon ausgegangen werden, dass die Krisenzeit – anders als etwa im Fall der entwurzelten kabylischen Bauern – keine andauernde Orientierungslosigkeit auslösen würde. Stattdessen müssten sowohl Kämpfer als auch Zivilistinnen und Zivilisten sehr schnell gedankliche Anknüpfungspunkte finden, die es ihnen ermöglichen würden, sich angesichts ihrer Erfahrungen unter Bedingungen kriegerischer Gewalt bewusst an die Entwicklung neuer Strategien für den Umgang mit den veränderten Verhältnissen zu machen.

Darüber, wie solche anknüpfungsfähigen sozialen Wissensbestände inhaltlich beschaffen sein würden und ob sie womöglich klassen- oder auch geschlechtsspezifisch unterschiedliche Anknüpfungspunkte enthalten würden, lässt sich auf rein theoretischer Ebene nichts aussagen. Dasselbe würde grundsätzlich auch sowohl für die Erfahrungen gelten, die von den Akteuren in der Krisenzeit (unter Bedingungen kriegerischer Gewalt) gemacht würden, als auch für die neuen Strategien, die von Akteuren auf Grundlage ihrer Anknüpfungspunkte und ihrer neuen Erfahrungen entwickelt würden. An dieser Stelle kommt allerdings die Annahme radikal unterschiedlicher Erfahrungen zum Einsatz: Unter Hinzuziehung dieser Annahme (siehe oben 2.1.2) lassen sich grob zwei verschiedene Typen von Erfahrungen konstruieren, welche die bewusst neu entwickelten Strategien – entlang einer eindeutigen Trennlinien – je unterschiedlich informieren und inhaltlich prägen würden. Demnach würden Kämpfer in den Kommandoeinheiten ihrer bewaffneten Gruppen erfahren, dass von ihnen ganz selbstverständlich die Bereitschaft zur Ausübung von Gewalt verlangt wird; dass Gewaltverweigerungshaltungen mit einiger Sicherheit hart bestraft werden; und dass Gewalthandlungen als normale Tätigkeiten angesehen werden, die ihnen eventuell sogar ein vergleichsweise ›gutes‹ Leben ermöglichen können. Letzteres wäre vor allem dann der Fall, wenn Kämpfer in ihren Kommandoeinheiten nicht nur relativ geschützt und gut versorgt wären, sondern darüber hinaus auch auf gewalttätige Plünderungszüge gehen dürften, um sich mit benötigten und/oder begehrten Gütern zu versorgen. Kämpfer würden ausgehend von solchen Erfahrungen dann Lebens- und Überlebensstrategien entwickeln, die sich von Kämpfer zu Kämpfer durchaus unterscheiden könnten (je abhängig von ihren konkreten Kriegserfahrungen und von der inhaltlichen Beschaffenheit ihrer verinnerlichten Wissensbestände), die aber eins in jedem Fall gemeinsam hätten: nämlich dass sie auf Gewaltbereitschaft basieren würden. Zivilistinnen und Zivilisten hingegen würden in erster Linie erfahren, dass sie von Kämpfern Gewalt zu erwarten haben. Ihre neu entwickelten Strategien wären deshalb darauf ausgerichtet, diese Gewalt vermeiden und/oder abwehren zu können; etwa durch die Einrichtung von Verstecken, durch Flucht und/oder durch die Organisation von Schutz- und Selbstverteidigungsmaßnahmen. Welche Strategien ihnen im Einzelnen machbar und erfolgsversprechend erscheinen würden, könnte sich ebenfalls je nach den unter Bedingungen kriegerischer Gewalt gemachten Erfahrungen und anknüpfbaren Wissensbeständen unterscheiden. Gemeinsam wäre

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

den Strategien von Zivilistinnen und Zivilisten aber in jedem Fall, dass sie auf Gewalterwartungen gegenüber Kämpfern basieren würden.

In dem Maße, in dem die neu entwickelten Strategien dann unter Bedingungen kriegerischer Gewalt über Zeit angewandt, dabei als Orientierung bietend und ›passend‹ (angemessen und erfolgreich) erlebt und schließlich auch untereinander – einerseits unter Kämpfern und andererseits unter Zivilistinnen und Zivilisten – als sinnvoll und selbstverständlich kommuniziert würden, müsste mit der Zeit immer seltener vor ihrer Anwendung erst noch über sie nachgedacht werden. Allmählich würden die bewusst entwickelten Strategien so im Zuge ihrer Anwendung in verinnerlichte soziale Wissensbestände transformiert: in Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata, die intuitiv zur Handlungsorientierung zur Verfügung stünden, ohne dass noch über sie nachgedacht werden müsste.

Einmal in dieser Weise verinnerlicht würden die kriegsgeprägten Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata mit der Beendigung kriegerischer Gewalt dann nicht einfach wieder verschwinden. Vielmehr wäre ihr Fortbestehen geradezu garantiert, solange es im Nachkriegskontext nicht zu einer neuen Krisenzeit kommt, die ehemaligen Kämpfern und Zivilistinnen und Zivilisten ihre kriegsgeprägten Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata als ›falsch‹ beziehungsweise als negative Konsequenzen nach sich ziehend zu Bewusstsein bringen würde. Zivilistinnen und Zivilisten würden im Nachkriegskontext dann schon intuitiv davon ausgehen, dass sie auch von ehemaligen Kämpfern Gewalt zu erwarten haben. Und ehemalige Kämpfer würden Gewalt weiterhin schon intuitiv als normale Handlungsoption in Erwägung ziehen, um das Leben im Nachkriegskontext zu meistern; beispielsweise zur alltäglichen Konfliktlösung in ihren Familien und sonstigen Gemeinschaften und zum ökonomischen Selbsterhalt. Zugleich würden gerade diese Gewaltbereitschaften erheblich dazu beitragen, dass es im Nachkriegskontext gar nicht erst zu einer neuen, die kriegsgeprägten Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata erschütternden Krisenzeit kommen könnte: Da intuitiv gewaltbereite Kämpfer wohl nicht nur still und heimlich, sondern *merklich* gewaltbereit bleiben würden (beispielsweise in Form von Gewaltkriminalität), würde es Zivilistinnen und Zivilisten schlicht an Anlässen fehlen, ihre Gewalterwartungen zu überdenken; wobei das Ausmaß, in dem ehemalige Kämpfer Gewaltbereitschaften in die Tat umsetzen würden, immer noch deutlich unterhalb des Ausmaßes kriegerischer Gewalt bleiben müsste, weil sonst gar nicht erst sinnvoll von einem Nachkriegskontext die Rede sein könnte. Noch dazu ist denkbar, dass es ehemaligen Kämpfern und Zivilistinnen und Zivilisten – an dieser Stelle dann womöglich doch ähnlich wie den entwurzelten kabylischen Bauern – nach Kriegsende ganz grundsätzlich an gedanklichen Anknüpfungspunkten für eine Umorientierung im Nachkriegskontext fehlen könnte. Mit solchen Habitus-Trägheitseffekten wäre vor allem für diejenigen zu rechnen, die zu Beginn kriegerischer Gewalt so jung waren, dass sie kaum oder gar nicht über andere Erfahrungen als die verfügen

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

würden, die sie im Leben und Überleben unter Bedingungen kriegerischer Gewalt gemacht haben.

Im Ergebnis würden unfriedliche Beziehungen dann ihrer Form nach zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung bestehen. Ihr Inhalt würde einerseits von Vorstellungen ausgemacht, auf deren Basis Gewalt intuitiv als normale Handlungsoption in Erwägung gezogen würde, um auch im Nachkriegskontext überleben und zudem möglichst ›gut‹ leben zu können (Exkombattanten); und andererseits von Vorstellungen, in denen von ehemaligen Kämpfern schon intuitiv Gewaltbereitschaften erwartet würden (Zivilistinnen und Zivilisten). Als Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata, die aus verinnerlichten Wissensbeständen resultieren, würden Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zudem als selbstverständlich empfunden und deshalb nur selten – wenn überhaupt – zum Gegenstand bewusster Reflektionen gemacht. In dieser Konstellation wären die unfriedlichen Beziehungen dann außerdem insofern *einseitig*, als die intuitiven Gewalterwartungen der Zivilbevölkerung zwar direkt auf Exkombattanten bezogen wären; deren Gewaltbereitschaften wären jedoch nicht in erster Linie gegen die Zivilbevölkerung, sondern vor allem *darauf* ausgerichtet, das Leben im Nachkriegskontext zu meistern. Eben in dieser Weise werden die Exkombattanten zugeschriebenen Gewaltbereitschaften auch in der in Kapitel 2 bereits zitierten Problemvorstellung aus dem UN-Handbuch für DDR-Programme dargestellt. Hier noch einmal zur Erinnerung:

»Ex-combatants, especially when they are young, may have become a ›lost generation‹, having been deprived of education, employment and training during the conflict period, suffering war trauma, becoming addicted to alcohol and drugs, *and dependent on weapons and violence as the only means to make their way in the world.*« (UN Inter-Agency Working Group on DDR 2006a: 3; Hervorhebung A.M.)

Zusammen mit dem in Kapitel 3 dargelegten Konzept unfriedlicher Beziehungen macht die an dieser Stelle nun fertig formulierte provisorische Prozessvorstellung die konzeptionellen und theoretischen Grundlagen der vorliegenden Arbeit aus. In Kapitel 5 geht es im Folgenden mit der Bereitstellung empirischer Einsichten zum Leben und Überleben unter Bedingungen kriegerischer Gewalt in Sierra Leone weiter. In diesen Einsichten kommen dann endlich auch Kämpferinnen vor, deren provisorische Aussparung hier damit ab sofort beendet ist.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

5. Leben und Überleben im *rebel war*

In diesem Kapitel gebe ich einen Überblick über den Verlauf des Krieges in Sierra Leone und über das Leben und Überleben unter Bedingungen kriegerischer Gewalt. In diesem Überblick schildere ich vor allem Einsichten zu solchen Erfahrungen und prozesshaften Dynamiken ausführlich, die zum einen als Verständnishintergrund für die Darstellung der Feldforschungsergebnisse in Kapitel 6 relevant sind und die zum anderen in der empirischen Modifizierung der provisorischen Prozessvorstellung in Kapitel 7 aufgegriffen werden. Ziel und Zweck dieses Kapitels ist also vor allem die Vorbereitung der anschließenden Kapitel. Für diese Vorbereitung stütze ich mich im Folgenden überwiegend auf wissenschaftliche Sekundärliteratur. Die wichtigsten zusätzlichen Quellen sind ein Report von *Human Rights Watch* (HRW); die Kriegs-Autobiographie des ehemaligen Kindersoldaten Ishmael Beah (2007); und ein für die internationale NGO *No Peace Without Justice* erstelltes »conflict-mapping«, das den Verlauf kriegerischer Gewalt auf Basis von insgesamt 400 Interviews, die in verschiedenen Landesteilen geführt worden sind, jeweils separat für alle 14 sierra-leonischen Distrikte sowie für die Western Area und Freetown nachzeichnet (vgl. Smith/Gambette/Longley 2004: 9ff.). An einigen wenigen Stellen in diesem Kapitel wird ergänzend außerdem empirisches Material aus meiner Feldforschung herangezogen. Der Überblick ist insgesamt in drei thematisch unterschiedlich fokussierte Schritte unterteilt:

In einem ersten Schritt stelle ich den Verlauf des Krieges von 1991 bis 2002 entlang zentraler Ereignisse und Entwicklungen dar, wobei ich mit einem knapp gehaltenen Gesamtabriss des Zeitraums von 1991 bis 2002 beginne, den ich gezielt auf die inter- und transnationalen Verstrickungen zentraler Akteure und auf die hohe Politik internationaler Interventionen fokussiere. Diese inter- und transnationalen Dimensionen des Krieges in Sierra Leone greife ich im weiteren Verlauf der Arbeit zwar kaum mehr auf, aber dennoch dient auch ihre Schilderung der Vorbereitung der folgenden Kapitel und der nachfolgenden Darstellungen in diesem Kapitel. Indem die inter- und transnationalen Dimensionen hier gleich vornan geschildert werden, sollen sie von vornherein dem Eindruck entgegenwirken, es habe sich bei der kriegerischen Gewalt in Sierra Leone um eine vom

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

›Weltgeschehen‹ isolierte Angelegenheit gehandelt. Ein solcher – verfehlter – Eindruck kann schnell entstehen, wenn, wie ich es im Nachfolgenden tue, in erster Linie das Leben und Überleben ›einfacher‹ Leute in den Blick genommen wird, die nicht selbst auf der internationalen ›Bühne‹ agieren. Im Anschluss werden dann ausführlich und in etwa chronologisch sowohl Entwicklungen innerhalb der bewaffneten Gruppen als auch verbreitete Gewalterfahrungen geschildert: beginnend mit den ersten Überfällen der RUF, gefolgt von zunehmender Kooperation zwischen RUF- und SLA-Einheiten und der räumlichen Ausbreitung kriegerischer Gewalt, bis hin zu den ihrerseits oft lebensgefährlichen ›Schutzdiensten‹ der *Kamajors*/CDF. Insgesamt ist es eine Geschichte dauerhafter Unsicherheit und sich als unverlässlich erweisender Schutzoptionen. Die bittere Erfahrung, dass nicht nur von keiner Seite verlässlicher Schutz erwartet werden konnte, sondern darüber hinaus auch von allen Seiten Gefahr drohte, schlug sich in Sierra Leone sogar noch während des Krieges in einem Bedeutungswandel des Rebellenbegriffs nieder. Während zu Beginn des Krieges in erster Linie die Kämpferinnen und Kämpfer der RUF *rebels* genannt wurden, diente die Bezeichnung im Verlauf des Krieges zunehmend als Oberbegriff für alle diejenigen, die sich ›wie *rebels*‹ verhielten – die Gewalt gegen die Zivilbevölkerung richteten und dabei ohnehin oft nicht eindeutig einer bestimmten bewaffneten Gruppe zugeordnet werden konnten: »A rebel in the popular imaginary of the Mano River region [Sierra Leone und Liberia, Anm. A.M.] lives in the bush and inflicts violence on the populace.« (Hoffman 2011b: 38)

In einem zweiten Schritt zeige ich Identifizierungsprobleme auf, die in Sierra Leone im Zuge von indiskriminierender Gewalt erlebt wurden und die selbst wiederum zu indiskriminierender Gewalt geführt haben. Als »indiskriminierend« (»indiscriminate«, Kalyvas 2006: 146ff.), also nicht gezielt nur bestimmte Personen betreffend, werden in der vergleichenden Kriegsforschung zum einen Gewalttaten bezeichnet, bei deren Ausführung es aufgrund von Identifizierungsproblemen im Ergebnis nicht gelingt, tatsächlich nur denjenigen Gewalt anzutun, denen planmäßig Gewalt angetan werden soll; und zum anderen solche Gewalttaten, die gar nicht erst darauf ausgerichtet sind, gezielt nur ganz bestimmte Personen zu treffen, die als Angehörige oder als Kollaborateurinnen und Kollaborateure einer gegnerischen Seite ausgemacht werden (vgl. Kalyvas 2006: 89ff., 146ff.). In Sierra Leone kam beides sogar zusammen: Nicht nur war ein Großteil der gegen die Zivilbevölkerung gerichteten Gewalt von vornherein indiskriminierend angelegt; noch darüber hinaus traf auch Gewalt, die eigentlich gezielt gegen bestimmte Personen gerichtet werden sollte, aufgrund von Identifizierungsproblemen häufig nicht diejenigen, die eigentlich als Ziele beabsichtigt waren.

In einem dritten Schritt rekonstruiere ich eine lokale Deutung des *rebel war*, für die Sierra Leonerinnen und Sierra Leoner unter dem Eindruck kriegerischer Gewalt an soziale Wissensbestände über die Notwendigkeit sozialer Kontrolle angeknüpft haben. Diese Wissensbestände sind in Sierra Leone ethnische Gruppen übergreifend verbreitet und werden ›normalerweise‹ (nicht unter Bedingungen

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

kriegerischer Gewalt) am explizitesten in Initiationsritualen kommuniziert, über die Kinder und Jugendliche zu vollwertigen, verantwortungsvollen und zurechnungsfähigen Gesellschaftsmitgliedern gemacht werden sollen (vgl. etwa Jackson 1982: 24; Ferme 2001: 200-201; Fanthorpe 2007: 2). Durch die ›Brille‹ dieser Wissensbestände betrachtet erschienen *rebels* als entsozialisierte, geradezu unmenschliche Kreaturen, deren Gewalt zudem insofern als »sinnlos« (*senseless*) verstanden wurde – und wird –, als sie zu keinem Zeitpunkt in einen Kampf für die Verbesserung der Lebensbedingungen in Sierra Leone kanalisiert worden ist. Bei allem verursachten Leid hat die *rebel* Gewalt demnach noch nicht einmal ›etwas gebracht‹, also keine Verbesserungen im Vergleich zur Vorkriegszeit bewirkt (vgl. ähnlich King 2007: 22-24). Während meiner Feldforschung bin ich in Interviews und Gesprächen immer wieder auf die in dieser Weise verstandene Sinnlosigkeit des *rebel war* hingewiesen worden. Die folgenden Darstellungen, die für diese Hinweise in etwa repräsentativ sind, stammen zum einen von Dumbuya, einem 28-jährigen arbeitslosen Mann, und zum anderen von Bockarie, einem etwa 50-jährigen Journalisten. Dumbuya erklärte: »*You see, one thing about the war that we fought in this country is that we just did it senselessly. And that is why we are still struggling today.*« (Interview, 02.04.2009) Und Bockarie führte aus: »*The atrocities were so bad, exorbitant. The killings, the maiming, the amputations … just exorbitant. We saw that the country was just going down, down, down. And we saw that this would bring no development.*« (Interview, 20.04.2009) Zum Abschluss des Kapitels wird diese lokale Deutung des Krieges als »sinnloser« *rebel war* mit drei vielrezipierten akademischen Erklärungsansätzen zum Krieg in Sierra Leone verglichen und es werden Gemeinsamkeiten und Unterschiede aufgezeigt.

5.1 Kriegerische Gewalt von 1991 bis 2002: zentrale Ereignisse und Entwicklungen

Der Beginn des Krieges in Sierra Leone wird in der wissenschaftlichen Sekundärliteratur einhellig auf Ende März 1991 datiert, als RUF-Einheiten von Liberia aus in den Süden und Osten Sierra Leones vordrangen und dabei Unterstützung – vor allem Waffen und in der Anfangszeit auch entliehene Söldner – von Charles Taylor erhielten, dem späteren Präsident von Liberia (vgl. Richards 1996: 4; Gberie 2005: 59; Keen 2005: 36).[1] 1991 war Taylor allerdings noch sechs Jahre von seiner Präsidentschaft entfernt und hatte in der Umsetzung seiner Machtübernahmepläne in Liberia gerade einen heftigen Rückschlag hinnehmen müssen. Die unter Taylors Führung agierende *National Patriotic Front of Liberia* (NPFL) war im

1 | Eine Ausnahme stellt die von Danny Hoffman vorgenommene Datierung dar. Er behandelt die Gewalt in Sierra Leone und Liberia als ›einen Krieg‹ und datiert den Kriegsbeginn auf Dezember 1989, als Charles Taylors *National Patriotic Front of Liberia* von der Côte d'Ivoire aus in den Norden von Liberia (Nimba County) einfiel (Hoffman 2011a: xxi, 27).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

September 1990 von Interventionstruppen der westafrikanischen Wirtschaftsgemeinschaft ECOWAS, kurz für *Economic Community of West African States*, daran gehindert worden, die liberianische Hauptstadt Monrovia einzunehmen und ihm die Präsidentschaft gewaltsam zu sichern (vgl. Ellis 1999: 87ff.). In Reaktion auf diese Niederlage drohte Taylor, der nach einer brutalen Terrorkampagne gegen (mutmaßlich) regierungstreue Bevölkerungsgruppen zu diesem Zeitpunkt bereits weite Teile Liberias kontrollierte, in einem Interview mit dem *Africa Service* der *British Broadcasting Corporation* (BBC) öffentlich an, auch Sierra Leone werde Krieg »zu schmecken« bekommen (»that Sierra Leone would ›taste war‹«, Richards 1996: 19). Die sierra-leonische Regierung hatte den westafrikanischen Interventionstruppen, genannt *Economic Community of West African States Military Observer Group* (ECOMOG), nahe der sierra-leonischen Hauptstadt Freetown und nur etwa eine Flugstunde von der liberianischen Hauptstadt Monrovia entfernt eine Militärbasis zur Verfügung gestellt, die ECOMOG als zentraler Stützpunkt für die Liberia-Intervention diente (vgl. Richards 1996: 19; Keen 2005: 37). Noch dazu hatte die sierra-leonische Regierung ECOMOG mit einem allerdings nur sehr kleinen Kontingent auch personell unterstützt. Insgesamt wurden 70 Prozent der ECOMOG-Truppen von der Regionalmacht Nigeria gestellt; die übrigen 30 Prozent wurden größtenteils von Ghana und Guinea beigesteuert (vgl. Howe 1996/97; Tuck 2000; Reno 2001).

Über nützliche Kontakte, um seine Drohung in die Tat umzusetzen und den Krieg nach Sierra Leone zu tragen, verfügte Taylor bereits. Den späteren Anführer der RUF, Foday Sankoh, hatte er vermutlich bereits Ende der 1980er Jahre in den sogenannten *World Revolutionary Headquaters* nahe der libyschen Stadt Benghazi kennengelernt, in denen Colonel Gaddafi militärisches und ideologisches Training für Oppositionelle aus afrikanischen Staaten anbot, deren Regierungen der Blocklogik des Ost-West-Konflikts nach mit dem Westen alliiert waren. Taylor und Sankoh hatten sich beide nicht durch nachweislich anti-kapitalistische oder auch nur generell anti-westliche Überzeugungen, sondern allein dadurch für die *World Revolutionary Headquaters* qualifiziert, dass sie in Konflikte mit den der Block-Logik nach west-alliierten Regimen in Liberia beziehungsweise in Sierra Leone geraten waren (vgl. Ellis 1999: 69; Gberie 2004: 49).[2] Und dennoch waren

2 | Liberia unterhielt während des Kalten Krieges enge diplomatische Beziehungen zu den USA und beheimatete unter anderem den westafrikanischen Stützpunkt der *Central Intelligence Agency* (CIA) (vgl. Ellis 1999: 64). Der sierra-leonische Präsident Siaka Stevens – ein ehemaliger Gewerkschaftsaktivist, der in den 1950er und 1960er Jahren durch antikoloniale Rhetorik aufgefallen war – hatte Gaddafi in den 1980er Jahren mit seiner West-Orientierung ganz persönlich vor den Kopf gestoßen. Auf Bitten der US-Regierung, die von finanziellen Anreizen begleitet wurden, war Stevens 1982 der in der libyschen Hauptstadt Tripolis ausgerichteten Jahreskonferenz der *Organisation of African Unity* (der Vorläuferorganisation der *African Union*) ferngeblieben: »President Stevens was one of those who were

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

beide auf ganz unterschiedlichen Wegen Ende der 1980er Jahre nach Libyen gelangt:

Nachdem er sein Studium der Wirtschaftswissenschaften in den USA abgeschlossen hatte, war Charles Taylor erst zu Beginn der 1980er Jahre in sein Heimatland Liberia zurückgekehrt. Nach seiner Rückkehr wurde ihm ein hoher Posten im liberianischen Verwaltungsapparat übertragen, den er dann allerdings nur für kurze Zeit innehatte. Infolge eines gescheiterten Staatsstreichs, der von Taylors wichtigstem Patron und Förderer in Liberia, Armeegeneral Thomas Quiwonkpa, angeführt worden war, floh Taylor 1983 zurück in die USA. Dort angekommen wurde er beschuldigt, die liberianische Staatskasse vor seiner Flucht um 900.000 US-Dollar erleichtert zu haben. Er wurde festgenommen, inhaftiert und sollte an Liberia ausgeliefert werden. Es gelang Taylor jedoch, unter ungeklärten Umständen aus einem Untersuchungsgefängnis in Massachusetts zu fliehen. Taylor selbst hat mittlerweile erklärt, er habe bei seinem Gefängnisausbruch Hilfe vonseiten der CIA erhalten, der er in den 1980er Jahren fortan zeitweise als Informant gedient habe.[3] Nach seinem Gefängnisausbruch gelang es Taylor, sich auf Umwegen über Mexico bis nach Ghana durchzuschlagen, wo ihm politisches Asyl gewährt wurde. Von Ghana aus etablierte er Kontakte nach Burkina Faso und traf dort auf andere Exil-Liberianer, von denen einige ebenfalls ehemalige Günstlinge des mittlerweile in Liberia hingerichteten Thomas Quiwonkpa waren. Mit ihnen schloss Taylor sich zu einer zunächst lose organisierten Gruppe exil-liberianischer Dissidenten zusammen. 1987 war diese Gruppe vermutlich an der Ermordung des burkinischen Präsidenten Thomas Sankara beteiligt; und es war der neue burkinische Präsident Blaise Compaore, der – womöglich als Belohnung für geleistete Dienste – schließlich die Verbindung zwischen Taylor und Gaddafi herstellte. Mit logistischer und organisatorischer Unterstützung aus Libyen, Burkina Faso und der Côte d'Ivoire (deren Regierung eng mit dem neuen Regime in Burkina Faso verbündet war) begann Taylor dann Ende der 1980er Jahre mit dem Aufbau seiner bewaffneten Gruppe, der NPFL (vgl. Ellis 1999: 65-73).

Foday Sankohs Werdegang ist im Vergleich um einiges weniger international, dafür aber eng mit der Formierung und Zersplitterung studentischer Widerstandsgruppierungen verknüpft, die sich in Sierra Leone in den 1970er und 1980er Jahren gegen das in weiten Teilen der Bevölkerung als korrupt und ausbeuterisch erlebte APC-Regime formiert hatten: Nach einem gescheiterten Militärputschversuch gegen Siaka Stevens, den Gründer des APC, der sich mit seiner Partei Ende der 1960er Jahre in den zweiten nationalen Wahlen nach der Unabhängigkeit von Großbritannien gegen die zuvor SLPP-geführte Regierung

persuaded, no doubt by bribery rather than principle, to boycott the summit. This was the root of Gaddafi's hostility [...].« (Gberie 2005: 49)

3 | Der *Boston Globe* veröffentlichte im Januar 2012 einen Bericht, demzufolge der Zeitung Beweise für Taylors Informantentätigkeit vorlagen; eine Woche später wurde diese Aussage wieder zurückgenommen, vgl. Baron (2012).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

durchgesetzt hatte,[4] wurde Foday Sankoh im Jahr 1971 angeklagt und schuldig gesprochen, von dem geplanten Putsch gewusst und keine Meldung über die Verschwörung erstattet zu haben. Während es sich bei den Putschisten um hochrangige Militärs handelte, war Sankoh lediglich ein einfacher Gefreiter, der sich durch unbedachte Äußerungen wohl selbst als Mitwisser enttarnt hatte. Er wurde zu einer siebenjährigen Haftstrafe in dem für seine katastrophalen Bedingungen berüchtigten Pandemba Road Gefängnis in Freetown verurteilt (vgl. Gberie 2005: 26ff., 41ff.). Während Sankoh seine Gefängnisstrafe absaß, festigte Präsident Stevens seine Machtposition, indem er eine kleine Klasse politischer Verbündeter und nützlicher Günstlinge über die Vergabe von lukrativen Posten sowie durch politische und wirtschaftliche Begünstigungen an sich band, während der Großteil der sierra-leonischen Bevölkerung eine Verschlechterung der Lebensverhältnisse auf ohnehin niedrigem Niveau und eine zunehmend gewaltsame Unterdrückung der politischen Opposition erlebte (vgl. Kandeh 1999; Rashid 2004). Internationale Kredite, die der sierra-leonischen Regierung ab den späten 1970er Jahren durch den *Internationalen Währungsfonds* und die *Weltbank* zur Verfügung gestellt und dabei mit Forderungen nach ökonomischen Reformen und insbesondere nach Privatisierung verknüpft wurden, lieferten Stevens die notwendigen Mittel, um seine Günstlingspolitik voranzutreiben. Nicht nur konnte er über diese Kredite neue Ressourcen akquirieren, um Günstlinge an sich zu binden; bei den Nutznießern der APC-Privatisierungspolitik handelte es sich zudem ausschließlich um Verbündete des Regimes, die vormals staatliche Unternehmen übernahmen (vgl. Reno 1995: 137ff.).[5] Im Jahr 1978 – demselben Jahr, in dem Sankoh aus dem Gefängnis entlassen wurde – erklärte Stevens Sierra Leone zu einem Einparteienstaat. Nach seiner Haftentlassung ließ Sankoh sich als freiberuflicher Fotograf (er hatte während seines Militärdienstes eine medientechnische Ausbil-

4 | Ich habe in Kapitel 2 bereits einen knappen Überblick über die zentralen politischen Konfliktlinien in Sierra Leone gegeben (siehe oben 2.1.1). Auf die Formierung von SLPP und APC in der späten Kolonialzeit gehe ich in Kapitel 7 (im Zuge der sekundärliteraturbasierten Plausibilitätsprobe mit Blick auf die Vorkriegszeit) ausführlicher ein (siehe unten 7.2.1).

5 | Bei den Nutznießern der Privatisierungspolitik handelte es sich zudem in vielen Fällen um Angehörige der libanesischen Diaspora in Sierra Leone, die über nützliche internationale Geschäftskontakte verfügten. William Reno führt hierzu aus: »Privatizations after 1979 [...] elevated Jamil and Yazbeck [zwei libanesische Unternehmer, Anm. A.M.] to unprecedented positions in the formal economy. These two men used close personal relations with the president to profit from these ventures. As with diamond exporting, access to credit and foreign exchange gave Lebanese business enterprises advantages that their rivals did not possess. Most of these enterprises included politician partners, expanding Stevens' available resources to distribute to loyal clients. Concentrating the management of contracts with the world economy in the hands of a few Lebanese businessmen facilitated Stevens' direct control over the distribution of resources and enabled him to acquire personal wealth through his own arrangements with Lebanese partners.« (Reno 1995: 141)

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

dung absolviert, vgl. Gberie 2005: 41) in Bo Town nieder und schloss sich dort revolutionär gesinnten, von studentischen Aktivisten gegründeten Gruppen an, die Pläne für einen politischen und gesellschaftlichen Umbruch in Sierra Leone schmiedeten und ab den frühen 1980er Jahren Kontakte nach Libyen unterhielten. 1987 reiste Sankoh im Schlepptau studentischer Aktivisten nach Benghazi, wo er vermutlich Taylors Bekanntschaft machte, während die studentischen Anführer des sierra-leonischen Widerstands sich zur selben Zeit über zukünftige Posten in ihrer Bewegung und über gegenseitige Anschuldigungen, die libyschen Unterstützungsgelder veruntreut zu haben, zerstritten. Viele der studentischen Anführer – manchen Autoren zufolge sogar alle studentischen Aktivisten – zogen sich nach diesen Zerwürfnissen aus der Bewegung zurück. Sankoh hingegen trat ab 1991 offen als Anführer einer Gruppe auf, die sich fortan RUF nannte und deren erklärte Mission darin bestand, einen Befreiungskampf gegen das APC-Regime zu führen.[6]

Ausgehend von diesem zeitlichen Ablauf ist es gut denkbar, dass Sankoh und der weitaus besser vernetzte Taylor bereits Ende der 1980er Jahre – also schon vor Taylors Ankündigung, den Krieg nach Sierra Leone zu tragen – ein Abkommen zur gegenseitigen Unterstützung getroffen haben (vgl. Abdullah 1998: 220-221). In jedem Fall wurde Anfang der 1990er Jahre bald deutlich, dass es Taylor in seiner Unterstützung der RUF ohnehin nicht nur um eine Bestrafung der sierra-leonischen Regierung für ihre ECOMOG Unterstützung, sondern in erster Linie wohl darum ging, sich mithilfe der RUF Zugang zu den großen Diamantenabbaugebieten im Kono Distrikt im Osten von Sierra Leone zu verschaffen. Diese boten eine lukrative Finanzierungsquelle für Taylors geplante Machtübernahme in Liberia. Sankoh wiederum benötigte für die Umsetzung seiner Umsturzpläne in Sierra Leone logistische Unterstützung, vor allem Waffen und kampferprobtes Personal. Beides wurde ihm von Taylor offenbar im Austausch gegen den Auftrag zur Verfügung gestellt, die sierra-leonischen Diamantenabbaugebiete unter RUF-Kontrolle zu bringen, so dass abgebaute Diamanten dann direkt in die von Taylor kontrollierten Gebiete in Liberia geschmuggelt und von dort aus exportiert werden konnten (vgl. Reno 1995: 182; Keen 2005: 36-39).

Noch dazu konnte Taylor über seine Unterstützung der RUF auch einen handfesten militärischen Vorteil einstreichen: Mit der RUF eröffnete er in Sierra Leone einen zweiten Kriegsschauplatz, wodurch die ECOMOG-Truppensteller unter erheblichen Druck gerieten. Aus bilateralen Verteidigungsabkommen der ECOWAS-Mitgliedsstaaten ergaben sich nun Verpflichtungen, auch in Sierra Leone zu intervenieren, um die Regierung (das APC-Einparteienregime, mittlerweile unter Führung von Siaka Stevens handverlesenem Nachfolger) im Kampf gegen die RUF zu unterstützen. Guinea und Nigeria verlegten auf dieser Grundlage bereits Anfang der 1990er Jahre Teile ihrer Truppen von Liberia nach Sierra Leone

6 | Vgl. Richards (1996: 25-27), Abdullah (1998: 213-222), Rashid (2004: 84), Gberie (2005: 41-52), Peters (2011b: 4, 80ff.).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und die sierra-leonische Regierung beorderte ihren kleinen ECOMOG-Truppenbeitrag nach Sierra Leone zurück. Im Verlauf des Krieges waren zeitweilig mehr als 10.000 ECOMOG-Soldaten in Sierra Leone stationiert, wobei die mit Abstand meisten Truppen aus Nigeria stammten (vgl. Reno 2001: 152; Keen 2005: 87, 212).

Vor dem Hintergrund, dass die UN bis 1999 (Sierra Leone) beziehungsweise bis 2003 (Liberia) keine militärischen Missionen nach Sierra Leone und Liberia entsandt haben, werden die ECOMOG-Interventionen in der akademischen Aufarbeitung der UN-Praxis zuweilen so dargestellt, als habe es sich bei ihnen um Produkte absichtsvoller und koordinierter Auslagerungen von Friedenseinsätzen an eine regionale Organisation, die ECOWAS, gehandelt:

»The UN increasingly relies on regional mechanisms to discharge peace enforcement responsibilities, mandating regional organizations to this end in the former Yugoslavia (NATO), Liberia and Sierra Leone (ECOMOG – the military arm of ECOWAS), Democratic Republic of Congo (European Union), and Afghanistan (NATO). The Security Council's recent endorsement of the lead role the African Union has taken in the Darfur conflict in Sudan emphasizes the trend.« (Cockayne/Malone 2005: 337)

Diese Darstellung ist allerdings insofern irreführend, als die ECOMOG-Einsätze in Sierra Leone und Liberia tatsächlich erst nachträglich und jeweils nur für Teile ihrer Mandate über den UN-Sicherheitsrat formal-völkerrechtlich legitimiert worden sind. Zudem waren die UN zu keinem Zeitpunkt als ›Auftraggeber‹ in die Planung und Ausführung der ECOMOG-Einsätze involviert (vgl. Howe 1996/97: 151; Reno 2001: 149ff.; Debiel 2002: 472ff.). Im Verlauf des Krieges in Sierra Leone (und ähnlich auch in Liberia, vgl. etwa Reno 2007) entstanden vielmehr gänzlich UN-unabhängige und dabei zunehmend komplexe lokale, inter- und transnationale Militärverflechtungen, die Mitte der 1990er Jahre unter anderem auch die Anheuerung privater Militärfirmen durch die sierra-leonische Regierung beinhalteten; bei der sierra-leonischen Regierung handelte es sich zu diesem Zeitpunkt nicht mehr um das APC-Regime, sondern um eine Militärregierung, die sich 1992 an die Macht geputscht hatte und die 1996 von der unter Bedingungen kriegerischer Gewalt gewählten Kabbah-Regierung abgelöst wurde (siehe unten 5.1.2, 5.1.7). Wohl ihren Höhepunkt erreichten die Verflechtungen im Jahr 1998 mit der von Präsident Kabbah vorgenommenen Ernennung des nigerianischen ECOMOG-Befehlshabers Maxwell Khobe zum Generalstabschef der ›sierra-leonischen Streitkräfte‹, die zu diesem Zeitpunkt *de facto* aus ECOMOG-Truppen und Selbstverteidigungsmilizen bestanden (vgl. Keen 2005: 93, 220). Letztere waren 1996 von Präsident Kabbah in den Status einer Hilfsarmee (CDF) erhoben worden, in der die im Süden und Südosten Sierra Leones formierten *Kamajors* das mit Abstand größte ›Kontingent‹ stellten. Die Selbstverteidigungsmilizen waren ab 1996 somit offiziell dem Verteidigungsministerium unterstellt, dessen neu ernannter Vize-Verteidigungsminister zudem ein prominenter *Kamajor*-Organisator war (siehe unten 5.1.5 und 5.1.7). Mit Waffen beliefert und sporadisch in militä-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

rischen Aufstandsbekämpfungstechniken ausgebildet wurde dieses Konglomerat aus ECOMOG und *Kamajors*/CDF von der britischen Sicherheitsfirma *Sandline International*; die Firma agierte im Wissen und mit Zustimmung der britischen Regierung, die sich damit zugunsten der Kabbah-Regierung über ein zu diesem Zeitpunkt für alle Kriegsparteien geltendes internationales Waffenembargo hinwegsetzte (vgl. Keen 2005: 216-217).

Zudem waren die ECOMOG-Interventionen in Liberia und Sierra Leone mit zahlreichen Problemen behaftet, in denen sich zum Teil die lokalen Dynamiken kriegerischer Gewalt widerspiegelten und die zum Teil aber auch generell typische (und tödliche) Merkmale von Militärinterventionen darstellen: Es gibt zahlreiche Berichte über ECOMOG-Beteiligungen an Plünderungen sowie an Drogen- und Diamantengeschäften mit den bewaffneten Gruppen (vgl. Howe 1996/97: 171; Tuck 2000; Keen 2005: 130, 244-247), und zudem haben ECOMOG-Truppen zivile ›Kollateralschäden‹ oft billigend in Kauf genommen. Für Sierra Leone ist letzteres am ausführlichsten für die Wochen nach dem sechsten Januar 1999 dokumentiert. In dieser Zeit wurde die Hauptstadt Freetown von verbündeten RUF- und SLA-Einheiten in einer Aktion überfallen, die Foday Sankohs Stellvertreter Sam Bockarie (Sankoh befand sich zu dieser Zeit in Haft)[7] bereits Monate zuvor in einem Radiostatement als Operation *No Living Thing* ausgerufen hatte und von der die in der Hauptstadt stationierten ECOMOG-Truppen und *Kamajor*/CDF-Einheiten nichtsdestotrotz überrascht wurden (vgl. Gberie 2005: 120ff.; Keen 2005: 224ff.; Hoffman 2011a: 47-48).[8] Innerhalb von drei Wochen wurden in Freetown mindestens 7335 Zivilistinnen und Zivilisten getötet; dies ist die Zahl der während und unmittelbar nach dem Überfall offiziell registrierten Beerdigungen, die die tatsächliche Opferzahl vermutlich noch deutlich unterschreitet (vgl. Keen 2005: 228). Mindestens hunderte, womöglich aber auch tausende Männer, Frauen und Kinder wurden verstümmelt; ungezählte Frauen und Mädchen wurden vergewaltigt und verschleppt; und ebenfalls ungezählte Zivilistinnen und Zivilisten fielen ECOMOG-Einheiten zum Opfer, die zwischen der Zivilbevölke-

7 | Sankoh war 1997 am Flughafen von Lagos (Nigeria) bei der Einreise festgenommen und daraufhin zunächst in Nigeria und dann in Sierra Leone inhaftiert worden. Er kam erst im Vorfeld von Friedensverhandlungen zwischen der RUF und der Kabbah-Regierung im April 1999 wieder auf freien Fuß (vgl. Keen 2005: 194; Hayner 2007: 7). Dazu, aus welchen konkreten Gründen Sankoh 1997 nach Nigeria reiste, habe ich keinerlei Erläuterungen finden können.

8 | Nach dem Überfall kursierten Gerüchte, dass zumindest einige ECOMOG-Offiziere über den bevorstehenden Überfall informiert gewesen seien und die Truppen dennoch nicht in Alarmbereitschaft versetzt hatten, um so Maxwell Khobes Fähigkeiten als Kabbahs Oberbefehlshaber infrage zu stellen: »There were serious tensions between the former ECOMOG commander, Maxwell Khobe, and other top ECOMOG officials, and combatants involved in the defense of the city have long maintained that ECOMOG allowed the invasion as a way to discredit Khobe in his new role as army chief of staff.« (Hoffman 2011a: 47-48)

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

rung und den Angreifern schlicht nicht unterscheiden konnten (vgl. HRW 1999: Kapitel 5; Gberie 2005: 126-135; Keen 2005: 227-247). Der Kommandeur der ECOMOG-Truppen in Freetown beschrieb diese Identifizierungsprobleme folgendermaßen: »[I]t's difficult for us to say what are the criteria for identification; both males and females, young and old are combatants. It is difficult and unfortunate. But sometimes you just have to fight and in such situations you will see that some lives are lost.« (HRW 1999: Kapitel 5)[9]

Auch die UN, die in Sierra Leone ab Mitte der 1990er Jahre eine Beobachtermission unterhielten, wurden von dem Überfall auf Freetown überrascht. Generalsekretär Kofi Annan hatte noch am dritten Januar 1999 (drei Tage vor dem Überfall) erklärt, die Kabbah-Regierung habe die Situation dank der Unterstützung durch ECOMOG-Truppen und *Kamajors*/CDF unter Kontrolle.[10] In Reaktion auf die Gewalt in der Hauptstadt, die deutlich gemacht hatte, dass die Situation keinesfalls unter Kontrolle war, übten dann sowohl die ECOMOG-Truppensteller als auch die britische und die US-Regierung massiven Druck auf die Kabbah-Regierung aus, Friedensverhandlungen mit der RUF-Führung aufzunehmen und gegebenenfalls auch ein unvorteilhaftes Verhandlungsergebnis zu akzeptieren. Nach Abschluss eines Friedensabkommens im Juli 1999, das eine Generalamnestie für die Führungspersonen und Angehörigen aller bewaffneten Gruppen, eine rasche Entwaffnung und Demobilisierung, die Beteiligung von Foday Sankoh an einer Übergangsregierung und die baldige Einrichtung einer Wahrheits- und Versöhnungskommission vorsah (vgl. Keen 2005: 250ff.; Hayner 2007: 8ff.), entsandten die UN schließlich Ende 1999 eine militärische Friedensmission nach Sierra Leone. Die *United Nations Mission in Sierra Leone* (UNAMSIL) handelte sich dann innerhalb kürzester Zeit den Ruf völliger Inkompetenz ein. Innerhalb weniger Monate erbeuteten RUF-Einheiten ganze Wagenladungen an UN-Waffen und -Munition und nahmen hunderte Blauhelme in Geiselhaft. Der erste gelungene Entwaffnungsüberfall der RUF, auf den viele weitere folgten, traf ein guineisches UN-Kontingent:[11]

»The Guineans were the first UN contingent in UNAMSIL to lose their weapons. On 10 January 2000, a small group of RUF rebels detained a reconnaissance element from the Guinean

9 | Da der HRW-Report nur als Online-Version ohne Seitenzahlen verfügbar ist, ist eine Seitenangabe hier leider nicht möglich.

10 | Im Wortlaut erklärte der Generalsekretär: »The situation in Sierra Leone is improving steadily, due mainly to the rapid action taken by the Sierra Leone government, ECOMOG, and its allies, the CDF, and civilian alertness to reinforce the efforts of the armed forces.« (Sierra Leone Web, zitiert in Keen 2005: 225)

11 | Die truppenstellenden Länder waren unter anderem Pakistan, Bangladesch, Indien, Kenia, Guinea und Sambia. Zudem verblieben nach der offiziellen Beendigung der ECOMOG-Mission im April 2000 auch 4.000 nigerianische ECOMOG Soldaten in Sierra Leone, die dann unter UN-Mandat gestellt wurden (vgl. Keen 2005: 261-262).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

battalion near Kambia. The unit was relieved of its weapons, including armoured vehicles, a self-propelled gun, an anti-tank gun, an anti-tank weapon, AK-47 rifles, mortars, light machine guns, rocket-propelled grenades and pistols. At least two tons of ammunition were also taken.« (Berman 2001: 10)

Zugleich machte UNAMSIL mit Blick auf die laut Mandat zentrale Aufgabe der Mission, nämlich die Entwaffnung (!) und Demobilisierung aller bewaffneten Gruppen, keine nennenswerten Fortschritte (vgl. Keen 2005: 261-266; Gberie 2005: 162-168). Dies änderte sich erst in der zweiten Hälfte des Jahres 2000, nachdem der UN Sicherheitsrat die Gewaltanwendungsbefugnisse der UNAMSIL-Truppen ausgeweitet und die Truppenstärke von ursprünglich 6.000 auf über 17.000 Blauhelme erhöht hatte (vgl. Keen 2005: 272; Gberie 2005: 170-171). Noch ausschlaggebender dürfte allerdings gewesen sein, dass Charles Taylor zu diesem Zeitpunkt sowohl durch internationale Sanktionen als auch durch bewaffnete anti-Taylor Bewegungen in Liberia unter Druck geriet (vgl. Keen 2005: 270-272). Dies führte dazu, dass seine Waffen- und sonstigen Versorgungslieferungen an die RUF zu stocken begannen, während zugleich in Liberia die Nachfrage nach Waffen und auch nach Kämpfern aus Sierra Leone anstieg: »In fact, conflict in Liberia was already absorbing Sierra Leonean fighters.« (Keen 2005: 288) Vor diesen Hintergründen nahm der Entwaffnungs- und Demobilisierungsprozess in Sierra Leone ab 2001 zunehmend Fahrt auf. Der Krieg in Sierra Leone wurde schließlich am 18. Januar 2002 von Präsident Kabbah offiziell für beendet erklärt; und auch *de facto* waren Überfälle auf Zivilistinnen und Zivilisten, die den gesamten Krieg über die mit Abstand häufigste Form kriegerischer Gewalt ausgemacht hatten, spätestens zu diesem Zeitpunkt in allen Landesteilen weitgehend eingestellt worden (vgl. Keen 2005: 267-288).

In Liberia hingegen herrschte 2002 wieder Krieg und Taylors Präsidentschaft, die er 1997 nach einem international vermittelten Friedensabkommen schließlich über einen Wahlsieg errungen hatte, mit dem weite Teile der liberianischen Wählerschaft ihn wohl vor allem hatten befrieden wollen (vgl. Ellis 1999: 109; Moran 2008: 104, 122-123), neigte sich ihrem Ende zu. Bereits 1999 hatte sich aus verstreuten Teilen der gewaltbereiten Taylor-Opposition eine neue bewaffnete Gruppe formiert, die *Liberians United for Reconciliation and Democracy* (LURD), die Taylor mit Unterstützung der guineischen Regierung und mit Unterstützung aus Sierra Leone (von ECOMOG und *Kamajors*/CDF) fortan im eigenen Land unter Druck setzte – und die ebenfalls massiv Gewalt gegen die Zivilbevölkerung richtete (vgl. Hoffman 2004; Reno 2007). Im August 2003 trat Taylor vom Präsidentenamt zurück und erhielt im Austausch für seinen Rücktritt politisches Asyl in Nigeria. Zweieinhalb Jahre später, im März 2006, wurde er an den *Special Court for Sierra Leone* überstellt, der zum Kriegsende in Sierra Leone im Januar 2002 über ein Abkommen zwischen den UN und der Kabbah-Regierung etabliert worden war (vgl. etwa Gberie 2003; Perriello/Wierda 2006; Hayner 2007; Cruvellier 2009). Die nigerianische Regierung hatte sich zunächst geweigert,

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Taylor auszuliefern und so ihre Asylzusage zu verletzten (vgl. Hoffman 2006a). Als sie unter internationalem Druck 2006 signalisierte, ihn doch, zwar nicht an den *Special Court*, aber an die mittlerweile neu gewählte liberianische Regierung ausliefern zu wollen, die ihrerseits schon zugesagt hatte, Taylor schnellstmöglich an den *Special Court* zu überstellen, floh Taylor aus Nigeria. Er wurde aber schnell gefasst und zunächst nach Freetown und schließlich nach Den Haag ausgeflogen, wo ihm auch der Prozess gemacht wird (vgl. Cruvellier 2009: 5ff.).

Der *Special Court*, dessen letzter laufender Prozess – eben gegen Charles Taylor – voraussichtlich in diesem Jahr (2013) abgeschlossen wird, ist ein gemischt national und international besetzter Sonderstrafgerichtshof, der unter dem Mandat operiert, den Führungspersonen den Prozess zu machen, die »die größte Verantwortung« für Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit in Sierra Leone tragen (»those bearing the greatest responsibility«, Special Court for Sierra Leone 2002: Artikel 1). Mit der Etablierung des *Special Court* wurde somit die Generalamnestie eingeschränkt, die in dem 1999 zwischen der Kabbah-Regierung und der RUF-Führung geschlossenen Friedensabkommen noch uneingeschränkt allen Angehörigen bewaffneter Gruppen – inklusive der Führungspersonen – garantiert worden war. Die Grundlage für diese Einschränkung bestand zum einen darin, dass sowohl die Kabbah-Regierung als auch die UN den 1999er Friedensvertrag vonseiten der RUF als gebrochen ansahen, da Entwaffnungsabsprachen nicht eingehalten und kriegerische Gewalttaten fortgesetzt worden waren. Zudem hatte es vonseiten der UN bereits während der 1999er Friedensverhandlungen Bedenken hinsichtlich der rechtlichen Zulässigkeit (nach internationalem Recht) einer Generalamnestie für Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit gegeben (vgl. Evenson 2004: 738; Hayner 2007: 17-18, 25). Diese Bedenken wurden mit der Entscheidung für den *Special Court* bestätigt.[12]

Neben Charles Taylor wurden vor dem *Special Court* auch Foday Sankoh, dessen Stellvertreter Sam Bockarie, der Vize-Verteidigungsminister der Kabbah-Regierung Hinga Norman, der als höchster Anführer der *Kamajors*/CDF gehandelt wurde, sowie weitere Angehörige der Führungszirkel von RUF, *Kamajors*/CDF und abtrünniger Teile der SLA angeklagt. Insgesamt wurden dreizehn Anklagen erhoben. Sankoh und Norman verstarben jedoch jeweils nach kurzer Krankheit noch vor Beginn des Prozesses (Sankoh im Jahr 2003) beziehungsweise noch vor der Urteilsverkündung (Norman im Jahr 2007) in Haft. Sam Bockarie, der

12 | Das *Special Court* Abkommen zwischen den UN und der Kabbah-Regierung wurde zudem nur wenige Monate vor der Arbeitsaufnahme *des Internationalen Strafgerichtshofs* in Den Haag geschlossen. Der *Internationale Strafgerichtshof* operiert international unter einem ähnlichen Mandat wie der *Special Court* – im Fokus stehen ebenfalls diejenigen, die die »größte Verantwortung« für Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit tragen; allerdings sind die Ankläger bislang ausschließlich in Subsahara-Afrika tätig geworden (vgl. etwa Buckley-Zistel 2010: 103-106).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sich seiner Verhaftung entzogen hatte, wurde 2003 unter nicht abschließend geklärten Umständen in Liberia getötet. Es wird gemutmaßt, dass Charles Taylor Bockaries Ermordung befohlen hat, um zu verhindern, dass er über Taylors Verbindungen zur RUF würde aussagen können. Ein weiterer Angeklagter, Johnny Paul Koroma, der 1997 einen Putsch abtrünniger SLA-Einheiten gegen die Kabbah-Regierung angeführt hat (siehe unten 5.1.8), gilt bis heute als verschollen (vgl. Perriello/Wierda 2006: 26-27; Bøås 2007: 40). Mit Ausnahme von Charles Taylor, dessen Berufung gegen sein am 26. April 2012 verkündetes Urteil noch läuft, sind die Angeklagten, derer das Gericht habhaft werden konnte und die noch am Leben sind, mittlerweile für schuldig befunden und zu langjährigen Freiheitsstrafen verurteilt worden.[13]

Allerdings sind die juristischen Schuldbegründungen, auf denen die Verurteilungen beruhen, allesamt nicht unproblematisch: Eine stichhaltige Zuschreibung der »größten Verantwortung« für Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit an einzelne Führungspersonen setzt eigentlich voraus, dass diese Führungspersonen ›ihre‹ bewaffneten Gruppen tatsächlich über zentralisierte Befehlsketten gelenkt und kontrolliert haben. Oder anders formuliert: Führungspersonen können eigentlich nur dann in einem strafrechtlich plausiblen und nachweisbaren Sinne die »größte Verantwortung« für Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit tragen, wenn sie tatsächlich direkt und effektiv befehlsverantwortlich waren. Wie im Verlauf dieses Kapitels noch ausführlich dargestellt wird, war diese Voraussetzung in Sierra Leone jedoch für keine bewaffnete Gruppe zweifelsfrei und insgesamt oft wohl eher nicht gegeben. In den einzelnen Kommandoeinheiten wurden Entscheidungen oft in erster Linie von den jeweils physisch anwesenden Kommandeuren getroffen, die weder zwangsläufig überhaupt in Kontakt mit den offiziellen Führungskreisen standen noch zwangsläufig gewillt waren, Anordnungen ›von oben‹ zu befolgten (vgl. Humphreys/Weinstein 2006; Hoffman 2007).[14] Noch dazu wird speziell die Anklage des ehemaligen Vize-Verteidigungsministers Hinga Norman in Sierra Leone von vielen für ein von Präsident Kabbah geschickt geplantes und hinterhältig eingefädeltes Manöver gehalten. Nicht nur hatte Normans Anklage zur Folge, dass Kabbah sich in der Nachkriegszeit um einen beliebten politischen Rivalen weniger sorgen musste; der Befehlsverantwortungslogik folgend hätte außerdem eigentlich in erster Linie Präsident Kabbah für *Kamajors*/CDF-Verbrechen zur Verantwortung gezogen werden müssen. Schließlich unterstand ihm als Präsident in letzter Konsequenz auch das Verteidigungsministerium, das ab 1996 of-

13 | Einen Überblick über die Prozessverläufe und die Längen der verhängten Haftstrafen bietet die Homepage des *Special Court*, vgl. URL: www.sc-sl.org/(05.04.2013).

14 | Für eine ausführliche Behandlung der Beweisproblematiken, die mit dem Straftatbestand der »größten Verantwortung« für Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit nicht nur mit Blick auf Sierra Leone einhergehen, vgl. Combs (2010). Combs' Studie heißt passenderweise *Fact-Finding Without Facts*.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

fiziell für die *Kamajors*/CDF zuständig war (vgl. auch Perriello/Wierda 2006: 29; January 2009: 211)

Im Fall von Charles Taylor sieht die Schuldbegründung, im Ergebnis, noch einmal etwas anders aus. Sie basiert nicht auf Befehlsverantwortung für Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit in Sierra Leone, die Taylor nämlich nach Ansicht des Gerichts tatsächlich nicht nachgewiesen werden kann; sondern darauf, dass Taylor – angesichts der laufenden Berufung bislang noch vorläufig – für schuldig befunden wurde, die RUF im Austausch gegen Diamanten logistisch unterstützt zu haben, obwohl er zweifelsohne gewusst haben muss, dass mithilfe dieser Unterstützung in Sierra Leone Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen wurden (vgl. Special Court for Sierra Leone 2012).

5.1.1 Die unerwartete Invasion

Die RUF, die im März 1991 von Liberia aus die unbefestigte Grenze in den im äußersten Osten von Sierra Leone gelegenen Kailahun Distrikt überquerte, bestand zunächst aus nur etwa 100 Kämpfern, darunter sowohl Sierra Leoner als auch liberianische, burkinische und ivorische Kämpfer aus Taylors NPFL. Ein zweites und wohl ähnlich zusammengesetztes RUF-Kontingent überquerte kurz darauf die Grenze in den weiter südlich gelegenen Pujehun Distrikt. Von beiden Flanken aus unternahmen RUF-Einheiten in den darauffolgenden Monaten mehrere Versuche, gen Westen in Richtung auf die Städte Bo und Kenema – und ultimativ vermutlich in Richtung auf die Hauptstadt Freetown – vorzustoßen. Diese Vorstöße wurden jedoch von SLA-Truppen abgewehrt, die Siaka Stevens handverlesener Nachfolger Joseph Saidu Momoh, der das Präsidentenamt 1985 übernommen hatte, gegen die RUF in den Kampf schickte. Erfolgreicher waren RUF-Vorstöße nach Norden in Richtung auf die Stadt Koidu und die großen Diamantenabbaugebiete im Kono Distrikt (vgl. Richards 1996: 4; Gberie 2005: 59; Keen 2005: 36-37).

In den Dörfern und Städten, in denen RUF-Einheiten auf ihrem Weg Einzug hielten, hatte man mit ihnen nicht gerechnet und wusste sie nicht einzuordnen. Niemand hatte jemals von dieser Gruppe gehört, die sich ganz selbstverständlich RUF nannte und erklärte, einen revolutionären Kampf gegen das APC-Einparteienregime zu führen (vgl. Richards 1996: 4ff.; Gberie 2005: 59ff.). Allerdings trafen die Anschuldigungen, die vonseiten der RUF gegen das Regime vorgebracht wurden, durchaus auf breite Zustimmung. Angeprangert wurden vor allem die Unterdrückung der politischen Opposition, Günstlingswirtschaft und maßlose Korruption der Machteliten in Freetown, während ›einfache‹ Sierra Leonerinnen und Sierra Leoner in bitterer Armut und ohne Aussicht auf Besserung leben mussten (vgl. Richards 1996: 7ff.; Keen 2005: 39ff.; Gberie 2005: 61). Im Pujehun Distrikt war es ohnehin bereits einige Jahre vor der RUF-Invasion zu einem bewaffneten Aufstand gekommen, nachdem ein APC-Regierungsmitglied die Kontrolle über lukrative lokale Handles- und Schmuggelrouten (von und nach

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Liberia) für sich beansprucht hatte und ein beliebter Lokalpolitiker, der gegen diese Annektierung protestiert hatte, ermordet worden war. Dieser Aufstand, den das APC-Regime schließlich blutig niedergeschlagen hatte, wurde in ganz Sierra Leone unter der Bezeichnung *Ndorgborwusui* (auf Mende in etwa ›Busch-Teufel‹) bekannt, nach einer mythischen Gestalt aus mündlichen Überlieferungen der Mende. Unmittelbar nach der RUF-Invasion wurde im Pujehun Distrikt zunächst spekuliert, dass es sich bei der RUF womöglich um eine Wiederbelebung von *Ndorgborwusui* handelte. Diese Spekulationen wurden noch dadurch angeheizt, dass Foday Sankoh Dorfbewohner dazu aufforderte, zu seiner Begrüßung Palmwedel zu schwenken; die Palme ist das Symbol der SLPP, der Erzrivalin des APC und Partei des Mende-dominierten Südens und Südostens, die 1978 mit der Einführung des Einparteienregimes verboten worden war. Zumindest für kurze Zeit konnte die RUF im Pujehun Distrikt von diesen Spekulationen profitieren und Freiwillige rekrutieren, die sich an einer Wiederbelebung des *Ndorgborwusui* Aufstands beteiligen wollten.[15]

Die Glaubwürdigkeit eines revolutionären Anliegens zum Wohle der ›einfachen‹ Bevölkerung wurde jedoch von Beginn des Krieges an dadurch untergraben, dass RUF-Einheiten Gewalt gerade gegen ›einfache‹ Sierra Leonerinnen und Sierra Leoner richteten, zu deren Wohl sie angeblich agierten (vgl. Richards 1996: 4ff.; Keen 2005: 41-43, 48ff.). Die verwirrende Widersprüchlichkeit der an die Zivilbevölkerung ausgesandten Signale wird in der folgenden Szene beispielhaft deutlich, die 1991 in der Stadt Koidu im Kono Distrikt gefilmt wurde – vermutlich in der Absicht, sie als Propagandamaterial zu nutzen; die Szene wird in dem nachfolgenden Zitat von dem sierra-leonischen Journalist und Sozialwissenschaftler Lansana Gberie (2005) ausgehend von der Videoaufnahme nacherzählt.[16] Die Aufnahme zeigt Foday Sankoh bei einer Ansprache an die Bewohner von Koidu:

»Sankoh's tone is hectoring and threatening. He is in town to liberate ›you people‹, he says, and this is a fight everyone has been asking for. The APC is rotten and oppressive, and it is time to oust them and institute ›people's power‹. Everyone must be a part of this effort. Someone in the crowd asks to speak. She is a demure looking woman who seems to summon up all her courage. ›We welcome every chance to improve our lot,‹ she says. ›We are quiet, hardworking citizens, but in the past few days there have been incidents of strange people attacking homes and looting them, there have even been some killings. We don't know who is doing these things,‹ she appeals, ›and will there be protection for us now?‹ Sankoh eyes the woman coldly, and says curtly that everything will be alright now that he is in town. Then his teenage fighters, most of them speaking with distinctly Liberian accents,

15 | Vgl. Kandeh (1992: 96), Richards (1996: 7, 22), Keen (2005: 18), Gberie (2005: 66), Hoffman (2007: 649).

16 | Das Video wurde nach dem Krieg von Straßenhändlern in Freetown vervielfältigt und unter dem Titel *The History of the RUF* verkauft (vgl. Gberie 2005: 61).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

burst into a song with the refrain ›Anyone who does not support Sankoh will be killed like a dog‹«. (Gberie 2005: 61)

Der in Gberies Nacherzählung hervorgehobene liberianische Akzent vieler RUF-Kämpfer, bei denen es sich um Söldner aus Taylors NPFL gehandelt haben dürfte, unterstützte zunächst die offizielle Interpretation der RUF, auf die sich das APC-Regime schnell festgelegt hatte: Demnach sollte es sich bei der RUF um ein liberianisches, von Charles Taylor gesteuertes Unternehmen ohne maßgebliche sierra-leonische Beteiligung handeln.

Die NPFL-Kämpfer wurden dann allerdings bereits Anfang des Jahres 1992 von Taylor aus der RUF abgezogen. Vermutlich rief er sie zurück, um mit ihnen die NPFL wieder zu verstärken, die in Liberia zu diesem Zeitpunkt von verschiedenen bewaffneten Gruppen heftig unter Druck gesetzt wurde, die sich in Reaktion auf die Gewaltkampagnen der NPFL formiert hatten (vgl. Ellis 1999: 94ff.). Es gibt auch Berichte über einen Streit zwischen Taylor und Sankoh, bei dem es um die Höhe der zu leistenden Bezahlung für die NPFL-Kämpfer gegangen sein soll und der ebenfalls seinen Teil zu ihrem Abzug aus Sierra Leone beigetragen haben mag. Denkbar ist auch, dass Sankoh unzufrieden mit den NPFL-Kämpfern war, deren Gewalttaten potentielle Unterstützerinnen und Unterstützer abschreckten; im ersten Kriegsjahr scheinen die entliehenen NPFL-Kämpfer für den Großteil der gegen Zivilistinnen und Zivilisten gerichteten Gewalttaten verantwortlich gewesen zu sein (vgl. Richards 1996: 8; Keen 2005: 38-39; Hoffman 2011a: 81). In einem Interview beklagte ein ehemaliger RUF-Kommandeur, »die Liberianer« hätten erst gar keine Bemühungen unternommen, freiwillige Rekruten für die RUF zu gewinnen. Er erklärte:

»It is just very difficult to find volunteers to take up arms. It is natural for people if they hear a gunshot, to start running. So after we captured an area we made the people come out of the bush and we explained our ideology, which made some young people to join voluntarily. Sometimes they were even encouraged by their parents. That was to protect themselves or the village. This – making people to join voluntarily – was something the Liberians [...] failed to do.« (Peters 2011b: 84)

Allerdings brach der Kontakt zwischen Charles Taylor und der RUF-Führung auch nach dem Abzug der NPFL-Kämpfer nicht ab und wurde vor allem in der zweiten Hälfte der 1990er Jahren wieder intensiviert (vgl. Berman 2001: 7-8; Keen 2005: 116, 216; Gberie 2005: 184ff.; siehe unten 5.1.8).

Mit dem Abzug der NPFL-Kämpfer verlor die Darstellung, der zufolge es sich bei der RUF um ein von Charles Taylor gesteuertes Unternehmen ohne maßgebliche sierra-leonische Beteiligung handeln sollte, dann gerade in den unmittelbar von RUF-Gewalt betroffenen Gebieten im Süden und Osten von Sierra Leone schnell an Plausibilität. Die neuen RUF-Kämpferinnen und -Kämpfer, die fortan zu erheblichen Anteilen im Zuge von Überfällen zwangsrekrutiert wurden,

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sprachen kein liberianisches Englisch (oder Französisch, wie im Fall der burkinischen und ivorischen NPFL-Kämpfer), sondern Krio, Mende und andere sierraleonische Sprachen (vgl. Keen 2005: 38, 113; Peters 2011b: 84ff.).

Etwa gleichzeitig mit dem Abzug der NPFL-Kämpfer veränderten RUF-Kommandoeinheiten ihre Taktik: Anstatt offen in Dörfer und Städte einzumarschieren, zogen sie sich in den unwegsamen Busch entlang der Grenze zu Liberia zurück und legten Verstecke an, von denen aus sie Hit-and-Run Überfälle unternahmen, bei denen sie überraschend in Dörfer und Städte eindrangen und dann schnell wieder abzogen (vgl. Keen 2005: 39; Richards 1996: 12; Peters 2011b: 97ff.). Dabei erplünderten die Kommandoeinheiten Nahrungsmittel und entführten Kinder, Jugendliche und junge Männer und Frauen, die sowohl benötigt wurden, um die durch den Abzug der NPFL-Kämpfer entstandenen Lücken zu füllen, als auch, um in den Busch-Camps alltäglich anfallende ›häusliche‹ Arbeiten zu erledigen; etwa Kochen, Wasserholen, Waschen und dergleichen. Solche Arbeiten werden in Sierra Leone üblicherweise von Frauen und von männlichen und weiblichen Kindern, nicht jedoch von erwachsenen Männern erledigt – und diese unter ›normalen‹ Bedingungen übliche Arbeitsteilung wurde nicht nur innerhalb der RUF, sondern in den Kommandoeinheiten aller bewaffneten Gruppen in Sierra Leone reproduziert. Frauen und Kinder wurden oft sogar in erster Linie als ›häusliche‹ Arbeitskräfte und als Spioninnen und Spione zum Auskundschaften von Überfallzielen und nur bei besonderem Bedarf auch als Kämpferinnen und Kämpfer eingesetzt (vgl. Shepler 2004: 13ff.; Mazurana/Carlson 2004: 12; Coulter 2009: 116-117).

Mädchen und junge Frauen, die jahrelang in RUF-Einheiten gelebt hatten, haben nach Kriegsende zudem von andauerndem sexuellen Missbrauch in ihren Kommandoeinheiten berichtet (vgl. etwa Shepler 2002; Mazurana/Carlson 2004; Coulter 2009). Die beste Möglichkeit, Vergewaltigungen zumindest einzudämmen, bestand für sie darin, einen angesehenen Kämpfer für sich zu begeistern, der im besten Fall sexuelle Exklusivrechte an ihnen geltend machte und dessen Besitzansprüche sie dann wenigstens vor Vergewaltigungen durch noch weitere Männer schützten (vgl. Mazurana/Carlson 2004: 12ff.; Coulter 2009: 110ff.). In solchen ›Schutzarrangements‹, in denen sie ihren ›Beschützern‹ allerdings völlig ausgeliefert waren, konnten Mädchen und junge Frauen häufig ein vergleichsweise sicheres und zudem dank geplünderter Güter oft materiell wesentlich besser versorgtes Leben führen, als sie es je zuvor gekannt hatten. Kadi, die Mitte der 1990er Jahre im Norden Sierra Leones als damals Neunjährige von einer RUF-Einheit verschleppt und schließlich von einem ihrer Entführer ›zur Frau‹ genommen worden war, schwärmte im Interview mit der Anthropologin Chris Coulter von dem ungekannten Überfluss, den sie in ihrer Kommandoeinheit zeitweise erlebt hatte. Sie fügte jedoch sofort hinzu, sie wünsche sich diese »Zeit des Tötens«, die auch für sie selbst niemals aufgehört hatte, unsicher zu sein, auf keinen Fall zurück. Sie erklärte:

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

»[W]e were living very nicely. We were getting everything in abundance. [...] We were getting food, we were playing music, we had many gallons of kerosene, we were lighting lamps [...]. I was getting everything yes, but here it is better than there, because there they were killing people a lot. That was a time of killing.« (Coulter 2009: 104)

Zwar gelang es einigen Mädchen und Frauen, innerhalb ihrer Kommandoeinheiten selbst in Autoritätspositionen aufzusteigen; die meisten blieben jedoch von ihren ›Beschützern‹ abhängig und mussten damit rechnen, erneut massenhaft sexuell missbraucht, vom Zugang zu geplünderten Güter ausgeschlossen und/oder bevorzugt in besonders riskante Gewalt- oder Spionageeinsätze geschickt zu werden, falls sie in Ungnade fielen oder falls ihre ›Beschützer‹ verstarben oder getötet wurden (vgl. Mazurana/Carlson 2004: 14; Coulter 2009: 110ff., 125ff.). Riskante Einsätze abzulehnen, war generell keine Option und Ungehorsam wurde hart bestraft. Aminata, eine weitere Interviewpartnerin von Chris Coulter, erklärte: »[I]t is because of command. If you don't do it, you also will be killed. [...] I always became afraid of guns even though I had one.« (Coulter 2008: 60)

Das alltägliche Leben in RUF-Kommandoeinheiten war somit durchaus durch interne Gehorsamsregeln und Hierarchien strukturiert – und dennoch scheint es oft ein hohes Maß an Unberechenbarkeit enthalten zu haben, das dazu führte, dass nicht nur Mädchen und Frauen auch gerade innerhalb der eigenen Kommandoeinheit mit Übergriffen rechnen mussten (vgl. Keen 2005: 76; Peters 2011b: 82ff.). Coulter schreibt hierzu:

»The women I worked with [ehemalige Angehörige von RUF-Einheiten, Anm. A.M.] often described a social landscape of war and rebel life that was completely devoid of any mechanisms of containment. Violence could flare up at any time, directed at anyone, even among the commanders. [...] To speak up against an injustice, to look someone in the eyes (defiantly or not), to say the wrong thing, or to be in the wrong place at the wrong time could all mean death.« (Coulter 2009: 123)

Diese Unberechenbarkeit war wohl nicht zuletzt ein Resultat des Drogenkonsums, den Kommandeure unter anderem zur Vorbereitung auf Überfälle anordneten und gegebenenfalls auch erzwangen, um Kämpferinnen und Kämpfer für die Gewaltausübung zu enthemmen. Drogen wurden in den Kommandoeinheiten aber auch zur Verfügung gestellt, um zur Entspannung konsumiert zu werden – was vermutlich in dem Maße zunehmend in Anspruch genommen wurde, in dem Abhängigkeiten entstanden beziehungsweise geschaffen wurden. Neben Marihuana und hochprozentigem Alkohol, die in Sierra Leone günstig zu erwerben waren (und weiterhin günstig zu haben sind, siehe unten 6.2 und 6.2.4), wurde über den Verkauf geplünderter Güter auch der Erwerb kostspieligerer Drogen wie Heroin und Kokain finanziert, die dann innerhalb der Kommandoeinheiten ausgeteilt wurden (Keen 2005: 76, 105, 231; Coulter 2009: 107ff.). Manche Händlerinnen und Händler spezialisierten sich im Verlauf des Krieges auf den

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Handel mit den Kommandoeinheiten und sorgten für stetigen Drogennachschub (vgl. Shepler 2002: 5-6; Keen 2005: 128-130).

Ebenso wie die Reproduktion der ›normalen‹ alters- und geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung waren auch sexueller Missbrauch und Drogenkonsum nicht nur spezielle Charakteristika des Lebens und Überlebens in RUF-Einheiten. Hinweise auf sie lassen sich auch für SLA- und *Kamajor*/CDF-Einheiten ausmachen – zu diesen ist allerdings vergleichsweise weniger geforscht worden; die Forschung über den Krieg in Sierra Leone ist insgesamt eher ›RUF-lastig‹. Im Folgenden werde ich auch verfügbare Einsichten zum Leben und Überleben in SLA- und *Kamajor*/CDF-Einheiten darstellen, die insgesamt mehr Ähnlichkeiten als Unterschiede mit dem aufweisen, was über das Leben und Überleben in RUF-Einheiten bekannt ist.

5.1.2 Das Ende des APC-Regimes und die neue SLA

Die taktische Umstellung der RUF auf Hit-and-Run Überfälle, die bereits 1992 einsetzte, war zumindest anteilig wohl der Schwächung der Kommandoeinheiten durch den Abzug der NPFL-Kämpfer geschuldet; zahlenmäßig reduziert erschien es sicherer, sich nicht offen und verwundbar in Städte und Dörfer vorzuwagen. Mindestens ebenso schwer dürfte allerdings der zudem dauerhafte Umstand gewogen haben, dass die RUF bereits im Verlauf des Jahres 1991 die potentiellen Sympathien der Bevölkerung verspielt hatte: Die Kommandoeinheiten konnten in Dörfern und Städten weder mit freiwilligen Nahrungsmittelabgaben noch mit freiwilligen Rekruten rechnen und gingen deshalb dazu über, beides stattdessen gewaltsam zu akquirieren (vgl. Richards 1996: 1; Keen 2005: 39ff.: Peters 2011b: 64ff.). Noch darüber hinaus erschien es ab Mitte 1992 wohl geboten, über einen taktischen Rückzug in versteckte Busch-Camps drohenden Konfrontationen mit einer innerhalb kürzester Zeit zahlenmäßig erheblich aufgestockten SLA aus dem Weg zu gehen, die infolge politischer Umbrüche in der Hauptstadt forciert gegen die RUF in den Kampf geschickt werden sollte:

»Increasingly, they [die RUF, Anm. A.M.] concentrated on hit-and-run ambushes rather than holding territory, using small unity and a detailed knowledge of bush-paths [...]. Even at the outset the rebels had tended to avoid direct confrontations with government forces, and this became more important than ever.« (Keen 2005: 39)

Als präventive Maßnahme zur Verhinderung von Putschversuchen war die SLA unter dem APC-Regime bewusst zahlenmäßig klein und schlecht ausgerüstet gehalten worden, während Präsident Stevens und später sein Nachfolger Präsident Momoh zugleich eine hochgerüstete paramilitärische Einheit unterhielten, die ihnen direkt unterstellt war (vgl. Kandeh 1999; Krogstad 2012). Als weitere Vorsichtsmaßnahme waren die hohen Offiziersränge der SLA spätestens seit dem 1971er Putschversuch (an dem Foday Sankoh als Mitwisser ›beteiligt‹ gewesen

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

war, siehe oben 5.1) überwiegend loyalen Günstlingen des Regimes vorbehalten geblieben; diese wurden oft direkt vom Präsidenten oder von anderen Regierungsmitgliedern ausgewählt und in hochrangige Positionen hineinmanövriert (vgl. Kandeh 1999: 360; Keen 2005: 16ff.; Gberie 2005: 29). Aus dem Kreis dieser loyalen Offiziere stammte auch Stevens handverlesener Nachfolger Joseph Saidu Momoh, dessen Präsidentschaft im April 1992 – ein gutes Jahr nach der RUF-Invasion – durch einen Militär-Putsch beendet wurde.

Bei den Putschisten handelte es sich um junge SLA-Unteroffiziere, die 1991 schlecht ausgerüstet und ohne auch nur regelmäßig Sold zu erhalten, zur Bekämpfung der RUF in die Grenzregion zu Liberia entsandt worden waren und denen es gelungen war, RUF-Vorstöße trotz dieser Hindernisse zumindest einzudämmen. Der Putsch und die bald darauf gebildete Militär-Regierung, der *National Provisional Ruling Council* (NPRC) unter Führung des erst 26-jährigen Valentine Strasser, wurden von weiten Teilen der sierra-leonischen Bevölkerung begrüßt. Die jugendliche Energie der neuen Regierung und ihre fehlenden Verbindungen zu den abgesetzten Machteliten weckten sowohl Hoffnungen auf ein baldiges Ende des Krieges als auch auf einen politischen Neuanfang (vgl. Richards 1996: 9-13; Keen 2005: 94-96; Gberie 2005: 67-75; Peters 2011b: 64ff.).

Auch die RUF-Führung um Foday Sankoh scheint die Machtübernahme des NPRC zunächst mit eigenen hoffnungsvollen Erwartungen verknüpft zu haben. Zumindest wurden bald nach dem Putsch Presserklärungen abgegeben, in denen die RUF-Führung verkündete, man sei bereit, sich mit dem NPRC zu verständigen, um den Krieg gemeinsam zu beenden. Die jungen Unteroffiziere, die selbst gerade erst die Regierungsämter für sich errungen hatten, zeigten sich an einer Verständigung und an einer darin implizierten Beteiligung der RUF-Führung an ihrer Regierung jedoch nicht interessiert (vgl. Richards 1996: 10-12; Keen 2005: 94-95; Gberie 2005: 74). Stattdessen setzten sie eine Politik massenhafter SLA-Neurekrutierungen fort, die bereits unter der Regierung des mittlerweile ins Exil nach Guinea geflohenen Momoh begonnen worden war und die einen militärischen Sieg über die RUF möglich machen sollte: Anfang 1991 hatte die SLA nur knapp 3000 Soldaten gezählt, die Hälfte davon Reservisten. Noch unter Präsident Momoh war diese Zahl innerhalb eines Jahres auf 6000 aktive Soldaten erhöht worden. Unter dem NPRC wurde diese Zahl dann innerhalb weniger Monate auf mindestens 14.000 Soldaten noch einmal mehr als verdoppelt (vgl. Reno 2001: 149; Gberie 2005: 64ff.; Keen 2005: 83, 97ff.; Peters 2011b: 65).

Die Neurekrutierungsmaßnahmen waren zum einen auf Freetown und zum anderen auf die unmittelbar von kriegerischer Gewalt betroffenen Gebiete im Süden und Osten konzentriert. Bei den hauptstädtischen Rekruten handelte es sich überwiegend um arbeitslose männliche Jugendliche und junge Männer. Sie wurden von der Straße weg angeworben und in die Kasernen abtransportiert, wo sie eine zwei- bis dreiwöchige Ausbildung erhielten, bevor sie in die Kriegsgebiete geschickt wurden. Ihre Rekrutierung betrachteten die meisten dieser neuen Sol-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

daten vermutlich als eine seltene Chance auf sozioökonomischen Aufstieg – auf feste Arbeit, festen Lohn und ein Mindestmaß an sozialer Anerkennung – oder wenigstens auf regelmäßige Mahlzeiten, die sie aus der Armeeverpflegung sicher zu erhalten erwarteten (vgl. Keen 2005: 97ff.; Peters 2011b: 64-65). In den unmittelbar von kriegerischer Gewalt betroffenen Gebieten im Süden und Osten wurde hingegen vor allem unter denjenigen rekrutiert, die sich bereits auf der Flucht befanden und die Anschluss und Schutz suchten. Die Rekrutierungserfahrung, die der ehemalige Kindersoldat Ishmael Beah in seiner Autobiographie schildert, ist vermutlich typisch: 1993 wurde Beah, damals zwölf- oder dreizehnjährig, in der mit Flüchtlingen überfüllten Kleinstadt Yele (Bonthe Distrikt), in der er Schutz gesucht hatte, vor die ›Wahl‹ gestellt, Yele entweder auf sich selbst gestellt zu verlassen oder sich der SLA-Einheit anzuschließen, die dort stationiert war (vgl. Beah 2007: 105-109). Neben der Suche nach Schutz waren Flüchtlingsrekruten zudem häufig dadurch motiviert, dass sie sich für Vertreibungen, Plünderungen und für den Tod ihrer Angehörigen an der RUF rächen wollten (vgl. Murphy 2003: 73-74; Keen 2005: 97ff.).

Noch darüber hinaus hatte das Leben in der Armee den neuen Rekruten oft bislang ungekannte und aufregende Erfahrungen zu bieten. Dies wird beispielhaft an einem Interview deutlich, das die Anthropologen Krijn Peters und Paul Richards 1996 mit einem 17-jährigen ehemaligen SLA-Kämpfer geführt haben. Ihr Interviewpartner war erst vor Kurzem im Rahmen eines Hilfsprogramms für Kindersoldaten, *Children Associated With The War* (CAW), aus seiner SLA-Kommandoeinheit herausgelöst worden und lebte in einem von CAW betriebenen Heim in der Hauptstadt, die zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht unmittelbar von kriegerischer Gewalt berührt worden war. Eigenen Angaben zufolge hatte sich dieser Jugendliche 1994 einer SLA-Einheit angeschlossen. Sein Heimatort im Kono Distrikt war zu diesem Zeitpunkt bereits mehrfach überfallen worden und er hatte sich längst auf eigene Faust von seinen Eltern getrennt, die ihn nicht mehr hatten ernähren können – wobei er allerdings auch nach seiner Aufnahme in die SLA-Einheit weiterhin zumindest sporadisch in Kontakt zu seiner Mutter stand. Von seinen ›Verdiensten‹ konnte er sie gelegentlich mit Reis, dem zentralen Grundnahrungsmittel in Sierra Leone, versorgen: »Sometimes I went to my mother to buy some rice for her ... a bag of rice.« (Peters/Richards 1998: 194) Er erklärte, er habe bei der Aufnahme in die SLA-Einheit zwar keine offizielle Kennnummer erhalten, die ihn auf eine staatliche Besoldungsliste gesetzt hätte; da die Besoldung seiner Einheit aber ohnehin kaum je über die offiziellen Kanäle abgewickelt wurde, stellte dies aus seiner Sicht kein Problem dar. Er selbst und ebenso auch die anderen Angehörigen seiner Einheit lebten vor allem von dem, was sie erplündern konnten. Und sie taten, so berichtete er, auch ansonsten, was immer sie tun wollten: »I liked it in the army because we could do anything we liked to do. When some civilian had something I liked, I just took it without him doing anything to me. We used to rape women. Anything I wanted to do [I did]. *I was free*.« (Peters/Richards 1998: 194; Hervorhebung A.M.)

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Dieses Gefühl von ›Freiheit‹ dürfte für die allermeisten neuen Rekruten eine geradezu welterschütternde Erfahrung dargestellt haben: Unter ›normalen‹ Bedingungen (sowohl in der Vorkriegs- als auch in der Nachkriegszeit) wird in Sierra Leone von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen strikter Gehorsam gegenüber Älteren erwartet und sie werden schon sehr früh dazu angehalten, im Gegenzug für das Dach über dem Kopf und die Mahlzeiten, die ihnen gewährt werden, zu arbeiten; sei es im Haushalt, auf den Feldern oder generell als Aushilfen in den jeweiligen ökonomischen Unternehmungen ihrer Versorger. Zugleich erfahren Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene, dass ihre Chancen auf sozioökonomischen Aufstieg in Gänze davon abhängen, ob förderungsfähige und -willige Patrone innerhalb oder auch außerhalb ihrer Geburtsfamilien ihre Laufbahnen unterstützen – etwa indem sie es ihnen ermöglichen, zur Schule zu gehen (ihnen Schulgeld zahlen und sie von anderen Arbeitsverpflichtungen während der Schulzeit freistellen), indem sie ihnen Landrechte zugestehen und/oder indem sie sie innerhalb etablierter Netzwerke für Ausbildungs- und Arbeitsplätze empfehlen.[17] Auch die sexuelle ›Freiheit‹, die unter Bedingungen kriegerischer Gewalt für viele Kämpfer herrschte – in dem Sinne, dass sie ungestraft vergewaltigen und sich Mädchen und Frauen in den Kommandoeinheiten sexuell verfügbar halten konnten – stellte einen drastischen Kontrast zur bislang erfahrenen Normalität dar. Unter ›normalen‹ Bedingungen sind sexuelle Beziehungen für die meisten Jugendlichen und jungen Männer in Sierra Leone mit erheblichen Mühen und zuweilen sogar mit erheblichen Risiken verbunden. Mädchen und Frauen sind in aller Regel darauf bedacht und auch darauf angewiesen, sich *boyfriends* oder Ehemänner zu suchen, die ihnen nicht nur gefallen, sondern die sie selbst und ihre (aktuellen und/oder zukünftigen) Kinder auch materiell versorgen können. Wer sich dies nicht leisten kann, hat es entsprechend schwer, eine feste Freundin, geschweige denn eine Ehefrau zu finden, während wohlhabende Männer es sich sogar leisten können, mehrere Frauen zu unterhalten. Polygamie ist unter Muslimen in Sierra Leone weit verbreitet und auch vergleichsweise wohlhabende Christen, die nur eine Frau heiraten dürfen, hält nichts davon ab, neben ihrer Ehefrau noch mehrere *girlfriends* zu unterhalten – während mittellose Jugendliche und junge Männer sich nicht einmal eine Freundin leisten können. Affären mit verheirateten Mädchen und Frauen, die bereits von ihren Ehemännern unterhalten werden und in der Wahl ihrer Liebhaber somit ein Stück weit freier sind, bringen für mittellose Jugendliche und junge Männer wiederum das Risiko mit sich, von lokalen *chiefs* zu Strafzahlungen an ›geschädigte‹ Ehemänner verurteilt zu werden. Solche Strafzahlungen müssen in aller Regel bei dem Ehemann selbst oder bei der Familie des Ehemannes abgearbeitet werden, was für die Verurteilten auf ein längeres Dasein als Quasi-Leibeigene hinauslaufen kann. Wer sich solchen Bestrafungen entziehen will, dem bleibt oft nur die Flucht in die

17 | Vgl. etwa Fanthorpe (2001: 384), Archibald/Richards (2002: 349-350), Shepler (2004: 11ff.), Keen (2005: 62ff., 74).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

größeren Städte oder in die Diamantenabbaugebiete, wo er sich dann als Fremder mit Gelegenheitsjobs oder als Diamantenschürfer durchschlagen muss.[18] Diese ›normalen‹ Bedingungen und die in ihnen geltenden Regeln wurden in vielen Kommandoeinheiten im Umgang mit der Zivilbevölkerung komplett auf den Kopf gestellt. Alles war möglich und alles war erlaubt (vgl. Peters/Richards 1998: 192; Keen 2005: 75-77, 104-105; Beah 2007: 116ff.).

Allerdings erklärte der von Peters und Richards interviewte Jugendliche, er sei dennoch sehr froh darüber, nicht mehr kämpfen zu müssen. Sein Ziel bestehe nun darin, mithilfe der finanziellen Unterstützung, die ihm durch das CAW-Programm in Aussicht gestellt wurde, zur Schule zu gehen und anschließend eine Krankenpfleger-Ausbildung zu absolvieren: »[T]he people here [gemeint sind CAW-Mitarbeiter, Anmerkung A.M.] take us like we are their sons. So I hope I can continue my schooling [...]. I want to learn nursing, here in Freetown. But when I qualify I want to go back to Kono to help my people.« (Richards/Peters 1998: 195) Auf den ersten Blick mögen diese Aussagen wie ein klarer Fall von sozial erwünschtem Antwortverhalten wirken. Angesichts dessen, dass der Jugendliche kurz zuvor noch bereitwillig seine Freude am Plündern und Vergewaltigen geschildert hatte, erscheint jedoch eine andere Interpretation plausibler: Offenbar sah er für sich dank CAW eine Chance, es innerhalb der ›normalen‹ Regeln zu etwas bringen zu können und war gerne bereit, die erlebte ›Freiheit‹ dafür wieder aufzugeben. Leider ist es aber unwahrscheinlich, dass er seine Ziele verwirklichen konnte. Viele, wenn nicht die meisten der Kinder und Jugendlichen, die 1996 dank CAW vor allem aus RUF- und SLA-Einheiten demobilisiert werden konnten, wurden wenig später erneut (zwangs-)rekrutiert, als abtrünnige und RUF-verbündete Teile der SLA die Hauptstadt im Mai 1997 zum ersten Mal überfielen und dann mehrere Monate lang besetzt hielten (vgl. Peters/Richards 1998: 188; Beah 2007: 209; siehe unten 5.1.8).

Einer Schätzung von *Amnesty International* zufolge waren unter den in Freetown und in den umkämpften Gebieten gewonnenen neuen SLA-Rekruten bereits Ende 1992 etwa 1000 Jungen im Alter unter fünfzehn Jahren; manche waren kaum älter als sieben Jahre (zitiert in Gberie 2005: 77; Keen 2005: 97). Vor allem die jüngsten unter ihnen wurden in erster Linie als ›häusliche‹ Arbeitskräfte eingesetzt – oder sie wurden als unter Drogen gesetztes ›Kanonenfutter‹ in Gewalteinsätze geschickt, die absehbar tödlich enden würden und aus denen höherrangige/ältere Kämpfer sich deshalb bewusst heraushielten. David Keen zitiert hierzu Darstellungen eines CAW-Mitarbeiters:

»Emmanuel Foyoh, who was working in Bo with Children Associated with the War, commented, ›Whenever there is a battle, the older soldiers who have wives and children retreat to

18 | Vgl. Ferme (2001: 88ff.), Archibald/Richards (2002: 344), Richards/Bah/Vincent (2004: 6, 21), Keen (2005: 68), Fanthorpe/Maconachie (2010: 262).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

the back and leave the children at the front‹. Children were also used as ›bait‹ to encourage an attack that could then be ambushed.« (Keen 2005: 97)

Zudem wurden auch Mädchen und junge Frauen als ›irreguläre‹ Angehörige (ohne Kennnummer und feste Besoldung) in SLA-Einheiten aufgenommen; und auch in SLA-Einheiten waren Mädchen und junge Frauen sexueller Gewalt ausgesetzt. Im Interview mit Peters und Richards berichtete eine ehemalige SLA-Kämpferin beispielsweise, sie habe stets die größte Angst davor gehabt, RUF-Kämpfern (*rebels*) in die Hände zu fallen – obwohl sie auch in ihrer eigenen Einheit vergewaltigt wurde. Soldaten waren ihrer Überzeugung nach aber zumindest »vorsichtiger«, als dies von brutalen *rebels* erwartet werden konnte: »Rebels rape any women soldiers they catch … [Government] soldiers raped us sometimes in the forest, but they are more careful … The rebels, they all join in.« (Peters/Richards 1998: 191) Die Vermutung liegt nahe, dass solche Vergleiche von den vermeintlich »vorsichtigen« Vergewaltigern selbst verbreitet wurden, um Ängste zu schüren und Fluchtversuche der von ihnen misshandelten Mädchen und Frauen zu unterbinden.

5.1.3 Kontrollverluste, neue Allianzen und das *sobel*-Phänomen

Sollte die neue Militärregierung (NPRC) unter Führung des jungen Präsident Strasser jemals die Kontrolle über die innerhalb kürzester Zeit in ihrer zahlenmäßigen Stärke fast verfünffachte SLA gehabt haben (von 3.000 Soldaten Anfang 1991 auf ca. 14.000 im Verlauf des Jahres 1992, siehe oben 5.1.2), so verlor sie diese Kontrolle in jedem Fall schon sehr bald wieder. Noch während es Ende 1992 und Anfang 1993 in den Diamantenabbaugebieten des Kono Distrikts sowie im Pujehun und Kailahun Distrikt kurzzeitig zu heftigen Gefechten zwischen SLA- und RUF-Einheiten kam (vgl. Muana 1997: 80; Richards 1996: 13; Keen 2005: 114), mehrten sich bereits Berichte über Überfälle auf Dörfer, die anscheinend nicht von RUF-, sondern von SLA-Einheiten begangen wurden. Allerdings konnten sich die Betroffenen der Identität der Angreifer letztlich nie sicher sein. Ein Bauer aus dem Kono Distrikt berichtete im Interview mit David Keen:

»I think 70 per cent of these rebels who attacked us were in the government forces. To me, it's no longer a foreign thing – because they were speaking indigenous languages and were all in combat fatigues. How do they manage to get the uniforms? All of them were wearing brand new military uniforms.« (Keen 2005: 113)

Diese Entwicklung ist als *sobel*-Phänomen bekannt geworden. Der Begriff wurde Anfang der 1990er Jahre in Sierra Leone geprägt und fand danach auch Eingang in wissenschaftliche Studien über den Krieg. Der Begriff verschmilzt *soldiers* und *rebels* und bezieht sich darauf, dass die Trennlinien zwischen beiden zunehmend

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

unklar wurden, da Soldaten zunehmend mit RUF-Einheiten kooperierten und/oder selbst Gewalt gegen die Zivilbevölkerung richteten und so letztlich selbst zu *rebels* wurden.[19]

Insgesamt scheinen mindestens drei Dynamiken zusammengekommen zu sein, die miteinander kombiniert das *sobel*-Phänomen hervorgebracht haben: Erstens erwies sich der NPRC als unfähig und/oder unwillig, eine ausreichende Versorgung der in ihrer zahlenmäßigen Stärke fast verfünffachten SLA sicherzustellen. Einmal im Kampfgebiet angekommen waren viele SLA-Kommandoeinheiten auf sich selbst gestellt und gingen dazu über, sich über Plünderungen selbst mit Nahrungsmitteln und ›Sold‹ zu versorgen – wenig anders als RUF-Einheiten (vgl. Keen 2005: 100-102, 112ff.). Die ehemaligen Unteroffiziere und neuen Regierungsmitglieder des NPRC genossen derweil ihre neugewonnenen Machtpositionen und den Zugang zu bislang ungekannten Reichtümern, die sie nicht zuletzt aus den konfiszierten Besitztümern geflohener APC-Größen akquirierten (vgl. Gberie 2005: 73-74). Dies blieb nicht unbemerkt: »The NPRC officers' indulgent, Westernised lifestyle at army headquarters in Freetown earned it the nickname ›America‹«. (Keen 2005: 100) Zweitens hatte sich der NPRC gleich nach dem erfolgreichen Putsch systematisch daran gemacht, Günstlinge der alten APC-Garde zu degradieren, die innerhalb der SLA hohe Offiziersposten bekleidet hatten. Viele dieser Degradierten, die bislang ein bequemes Leben in Freetown geführt hatten, wurden nun ›an die Front‹ (dorthin, wo RUF-Einheiten vermutet wurden) geschickt, wo sie jedoch wenig Interesse daran zeigten, sich in Kampfhandlungen mit RUF-Einheiten zu stürzen, die ihrerseits bemüht waren, Zusammenstöße nach Möglichkeit zu vermeiden. Stattdessen knüpften degradierte SLA-Offiziere freundliche Kontakte zu RUF-Kommandeuren (vgl. Richards 1996: 12; Keen 2005: 110-112). Drittens gingen RUF-Einheiten vielfach dazu über, sich zu Tarnungszwecken in erbeutete oder ihnen von freundlich gesinnten SLA-Einheiten überlassene Armeeuniformen zu kleiden, um als vermeintliche Beschützer verkleidet unerkannt und ungehindert in Überfallziele (Dörfer, Städte und zunehmend auch Flüchtlingslager) einmarschieren zu können. In einigen Fällen scheinen solche Aktionen sowohl von RUF-Einheiten untereinander als auch mit abtrünnigen Teilen der SLA abgesprochen und koordiniert worden zu sein – was sich im Einzelnen jedoch nicht genauer nachvollziehen lässt (vgl. Muana 1997: 81ff.; Keen 2005: 120).

Das *sobel*-Phänomen löste massenhafte Fluchtbewegungen aus, die noch dadurch verstärkt wurden, dass – vermeintlich? – regierungstreue Teile der SLA in den Distrikten des Südostens (Pujehun, Kailahun und Kenema) und im Kono Distrikt Evakuierungen durchführten und die Zivilbevölkerung dazu aufforderten, in den Städten beziehungsweise in Flüchtlingslagern, die nahe größerer Städte

19 | Vgl. Richards (1996: 13-15), Muana (1997: 81), Gberie (2005: 82), Keen (2005: 107ff.), Hoffman (2011b: 38).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

entstanden, Schutz zu suchen. Schätzungen internationaler Hilfsorganisationen zufolge war gegen Mitte der 1990er Jahre über Flucht und Evakuierung nahezu die gesamte Bevölkerung des Pujehun Distrikts zwangsurbanisiert worden; im Kailahun Distrikt sollen es 89 Prozent der Bevölkerung, im Kenema Distrikt 35 Prozent und im Kono Distrikt 26 Prozent gewesen sein (vgl. Keen 2005: 122-123; 178ff.). In den ›leeren‹ und somit vergleichsweise leicht kontrollierbaren Gebieten setzten RUF-Einheiten gefangengenommene Zivilistinnen und Zivilisten sowohl zum Diamantenschürfen als auch zu landwirtschaftlicher Zwangsarbeit ein, deren Produkte sie teils selbst verbrauchten und teils verkauften (vgl. Muana 1997: 93-94). Zuweilen scheinen RUF-Einheiten auch Abkommen mit der verbliebenen lokalen Bevölkerung geschlossen zu haben, die dann im Austausch gegen die Erlaubnis, in ihren Dörfern und bei ihren Feldern bleiben zu dürfen, einen Teil ihrer Ernteerträge abtreten musste (vgl. Keen 2005: 112ff., 122-124; Peters 2011b: 103ff.). Keen beschreibt, dass Flüchtlinge, die diese Vorgänge aus mehr oder weniger sicherer Entfernung beobachteten, die wenig konfrontativen Beziehungen zwischen RUF und SLA als »sell game« bezeichneten; als ein Spiel, dessen Ausgang von vornherein abgesprochen war (»a term for a football match that has been fixed in advance«, Keen 2002: 3). Es ließ sich recht deutlich beobachten, dass die SLA nicht nur davor zurückschreckte, RUF-Einheiten in den entvölkerten Gebieten zu konfrontieren, sondern offenbar auch an dem Verkauf der dort erwirtschafteten Produkte beteiligt war und mitverdiente. Ein aus dem Pujehun Distrikt evakuierter Bauer in Bo Town, der versucht hatte, in sein Dorf zurückzukehren, berichtete etwa im Interview mit David Keen:

»You see produce on military trucks. When you want to go back to your village, the soldiers say don't come back. You need permission. You see army trucks bringing goods from the area people are displaced from – palm oil, coffee, cola nuts, cacao…People come from Guinea to Bo to buy these products. […].« (Keen 2005: 123)

5.1.4 Reichtum an Menschen und die Autonomie der Kommandoeinheiten

Gegen Ende des Jahres 1994 veröffentlichte der NPRC ein wohl zugleich als Beruhigung und Warnung intendiertes Statement, in dem erklärt wurde, 80 Prozent der SLA stünden nach wie vor fest unter der Kontrolle der Regierung und gegen die übrigen 20 Prozent sowie gegen alle diejenigen, die sich fälschlicherweise als SLA-Angehörige ausgaben, würden harte Maßnahmen ergriffen werden (vgl. Gberie 2005: 91; Keen 2005: 122). Allerdings gelang es auch in den nachfolgenden Jahren nicht, die SLA – über deren abtrünnige Anteile tatsächlich zu keinem Zeitpunkt verlässliche Prozentangaben möglich waren – effektiv unter Regierungskontrolle zu stellen. Zugleich entstand aber auch keine alternative Kommandostruktur, in der abtrünnige SLA-Offiziere dann zentralisiert die Kontrolle übernommen hätten. An die Stelle zentralisierter Kontrolle trat stattdessen – in regierungstreuen SLA-Einheiten vermutlich kaum weniger als in abtrünni-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

gen – die weitreichende Autonomie einzelner Kommandeure. In dieser Hinsicht ähnelten die Befehls- und Autoritätsstrukturen der SLA sowohl denen der durch Zwangsrekrutierungen stetig wachsenden RUF als auch denen der *Kamajors*/CDF, deren Formierung ich unten gleich ausführlich beschreibe (siehe 5.1.5 und 5.1.7). Studien zu SLA-, RUF-, und *Kamajors*/CDF, die auf Feldforschungen mit (ehemaligen) Kämpferinnen und Kämpfern in der Kriegs- und Nachkriegszeit basieren, stimmen darin überein, dass die jeweils physisch in ihren Einheiten unmittelbar anwesenden Kommandeure ein hohes Maß an autonomer Befehlsgewalt über ihre Kämpferinnen und Kämpfer ausgeübt haben, für deren (zwangsweise) Rekrutierung und Versorgung sie ebenfalls selbst Sorge tragen mussten.[20] Dies bedeutete nicht zwangsläufig, dass Kommandeure sich nicht zumindest auch an Befehlen orientierten, die sie ›von oben‹ erhielten; aber ob und wie genau sie dies taten, entschieden Kommandeure – gegebenenfalls in Absprache mit Patronen und Allianzpartner innerhalb oder auch außerhalb ihrer bewaffneten Gruppe – letztlich selbst.

Wer diese Kommandeure waren und wie genau sie Kommandeure wurden, ist kaum erforscht. Aus den Werdegängen einiger prominenter Kommandeure, die im Kriegsverlauf über einzelne Kommandoeinheiten hinaus an Einfluss gewannen und schließlich zu den Führungspersonen ihrer jeweiligen bewaffneten Gruppe gezählt wurden (etwa Johnny Paul Koroma für abtrünnige Teile der SLA, Sam Bockarie für die RUF und Moinina Fofana für die *Kamajors*/CDF), lässt sich aber zumindest ableiten, dass es sich bei ihnen wohl um Personen handelte, die es verstanden, aufstiegsfördernde Allianzen zu schmieden und sich Respekt zu verschaffen (vgl. Keen 2005: 111; Bøås 2007: 40ff.; Hoffman 2007: 653-654; 2011a: 86-87, 127-161). Auch über die Größe der Verbände, die jeweils eine ›Kommandoeinheit‹ ausmachten, ist wenig und erst recht nichts mit Sicherheit Verallgemeinerbares bekannt. Noch der aussagekräftigste Hinweis ist bei Macartan Humphreys und Jeremy Weinstein (2006) zu finden. Sie merken in einer Fußnote an, dass von insgesamt 1043 Exkombattanten aus allen bewaffneten Gruppen, mit denen sie nach Kriegsende eine Umfrage durchgeführt haben, 70 Prozent angaben, dass ihre Einheit weniger als 100 Angehörige umfasst hatte (vgl. Humphreys/Weinstein 2006: 435). Darüber hinaus ziehen Humphreys und Weinstein angesichts der weitgehenden Abwesenheit zentralisierter Kommandostrukturen den Schluss, die Strukturen der bewaffneten Gruppen in Sierra Leone seien »chaotisch« gewesen (»chaotic«, Humphreys/Weinstein 2006: 444). Am Beispiel von Sierra Leone lasse sich somit anschaulich aufzeigen, dass Gewalt gegen die Zivilbevölkerung nicht nur auftritt, wenn Militärführer eine »efficient killing machine« (Humphreys/Weinstein 2006: 444) kontrollieren, sondern auch, wenn gar keine zentralisierten Kommandostrukturen bestehen, so dass es Führungspersonen schon grundsätzlich an der Möglichkeit fehlt, Gewalt gegen die Zivilbe-

20 | Vgl. etwa Peters/Richards (1998), Fithen/Richards (2005), Hoffman (2007; 2011a), Coulter (2009), Peters (2011b).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

völkerung zu unterbinden (unabhängig davon, ob eine Unterbindung von ihnen überhaupt angestrebt wird oder nicht).

Allerdings liefert die Diagnose »chaotischer« Zustände, die sich nur auf die Abwesenheit zentralisierter Kommandostrukturen stützt, noch längst keine substantielle Antwort auf die Frage, nach welchem Prinzip die Kommandoeinheiten stattdessen ›funktioniert‹ haben. Eine solche Antwort, die unmittelbar am Beispiel der *Kamajors*/CDF erarbeitet wurde, die aber auch mit Blick auf RUF- und SLA-Kommandoeinheiten plausibel ist, formuliert der Anthropologe Danny Hoffman, der die Strukturen der *Kamajors*/CDF während und nach dem Krieg in jahrelanger Feldforschung untersucht hat. Er wendet sich in dieser Antwort gegen die Auffassung, es habe sich bei den *Kamajors*/CDF um eine chaotische militärische Organisation gehandelt und argumentiert stattdessen, die *Kamajors*/CDF seien *gar keine* militärische Organisation gewesen; zumindest nicht, wenn darunter eine Organisation verstanden wird, die grundsätzlich darauf ausgelegt ist, entlang zentralisierter, bürokratisch strukturierter Befehlsketten und Hierarchien zu operieren, und die allenfalls durch Fehler oder Missstände von diesem Ideal abweicht. Das zentrale Organisationsprinzip der *Kamajors*/CDF (und insgesamt der Kommandoeinheiten) lässt sich stattdessen als das eines Netzwerks aus personengebundenen Patronage-Beziehungen verstehen. Darin akquirierten Kommandeure mit den Angehörigen ihrer Einheiten einen persönlichen »Reichtum an Menschen« (»wealth in people«, Bledsoe 1980: 46), während sie zugleich selbst auch als Patronage-Nehmer – also in hierarchisch untergeordneten Positionen – in Reichtum-an-Menschen-Beziehungen eingebunden waren:

»Certainly the CDF did not operate in a state of aimless violence. But neither was it a military organization. *Its principle organizational logic was one that organizes many spheres of social, political and economic life throughout sub Saharan Africa: relations of patronage.* What this means in practical terms for people living in the region is that social networks are crucial to everything from employment opportunities to ritual initiations to individual identity. Social action needs to be understood not in terms of individual activities but as the mobilization of social networks. […] *The social being of an individual is measured by the people with whom one has relations of dependence or for whom one acts as a patron. The capacity to maintain a social network (a demonstrable ›wealth in people‹) is the mark of status*.« (Hoffman 2007: 651; Hervorhebungen A.M.)

Solche Patronage- oder Reichtum-an-Menschen-Beziehungen wurden unter Bedingungen kriegerischer Gewalt häufig unter Zwang oder zumindest unter äußerst widrigeren Umständen eingegangen (vgl. Murphy 2003: 96ff.); andererseits knüpften sie in vielen Fällen aber auch an fördernde Reichtum-an-Menschen-Beziehungen an, die bereits in der Vorkriegszeit bestanden hatten. Beispielsweise blieben viele der ehemals hochrangigen Offiziere, die nach der Machtübernahme des NPRC degradiert und in die Kriegsgebiete geschickt worden waren (siehe oben 5.1.2), in Kontakt mit ihren APC-Patronen, von denen die meisten ins

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Exil geflüchtet waren. Diese APC-Patrone ermutigten ihre ohnehin frustrierten Günstlinge dann dazu und unterstützten sie darin, freundliche Kontakte zu RUF-Kommandoeinheiten zu knüpfen. Beispielsweise organisierten sie aus dem Exil heraus Waffenlieferungen an RUF-Einheiten, die Allianzen mit ihren Günstlingen eingegangen waren. Ex-Präsident Momoh scheint in diesen Verstrickungen zeitweilig eine Schlüsselfigur gewesen zu sein: »Momoh himself was alleged by the NPRC to have aided the rebels directly [...]. Momoh acknowledged by early 1995 that it ›was possible‹ that some of his supporters ›were helping to destabilize the country‹«. (Keen 2005: 111-112) Zugleich unterhielten die degradierten Offiziere, die von ihren Patronen so beim Knüpfen von RUF-Allianzen unterstützt wurden, selbst bereits Kommandoeinheiten, deren Angehörige von ihren Kommandeuren erwarteten, sie zumindest nicht mit leerem Magen und nicht ganz ohne ›Besoldung‹ durch den Krieg zu bringen (vgl. Keen 2005: 110-112).

Dass die Kommandoeinheiten ausgerechnet nach einer Patronage- oder Reichtum-an-Menschen-Logik ›funktionierten‹, ist weder auf strategische Planung noch auf Zufall zurückzuführen. Vielmehr wurden so Handlungs- und Denkmuster fortgesetzt, die in Sierra Leone ohnehin als normal und selbstverständlich empfunden wurden und werden und für die zahlreiche Autorinnen und Autoren beschreiben, dass sie in weiten Teilen Subsahara-Afrikas die soziale Realität entscheidend prägen.[21] In Sierra Leone zeigt sich die Reichtum-an-Menschen-Logik im Alltag beispielsweise darin, dass Fremde zuallererst danach gefragt werden, in wessen Auftrag sie denn gekommen sind und beim wem sie überhaupt vor Ort unterkommen (von wem also davon ausgegangen werden kann, dass er oder sie vor Ort für die Fremde/den Fremden verantwortlich ist). Hinter solchen Fragen steht die intuitive Erwartung, dass niemand nur ›für sich selbst‹ sein kann: »[E]verybody is under someones patronage or ›*for somebody*‹«. (Ferme 2001: 84; Hervorhebung A.M.)[22] Dies gilt sogar auch für Patrone, die über einen »demonstra-

21 | Vgl. etwa Bledsoe (1980), Bayart (1993), Chabal/Daloz (1999), Ferme (2001), Hoffman (2007), Pitcher/Moran/Johnston (2009), Utas (2012).

22 | Während der Feldforschung habe ich die Erfahrung gemacht, dass auch ich als Fremde ganz selbstverständlich dieser Logik unterworfen wurde. Besonders drastisch wurde mir dies im Zuge meiner Verhaftung für ein Verkehrsdelikt vor Augen geführt: Ich hatte auf einem Motorradtaxi keinen Helm getragen, was allerdings die meisten Motorradtaxi-Passagiere nicht tun, weil die verfügbaren ›Helme‹ meist schmutzige und dysfunktionale Provisorien sind. Dennoch hatte die Polizei sich an diesem Tag entschieden, Verstöße gegen die Helmpflicht an verschiedenen Checkpoints in Bo Town zu ahnden. Ich wurde also verhaftet und auf die Polizeiwache gebracht, wo sich dann allerdings kein Beamter mit mir auseinandersetzen wollte. Ich wurde auf Englisch gefragt, ob es denn in Bo Town niemand gebe, der »für mich« sprechen könne, während die Beamten auf Krio Bemerkungen darüber austauschten, dass ich ja nur ein »kleines Mädchen« (*small pikin*) sei – also keine etablierte Autoritätsperson, sondern jemand, der definitiv unter dem Schutz eines Patrons oder einer Patronin steht, der oder die mich abholen und meine Geldstrafe bezahlen würde. Um mich

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ble ›wealth in people‹« (Hoffman 2007: 651) verfügen und dabei insofern nicht nur ›für sich selbst‹ sind, als sie für ihre Schützlinge/Günstlinge Verantwortung tragen. Die Anthropologin Mariane Ferme bezeichnet dies als das Paradox der Autonomie (»paradox of autonomy«, Ferme 2001: 171), welches darauf hinausläuft, dass selbst mächtige Patrone idealerweise nie ›frei‹, sondern durch ihre Verantwortung gebunden sein sollen. Von Patronage- oder Reichtum-an-Menschen-Beziehungen wird erwartet, dass sie zwar notwendigerweise hierarchisch sind, aber idealerweise zugleich reziprok sein sollen. Wer Loyalität einfordert, soll demnach auch tatsächlich willens und in der Lage sein, im Gegenzug Schutz und/oder materielle Unterstützung zu bieten; und wer Schutz und/oder materielle Unterstützung in Anspruch nimmt, ist im Gegenzug zu Loyalität verpflichtet.[23]

Für die Beschreibung solcher Beziehungen hat das von Caroline Bledsoe (1980) auf Grundlage von Feldforschung in Liberia geprägte Konzept des »wealth in people« gegenüber den gebräuchlicheren Bezeichnungen ›Patrimonialismus‹ oder ›Patronage‹ den Vorteil, dass es vergleichsweise frei von Konnotationen ist, die in erster Linie ein Bild elitärer und männlich dominierter Korruptions- und Ausbeutungsnetzwerke suggerieren, etwa das folgende: »In patrimonial systems of government ›big persons‹ at the apex of political power compete to command some share of the ›national cake‹ which they then redistribute through their own networks of followers.« (Richards 1996: 35) In einem solchen Bild bleibt ausgeblendet, dass Zu-Jemandem-Gehören nicht nur von mächtigen Männern und ihren Günstlingen gelebt wird, sondern auch von Männern, Frauen und Kindern, die keinerlei Zugang zu elitären Korruptions- und Ausbeutungsnetzwerken haben. Auch sie suchen in ihrem jeweiligen sozialen Umfeld ganz selbstverständlich nach Assoziationsmöglichkeiten mit Patronen oder Patroninnen, von denen sie Schutz und materielle Unterstützung (auf Krio *assistance*) erwarten; und sie gewähren auch selbst, soweit es ihnen möglich ist, noch schlechter gestellten Männern, Frauen und Kindern Schutz und Unterstützung, von denen sie dann im Gegenzug erwarten, dass sie sich auf sie verlassen können und ihrerseits Unterstützung von ihnen erhalten werden, wenn diese benötigt wird. Dabei können Reichtum-an-Menschen-Beziehungen sich mit der Zeit umkehren, wenn

auszuweisen, hatte ich bei der Polizei ein Empfehlungsschreiben der *Njala University* in Bo Town vorgelegt (dieses Schreiben hatte ich eigentlich bei einem Gruppeninterviewtermin mit Lehrerinnen und Lehrern vorzeigen wollen, meinen Pass hatte ich nicht dabei), das mich als Doktorandin von Professor Bob Conteh auswies, der während meines Aufenthalts in Sierra Leone als eine Art Gast-Doktorvater fungierte. Die Erwartungen der Polizisten schienen sich vor allem auf Professor Conteh zu beziehen. Im Endeffekt habe ich schließlich einen meiner Mitbewohner (den Neffen meiner Krio-Lehrerin, der nahe der Polizeistation arbeitete) angerufen, der dann auf die Polizeiwache kam, den Polizisten meine Situation erklärte und dann ›für mich‹ (mit meinem Geld) die Strafe für das Verkehrsdelikt bezahlt hat.

23 | Vgl. Jackson (1982: 90ff.), Ferme (2001: 110-111, 171), Moran (2008: 250-251), Pitcher/Moran/Johnston (2009: 127-129), Hoffman (2011a: 129ff.).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Unterstützungs-Nehmer sozioökonomisch aufsteigen und dann beispielweise dafür sorgen, dass ihre Patrone ein Dach über dem Kopf und Essen auf dem Tisch haben. Gerade in Eltern-Kind-Beziehungen, die in Sierra Leone als eine besonders enge und verantwortungsvolle Variante von Reichtum-an-Menschen-Beziehungen angesehen werden, gilt eine solche Umkehrung sogar als Idealfall.[24]

Aus einer funktionalen Perspektive können Reichtum-an-Menschen-Beziehungen somit als Vorkehrungen verstanden werden, die die Risiken »unversicherter« Lebensbedingungen (»non-insured life«, Duffield 2007: 10) auszubalancieren helfen, in denen schon alleine Hunger und Krankheit entweder nur aus eigener Kraft oder – mit deutlich besseren Erfolgsaussichten – mithilfe der Unterstützung bewältigt werden können, auf die in Reichtum-an-Menschen-Beziehungen wechselseitig gezählt wird (vgl. Bledsoe 1980: 54ff.; Vigh 2006: 104ff.). Da Reichtum-an-Menschen-Beziehungen in Sierra Leone selbst unter ›normalen‹ Bedingungen (im Nicht-Krieg) eine begehrte Überlebenshilfe darstellen, haftet ihnen stets ein gewisses Maß an Notgedrungenheit an: Unterstützungssuchende können bei der Auswahl ihrer Unterstützungsgeber meist nicht allzu wählerisch sein. Vielmehr müssen sie sich um die Patroninnen und Patrone bemühen, die überhaupt in ihrer Reichweite sind – und dies galt umso mehr unter Bedingungen kriegerischer Gewalt, in denen die ohnehin gegebene Unversichertheit noch um ein vielfaches potenziert wurde. Aus dieser Perspektive lässt sich dann auch nachvollziehen, weshalb unter Bedingungen kriegerischer Gewalt selbst Zwangsrekrutierte häufig und vermutlich sogar überwiegend die Entscheidung gefasst haben, sich in die Kommandoeinheiten einzugliedern, in die sie zuvor hineingezwungen worden waren. Letztlich blieb ihnen kaum etwas anderes übrig, als sich mit den Reichtum-an-Menschen-Beziehungen zu arrangieren, die ihnen überhaupt nur offenstanden und in denen sie erwarteten, zumindest ein gewisses Maß an Schutz (das allerdings zugleich mit Schutzlosigkeit gegenüber den ›Beschützern‹ einherging, siehe 5.1.1 und 5.1.2), einigermaßen regelmäßige Mahlzeiten und womöglich Zuteilungen aus geplünderten Gütern zu erhalten.[25] Im Vergleich dazu stellte die Flucht aus Kommandoeinheiten eine unberechenbare und lediglich absehbar lebensgefährliche Option dar. Erstens bestand die Gefahr, von der eigenen Einheit wieder eingefangen und zu Abschreckungszwecken getötet zu werden; zweitens mussten Flüchtige damit rechnen, auf der Flucht von anderen Kommandoeinheiten oder auch von Zivilisten aufgegriffen und getötet zu werden (siehe ausführlich unten 5.2.2); und drittens hatten gerade diejenigen, die schon vor ihrer Rekrutierung im Zuge von Flucht und Vertreibung von ihren Familien getrennt worden waren, gar keinen Ort mehr, an den sie in der sicheren Erwartung hätten zurückkehren können, dort aufnahmebereite Reichtum-an-

24 | Vgl. Bledsoe (1980: 54-55), Shepler (2004: 14-16), Utas (2005: 418ff.), Vigh (2006: 104ff.), Hoffman (2011a: 140).

25 | Vgl. Richards (1996: 28), Murphy (2003: 73ff.), Hoffman (2007: 654), Coulter (2009: 100ff.); Peters (2011b: 12-13, 87ff.).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Menschen-Beziehungen vorzufinden (vgl. Peters/Richards 1998: 206-207; Keen 2005: 76; Coulter 2009: 121).

5.1.5 Die Formierung der *Kamajors*

Angesichts der Kooperation oder zumindest Einvernehmlichkeit zwischen RUF- und SLA-Einheiten, die bereits ab 1992/1993 zunehmend offensichtlich wurde (siehe oben 5.1.3), war der Vertrauensverlust gegenüber der SLA gerade in den von Kriegsbeginn an unmittelbar von kriegerischer Gewalt betroffenen Distrikten des Südens und Ostens spätestens im Laufe des Jahres 1994 perfekt. Im Juli 1994 wurde auf einer gemeinsamen Konferenz aller *paramount chiefs* sogar die Forderung an den NPRC adressiert, restlos alle SLA-Truppen aus den Kriegsgebieten abzuziehen (vgl. Keen 2005: 133); *paramount chiefs* sind in ihren jeweiligen *chiefdoms,* den Verwaltungseinheiten innerhalb der Distrikte, die höchsten Aufseher der lokalen Verwaltung und die höchsten Autoritäten der traditionellen Rechtsprechung, auf deren Grundlage in Sierra Leone die meisten Rechtsstreitigkeiten verhandelt werden (vgl. Fanthorpe 2001; 2005; Sawyer 2008). Ihrer Forderung nach einem kompletten Abzug der SLA wurde vonseiten des NPRC jedoch nicht nachgegeben, der den Mangel an Kontrolle über die SLA stattdessen dadurch auszugleichen versuchte, dass mit der südafrikanischen Militärfirma *Executive Outcomes* eine hochgerüstete Privatarmee angeheuert wurde, die im Auftrag der Regierung die RUF von Vorstößen in Richtung Freetown abhalten und aus den Diamantenabbaugebieten im Kono Distrikt hinausdrängen sollte.[26] Zugleich wurden in den unmittelbar von kriegerischer Gewalt betroffenen Distrikten zunehmend koordinierte Bemühungen unternommen, die eigene Verteidigung zukünftig selbst zu organisieren.

Dabei waren in den Jahren zuvor bereits zwei landesweit bekannt gewordene Bemühungen um die Organisation von Selbstverteidigungsmilizen in ihren Anfängen erstickt worden: 1991 hatte ein junger SLA-Unteroffizier, Prince Benjamin-Hirsch, im Kailahun Distrikt eine Gruppe von Jugendlichen und jungen Männern organisiert, die Dörfer bewachten und unter Benjamin-Hirschs Führung zudem gezielt Jagd auf RUF-Kommandoeinheiten machten. Im Zuge einer

26 | In den Diamantenabbaugebieten ging es für die Regierungsmitglieder des NPRC zum einen um private Diamanteninteressen und zum anderen in gleich mehrerlei Hinsicht ums politische Überleben: Es galt, einen vorzeigbaren Erfolg gegen die RUF zu erreichen, ihr den Zugang zu Diamanten und somit zu Waffen, Munition und sonstigen Versorgungslieferungen aus Liberia abzuschneiden und selbst Kontrolle über Ressourcen zu gewinnen, um die eigenen Reichtum-an-Menschen-Beziehungen bedienen zu können und Unterstützer nicht zu verlieren. *Executive Outcomes* verfolgte in den Diamantenabbaugebieten ebenfalls eigene Interessen, da der NPRC einen Teil der Bezahlung für die Dienste von *Executive Outcomes* in Diamanten-Konzessionen geleistet hatte, die wertlos waren, solange *rebels* und *sobels* die Diamantenabbaugebiete besetzt hielten (vgl. Keen 2005: 151-152).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

solchen Aufspüraktion wurde Benjamin-Hirsch Anfang 1992 in einem Hinterhalt getötet – kurz vor dem erfolgreichen Putsch gegen das APC-Regime, an dessen Planung er noch beteiligt gewesen sein soll.[27] Die von ihm organisierte Miliz, die sogenannte *Airborne Division*, wurde nach seinem Tod aufgelöst; einige Angehörige der Miliz schlossen sich daraufhin SLA-Einheiten an (vgl. Muana 1997: 83; Peters/Richards 1998: 189-190; Gberie 2005: 76-77). Kurz darauf, später im Jahr 1992, wurde im Koinadugu Distrikt im Norden Sierra Leones von Leutnant Komba Kambo, einem NPRC-Regierungsmitglied, das *Tamaboro*-Battalion ins Leben gerufen. Kambo, der selbst aus dem Koinadugu Distrikt stammte, versammelte darin lokal prominente Frauen und Männer, denen übernatürliche Fähigkeiten zugeschrieben wurden. Als *Tamaboro* sollten sie diese Fähigkeiten einsetzen, um versteckte RUF Busch-Camps aufzuspüren und so regierungstreue Teile der SLA bei einer anstehenden Offensive im Kono Distrikt zu unterstützen. Nachdem diese Offensive die meisten RUF-Einheiten im März 1993 zumindest zeitweilig aus dem Kono Distrikt herausgedrängt hatte, wurde den *Tamaboro* allerdings bereits im Oktober desselben Jahres ein brutales Ende bereitet. Bei einem Überraschungsangriff von RUF-Einheiten auf Kabala, die Hauptstadt des Koinadugu Distrikts, wurde das *Tamaboro*-Führungsduo (eine Frau und ein Mann) gezielt ermordet. Da davon ausgegangen wurde, dass die Körper der beiden Führungspersönlichkeiten dank ihrer übernatürlichen Kräfte ›undurchdringbar‹ sein würden, wurden sie zu Tode geprügelt (Gberie 2005: 82-83). Dieser gezielte Anschlag markierte zudem den ersten Vorstoß der RUF in den Norden, an den erst ab Mitte 1994 mit weiteren Überfällen und schließlich mit einer stetigen RUF-Präsenz in den nördlichen Distrikten angeknüpft wurde (vgl. Coulter 2009: 31).

Neben diesen beiden im ganzen Land bekannt gewordenen Milizen waren in den Distrikten des Südens und Ostens schon bald nach Kriegsbeginn in vielen Dörfern, die entweder selbst bereits überfallen worden waren oder in denen durchreisende Flüchtlinge vor der drohenden Gefahr gewarnt hatten, dezentral Schutzwachen organisiert worden, die nach *rebels* und *sobels* Ausschau halten und sie nach Möglichkeit abwehren oder zumindest rechtzeitig – also fluchtermöglichend – vor ihnen warnen sollten (vgl. Keen 2005: 90-91; Beah 2007: 37ff.). Die Auswahl geeigneter Beschützer fiel dabei lokalen *chiefs* zu, denen in Sierra Leone grundsätzlich das Recht zugesprochen wird, ›ihre Leute‹ für gemeinnützige Arbeiten zu mobilisieren (vgl. Richards/Bah/Vincent 2004: 14). Noch dazu konnten *chiefs* sich bei der Mobilisierung von Beschützern auf kulturell verankerte Vorstellungen einer in erster Linie für männliche Jugendliche und junge Männer geltenden Pflicht beziehen, der zufolge sie ihren Dorfgemeinschaften für Schutzdienste zur Verfügung zu stehen haben. An diese Mobilisierungsrechte und Schutzpflichten wurde weiterhin angeknüpft, als die Mobilisierung von Be-

27 | Nach seinem Tod kursierten Gerüchte, denen zufolge Benjamin-Hirsch nicht in einem RUF-Hinterhalt getötet, sondern gezielt von APC-treuen Armeeangehörigen ermordet worden sein soll (vgl. Muana 1997: 83; Gberie 2005: 76-77).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

schützern – von *Donsos* im Kono Distrikt (ab 1991, vgl. Smith/Gambette/Longley 2004: 33-335) und vor allem von *Kamajors* in den Mende-dominierten Distrikten (Moyamba, Bonthe, Bo, Kenema, Pujehun und Kailahun) – immer größere Ausmaße annahm.[28]

Der Begiff *Kamajoi*, im Plural *Kamajoisia*, bezeichnet auf Mende einen Jäger, der über ein Jagdgewehr, über langjährige und erfolgreiche Jagderfahrung und über übernatürliche Kräfte verfügt, die er sowohl bei der Jagd auf wilde Tiere nutzt als auch, um sein Dorf gegen Bedrohungen unterschiedlicher Art zu verteidigen (vgl. Hoffman 2011a: 63); etwa ebenfalls gegen wilde Tiere oder auch gegen die Angriffe mysteriöser Gestaltwechsler, die Vorstellungen zufolge, die in Sierra Leone ethnische Gruppen übergreifend verbreitet sind, manchmal als Mensch und manchmal als Tier auftreten (vgl. Shaw 2002: 208; Richards 2009: 502). *Kamajoisia* tauchen vor allem als mythische Gestalten in Mende-Erzählungen auf – es gibt aber auch ›echte‹ lebende Männer, denen die übernatürlichen Fähigkeiten eines *Kamajoi* zugeschrieben werden. *Kamajors* ist die anglisierte Version von *Kamajoisia*, die als allgemein bekannte Bezeichnung der Mende-dominierten Selbstverteidigungsmilizen auch auf Krio und in anderen sierra-leonischen Sprache gebräuchlich ist (vgl. Hoffman 2011a: 63). Allerdings waren *Kamajors* ganz überwiegend keine *Kamajoisa*, hatten also nicht bereits vor dem Krieg als mit besonderen Kräften ausgestattete Dorfbeschützer fungiert. Die meisten *Kamajors* waren schon allein viel zu jung, um sich bereits den Ruf eines erfahrenen *Kamajoi* verdient zu haben (vgl. Ferme 2001: 26-27; 73; Hoffman 2011a: 69).

Obwohl über die genauen Modalitäten der Formierung der *Kamajors* vieles ungewiss und vage geblieben ist – und das, obwohl sie bereits die mit Abstand am ausführlichsten erforschte der sierra-leonischen Selbstverteidigungsmilizen sind – gilt es als relativ sicher, dass die erste große Mobilisierungsphase ab 1994 in Kenema (der Hauptstadt des Kenema Distrikts) und in Bo Town sowie in den nahe Kenema und Bo Town eingerichteten Flüchtlingslagern stattfand (vgl. Muana 1997: 82ff.; Keen 2005: 132ff.; Hoffman 2011a: 73ff.). Kenema und Bo Town hatten sich in den frühen 1990er Jahren zu zentralen Anlaufpunkten für Flüchtlinge und Evakuierte entwickelt, obwohl die Sicherheits- und Versorgungslage in beiden Städten und in den umliegenden Flüchtlingslagern dramatisch schlecht war (vgl. Keen 2005: 113, 160ff.). In dieser verzweifelten Lage wurde die Mobilisierung der *Kamajors* von lokalen und auch von ›mitgeflüchteten‹ *chiefs* organisiert, denen auch in den Flüchtlingslagern das traditionelle Recht eingeräumt wurde, geeignete männliche Jugendliche und junge Männer für Schutzdienste auszuwählen (vgl. Muana 1997: 83, 88; Hoffman 2007: 650; Hoffman 2011a: 74). Als ›geeignet‹ galten idealerweise männliche Jugendliche und junge Männer, die der ethnischen Gruppe der Mende angehörten, die bereits in *Poro*, die Geheimgesellschaft erwachsener Männer, eingeführt worden waren (siehe ausführlich

28 | Vgl. Muana (1997: 87), Peters/Richards (1998: 196-197), Ferme/Hoffman (2004: 75), Fithen/Richards (2005: 127ff.), Keen (2005: 90-91, 132ff.), Hoffman (2007: 646-647).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

unten 5.1.6) und deren Verlässlichkeit von angesehenen Patronen bezeugt werden konnte (vgl. Muana 1997: 88). Diese Auswahlkriterien wurden im Verlauf des Krieges dann allerdings zunehmend pragmatisch gehandhabt. Es mag sein, dass sie in der ersten Mobilisierungsphase strikt eingehalten wurden – im Verlauf des Krieges wurde jedoch zunehmend rekrutiert, wer gebraucht werden konnte; und dazu gehörten auch Nicht-Mende-Männer, Kinder, Frauen und desertierte oder gefangengenommene RUF-Kämpfer (vgl. Hoffman 2003: 301; 2007: 654, 656-657; McKay/Mazurana 2004: 95-97).

Nach ihrer Auswahl wurden designierte *Kamajors* dann von sogenannten Initiatoren (*initiators*) in eine spezielle *Kamajor*-Geheimgesellschaft (*secret society* oder auch nur *society*) eingeführt. Die Idee einer *Kamajor*-Geheimgesellschaft, die bereits im Verlauf der ersten Mobilisierungsphase aufkam, stellte insofern eine Neuheit dar, als es für die *Kamajoisia* der Vorkriegszeit keine eigene *society* gegeben hatte. Wie mir während meiner Feldforschung von einem *Kamajor* – also von einem während des Krieges in die Geheimgesellschaft Initiierten – erklärt wurde, hätten *Kamajoisia* aber ohnehin keine eigene Geheimgesellschaft gebraucht, da sie ja bereits über besondere Fähigkeiten und Kräfte verfügten, anders als die unerfahrenen Beschützer, die erst noch mit besonderen Kräften ausgestattet werden mussten (Interview mit Joe, 02.05.2009). Bei den Initiatoren, die designierte *Kamajors* in die neue Geheimgesellschaft einführten, handelte es sich in vielen Fällen um bereits lokal bekannte Naturheiler und religiöse Autoritäten oder aber um Personen, die von spirituellen Erweckungs- und Ermächtigungserfahrungen berichteten, die sie zum Initiator-Sein berufen hatten. In den Initiationen führten sie dann Rituale durch, welche die Körper der *Kamajors* kugelsicher machen und ihnen besondere Kräfte und Fähigkeiten für den Kampf verleihen sollten (vgl. Muana 1997: 87-88; Hoffman 2011a: 76ff., 224ff.). Darüber hinaus dienten die Initiationen dazu, den Rekruten die zentrale Regel des *Kamajor*-Seins nachdrücklich einzuprägen, die lautete: »[W]e are the ones who do not do what soldiers do – namely turn against the civilians, whom a military force is created to protect.« (Ferme/Hoffman 2004: 80) Dieses Gebot, sich auf keinem Fall wie abtrünnige SLA-Soldaten gegen die Zivilbevölkerung zu wenden, wurde noch dadurch unterstrichen, dass die mit der Initiation verliehenen *Kamajor*-Kräfte ihre individuelle Wirksamkeit verlieren sollten, wenn und falls dieses Gebot oder damit verknüpfte Verhaltensregeln gebrochen würden (vgl. Muana 1997: 88-89; Hoffman 2011a: 78-79).

Beispielsweise war *Kamajors* der Konsum von Drogen grundsätzlich verboten. Allerdings weist die folgende Darstellung, die ein ehemaliger *Kamajor*-Kämpfer im Interview mit der Anthropologin Ginny Mooy formuliert hat, darauf hin, dass bestimmte »natürliche Kräuter« von diesem Verbot ausgenommen waren; oder aber darauf, dass trotz des grundsätzlichen Drogenverbots bestimmte, zu »natürlichen Kräutern« erklärte Drogen konsumiert und gezielt zur Enthemmung an *Kamajor*-Kämpfer ausgegeben wurden:

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

»›We don't use drugs, but we use natural herb, from the bush, which they [the Kamajor leaders] use which are given to them by their ancestors, by the initiators. ...It gives you more enthusiasm or power, to facing the enemy bullets. Whenever you hear bullet sounds you will be ignited to go there, that is how the power works, that is what the power gives you. It will ignite you to go wherever there is firing, where there is enemy firing. It protects you from bullets. Then it gives you power, enthusiasm and knowledge as to how to fight against your enemy‹.« (Mooy 2007: 61)

Auch sexuelle Kontakte waren *Kamajors* für die Dauer des Krieges grundsätzlich verboten und sollten, so dieses Verbot gebrochen würde – ob in Vergewaltigungen oder in einvernehmlichem Sex –, eine Abschwächung der über die Initiation verliehenen Kräfte zur Folge haben (vgl. Ferme/Hoffman 2004: 81; Keen 2005: 276-278). Allerdings boten im Verlauf des Krieges viele Initiatoren an, nach einem begangenen Regelbruch gegen Bezahlung eine Auffrischung der *Kamajor*-Kräfte vorzunehmen.[29] Vor allem in den letzten Kriegsjahren entstand so eine regelrechte Auffrischungsindustrie, für die erhebliche Nachfrage bestand (vgl. Hoffman 2011a: 113, 237-239). Der Hintergrund war nicht zuletzt, dass auch *Kamajors* Vergewaltigungen begingen und Frauen und Mädchen verschleppten, die sie sich dann in ihren Einheiten sexuell verfügbar hielten und sie zudem für ›häusliche‹ Arbeiten einsetzten (vgl. Staggs Kelsall/Stepakoff 2005: 364ff.; McKay/Mazurana 2004: 95-97).

Mädchen und Frauen waren von der Initiation in die *Kamajor*-Geheimgesellschaft offiziell ausgeschlossen. Dies wurde mit der Notwendigkeit begründet, die Geheimnisse der *societiy* zu bewahren – angefangen von den Initiationsritualen bis hin zu geheimen Zeichen, über die *Kamajors* sich einander im Zweifelsfall zu erkennen geben konnten. Mädchen und Frauen, die in Sierra Leone als tendenziell unbedachter und weniger moralisch urteilsfähig gelten als Männer (vgl. Jackson 1977: 88ff., 1982: 25; Ferme 2001: 62), sollten diese Geheimnisse erst gar nicht erfahren, um sie nicht ›ausplaudern‹ zu können: »Most Kamajors interviewed justified the exclusion of women as an expedient strategy against the risks of the secrets of the society being compromised.« (Muana 1997: 88) Nichtsdestotrotz gab es mit der weithin bekannten und einflussreichen Mama Munda auch zumindest eine weibliche *Kamajor*-Initiatorin (vgl. Hoffman 2011a: 224-226); und anhand von Interview- und Umfragematerial, das in der frühen Nachkriegszeit unter ehemaligen Kämpferinnen erhoben wurde, ist aufgezeigt worden, dass Mädchen und Frauen in *Kamajor*/CDF-Einheiten auch als Kämpferinnen eingesetzt wurden (vgl. McKay/Mazurana 2004: 95-97; MacKenzie 2009: 253).

Nach Abschluss ihrer Initiation wurden *Kamajors* in der ersten Mobilisierungsphase dann Kommandeuren unterstellt, die wiederum in Netzwerke eingebunden waren, in denen vielfältige militärische Rangbezeichnungen kursier-

29 | Auch Erstinitiationen mussten zumindest in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre in aller Regel bezahlt werden (vgl. Ferme/Hoffman 2004: 77).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ten. Allerdings spiegelten diese Rangbezeichnungen gerade keine zentralisierte Kommandostruktur wider; vielmehr waren sie selbst Bestandteile und Marker der einander überlagernden und oft konkurrierenden *Kamajor*-Hierarchien. Danny Hoffman erklärt hierzu:

»There were no fixed definitions attached to specific ranks that codified the duties, obligations or spheres of command for specific positions. Terms like ›adjutant‹, ›platoon commander‹, or ›battalion commander‹ could mean different things in different parts of the organization or at different times in its history. Most important, it could mean different things based on who held the position. This is exactly the opposite of how such titles work in a strictly military organization, where rank implies fixed roles regardless of the individuals who fill them. Most combatants understood the use of these titles as a way to ›map‹ patronage networks.« (Hoffman 2007: 653)[30]

Es kann deshalb davon ausgegangen werden, dass Hinga Norman, der vor dem *Special Court* als klarer Anführer der *Kamajors* beziehungsweise der *Kamajor*-dominierten CDF (ab 1996, siehe unten 5.1.7) gehandelt wurde, tatsächlich zu keinem Zeitpunkt Befehlskontrolle über alle oder auch nur über die meisten *Kamajor*-Kommandoeinheiten hatte (vgl. Hoffman 2007; 2011a). Er lässt sich plausibler als einflussreicher Organisator und als politische Symbolfigur verstehen: Norman, der in den frühen 1960er Jahren an der britischen Militärakademie *Sandhurst* ausgebildet worden war, war in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren als Gegner der APC-Regierung in Erscheinung getreten, ging dann ins Exil und kehrte erst kurz vor der Machtübernahme des NPRC (1992) nach Sierra Leone zurück. Als Mitglied einer *chiefly family* (einer Familie, deren Mitgliedern traditionell das Recht zugesprochen wird, sich um das Amt des *paramount chief* zu bewerben) übernahm er nach seiner Rückkehr ein *chiefdom* im Bo Distrikt. In dieser Funktion war *chief* Norman ab der ersten Mobilisierungsphase zentral an der Organisation der *Kamajors* beteiligt und nach den 1996er Wahlen, als die *Kamajors*/CDF offiziell dem Verteidigungsministerium unterstellt wurden, wurde er zum Vize-Verteidigungsminister der neuen Regierung ernannt (vgl. Gberie 2005: 85-86; Hoffman 2007: 642, 648). Seine Autorität war jedoch von der ersten Mobilisierungsphase an nicht nur durch die Autorität anderer *chiefs*, sondern auch durch konkurrierende Loyalitäten der *Kamajors* zu ihren Initiatoren und zu lokalen Patronen (*big men*) beschränkt; etwa zu Politikern oder reichen Händlern, die *Kamajor*-Einheiten zu ihrem eigenen Schutz oder zum Schutz ihrer Geschäfte anheuerten. Letzteres beinhaltete beispielsweise auch die Bewachung oder gleich

30 | In dem »conflict mapping«, das Smith, Gambette und Longley für die NGO *No Peace Without Justice* verfasst haben, werden diese Rangbezeichnungen dennoch herangezogen, um eine zentralisierte *Kamajor*-Kommandokette zu rekonstruieren – für die allerdings davon ausgegangen werden muss, dass sie den Kommandorealitäten bei den *Kamajors* nicht sehr nahe kommt (vgl. Smith/Gambette/Longley 2004: 53-54).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

die Ausführung von Schürfarbeiten in den umkämpften Diamantenabbaugebieten (vgl. Keen 2005: 153, 196, 277-278; Hoffman: 2011a: 117ff.; 129ff.). Auch Hinga Norman selbst war im Laufe der 1990er Jahre wohl tief in die Konkurrenz um Diamantenabbaugelegenheiten verstrickt (vgl. Keen 2005: 196).

Dass solche Verstrickungen überhaupt möglich wurden, lag nicht zuletzt daran, dass die *Kamajors* bald (ab 1994/95) militärische Erfolge vorweisen konnten. In Kooperation mit ECOMOG und der privaten Militärfirma *Executive Outcomes* gelang es *Kamajor*-Einheiten nach und nach, RUF- und abtrünnige SLA-Einheiten zeitweise aus den Diamantenabbaugebieten hinauszudrängen und die zwangsentvölkerten Gebiete im Süden und Osten zurückzuerobern. Im Bo Distrikt konnte die Einrichtung permanenter RUF Busch-Camps sogar von vornherein ganz verhindert beziehungsweise durch die *Kamajor*-Präsenz wirksam abgeschreckt werden – was RUF-Einheiten allerdings nicht davon abhielt, Ziele im Bo Distrikt von den umliegenden Distrikten aus zu überfallen.[31] Zudem wurden *Kamajor*-Aktionen häufig von SLA-Einheiten behindert, die weiterhin in den größeren Städten, auch in Kenema und Bo Town, stationiert blieben (vgl. Smith/Gambette/Longley 2004: 316ff., 400ff.; Keen 2005: 132ff.).

Spätestens ab 1995 und noch einmal verstärkt ab 1996, nachdem die *Kamajors* in den Status einer Hilfsarmee der neu gewählten Kabbah-Regierung erhoben worden waren (siehe unten 5.1.7), wurden in allen Mende-dominierten Distrikten (Moyamba, Bonthe, Bo, Kenema, Pujehun und Kailahun) *Kamajors* mobilisiert und initiiert (vgl. Smith/Gambette/Longley 2004: 273ff., 323ff.; 502ff.; Hoffman 2011a: 93ff.). Zudem wurden in dem Maße, in dem *rebels* und *sobels* ab Mitte 1994 auch in den nördlichen und zentral sierra-leonischen Distrikten zunehmend Überfälle begingen und Präsenz aufbauten, auch dort nach ähnlichem Muster Beschützer – *Gbethis* und *Kapras* (beide Temne-dominiert) – ausgewählt und in spezielle Geheimgesellschaften initiiert, in denen ihnen besondere Kampfkräfte verliehen und schutzorientierte Verhaltenskodizes eingeprägt werden sollten (vgl. Muana 1998: 78; Smith/Gambette/Longley 2004: 30, 52, 229ff.). Auch in Freetown schlossen sich Ende der 1990er Jahre verschiedene Geheimgesellschaften, die bislang im Wesentlichen freizeitorientierte und zugleich politisch aktive Clubs für junge Männer gewesen waren (vgl. Nunley 1987), als Schutz- und Selbstverteidigungsmilizen zu einem *Organized Body of Hunting Societies* zusammen (vgl. Ferme/Hoffman 2004: 75-76). Trotz dieser Entwicklungen wird allerdings davon ausgegangen, dass die *Kamajors* weiterhin die mit weitem Abstand mitgliederreichste der im Verlauf des Krieges formierten Selbstverteidigungsmilizen blieben (vgl. Muana 1997; Ferme/Hoffman 2004; Hoffman 2007; 2011a).

31 | Vgl. etwa Muana (1997: 93ff.), Smith/Gambette/Longley (2004: 400), Fithen/Richards (2005: 129), Gberie (2005: 93ff.), Keen 2005 (151-152).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

5.1.6 Die ›Sprache‹ der Geheimgesellschaften

Ebenso wie Reichtum-an-Menschen-Beziehungen in Sierra Leone eine allgemein verständliche und naheliegende Organisationslogik für die Kommandoeinheiten darstellten (siehe oben 5.1.4), boten Initiationen in Geheimgesellschaften ein naheliegendes Medium, eine allgemein verständliche ›Sprache‹, um die Transformation zu kommunizieren, die aus ausgewählten Jugendlichen und jungen Männern verlässliche Beschützer machen sollte, die *rebels* und *sobels* etwas entgegenzusetzen haben würden (vgl. ähnlich Muana 1997: 84; Hoffman 2011a: 78-79, 224ff.). Geheimgesellschaften, die in zahlreichen Variationen in ganz Westafrika verbreitet sind, sind in Sierra Leone bedeutende soziale Institutionen (vgl. Bledsoe 1980: 65ff.; Fanthorpe 2007: 4ff.)

Vor allem die geschlechtsspezifischen Geheimgesellschaften, in die Jugendliche idealerweise mit Beginn der Pubertät eingeführt werden sollen – insbesondere *Poro* für Männer und *Sande* oder *Bundu* für Frauen –, gelten in Sierra Leone geradezu als Horte sozialer Ordnung. Die Initiation in geschlechtsspezifische Geheimgesellschaften soll einen ersten und zentralen Schritt der Kontrollgewinnung über die destruktiven Potentiale darstellen, die jede und jeder demnach von Geburt an in sich trägt. Vorstellungen über solche destruktiven Potentiale und die Notwendigkeit ihrer Zähmung sind in Sierra Leone ethnische Gruppen übergreifend verbreitet. Aus Kindern sollen über die Initiation demnach überhaupt erst vollwertige ›Menschen‹ gemacht werden, die sich durch den Willen und die Fähigkeit dazu auszeichnen, im Sinne der Gemeinschaft verantwortungsbewusst zu handeln: »The primary purpose of the men's and women's societies is to produce fully socialized human beings.« (Fanthorpe 2007: 2) Allerdings ist die ›Menschwerdung‹ mit der vollzogenen Initiation keinesfalls in Stein gemeißelt und abgeschlossen. Vielmehr wird erwartet, dass sie im weiteren Lebensverlauf konstant weiterentwickelt und durch gehorsames beziehungsweise verantwortungsvolles Verhalten fortlaufend gefestigt und unter Beweis gestellt wird – vor allem indem Verpflichtungen gegenüber Patronen erfüllt werden und schließlich auch selbst Verantwortung für Schutz- und Unterstützungsbedürftige übernommen wird: »[A] life well lived is said to be one that progresses from youth to adulthood, from the preponderance of one's troubles being those of a client to being those of a patron.« (Hoffman 2011a: 140) Die Initiation in geschlechtsspezifische Geheimgesellschaften stellt somit lediglich einen ersten, aber grundlegenden Transformationsschritt dar.

Auf Basis langjähriger Feldforschung bei Angehörigen der ethnischen Gruppe der Kuranko (im Norden Sierra Leones) beschreibt der Anthropologe Michael Jackson drei zentrale Themen in den Erwartungen, die mit diesem grundlegenden Transformationsschritt verbunden werden: Zum einen bewirkt die Initiation demnach eine soziale Zähmung, die ein neues, moralisch urteilsfähiges Bewusstsein hervorbringt; zum anderen wird mit ihr die Fähigkeit zu Selbstkontrolle eingeprägt, ohne die ein harmonisches oder auch nur ein gewaltloses Zusammenle-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ben nicht möglich ist; und schließlich bewirkt die Initiation eine Einprägung von geschlechtsspezifischer sozialer Verschiedenheit, die klare Grenzen zwischen und unterschiedliche Rollen für Frauen und Männer festlegt:

»Through initiation a person acquires ›new understanding‹ (*hankili kura*) and so becomes a ›new person'(*morgo kura*). These changes depend upon learning to control one's feelings. In Kuranko parlance the neophytes are ›tamed‹ (*kan kolo*). Their disorderly and diffuse natures are brought under control and systemized.« (Jackson 1982: 24; Hervorhebungen im Original)

Und:

»Many Kuranko remark that one of the main purposes of *biriye* [Initiation in geschlechtspezifische Geheimgesellschaften, Anm. A.M.] is ›to maintain respect and distance between men and women‹. Initiations involve a separation of male and female domains and a differentiation of masculine and feminine attributes.« (Jackson 1977: 211; Hervorhebung im Original)

Ähnliche Beschreibungen sind auch bei Mariane Ferme (2001) zu finden, die in den späten 1980er Jahren in Kpuawala, einem Dorf im Bo Distrikt, geforscht hat:

»In Mende, uninitiated children are referred to as *kpowanga* (pl.), a term that also means ›mad‹ and ›mentally deficient‹. In other words, until children are taught how to use knowledge so that they might achieve real understanding, they are capable only of imperfectly perceiving the world around them and are unable to operate in it according to codes of prescribed social behavior. [...] Two processes overlap in initiation: one assumes the moral and ideal attributes of Mende men and women at the same time as one learns how to interpret the surrounding world.« (Ferme 2001: 200-201; Hervorhebung im Original)

Die Rituale, die in Initiationen durchgeführt werden, um diese Transformationsprozesse zu bewirken, variieren in ihren Details zwischen den ethnischen Gruppen, aber auch von *chiefdom* zu *chiefdom* und zwischen Stadt und Land (vgl. Richards 1996: 82; Fanthorpe 2007: 5, 15).[32] Sie beinhalten jedoch in jedem Fall, dass Mädchen und Jungen eine Zeitlang von ihren Eltern getrennt und in den *society-bush* gebracht werden – an einen abgelegenen, sakralen Ort, an dem sie unter

32 | Angehörige der ethnischen Gruppen der Fula und Mandingo lassen ihre Kinder oft gar nicht in Geheimgesellschaften initiieren, weil sich dies nicht mit dem vergleichsweise strengen Islam vereinbaren lässt, den viele Angehörige dieser ethnischen Gruppen praktizieren (vgl. Richards 1996: 82; Fanthorpe 2007: 5). Dennoch teilen auch Fula- und Mandingo-Leute die Vorstellungen, denen zufolge jugendlich-destruktive Potentiale gebändigt und die Regeln der Gemeinschaft von Kindern erst noch verinnerlicht werden müssen (vgl. etwa Riesman 1992: 24, 160ff.).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Aufsicht von jeweils ausschließlich weiblichen beziehungsweise ausschließlich männlichen Würdenträgern der jeweiligen geschlechtsspezifischen Geheimgesellschaft mehrere Tage oder Wochen verbringen. Im *society bush* werden an Mädchen und Jungen dann zum einen rituelle Gewalthandlungen vollzogen; ihnen werden Schmerzen zugefügt, die sie möglichst tapfer beziehungsweise ›selbstkontrolliert‹ ertragen sollen. Für Mädchen besteht das wohl schmerzhafteste und aufgrund von Infektionsgefahren zudem gefährlichste dieser Rituale in Genitalbeschneidungen, die in Sierra Leone in nahezu allen ethnischen Gruppen[33] üblich sind (vgl. Jackson 1977: 188; Coulter 2005: 436ff.; Fanthorpe 2007: 16ff.). Neben solchen physischen Prüfungen werden Mädchen und Jungen im *society bush* in den Gesetzen der Geheimgesellschaft unterrichtet. Diese Gesetze können im Detail ebenfalls variieren, enthalten aber in jedem Fall Diebstahlverbote, Gehorsamsgebote gegenüber Älteren sowie Regeln zum verantwortungsvollen Verhalten in Reichtum-an-Menschen-Beziehungen im Allgemeinen und in der Ehe im Besonderen.[34] Während Jungen dazu angehalten werden, ihre Arbeitskraft und gegebenenfalls auch ihre Gewaltfähigkeit in den Dienst der Gemeinschaft zu stellen und ihren Familien verlässliche Versorger zu sein, werden Mädchen zu Gehorsam gegenüber ihren männlichen Beschützern und Versorgern angehalten und lernen außerdem – wie mir in Bo Town und Kwelu von einigen Frauen augenzwinkert erklärt wurde –, wie »man einen Mann zufriedenstellt« und sich so seiner dauerhaften Gunst und Versorgungsbereitschaft versichert (vgl. ähnlich Jackson 1977: 183ff.; Bledsoe 1980: 67, 112ff.; Leach 1994: 59ff.).

Die geschlechtsspezifischen Geheimgesellschaften fungieren somit im Wesentlichen als komprimierte ›soziale Schulen‹, in denen Jungen und Mädchen lernen beziehungsweise bestätigt bekommen, welche Rollen ihnen zugestanden werden und wie sie diese Rollen erfolgreich ausfüllen können. Im Rahmen der bourdieuschen Sozialtheorie ließe sich dieser Vorgang so beschreiben, dass ihnen ihre sozialen Felder explizit erklärt und rituell eingeprägt werden – was allerdings insofern eher von symbolischem Wert ist, als sie die Logik der Felder (was sozial erwünscht ist, was wertgeschätzt wird und was nicht) ohnehin jeden Tag in sozialer Interaktion erfahren (vgl. ähnlich Bledsoe 1980: 67). Über die Teilhabe an gemeinsamen und nach außen hin zumindest in ihren Einzelheiten geheimen Ritualen werden die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft und die damit einhergehenden Rechte, Pflichten und Machtverhältnisse dann ›nur‹ noch einmal in eindrücklicher Form kommuniziert: »[T]he secrecy [...] is less an attempt to keep

33 | Die Ausnahme sind christliche Krio, die überwiegend in Freetown und in der Western Area um Freetown leben; muslimische Krio praktizieren eine ›mildere‹ Form der Genitalbeschneidung, in der ›nur‹ ein kleiner Teil der Klitoris entfernt wird (vgl. Fanthorpe 2007: 16).

34 | Vgl. Bledsoe (1980: 66ff.), Leach (1994: 59ff.), Ellis (1995: 188), Ferme (2001: 200-201), Coulter (2005: 439ff.), Fanthorpe (2007: 4, 18).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

knowledge restricted than to transmit certain messages to members in an esoteric form.« (Ellis 1995: 188)[35]

Die Initiation von Beschützer-Rekruten in spezielle Geheimgesellschaften, in denen ihnen besondere Zähmung – die Bindung an das Gebot, sich nicht gegen die Zivilbevölkerung zu wenden – eingeprägt und besonderen Fähigkeiten verliehen werden sollten, stellte somit eine naheliegende ›Sprache‹ dar, um den schützenden Auftrag der Selbstverteidigungsmilizen und ihre gleichzeitige Gefährlichkeit für *rebels* und *sobels* zu kommunizieren. Noch dazu boten die Beschützer-Geheimgesellschaften eine eindrucksvolle Antwort auf die massenhaften Zwangsrekrutierungen durch RUF-Kommandoeinheiten, die ihrerseits Assoziationen mit *society*-Initiationen weckten (vgl. ähnlich Hoffman 2011a: 239ff.). Die Anthropologin Susan Shepler zeigt beispielweise auf, dass zwangsrekrutierte Kinder und Jugendliche oft mit derselben sprachlichen Formel bezeichnet wurden, die auch für Kinder und Jugendliche verwendet wird, die gerade in den *society bush* gebracht worden sind: »[T]he children who were abducted by the RUF were called (in Krio), ›*di wan den we den bin kehr go*‹ or ›the ones they took away.‹ That is also sometimes the coded name for initiates who are in the bush.« (Shepler 2004: 22; Hervorhebungen im Original) Diejenigen, die infolge von Entführung und Zwangsrekrutierung zu *rebels* transformiert wurden und Gewalt gegen die Zivilbevölkerung richteten, erschienen dann jedoch geradezu umgekehrt-initiiert: von jeglicher sozialer Kontrolle befreit statt gezähmt, wodurch sogar die bloße ›Menschlichkeit‹ der *rebels* infrage gestellt war (vgl. Shepler 2004: 22-23; Keen 2005: 76-77; Coulter 2009: 101, 215). Entsprechend hieß es in einem *Kamajor*-Gesang, dass die *rebels* wie wilde Tiere in einer Falle, auf Mende *dambi*, gefangen werden müssen. In dem Gesang wurde zunächst gefragt:

> »Which animal do you hope to trap with the *dambi*?
> Please, tell me, why you set the *dambi* on our forefathers's land?«
>
> Die Antwort lautete:
> »We set the *dambi* before the rebels.

35 | Ähnlich beschreibt auch der Soziologe Georg Simmel (1992 [1908]) die vergesellschaftende Wirkung von Geheimnissen in »geheimen Gesellschaften«. Die geheimen Gesellschaften, auf die Simmel in seinen Ausführungen Bezug nimmt, sind Verschwörungszirkel, kriminelle Banden, Gruppen, die »sexuelle Extravaganzen« pflegen, und Freimaurer – aber auch nicht näher spezifizierte »Geheimbünde der Naturvölker« (Simmel 1992 [1908]: 423). Er führt aus: »[D]ie geheime Gesellschaft aber kann ihren Mitgliedern das deutliche und betonte Bewusstsein, daß [sic!] sie eben eine *Gesellschaft* bilden, gar nicht verschwinden lassen: das stets fühlbare und zu bewahrende Pathos des Geheimnisses verleiht der Bundesform, die an diesem hängt, dem Inhalt gegenüber eine, mit anderen Verbindungen verglichen, überwiegende Bedeutung«. (Simmel 1992 [1908]: 441; Hervorhebung im Original)

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Because the rebels killed our forefathers.
Because the rebels killed our mothers.
Because the rebels raped our wives.
Because the rebels raped our mothers.
Because the rebels raped our sisters.
Because the rebels have made us into a displaced people.«
(Abdullah/Muana 1998:186; Hervorhebung im Original)[36]

5.1.7 Wahlen unter Bedingungen kriegerischer Gewalt

Bereits unmittelbar nach ihrem erfolgreichen Putsch gegen das APC-Regime im Jahr 1992 hatten die jungen Unteroffiziere, nun Regierungsmitglieder des NPRC, der sierra-leonischen Bevölkerung in Aussicht gestellt, bald Parlaments- und Präsidentschaftswahlen abzuhalten, und die Regierungsgeschäfte im Anschluss an eine demokratisch legitimierte Regierung zu übergeben (vgl. Richards 1996: 9-13; Keen 2005: 94-96; Gberie 2005: 67-75). Mit der Begründung, dass zunächst der Krieg beendet und ein geordneter Übergang in ein demokratisches System organisiert werden müsse, verschob der NPRC die versprochenen Wahlen dann jedoch in einer im November 1993 abgegebenen Erklärung auf Ende 1995. Als dieser Termin schließlich nahte, der Krieg aber nach wie vor nicht beendet war, hielt der zunehmend in interne Machtkämpfe verstrickte NPRC weiter daran fest, es müsse die Parole *Peace Before Elections* gelten (Kandeh 1998: 95). Nach einem internen Putsch gegen Präsident Valentine Strasser, in dessen Folge der bisherige NPRC-Vize, Julius Maada Bio, die Präsidentschaft übernahm, schien der Weg für Wahlen Anfang Januar 1996 endlich frei zu sein. Unmittelbar nach seiner Machtübernahme vollzog Bio jedoch eine drastische Kehrtwende. Während er sich zuvor noch für eine baldige Abhaltung von Wahlen ausgesprochen hatte, forderte er nun ebenfalls, den Wahltermin weiter aufzuschieben (vgl. Keen 2005: 155). Zugleich nahm der NPRC unter Bios Führung Friedensverhandlungen mit der RUF-Führung auf, die ihre Chance gekommen sah, womöglich doch noch zu einer gütlichen Einigung mit dem NPRC zu gelangen (siehe oben 5.1.2); dies wohl im Idealfall über einen Friedensvertrag, in dem die Posten einer gemeinsamen Nachkriegsregierung von vorherein untereinander aufgeteilt worden wären:

»The NPRC – having ostensibly found the RUF so elusive and so resistant to talks for so long – was now able to bring the RUF speedily to the negotiating table. Elections seem to have rapidly honed the NPRC's and RUF's willingness to negotiate (or perhaps more accurately to negotiate openly). Some observers reported that Bio and other senior NPRC figures had long-standing links with the RUF.« (Keen 2005: 155)

36 | Im Original ist der Gesang insgesamt auf Mende; Abdullah und Muana zitieren für die Übersetzung ins Englische einen Professor Kelfale Kallon (vgl. Abdullah/Muana 1998: 186).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Im Endeffekt führten die Verhandlungen aber zu keiner Einigung. Stattdessen beugte der NPRC sich schließlich der Forderung nach Wahlen, die sowohl von der ›internationalen Gemeinschaft‹ als auch in Sierra Leone von den *paramount chiefs,* von Angehörigen der sierra-leonischen Bildungselite, von zivilgesellschaftlichen Gruppen und von der ›einfachen‹ Bevölkerung nachdrücklich gestellt wurde (vgl. Kandeh 1998: 95-96; Keen 2005: 154ff.). Womöglich waren die NPRC-Mitglieder in letzter Konsequenz doch nicht dazu bereit, sich mit der RUF zu verbünden und ihren Status als »edelmütige Soldaten« (»›gallant soldiers‹«, Gberie 2005: 78), die Sierra Leone von der APC-Einparteienherrschaft befreit hatten, gänzlich aufzugeben. Zudem gelang es zumindest einigen von ihnen, im Austausch für ihre Zustimmung zur Abhaltung von Wahlen vorteilhafte Arrangements für ihre Nach-NPRC-Zeit zu treffen. Für die Zeit nach den Wahlen wurden führenden NPRC-Mitgliedern beispielsweise vom UNDP gesponserte Stipendien zum Studium an Universitäten in den USA oder Großbritannien in Aussicht gestellt (vgl. Keen 2005: 198). Ein im Westen erworbener Universitätsabschluss gilt in Sierra Leone als ultimatives Statussymbol und als Garant für eine vielversprechende Zukunft – in Sierra Leone oder im Ausland. In jedem Fall wurde der Wahltermin schließlich auf den 26. Februar 1996 festgelegt.

Die von dieser Entwicklung enttäuschte RUF-Führung machte sich hingegen den Slogan *Peace Before Elections* zu eigen und kündigte an, die Gewalttaten zu intensivieren – dies sei notwendig, um zu verhindern, dass das Land doch nur wieder in die Hände korrupter Politiker fallen würde (vgl. Keen 2005: 157). Die Gewalttaten von RUF- und abtrünnigen SLA-Einheiten betrafen zu diesem Zeitpunkt zudem nicht mehr nur den Süden und Osten, sondern bereits seit Mitte 1994 zunehmend auch Zentral-, Nord- und West-Sierra Leone mit Ausnahme von Freetown (vgl. Keen 2005: 154ff.; Coulter 2009: 31). Im Tonkolili Distrikt in Zentral-Sierra Leone mussten die Wahllokale wegen der konstanten RUF-Bedrohung, die von den vor Ort stationierten SLA-Einheiten in keiner Weise gemildert wurde, schließlich überwiegend geschlossen bleiben (vgl. Kandeh 1998: 101). Für die Kleinstadt Magbonto (Tonkolili Distrikt) sind für die Tage vor dem Wahltermin beispielsweise die folgenden Ereignisse dokumentiert:

»RUF forces re-entered Magbonto on 23 February 1996. The commander again asked the people whether they were supporting the election process. People answered they wanted peace before elections, fearing the reaction of the RUF forces. While the meeting was going on, a truck loaded with SLA forces entered the town; no fighting took place, which led people to think that the SLA were working in concert with the RUF. RUF forces also looted the town for food; they tortured and shot dead a man who asked how they could provide food when their town had been looted by the RUF on several occasions. Before leaving, RUF forces burnt four houses and abducted two women and eight boys under the age of 15.« (Smith/Gambette/Longley 2004: 228)

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Vor allem im Süden und Osten, vereinzelt aber auch in anderen Landesteilen, wurden Zivilistinnen und Zivilisten im Zuge von Überfällen zudem gezielt verstümmelt. Ihnen wurden Finger oder gleich die ganze Hand abgeschlagen – dies womöglich in Anspielung auf den Wahlslogan des SLPP-Präsidentschaftskandidaten Tejan Kabbah, der lautete »›the future is in your hands‹« (Keen 2005: 154).

Allen gewaltsamen Einschüchterungskampagnen zum Trotz gaben insgesamt knapp die Hälfte der registrierten Wahlberechtigten ihre Stimmen ab, die in den Mende-dominierten Distrikten, in denen *Kamajors* vielerorts die Wahllokale sicherten, zudem nahezu geschlossen an die SLPP und ihren Präsidentschaftskandidaten Tejan Kabbah gingen. Dank dieses regionalen Blockvotums ging dann auch der Gesamtwahlsieg an die SLPP, die in der Vorkriegszeit unter dem APC-Einparteienregime dreizehn Jahre lang verboten gewesen war (vgl. Muana 1997: 97; Kandeh 1998: 101-102). Mit der Ernennung des prominenten *Kamajor*-Organisators Hinga Norman zum Vize-Verteidigungsminister gab Kabbah seiner Wählerschaft dann unmissverständlich zu verstehen, dass er ihren Auftrag verstanden hatte: Anders als noch der NPRC würde er sich bei seinen militärischen Bemühungen um die Beendigung des Krieges nicht länger auf die unberechenbare SLA stützen. Stattdessen wurden die *Kamajors* offiziell mit den Selbstverteidigungsmilizen aus anderen Landesteilen zusammengefasst und – als deutlich *Kamajor*-dominierte *Civil Defense Forces* (CDF) – an der Seite der ECOMOG-Truppen in den (rechtlich allerdings zu keinem Zeitpunkt formal geklärten) Status einer Hilfsarmee der Kabbah-Regierung erhoben. Als solche sollten die *Kamajors*/CDF zukünftig dem Verteidigungsministerium unterstehen und auch über das Verteidigungsministerium mit Reis, dem zentralen Grundnahrungsmittel in Sierra Leone, versorgt werden (vgl. Muana 1997: 96; Hoffman 2007: 642; 2011a: 94ff.). Diese offizielle Aufwertung der Selbstverteidigungsmilizen sorgte innerhalb der unterversorgten SLA für Entrüstung und für Befürchtungen, dass Soldaten und Offiziere unter der neuen Regierung für begangene ›Abweichungen‹ zur Verantwortung gezogen werden würden. Diese Entrüstung und diese Befürchtungen trugen noch dazu bei, den Boden für einen Militärputsch gegen die Kabbah-Regierung zu bereiten, in dessen Folge RUF-Einheiten im Mai 1997 das erste Mal in die Hauptstadt einzogen (vgl. Keen 2005: 198-200; Gberie 2005: 100-101).

5.1.8 Der AFRC-Putsch und die Operation *No Living Thing*

Während *rebel*-Gewalttaten ab 1994 in allen Distrikten erlebt und erlitten wurden, beschränkten sich die Kriegserfahrungen der Hauptstädterinnen und Hauptstädter auch zu Beginn der zweiten Hälfte der 1990er Jahre noch auf Berichte, die ihnen vor allem von Flüchtlingen zugetragen wurden, die sich bis nach Freetown durchgeschlagen hatten. Mr. Kandeh, ein Händler und mein Nachbar in Bo Town, erklärte mir, die Freetowner hätten zu dieser Zeit kaum auch nur eine Vorstellung davon gehabt, welcher Spezies – Menschen, Tiere oder böse Geister – *rebels* überhaupt angehörten. Wenn Mr. Kandehs Geschäfte ihn Mitte der 1990er

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Jahre unter großen Gefahren von Bo Town nach Freetown geführt hatten, war auch er dort stets mit neugierigen und oft ungläubigen Fragen bestürmt worden:

»*When we went to Freetown, the people asked us, if the rebels had a face. Those were the kinds of questions they asked us! They did not know what a rebel was, they had never seen one. And when we, who had seen them and knew how fearful they were, told them about the rebels, they accused us of lying. It was only when the rebels entered the town and they themselves had to suffer … then they finally knew.*« (Interview, 29.04.2009)

Mr. Kandehs Darstellungen »*when the rebels entered the town*« und »*then they finally knew*« könnten dabei auf zwei unterschiedliche Ereignisse verweisen, ich habe leider nicht genauer nachgefragt: entweder auf den Putsch gegen die Kabbah-Regierung am 25. Mai 1997, in dessen Folge RUF-Kommandoeinheiten von den siegreichen Putschisten nach Freetown eigeladen wurden; oder auf den dreiwöchigen *rebel*-Überfall auf die Hauptstadt im Januar 1999, zehn Monate nach Wiedereinsetzung der Kabbah-Regierung.

Der Putsch gegen die Kabbah-Regierung am 25. Mai 1997 ging zwar erneut von Teilen der SLA aus, unterschied sich ansonsten jedoch sowohl in personeller Hinsicht als auch mit Blick auf die Reaktionen in der Bevölkerung drastisch von dem Putsch und der anschließenden Machtübernahme des NPRC im Jahr 1992 (siehe oben 5.1.2). Der Anführer der 1997er Putschisten, der zunächst von einer Gruppe aufständischer Soldaten aus dem Pandemba Road Gefängnis in Freetown befreit werden musste, bevor er dann den erfolgreichen Putsch per Radioansprache verkünden konnte, war der 33-jährige Major Johnny Paul Koroma; er war bereits Monate zuvor unter Verschwörungsverdacht geraten und inhaftiert worden (vgl. Keen 2005: 208; Gberie 2004: 144-145; 2005: 102-107). Verglichen mit den Angehörigen des NPRC stand Koroma am genau entgegengesetzten Ende des politischen Spektrums: Bis 1992 hatte er als persönlicher Günstling von Präsident Momoh einen hohen Offiziersposten in Freetown bekleidet. Nach dem erfolgreichen Putsch gegen das APC-Regime und Momohs Flucht ins Exil wurde Koroma unter dem NPRC dann prompt ›an die Front‹ beordert, wo er sich bald den Ruf erwarb, unverhohlen Allianzen mit RUF-Einheiten einzugehen (vgl. Keen 2005: 111; Gberie 2005: 106). Diese längst geknüpften RUF-Kontakte waren dann wohl ausschlaggebend für Koromas erste Amtshandlung, die er noch während seiner ersten Radioansprache vollzog. Angeblich als ein Akt der Versöhnung zwischen Feinden, tatsächlich aber wohl eher als Fortsetzung längst etablierter freundlicher Beziehungen lud Koroma RUF-Einheiten ein, nach Freetown zu kommen. Außerdem offerierte er der RUF-Führung zentrale Posten in der von ihm angeführten neuen Militärregierung, dem *Armed Forces Revolutionary Council* (AFRC). Foday Sankoh selbst, der zu dieser Zeit in Nigeria inhaftiert war (und der erst für Friedensverhandlungen mit der Kabbah-Regierung Mitte 1999 freikam), wurde in Abwesenheit sofort zum Vize-Vorsitzenden des AFRC ernannt (vgl. Gberie 2004; 145; Keen 2005: 209). Zum Entsetzen der Freetowner

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Bevölkerung erreichten mehrere tausend RUF-Angehörige bereits innerhalb weniger Stunden nach der Radioausstrahlung die Innenstadtgebiete, was wiederum Anlass zu der Vermutung gab, dass sie längst bereitgestanden hatten (vgl. Keen 2005: 208). Nach ihrem Einmarsch folgten Tage voll von Plünderungen, Zerstörungen, Vergewaltigungen und Exekutionen, bevor RUF- und AFRC-Einheiten – bei letzteren handelte es sich um abtrünnige SLA-Einheiten, die sich offen auf die Seite der Putschisten stellten und sich selbst oft *People's Army* nannten – von der neuen Militärregierung einigermaßen zur Ordnung gerufen werden konnten (vgl. Gberie 2004: 147-148).

Obwohl nach der Vereinigung der bisherigen ›Feinde‹ – SLA und RUF – offiziellen Erklärungen zufolge fortan Frieden herrschen sollte, gelang es dem AFRC über die gesamte achtmonatige Dauer seiner ›Regierungszeit‹ nicht, gewaltsame Übergriffe und Plünderungen effektiv zu unterbinden. Die Anti-Plünderungseinheiten, die Koroma in Freetown patrouillieren ließ, wurden vielmehr dabei beobachtet, wie sie sich selbst an Plünderungen beteiligten (vgl. Gberie 2004: 147-148, 2005: 101). Die Reaktionen der Freetowner Bevölkerung auf den ›Frieden‹, den der AFRC ihr gebracht hatte, waren entsprechend von Entsetzen und Ablehnung geprägt. Es kam zu Protesten, die für Demonstranten nicht selten tödlich endeten (vgl. Gberie 2004: 156-158; Keen 2005: 210-212). Ein junger Mann berichtete im Interview mit David Keen:

»The behaviour of the RUF in the junta [gemeint ist die Allianz zwischen dem AFRC und der RUF, Anm. A.M.] really sent a chill to many people's spine. They weren't under any control. They came to our house, demanded stuff – food, money. They took vehicles … Vast numbers opposed the junta in Freetown, but for safety it was better to keep indoors and keep a sealed mouth. Early morning you would see corpses in the street.« (Keen 2005: 210)

In den Distrikten machten RUF/AFRC-Einheiten, die nach dem Putsch die meisten größeren Städte im Landesinneren besetzt hielten, unterdessen Jagd auf *Kamajor*/CDF-Einheiten und auf zivile *Kamajor*/CDF-Kollaborateurinnen und -Kollaborateure, während *Kamajor*/CDF-Einheiten zugleich ihrerseits bemüht waren, RUF/AFRC-Einheiten in Hinterhalte zu locken und RUF/AFRC-Kollaborateurinnen und -Kollaborateure aufzuspüren und unschädlich zu machen. Die folgende Schilderung bezieht sich beispielsweise auf das Vorgehen von *Kamajor*/CDF-Einheiten im Kenema Distrikt im Juli und August 1997:

»The Kamajors regrouped and began attacking RUF/AFRC forces, often by laying ambushes. Captured RUF/AFRC members were killed, frequently on the spot. Across Kenema District, civilians suspected of being a member of the RUF/AFRC forces or a member of their family[37] or a collaborator were killed. For example, at Konia (Dama Chiefdom) […], one man

37 | Manchmal scheinen Kämpferinnen und Kämpfer darum bemüht gewesen zu sein, in Kontakt mit ihren Familien zu bleiben (siehe auch das Beispiel des von Peters und Richards

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

was shot dead and another was beaten for two days, both on the grounds that they were ›not on the side of the CDF‹.« (Smith/Gambette/Longley 2004: 318)

Bei (mutmaßlichen) Kollaborateurinnen und Kollaborateuren konnte es sich um Zivilistinnen und Zivilisten handeln, die unter Zwang oder auch freiwillig mit Kommandoeinheiten Handel trieben, ihnen Verstecke und Nahrungsmittel zur Verfügung stellten und/oder Informationen an sie weitergaben – oder auch um Personen, die gänzlich ›unverschuldet‹, also ohne der einen oder anderen Seite freiwillig oder unfreiwillig Unterstützungsdienste geleistet zu haben, unter Kollaborationsverdacht gerieten. Sheriff, ein ehemaliger RUF-Kämpfer, erklärte mir, dass es für Zivilistinnen und Zivilisten in dieser Situation nahezu keine Möglichkeit gegeben habe, sich ›richtig‹ zu verhalten:

»*The war escalated too much. See, we had collaborators, we had rebels, we had soldiers, and we had Kamajors. And who are the collaborators? They say: ›Those, who mingle with the rebels, those who mingle with the soldiers are collaborators.‹ How can it be? […] When Kamajors come, you have to mingle with Kamajors, because you are a civilian, you have to sustain your life. […] But then, when the Kamajors leave and rebels come, they will say this is a collaborator, because he has mingled with Kamajors and then they kill and shed blood. Everybody was killing in this country.*« (Interview, 17.02.2009)

Während die gegenseitige Jagd und brutale Übergriffe auf Zivilistinnen und Zivilisten in den Distrikten anhielten, boten ECOMOG-Truppen, die zu diesem Zeitpunkt Gebiete im Nordwesten Liberias kontrollierten, *Kamajors*/CDF-Einheiten auf der liberianischen Seite der Grenze einen vergleichsweise sicheren Raum, um sich neu zu formieren: »It was there that kamajors from inside Sierra Leone gathered to prepare a coordinated effort to reinstate the Kabbah government with material and training from ECOMOG.« (Hoffman 2011a: 44) Kabbah selbst hielt sich zu diesem Zeitpunkt in Conakry (der Hauptstadt von Guinea) auf, von wo aus er die ›internationale Gemeinschaft‹ und insbesondere die britische und die US-Regierung um militärische Unterstützung bat (vgl. Hoffman 2011a: 44ff.).

Im Februar 1998 gelang es ECOMOG-Truppen dann in einer Offensive, für die die britische Sicherheitsfirma *Sandline International* Waffen, Transportservices und militärischem Know-how zur Verfügung gestellt hatte, die AFRC-Füh-

interviewten Jugendlichen, oben 5.1.2). Vandy, ein junger Mann, der als Kind von einer RUF-Einheit entführt und zwangsrekrutiert worden war und später zu den *Kamajors*/CDF überlief, erzählte mir beispielsweise, dass er während seiner RUF-Zeit (bis 1996) mehrmals versucht hatte, seine Familie vor bevorstehenden Überfällen zu warnen – in dem Bewusstsein, dass solches ›Kollaborationswissen‹ selbst ein Todesurteil darstellen konnte, wenn es die Wissenden verdächtig machte: »*I had to warn them.* […] *I never gave them all the information. I just gave them a few … because maybe tomorrow they will sit down and talk to other people and then maybe they will know.*« (Interview, 01.05.2009)

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

rung und die in Freetown versammelten RUF/AFRC-Kommandoeinheiten aus der Hauptstadt hinauszudrängen (vgl. Keen 2005: 216). In den Distrikten wurde diese Offensive von *Kamajor*/CDF-Einheiten unter dem offiziellen Motto *We Fight for Democracy* fortgesetzt, wobei mit ›Demokratie‹ in erster Linie die Rückkehr der gewählten Kabbah-Regierung gemeint war (vgl. Ferme/Hoffman 2004: 83; Hoffman 2011a: 96ff.). Die Offensive war insbesondere in den südlichen Distrikten (Moyamba, Bonthe, Bo und Pujehun) erfolgreich, die danach bis zum Kriegsende unter *Kamajor*/CDF-Kontrolle blieben (siehe auch unten 5.1.9). Im März 1998 wurde die Kabbah-Regierung offiziell wiedereingesetzt.

Die aus der Hauptstadt vertriebenen RUF/AFRC-Kommandoeinheiten zogen sich unterdessen in den Distrikten des Nordens (Kambia, Bombali und Koinadugu) und Ostens (vor allem Kono und Kailahun) in Busch-Verstecke zurück, von denen aus sie Überfälle unternahmen, um Nahrungsmittel und neue Rekruten zu akquirieren (vgl. Smith/Gambette/Longley 2004: 127, 172ff., 277, 323; Keen 2005: 217ff.). Im Verlauf des Jahres 1998 gelang es RUF/AFRC-Einheiten, erneut weite Teile der Diamantenabbaugebiete im Kono Distrikt zu besetzen und vom Kailahun Distrikt aus eine Verbindung nach Liberia zu etablieren. Gestärkt durch Waffen- und Verpflegungslieferungen aus Liberia, wo Charles Taylor im August 1997 zum Präsidenten gewählt worden war, rückten sie schließlich erneut in Richtung Freetown vor.[38] Ermöglicht wurde das vergleichsweise koordinierte Vorrücken wohl durch ein fahrlässig vom BBC *Africa Service* ausgestrahltes Radiostatement des stellvertretenden RUF-Anführers Sam Bockarie, in dem dieser der Kabbah-Regierung ein erneutes Vorrücken auf die Hauptstadt androhte, das er als Operation *No Living Thing* bezeichnete. Ehemalige RUF-Kämpfer haben nach Kriegsende berichtet, diese Drohung sei in den weiträumig verstreuten Kommandoeinheiten als Aufforderung verstanden worden, sich erneut auf Freetown zuzubewegen (vgl. Gberie 2005: 120). Als sie Freetown schließlich im Januar 1999 erreichten, überzogen RUF/AFRC-Kommandoeinheiten die Stadt mit Gewalttaten, wie sie dort bislang noch nicht erlebt worden waren (vgl. Keen 2005: 227ff.). Insofern ist es gut möglich, dass die Erklärung des Händlers Mr. Kandeh, die Freetowner hätten die *rebels* erst erleben müssen, um sich ein Bild von ihrer Schrecklichkeit machen zu können (siehe oben), tatsächlich erst auf diese Gewalttaten im Januar 1999 verweist. Während RUF/AFRC-Einheiten zu Zeiten der AFRC-Militärregierung noch zumindest dazu angehalten worden waren, die Zivilbevölkerung zu schonen, gingen sie die Bevölkerung in der Hauptstadt nun mit der ganzen Brutalität an, die in Sierra Leone bis heute als zentrale Charakteristik des *rebel war* gilt.

Innerhalb weniger Wochen wurden in Freetown tausende Zivilistinnen und Zivilisten getötet, ungezählte Mädchen und Frauen vergewaltigt und Männer, Frauen und Kinder verstümmelt – ohne dass es für sie irgendeine ›richtige‹ Ver-

38 | Vgl. Smith/Gambette/Longley (2004: 354ff.), Keen (2005: 216ff.), Gberie (2005: 121-124), Utas/Jörgel (2008: 494).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

haltensweise gegeben hätte, über die sie diesen Gewalttaten hätten entgehen können. Wenn RUF/AFRC-*rebels* ihre Taten überhaupt begründeten, hieß es, die Bevölkerung von Freetown werde dafür bestraft, die Kabbah-Regierung dem AFRC vorgezogen zu haben. Aus dieser Perspektive hatte die Zivilbevölkerung ihr ›Verbrechen‹ bereits begangen und konnte nicht mehr mit Gnade rechnen. Die meisten dokumentierten Berichte von Überlebenden zeichnen allerdings ohnehin ein Bild durchdringender Unberechenbarkeit, in der diejenigen, die tatsächlich noch nach Begründungen fragten, von häufig massiv unter Drogeneinfluss stehenden Kämpferinnen und Kämpfern sogar noch verhöhnt wurden (vgl. Gberie 2005: 126-130; Keen 2005: 227-244).

Insgesamt lassen sich fünf verschiedene Formen oder ›Ausgestaltungen‹ von Gewalt ausmachen, von denen Überlebende des Überfalls auf Freetown besonders häufig berichtet haben und die mit dem übereinstimmen, was in den Distrikten längst erlebt und erlitten worden war: dies sind erstens Massaker, in denen Männer, Frauen und Kinder zusammengetrieben und entweder erschossen oder in Häusern zusammengepfercht verbrannt wurden; zweitens Vergewaltigungen, für die häufig gezielt junge und besonders attraktive Mädchen und Frauen ausgewählt wurden; drittens Entführungen und Verschleppungen; viertens Amputationen von Gliedmaßen, die mit Macheten oder Äxten ausgeführt wurden; und fünftens grausame ›Spiele‹, in denen Zivilistinnen und Zivilisten Fallen gestellt wurden und/oder in denen sie dazu gezwungen wurden, Vergewaltigungen, Verstümmelungen und Exekutionen mitanzusehen und über sie zu lachen oder den Tätern zu applaudieren. Die folgenden drei Berichte von Überlebenden, die hier nur zumindest ansatzweise einen Eindruck von diesen Gewalttaten vermitteln sollen, sind im Frühjahr 1999 in Freetown dokumentiert worden (vgl. HRW 1999).

Dem 43-jährigen Tejan wurden am 20. Januar 1999 von einem jugendlichen *rebel* beide Hände mit einer Axt abgeschlagen:

»After they set fire to my house they caught me trying to escape out the back door. They then brought me to the compound next door where I saw they'd captured two of my neighbors. They started arguing over whether to kill me or cut my hands. Then the one who seemed to be in charge gave the order to amputate both my hands and called forward a fifteen-year-old boy they called ›Commander Cut Hands.‹ I refused to lie down. They beat me and it took several of them to hold me. They tripped me and when I fell to the ground three of them had to sit on my legs and back and another few had to hold my arms. Then they took out that axe. I was crying and after they'd hacked off both of my hands I screamed, ›just kill me, kill me‹.« (HRW 1999: Kapitel 4)[39]

39 | Da der HRW-Report nur als Online-Version ohne Seitenzahlen verfügbar ist, ist eine Seitenangabe hier leider nicht möglich.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Fatmata, 38 Jahre alt, beobachtete, wie verschleppte Mädchen von einer *rebel*-Kämpferin daraufhin untersucht wurden, ob sie noch Jungfrauen waren. Eines dieser Mädchen, das für besonders hübsch befunden wurde, wurde schließlich als ›Mitbringsel‹ für den Kommandeur ausgewählt. Fatmata selbst blieb verschont. Sie hörte die *rebels* untereinander flüstern, dass sie ihnen zu alt sei:

»There was a lot of gunfire and I was trying to escape with my family when we were stopped by a rebel checkpoint. Inside the compound of the house next to where we were being searched, I saw five young girls between thirteen and sixteen, lying completely naked on the ground with one or two rebels holding each one by the arms, another two holding the legs apart and a female commander named Rose putting her fingers inside the vagina of each one to determine if she was a virgin or not. The girls were crying and struggling and I saw a few of the rebels slap them and rough them up. After finishing with each girl, Commander Rose would announce to the others whether she was or was not a virgin. She was very crude and after checking one small girl said, this one is a sweet popo [papaya]; she'll do well for the commander. After the girls had been checked, they put the virgins to one side and the nonvirgins to the other. As the rebels let us pass through I heard them saying to each other we don't want this lot, let them go, they are too old.« (HRW 1999: Kapitel 4)[40]

Lynette, 16 Jahre alt, wurde von *rebels* verschleppt, gefangen gehalten und unter Drogen gesetzt. Während ihrer Gefangenschaft beobachtete sie, dass *rebels* entführten männlichen Jugendlichen Drogen injizierten, bevor diese mit dem Auftrag losgeschickt wurden, Häuser in Brand zu setzten:

40 | In dem Bericht der sierra-leonischen Wahrheits- und Versöhnungskommission wird spekuliert, Vergewaltigungen seien während des Krieges gezielt befohlen und eingesetzt worden, um die Geltung traditioneller Normen zu unterhöhlen und durch sexuelle Tabu-Brüche den sozialen Zusammenhalt in Familien und Dorfgemeinschaften zu zerstören (vgl. TRC 2004a: 486-487). Vergewaltigungen sollen demnach, ähnlich wie es etwa für den Krieg in Bosnien und Herzegowina dokumentiert ist, Komponenten einer ausgefeilten Zerrüttungs-Strategie gewesen sein, die von den Kommandoeinheiten auf Befehl hin umgesetzt wurden. Angesichts der weitgehenden Autonomie der Kommandoeinheiten in allen bewaffneten Gruppen und den – allem Anschein nach – lustorientierten Auswahl- und Ausübungspraktiken, die von vielen Vergewaltigungsopfern geschildert worden sind, kann diese Interpretation jedoch nicht überzeugen. Plausibler erscheint es, dass durch Drogen enthemmte und zu Gewalt gegen die Zivilbevölkerung angestachelte Kämpfer Überfälle vielfach als Gelegenheiten nutzten, um Mädchen und junge Frauen zu vergewaltigen und zu verschleppen, die ihnen gefielen und die sie ›haben‹ wollten (vgl. Wood 2006: 316, 321-323; Coulter 2009: 126ff.). Wie an Fatmatas Schilderung deutlich wird, gab es aber in der Tat auch Fälle, in denen Vergewaltigungen beziehungsweise die Auswahl von Frauen und Mädchen für Vergewaltigungen als grausame Spektakel inszeniert wurden.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

»From the first day they drugged us. They showed me some powder and said it was cocaine and was called brown-brown. I saw them put it in the food and after eating I felt dizzy. I felt crazy. One day I saw a group of rebels bring out about twenty boys all abductees between fifteen and twenty years old. They had them lined up under gunpoint and one by one called them forward to be injected in their arms with a needle. The boys begged them not to use needles but the rebels said it would give them power. About twenty minutes later the boys started screaming like they were crazy and some of them even passed out. Two of the rebels instructed the boys to scream, I want kill, I want kill and gave a few of them kerosene to take with them on one of their burn house raids.« (HRW 1999: Kapitel 4)

Ebenfalls so, wie es in den Distrikten bereits erlebt und erlitten worden war, hatten Zivilistinnen und Zivilisten auch in Freetown zudem keine verlässliche Schutzoption. Zum einen mussten sie damit rechnen, von ECOMOG-Truppen, die sie eigentlich schützen sollten, mit RUF/AFRC-Angehörigen verwechselt und wie *rebels* unter Beschuss genommen zu werden. Zum anderen verbreiteten sich bald Berichte darüber, dass *rebels* in erbeutete ECOMOG-Uniformen gekleidet durch die Stadt zogen, um Zivilistinnen und Zivilisten in Sicherheit zu wiegen und zu töteten, sobald diese zu erkennen gaben, dass sie bei den vermeintlichen ECOMOG-Truppen Schutz suchen wollten (vgl. HRW 1999: Kapitel 4). Die *Kamajor*/CDF-Einheiten schließlich, die sich in den Wochen des Überfalls in Freetown aufhielten, schienen sich eher nicht in Auseinandersetzungen mit RUF/AFRC-Einheiten verwickeln lassen zu wollen und waren oft mit eigenen Plünderungen beschäftigt (vgl. HRW 1999: Kapitel 5; Ferme/Hoffman 2004: 80).

Über Bombardierungen, bei denen zivile Opfer dann massenhaft in Kauf genommen wurden, gelang es ECOMOG-Truppen Ende Januar 1999, die RUF/AFRC-Einheiten zu großen Anteilen erneut aus Freetown hinauszudrängen (vgl. HRW 1999: Kapitel 5; Keen 2005: 246). Einige AFRC-Einheiten, die bald als *West Side Boys* bekannt wurden, zogen sich daraufhin ins Umland der Hauptstadt zurück und richteten unter Führung der Kommandeure Ibrahim Kamara (bekannt als ›Bazzy‹) und Hassan Bangura (genannt ›Bomblast‹) in den Okra Hills (östlich von Freetown) ihren zentralen Stützpunkt ein. Von dort aus kontrollierten sie die für die Versorgung der Hauptstadt zentralen Zugangsstraßen und unternahmen Überfälle, über die sie sich mit neuen Rekruten, Arbeitskräften sowie Nahrungsmitteln und sonstigen Gütern versorgten (vgl. Utas/Jörgel 2008: 495ff.). Noch dazu erhielten die *West Side Boys*, die in den Okra Hills bald in vergleichsweise luxuriösen Zuständen lebten, viel freiwilligen Zulauf aus den Freetowner Slums – und selbst die Kabbah-Regierung stand ihnen nicht rundheraus ablehnend gegenüber. Im Mai 2000 heuerte die Kabbah-Regierung, die einen erneuten Überfall auf die Hauptstadt befürchtete, die *West Side Boys* als militärische Hilfskräfte an: Zusammen mit *Kamajor*/CDF-Einheiten sollten sie RUF-Verstecke in Freetown ausfindig machen, um eine schleichende Infiltration der Hauptstadt zu verhindern (vgl. Keen 2005: 264, 284; Utas/Jörgel 2008: 502-503). Über Sierra Leone hinaus wurden die *West Side Boys* einige Monate später bekannt, als ihre

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

führenden Kommandeure längst wieder in die zumindest offiziell regierungstreuen Teile der SLA aufgenommen worden waren. Ihre internationale Bekanntheit resultierte daraus, dass die übriggebliebene ›Besatzung‹ in den Okra Hills im August 2000 elf britische Soldaten entführte, die dann von britischen Spezialeinheiten befreit wurden. Das Hauptquartier in den Okra Hills wurde nach der Befreiungsaktion restlos zerstört:

»After all negotiations failed, Britain sent in some of their elite forces in order to free the hostages. ›Operation Barras‹ took place in the early hours of 10 September. British troops attacked with Chinook helicopters, freed the hostages, and finally destroyed the West Side Boys' base. Over the following days, the Gbethis, a local CDF, cleaned up the area and thereby closed the chapter on the WSB [*West Side Boys*, Anm. A.M.].« (Utas/Jörgel 2008: 505)

Die meisten RUF-Einheiten hingegen zogen sich in die Distrikte des Nordens und Ostens zurück, wo sie Städte besetzten, Straßen kontrollierten und Waffen- und Verpflegungslieferungen aus Liberia erhielten – auch nachdem die RUF-Führung im Juni 1999 ein Friedensabkommen mit der Kabbah-Regierung unterzeichnet hatte (vgl. Keen 2005: 253; Gberie 2005: 185ff.; siehe oben 5.1). Die Stadt Makeni (Bombali Distrikt) wurde zu dieser Zeit und blieb bis 2001 der zentraler RUF-Stützpunkt, an dem von Issa Sesay, einem unter den Einheiten im Norden beliebten und einflussreichen Kommandeur, Bemühungen unternommen wurden, Übergriffe gegen Zivilistinnen und Zivilisten zumindest einzudämmen (vgl. Keen 2005: 273-274).[41] Es wurden Plünderungsverbote erlassen und bei Zuwiderhandlung harte Strafen angedroht, während zugleich Bemühungen unternommen wurden, Plünderungen zu formalisieren und sie in offizielle Abgabepflichten umzuwandeln:

»Throughout RUF/AFRC controlled territory, local RUF/AFRC began establishing joint civilian and military cooperation committees known as G5 committees. Without fail, the establishment of the G5 committee was accompanied by promises that RUF/AFRC commanders would prevent their forces from inflicting violence upon civilians. The G5 committees administered the collection of periodic – sometimes daily – contributions of money and food from the civilian population to the RUF/AFRC.« (Smith/Gambette/Longley 2004: 128)

Im November 1999 begann die UNAMSIL-Intervention in Sierra Leone, die in den folgenden Monaten jedoch zunächst kaum Fortschritte bei der Umsetzung ihres auf Entwaffnung und Demobilisierung ausgerichteten Mandats bewirken

41 | Issa Sesay wurde im April 2009 von dem *Special Court* zu einer Gefängnisstrafe von 52 Jahren verurteilt (vgl. Special Court for Sierra Leone 2009). Sein Prozess und die auf Befehlsverantwortung aufbauende Anklageführung werden in dem Dokumentarfilm *War Don Don* (2010) geschildert.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

konnte (siehe oben 5.1). Die Bereitschaft, ihre Einheiten entwaffnen und demobilisieren zu lassen, stieg gerade unter RUF-Kommandeuren dann jedoch ab 2001 deutlich an, als Charles Taylors Regime nicht nur international geächtet und mit Sanktionen belegt wurde, sondern auch in Liberia unter Druck geriet. Diese Entwicklungen ließen Unterstützungslieferungen an die RUF stocken, während Taylor zugleich darum bemüht war, die RUF für einen Krieg in Guinea zu gewinnen. Von dort aus erhielt der bewaffnete Widerstand gegen Taylor finanzielle und logistische Unterstützung (vgl. Keen 2005: 268ff.; Hoffman 2011a: 50ff.). Offenbar war die Mehrzahl der RUF-Kommandeure – von einfachen Kämpferinnen und Kämpfern ganz zu schweigen – jedoch nicht erpicht darauf oder auch nur bereit dazu, sich in einen neuen und wenig aussichtsreichen Krieg verwickeln zu lassen. RUF-Einheiten hatten in Gefechten mit anti-Taylor bewaffneten Gruppen an der Grenze zu und in Guinea bereits einige Niederlagen hinnehmen müssen. Stattdessen sahen viele in dem DDR-Programm, das einmalige Bargeldzahlungen, Saatgut, Ausbildungsplätze oder auch die Zahlung von Schulgeld in Aussicht stellte, zunehmend eine vielversprechende Exit-Option; zumal erwartet wurde, dass im Zuge dieser Unterstützung durch die ›internationale Gemeinschaft‹ auch Arbeitsplätze und damit aussichtsreiche Zukunftsperspektiven für Exkombattanten geschaffen werden würden (vgl. Keen 2005: 268ff.).

Allerdings ließen sich dann in etwa um die Zeit der offiziellen Erklärung des Kriegsendes in Sierra Leone im Januar 2002 noch geschätzte 2.000 RUF-Kämpfer von Charles Taylor als Söldner anwerben (vgl. Keen 2005: 288). Etwa zur gleichen Zeit schloss sich auch eine unbekannte Zahl von DDR-enttäuschten *Kamajor*/CDF-Kämpfern der anti-Taylor bewaffneten Gruppe LURD an. Viele *Kamajor*/CDF-Kämpfer – von ihren Kommandeuren und Initiatoren ganz zu schweigen – hatten sich von der Kabbah-Regierung, für deren Wiedereinsetzung sie nach dem AFRC-Putsch gekämpft hatten, und von der ›internationalen Gemeinschaft‹, die die Wiedereinsetzung der Kabbah-Regierung befürwortet hatte, weitaus spektakulärere ›Belohnungen‹ erwartet, als das DDR-Programm in Sierra Leone (und auch das spätere in Liberia) sie überhaupt zu bieten hatte (vgl. Hoffman 2004: 215ff.; Hoffman 2011a: 51ff., 115-116). Der *town chief* von Ngolu, einem Dorf im Bo Distrikt, der mich im Zuge unseres Interviews darüber aufklärte, dass er während des Krieges selbst eine *Kamajor*/CDF-Einheit kommandiert hatte, beschrieb diese Erwartungen folgendermaßen:

»*Of course they* [*Kamajors*, Anm. A.M.] *are angry. They didn't get what they were expecting. They were … we were expecting that the government would really appreciate us since we were fighting the war for them. But mostly they didn't.* […] *People thought that after they did all these things, the government would send them to America … because they fought for the country. But this is difficult, because we are so many. Excombatants …. that is not just one person.*« (Interview, 24.04.2009)

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Neben Frustrationen über das DDR-Programm in Sierra Leone und Hoffnungen auf Plünderungsgelegenheiten und ein womöglich aussichtsreicheres DDR-Programm in Liberia (vgl. Hoffman 2004) haben wohl auch Reichtum-an-Menschen-Verpflichtungen gegenüber Kommandeuren eine zentrale Rolle bei der Mobilisierung von Kämpfern für den Einsatz in Liberia gespielt. Danny Hoffman beschreibt dies am Beispiel seines Freundes Mohammed Maada Gleh, eines kriegsmüden *Kamajor*/CDF-Kämpfers, der seinem Kommandeur in der unmittelbaren Nachkriegszeit mit einigem Aufwand aus dem Weg ging und dabei so tat, als wüsste er nicht, dass dieser nach ihm Ausschau hielt, um ihn mit nach Liberia zu nehmen. Nur indem Mohammed in den Slums von Freetown untertauchte, konnte er sich seinen Verpflichtungen gegenüber dem Kommandeur entziehen. Eine offene Gefolgschaftsverweigerung gegenüber dem Mann, der ihn bislang vergleichsweise gut durch den Krieg gebracht hatte, wäre hingegen undenkbar gewesen. Mohammeds Kommandeur, Junior, mit dem Hoffman ebenfalls in Kontakt stand, war dies voll und ganz bewusst: »›If he sees me, he will go,‹ Junior told me when I mentioned that Mohammed said he was tired of fighting. ›He knows I will protect him and create opportunities for him. If he sees me, he will go‹«. (Hoffman 2011a: 147)

5.1.9 Der verlorene Fokus: *Kamajor*/CDF-Gewalt gegen die Zivilbevölkerung

In der wissenschaftlichen Sekundärliteratur zum Krieg in Sierra Leone wird meist entweder explizit konstatiert oder implizit als gegeben vorausgesetzt, dass der Großteil der im Verlauf des Krieges gegen die Zivilbevölkerung gerichteten Gewalttaten von RUF- und abtrünnigen SLA- beziehungsweise AFRC-Einheiten verübt worden ist, während *Kamajors*/CDF demnach für einen zwar nicht näher bestimmbaren, aber in jedem Fall deutlich geringeren Anteil dieser Gewalt verantwortlich sein sollen. Gegen diese übliche Aufteilung wenden Humphreys und Weinstein (2006) ein, dass Gewalt gegen die Zivilbevölkerung innerhalb von RUF, SLA/AFRC und *Kamajors*/CDF – auf der Ebene der Kommandoeinheiten – so stark variiert hat, dass Verallgemeinerungen auf Gruppenebene nicht sinnvoll möglich sind. Sie stützen sich dabei auf die Ergebnisse ihrer Umfrage, in der kurz nach Kriegsende 1043 Exkombattanten aus allen bewaffneten Gruppen dazu befragt wurden, wie ihre Kommandoeinheiten im Verlauf des Krieges und in unterschiedlichen Landesteilen mit der Zivilbevölkerung interagiert[42] haben

42 | Die Umfrageteilnehmer wurden nicht direkt dazu befragt, ob ihre Kommandoeinheiten Gewalt gegen die Zivilbevölkerung gerichtet haben. Stattdessen wurde die Wahrscheinlichkeit, dass die Kommandoeinheiten der Befragten Gewalt gegen die Zivilbevölkerung gerichtet haben, auf Basis ihrer Antworten auf drei indirekte Fragen bemessen: »First, we include questions about the ways in which food was collected, including whether food was taken forcibly from civilians, whether it could be collected peacefully on demand, and

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

(Humphreys/Weinstein 2006: 435). Die Umfrageergebnisse deuten darauf hin, dass manche *Kamajor*/CDF-Einheiten sogar mehr Gewalt gegen die Zivilbevölkerung gerichtet haben als manche RUF-Einheiten (vgl. Humphreys/Weinstein 2006: 444).

Dazu, wie es dazu kommen konnte, dass die aufwendig initiierten Beschützer sich gegen ihre Schutzbefohlenen gewandt haben, lassen sich in der Sekundärliteratur zum Krieg drei Erklärungen ausmachen, die grundsätzlich als komplementär angesehen werden können (die einander also eher ergänzen als ausschließen), die allerdings nicht alle drei gleichermaßen plausibel sind: Einer Erklärung zufolge, die von David Keen formuliert worden ist, wurden *Kamajor*/CDF-Gewalttaten gegen die Zivilbevölkerung in vielen, wenn nicht sogar in den meisten Fällen von RUF-Kämpfern verübt, die in *Kamajor*/CDF-Einheiten aufgenommen worden waren und die bereits traumatisiert und Gewalt gegenüber abgestumpft waren (vgl. Keen 2005: 153, 276). Obwohl eine Aufnahme von RUF-Kämpfern der harschen anti-*rebel* Rhetorik widerspricht, die etwa in dem oben zitierten *Kamajor*-Gesang beispielhaft zum Ausdruck kommt (siehe 5.1.6), wurde gefangengenommenen RUF-Angehörigen häufig die Option eingeräumt, sich den *Kamajors*/CDF anzuschließen (vgl. Hoffman 2007: 654). Noch darüber hinaus liefen RUF-Kämpfer auch freiwillig zu *Kamajor*/CDF-Einheiten über; viele sahen in der Formierung der *Kamajors*/CDF eine Chance, ihr *rebel*-Dasein und die *rebel*-Gewalttaten hinter sich zu lassen: »There was a general agreement that RUF tactics had gone too far [...].« (Hoffman 2006b: 8) Einer meiner Interviewpartner in Bo Town, Vandy, der 1993 als damals Zwölfjähriger von einer RUF-Einheit entführt und zwangsrekrutiert worden war und der dann 1996 freiwillig zu den *Kamajors*/CDF übergelaufen war, erklärte, er habe ebenso wie viele andere RUF-Kämpfer die Gelegenheit wahrnehmen wollen, nicht mehr gegen die Zivilbevölkerung, sondern »für unsere Familien« zu kämpfen. Überläufer waren den *Kamajors*/CDF Vandy zufolge vor allem deshalb willkommen, weil sie Kampferfahrung mitbrachten:

Vandy: »*With the RUF, things were just going out of hand. Everybody just did whatever they wanted. So that is why people left the RUF and joined the Kamajors, because this was the idea: we wanted to fight for our families. We had been fighting against them. But when this idea came up we joined the Kamajors*.«
Anne: »*And they accepted you*?«

---

whether a system was in place whereby food would be delivered regularly in fixed amounts. Second, we add responses to questions that assess the likelihood that an individual in a fighting unit would be punished for stealing, amputating, or raping a civilian. These questions record the extent to which individual combatants had effective license to engage in abusive activity. Finally, to capture minimally constructive relations with civilians, the index includes the respondent's evaluation of whether groups provided educational and ideological training (rather than simply providing ›protection‹).« (Humphreys/Weinstein 2006: 435-436)

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Vandy: »*Yes, they accepted us. Because by then they had the medicine in their bodies but they did not know how to fight.*«
Anne: »*And you brought your weapons with you*?«
Vandy: »*Yes, we brought our ragged weapons. And even aside from the weapons … we knew how to fight. One of the most important things is to investigate, when you come to a new place and you meet with people. You have to investigate in order to actually get rid of the enemy. You have to know their positions, their conditions and how to get rid of them. And we knew how to do this, how to lay ambush and all these kinds of things. But they didn't know. But when we started to join them this knowledge spilled … we started to train them.*«
(Interview, 01.05.2009)

Allerdings spricht der Umstand, dass viele RUF-Kämpfer sich von dem *Kamajor*-Beschützerethos angesprochen fühlten und der *rebel*-Gewalt den Rücken kehren wollten, eher dagegen, dass ausgerechnet sie beziehungsweise ihre ›Abstumpfung‹ (»traumatized and batttle-hardened«, Keen 2005: 276) *Kamajor*/CDF-Gewalt gegen die Zivilbevölkerung verursacht haben sollen.

Einer zweiten Erklärung zufolge, die bei Ferme und Hoffman (2004) zu finden ist, haben die *Kamajors*/CDF vor allem dann Gewalt gegen die Zivilbevölkerung gerichtet, wenn sie außerhalb der Mende-dominierten Distrikte des Südens und Ostens in Kampfeinsätze geschickt wurden. Von ›ihren Leuten‹ geographisch getrennt, hätten sie sich dann nicht mehr an das zentrale *society*-Gebot gebunden gefühlt, keine Gewalt gegen die Zivilbevölkerung zu richten (vgl. Ferme/Hoffman 2004: 80). Dieser Erklärung zufolge müssten *Kamajor*/CDF-Einheiten entsprechend einen Großteil ihrer Gewalttaten gegen die Zivilbevölkerung außerhalb Mende-dominierter Distrikte verübt haben. Zumindest innerhalb von Sierra Leone (also ohne Einbeziehung der Gewalttaten, die in den frühen 2000er Jahren dann in Liberia verübt wurden, vgl. Hoffman 2004) lässt sich ein solcher Trend jedoch nicht ausmachen. Im Gegenteil: Die meisten Fälle von *Kamajor*/CDF-Gewalttaten gegen Zivilistinnen und Zivilisten sind ab 1997/1998 für die Mende-dominierten südlichen Distrikte (Moyamba, Bonthe, Bo und Pujehun) dokumentiert, die von 1998 bis Kriegsende unter *Kamajor*/CDF-Kontrolle standen. Diese geographische und zeitliche Häufung lässt sich in unterschiedlich und unabhängig voneinander zusammengetragenen Daten-Sammlungen nachvollziehen. Sie zeigt sich in dem »conflict-mapping« von Smith, Gambette und Longely (2004); in Interviewstatements, die von der sierra-leonischen Wahrheits- und Versöhnungskommission zusammengetragen und geographisch disaggregiert ausgewertet worden sind (vgl. TRC 2004b: 28); und in den Ergebnissen der von Humphreys und Weinstein konzipierten Umfrage unter insgesamt 1043 Exkombattanten. In dieser Umfrage wurden die Befragten dazu angehalten, das Verhalten ihrer Kommandoeinheiten gegenüber der Zivilbevölkerung jeweils spezifisch für bestimmte Zeiten und Räume zu schildern (vgl. Humphreys/Weinstein 2006: 436).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Eine dritte Erklärung, die erneut bei David Keen zu finden ist, passt zu dieser Gewaltkonzentration in den südlichen Distrikten ab 1997/1998. Darin wird *Kamajor*/CDF-Gewalt gegen die Zivilbevölkerung darauf zurückgeführt, dass *chiefs*, Initiatoren und auch SLPP-Politiker und lokale Geschäftsleute *Kamajor*/CDF-Einheiten in den letzten Kriegsjahren verstärkt damit beauftragt haben, Gewalt gegen politische und ökonomische Konkurrenten in den eigenen Reihen zu richten, um sich selbst so noch vor dem Anbrechen einer ungewissen Nachkriegszeit in vorteilhafte Positionen hineinzumanövrieren. Zugleich ließen dieselben Patrone, die ›ihren‹ *Kamajors*/CDF solche Aufträge erteilten, ihnen häufig noch nicht einmal die Reisrationen zukommen, die das Verteidigungsministerium in Freetown für ihre Verpflegung zur Verfügung stellte. Die Rationen wurden stattdessen gewinnbringend verkauft. ›Einfache‹ *Kamajor*/CDF-Kämpfer erlebten somit, dass ihre eigenen Patrone sich unrechtmäßig bereicherten und offenbar auch nichts dagegen einzuwenden hatten, dass den Kämpfern kaum etwas anderes übrig blieb, als sich über Plünderungen selbst zu versorgen (vgl. Keen 2005: 276-280; Hoffman 2006b: 9). Ein *paramount chief* aus dem Moyamba-Distrikt, der diese Entwicklung besorgt verfolgte, erklärte im Interview mit David Keen: »[T]he boys who are exploited can go and loot and they are not charged in court. The leadership comes to their defence.« (Keen 2005: 277) Auch mein Interviewpartner Vandy berichtete, die *Kamajors*/CDF hätten in den letzten Kriegsjahren ihren eigentlichen Fokus, den Schutz der Zivilbevölkerung, aus den Augen verloren. Stattdessen wurden sie für persönliche Machtkämpfe – für *power business* – instrumentalisiert:

»*When most people knew that peace was about to come, the whole thing took a different dimension.* [...] *People were fighting for power business now. And the thing lost focus. What happened with the Kamajors .... yes there were some educated ones but there were too many who were not educated at all. So they lost their focus. Some tried to organize the Kamajors, but with the warm heart* [Wut, Aggression, Anm A.M.] *that they had they just killed ... nothing else. Yes! So if I evaluate the two factions* [RUF und *Kamajors*/CDF, Anm. A.M.], *they are equal.*« (Interview, 01.05.2009)

Vandys Betonung der mangelnden formalen Bildung der meisten *Kamajors*/CDF sollte vermutlich unterstreichen, dass sie es seiner Auffassung nach gar nicht besser hätten wissen können, als sich von ihren Patronen für deren *power business* instrumentalisieren zu lassen. Ähnlich äußerte sich auch ein weiterer Interviewpartner, Moriba, der 1997 sein Betriebswirtschaftsstudium am *Fourah Bay College* in Freetown unterbrochen hatte, um sich den *Kamajors*/CDF anzuschließen:

»*They misbehaved ... when you give a gun to a misfit, he will misbehave.* [...] *The Kamajors were just a bulk of illiterate people. They had very few educated people* [...] *the bulk of them were idiots. They had never heard a school bell. If you take chalk and write something on a blackboard they won't understand. They were bush-men.*« (Interview, 27.02.2009)

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

In der Tat ist davon auszugehen, dass die meisten *Kamajors*/CDF, wie überhaupt die meisten Sierra Leonerinnen und Sierra Leoner gerade in ländlichen Gebieten, nie oder kaum Zugang zu formaler Bildung gehabt hatten. Die Bedeutung, die Vandy und Moriba diesem Umstand beigemessen haben, lässt sich vor allem darüber erschließen, dass formale Bildung in Sierra Leone – gerade von den formal Gebildeten selbst – nicht nur mit sozioökonomischen Aufstiegschancen, sondern zudem mit besonderer moralischer Reifung assoziiert wird: mit der Entwicklung von überlegenen Fähigkeiten, anhand von denen Situationen ›richtig‹ interpretiert und ›Gut‹ und ›Böse‹ treffsicher voneinander unterschieden werden können (vgl. ähnlich Bledsoe 1990: 280-290; Coulter 2009: 73). Formale Bildung stellt aus dieser Perspektive quasi eine fortgeschrittene und an westliche Normen angepasste Fortsetzung der Zähmungs- und Reifungsprozesse dar, die mit der Initiation in geschlechtsspezifische Geheimgesellschaften angestoßen werden sollen. Vandy selbst hatte vor dem Krieg seine Grundschulausbildung abgeschlossen und sogar bereits eine weiterführende Schule in Bo Town besucht – so dass er, seiner eigenen Darstellung zufolge, durchaus erkennen konnte, dass die *Kamajors*/CDF ihren Fokus verloren hatten und für *power business* benutzt wurden.

Noch dazu haben wohl auch Probleme bei der Identifizierung von *rebels* und *rebel*-Kollaborateurinnen und -Kollaborateuren erheblich zu *Kamajor*/CDF-Gewalt gegen die Zivilbevölkerung beigetragen. Unter den ungezählten Opfern gewaltsam ›gelöster‹ Identifizierungsprobleme waren auch Vandys jüngere Geschwister. Sie hatten sich um den Jahreswechsel 1997/1998 in ein vermeintlich sicheres Dorf nahe Bo Town geflüchtet. Da sie in diesem Dorf jedoch niemanden persönlich kannten und deshalb auch niemand ihre Ungefährlichkeit bezeugen konnte, wurden sie für *rebel*-Spione gehalten, die das Dorf auskundschaften wollten – und getötet:

Vandy: »*When the RUF and the AFRC came together* [1997/98, Anm. A.M.] *they wanted to push the Kamajors out of Bo. We had been in the bush for some time … so after this, when we drove them away … in the course of this I lost most of my friends and my other family. The Kamajors killed them. Because when you had to move to another area where they did not know you, they just killed you.*«
Anne: »*Because they were afraid?*«
Vandy: »*Yes, because they were afraid. They would think that you came to spy on them, so they wouldn't let you go again.*«
Anne: »*So you joined the Kamajors to protect your family and the Kamajors killed your family?*«
Vandy: »*Yes. So look … this faction lost focus* [RUF, Anm. A.M.] *and then that faction lost focus* [*Kamajors*/CDF, Anm. A.M.]*, so what were we fighting for? We destroyed it all. So let's just forget about the whole thing.*« (Interview, 01.05.2009)

Von Identifizierungsproblemen berichtete mir auch Moriba, der selbst kein Kämpfer, sondern ein *Kamajor*/CDF-Spion gewesen war – und der im Zuge seiner

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Spionagetätigkeiten, die er in Freetown und Bo Town ausgeübt hatte, mehrfach beinahe von anderen *Kamajors*/CDF getötet worden wäre. Seine Spionagetätigkeiten bestanden vor allem darin, in Bars und sogenannten *ghettos* nach *rebels* Ausschau zu halten, sich mit ihnen anzufreunden und ihnen Informationen über Verstecke, Überfallpläne, Versorgungsrouten etc. zu entlocken; als *ghettos* werden Orte bezeichnet, an denen Marihuana und Alkohol verkauft und gemeinschaftlich konsumiert werden: »*Sometimes rebels or soldiers would come and drink alcohol. Yes … so I was helping the fighting forces. You go and say: ›I have information for you‹ … just like that. That is what I was doing. And many other students were doing the same thing, not just me alone.*« (Interview, 27.02.2009)[43] Bei seinen Spionagetätigkeiten blieb Moriba selbstverständlich inkognito. Um sich anderen *Kamajors*/CDF dennoch als einer der ihren zu erkennen geben zu können, benutzte er geheime Erkennungszeichen; diese Erkennungszeichen wurden im Zuge der Initiation in die *Kamajor*-Geheimgesellschaft weitergegeben. Moriba berichtete allerdings, dass er trotz dieser Erkennungszeichen einige Male nur knapp mit dem Leben davongekommen war. An Checkpoints sei vielfach nach der Devise gehandelt worden, es sei unbedingt besser, einen falschen *rebel* zu viel statt einen echten *rebel* zu wenig zu töten. Kopfschüttelnd erklärte er: »*They were so crazy!*« (Interview, 27.02.2009)

Mehrere Kleinhändlerinnen berichteten mir zudem, dass sie als Fremde – sie waren Ende der 1990er Jahre aus dem RUF-besetzten Norden nach Bo Town geflüchtet – stets pauschal verdächtigt wurden. Es hieß dann, sie würden im *rebel*-Auftrag spionieren oder Waffen in die Stadt schmuggeln, um es *rebels* so zu ermöglichen, Checkpoints unbewaffnet zu passieren und Bo Town zu infiltrieren. Die Durchsuchungsmaßnahmen, die sie regelmäßig über sich ergehen lassen mussten, arteten nicht selten in brutale Plünderungen aus: »*They* [*Kamajors*/CDF, Anm. A.M.] *constantly bothered us. And they killed people for their properties.*« (Interview mit Mariama, 01.04.2009) Bei solchen Maßnahmen, die zumindest nicht nur zu Plünderungszwecken durchgeführt wurden, sondern die zugleich der Identifizierung gefährlicher Personen dienen sollten, handelte es sich allerdings um keine spezielle *Kamajor*/CDF-Besonderheit. In dem »conflict-mapping«

43 | Moriba betonte, dass auch ECOMOG-Truppen die Spionagedienste von Studenten zu schätzen wussten und dass viele Studenten die Chance ergriffen, auf diese Weise ihren Beitrag »für Demokratie« also für die Rückkehr der gewählten Kabbah-Regierung zu leisten: »*There was no school. The interregnum* [AFRC, Anm. A.M.] *closed the colleges in Freetown … and the students view, their point of view on the war was that they were fighting for democracy. I was a student by then, so my position was democracy. So how could I be of help to democracy? I went and joined the Kamajors. But I did not carry a gun, no weapon at all, I worked for the intelligence. Because there was this international force, ECOMOG, and they wanted people who were smart.*« (Interview, 27.02.2009) Die Mobilisierung der Studenten in den späten 1990er Jahren wird auch von Catherine Bolten kurz behandelt (vgl. Bolten 2009: 362ff.).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

von Smith, Gambette und Longely (2004) werden ähnliche Aktionen auch für die RUF-Einheiten geschildert, die Ende der 1990er Jahre die Stadt Makeni zu ihrem Hauptquartier gemacht hatten. Beispielsweise kombinierten RUF-Einheiten ihre »food finding missions«, die sie in den Dörfern um Makeni durchführten, mit der Suche nach *Kamajor*/CDF-Kollaborateurinnen und -Kollaborateuren – und auch sie hatten dabei mit Identifizierungsproblemen zu ringen (vgl. Smith/Gambette/Longley 2004: 128, 142). Auf Identifizierungsprobleme und ihr Verhältnis zu »indiskriminierender« Gewalt (Kalyvas 2006: 146ff.) gehe ich im Folgenden nun ausführlicher ein.

5.2 Indiskriminierende Gewalt und Identifizierungsprobleme

Um zwei Typen von Gewalt auseinanderzuhalten, die grundlegend verschiedene Signale an die Zivilbevölkerung aussenden, schlägt der vergleichende Kriegsforscher Stathis Kalyvas in seiner einflussreichen Studie *The Logic of Violence in Civil War* (2006) eine analytische Unterscheidung in selektive (»selective«) und indiskriminierende (»indiscriminate«) Gewalt vor. In einem Szenario, in dem bewaffnete Gruppen darum ringen, Kontrolle über Gebiete und über die darin lebende Bevölkerung zu etablieren, zeichnet selektive Gewalt sich dadurch aus, dass über sie treffsicher diejenigen bestraft werden, die solche Kontrolle unterminieren, indem sie die jeweils gegnerische bewaffnete Gruppe unterstützen; sei es als Kämpferinnen und Kämpfer, als Spioninnen und Spione und/oder mit Nahrungsmitteln, mit Informationen, mit der Bereitstellung von Verstecken etc. (vgl. Kalyvas 2006: 91ff.). Eine selektive Bestrafung solcher Personen signalisiert dann den Willen und die Fähigkeit der ausführenden bewaffneten Gruppe, gezielt die Angehörigen der Gegenseite zu identifizieren, Gewalttaten effektiv nur gegen sie zu richten, die eigenen Unterstützerinnen und Unterstützer zu verschonen und sie – über selektive Gewalt – vor zukünftigen Übergriffen der Gegenseite zu bewahren. Vorausgesetzt dass Zivilistinnen und Zivilisten ihre Seitenentscheidungen in erster Linie daran orientiert treffen, auf welcher Seite sie die besten Überlebenschancen sehen, können bewaffnete Gruppen vermittels selektiver Gewalt ihre Anhängerschaft vergrößern – oder zumindest die Zahl derjenigen verringern, die aktiv gegen sie arbeiten (vgl. Kalyvas 2006: 111ff.). Eben dies ist in Kalyvas' Szenario das strategische Ziel, auf das hin ausgerichtet selektive Gewalt eingesetzt wird. Mit ihr wird nachdrücklich kommuniziert, dass es deutliche Vorteile, nämliche bessere Überlebenschancen mit sich bringt, sich auf die Seite der bewaffneten Gruppe zu stellen, die selektive Gewalt ausübt: »In short, violence is intended to shape the behaviour of a targeted audience by altering the expected value of particular actions. Put otherwise, violence performs a communicative function [...].« (Kalyvas 2006: 26)

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Indiskriminierende Gewalt zeichnet sich hingegen dadurch aus, dass sie gerade *nicht* den Willen und die Fähigkeit kommuniziert, Gewalttaten gezielt nur gegen Angehörige der Gegenseite zu richten (vgl. Kalyvas 2006: 146ff.). Zu indiskriminierender Gewalt kommt es in Kalyvas' Szenario nur dann, wenn die jeweilige bewaffnete Gruppe mit Identifizierungsproblemen zu ringen hat: wenn ihr also keine ausreichenden und zutreffenden Informationen darüber zur Verfügung stehen, wer in der lokalen Bevölkerung auf ihrer Seite steht und wer nicht. Oder anders formuliert: wenn ihr von der lokalen Bevölkerung keine ausreichenden und zutreffenden Informationen darüber *zur Verfügung gestellt werden*, wer auf ihrer Seite steht und wer nicht. Dies ist in Kalyvas' Szenario dann der Fall, wenn es der bewaffneten Gruppe (noch) nicht gelungen ist, die lokale Bevölkerung so weit von ihrer ernsthaften Schutzabsicht und von ihren Schutzfähigkeiten zu überzeugen, dass solche Informationen bereitwillig zur Verfügung gestellt werden (vgl. Kalyvas 2006: 148ff.). Lokalen Bevölkerungen wird in diesem Szenario also ein überlegen informierter Überblick zugeschrieben, den sie mit bewaffneten Gruppen teilen können – oder auch nicht. Um zukünftig selektive Gewalt ausüben zu können und so dem Ziel der Gebiets- und Bevölkerungskontrolle näher zu kommen, ist es demnach für bewaffnete Gruppen notwendig, die überlegen informierte lokale Bevölkerung auf ihre Seite zu bringen (vgl. Kalyvas 2006: 111ff.; 173ff.). Militärstrategisch wird dies auch in die Formel gefasst, dass die »hearts and minds« der Bevölkerung gewonnen werden müssen (vgl. etwa Kay/Kahn 2007; Dixon 2009). Da indiskriminierende Gewalt diesem Ziel definitiv nicht förderlich ist, wird ihr Einsatz in Kalyvas' Szenario nach Möglichkeit vermieden: »[I]ndiscriminate violence is at best ineffective and at worst counterprodcutive.« (Kalyvas 2006: 151)[44]

Die Gewalt gegen Zivilistinnen und Zivilisten in Sierra Leone fällt allerdings zu weiten Teilen aus Kalyvas' Szenario heraus. Plünderungen und Überfälle, die in Sierra Leone im Verlauf des Krieges in allen Landesteilen erlitten wurden, lassen sich zu weiten Teilen gerade nicht sinnvoll als Ergebnisse von Identifizierungsproblemen verstehen. Stattdessen waren sie oft von vornherein indiskriminierend angelegt – es wurden also erst gar keine Bemühungen unternommen, gezielt nur Angehörige und Anhänger einer Gegenseite zu treffen. Lediglich wenn

44 | Hierbei handelt es sich nicht nur um theoretische ›Gedankenspiele‹, vielmehr lagen solche Strategieüberlegungen – die paradoxerweise zugleich mit einer letztlich doch hohen Toleranz für ›Kollateralschäden‹ einhergehen – auch beispielweise der interventionistischen Aufstandsbekämpfung (Counterinsurgency) im Irak und in Afghanistan zugrunde (vgl. etwa Kay/Kahn 2007; Roberts 2009; Dixon 2009). In einer Studie der *Stiftung Wissenschaft und Politik* wird der theoretische Kerngedanke der alliierten Counterinsurgency-Strategie folgendermaßen zusammengefasst: »Bei dieser geht es vor allem darum, über die Gewährleistung von Sicherheit und gutem Regieren die Masse der Bevölkerung zu der Einsicht zu bewegen, dass eine erfolgreiche Aufstandsbekämpfung in ihrem rational kalkulierten Eigeninteresse liegt.« (Rudolf 2011: 5)

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und wo tatsächlich Identifizierungsbemühungen unternommen wurden, hatten die Kommandoeinheiten dann auch tatsächlich mit Identifizierungsproblemen zu ringen. Dies war beispielsweise in den Jahren 1997 und 1998 der Fall, als RUF/AFRC- und *Kamajor*/CDF-Einheiten in den Distrikten Jagd aufeinander und auf mutmaßliche Kollaborateurinnen und Kollaborateure machten; und auch Ende der 1990er und Anfang der 2000er Jahre, als *Kamajor*/CDF-Einheiten den Süden und RUF-Einheiten Teile der nördlichen Distrikte besetzt hielten (siehe oben 5.1.8 und 5.1.9). Die Identifizierungsprobleme, vor denen die Kommandoeinheiten dann standen, unterschieden sich zudem nicht wesentlich von Identifizierungsproblemen, mit denen auch Zivilistinnen und Zivilisten zu ringen hatten und die vonseiten der Kommandoeinheiten durch Verwirrungs-, Verkleidungs-, Spionage- und Infiltrationstaktiken noch gefördert wurden. Diese Identifizierungsprobleme, die ich im Folgenden darstelle, legen deutlich nahe, dass Zivilistinnen und Zivilisten im *rebel war* wohl eher nicht über den überlegenen Überblick verfügten, der lokalen Bevölkerungen in Kalyvas' Szenario (und auch in anderen prominenten Studien aus der vergleichenden Kriegsforschung, vgl. etwa Weinstein 2007: 203) generell zugeschrieben wird.

5.2.1 Verwirrung, Verkleidung, Spionage und Infiltration

Das über den gesamten Kriegsverlauf anhaltende Ausmaß an Verunsicherung über die Identität derjenigen, deren Gewalttaten erlebt und erlitten wurden, wird beispielhaft an den Ergebnissen einer Umfrage deutlich, die 2001 von der internationalen NGO *Physicians for Human Rights* in drei Flüchtlingslagern durchgeführt worden ist; eines der ausgewählten Flüchtlingslager lag nahe Freetown, das zweite im Port Loko Distrikt und das dritte im Kenema Distrikt. Auf die Frage nach der Identität derjenigen, die ihnen Gewalt angetan hatten, wählten von 3.759 befragten Flüchtlingen insgesamt 1.290 die Antwortoption »I don't know«; 590 Befragte legten sich auf die Kategorie »›Rebels‹, unspecified« fest; die Übrigen gingen überwiegend davon aus, dass es sich bei ihren Angreifern wohl um Angehörige der RUF gehandelt hatte (Physicians for Human Rights 2002: 44).

Als offensichtlichste Ursachen der Identifizierungsprobleme lassen sich die Abwesenheit von einheitlicher und eindeutiger Uniformierung sowie uniformbasierte Verwirrungstaktiken ausmachen: Vor allem RUF-Einheiten praktizierten keinerlei einheitliche und erst recht keine treffsicher erkennbare Uniformierung. Am ehesten stellten womöglich noch Stirnbänder ein auffälliges gemeinsames Bekleidungselement dar; sie wurden im Stil der von Sylvester Stallone verkörperten Actionfilmfigur *Rambo* getragen, die in Sierra Leone Anfang der 1990er Jahre bekannt und beliebt war (vgl. etwa Beah 2007: 31; Richards 2009: 500). Paul Richards beschreibt, dass insbesondere der erste *Rambo*-Film *First Blood* (1982) in den 1980er und frühen 1990er Jahren einer der Verkaufsschlager der fahrenden Video-Vorführer war, die samt Fernseher, VHS-Videorekorder und Stromgenerator von Dorf zu Dorf und durch die Diamantenabbaugebiete zogen (vgl. Richards

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

1996: 102-103).[45] Allerdings stellten RUF-Kämpfer ihre Stirnbänder im *Rambo*-Stil nur dann zur Schau, wenn sie sich offen zu erkennen geben wollten. Ansonsten verzichteten sie ganz auf Uniformierungen – oder sie tarnten sich mit den Uniformen anderer. SLA-Uniformen, die gerade in der ersten Hälfte der 1990er Jahre von RUF-Einheiten zu Tarnungs- und Verwirrungszwecken eingesetzt wurden (siehe oben 5.1.3), boten Zivilistinnen und Zivilisten somit keinen sicheren Hinweis darauf, dass sie es mit einer SLA-Einheit zu tun hatten; und sie konnten erst recht keine Auskunft darüber geben, ob die jeweiligen SLA-Soldaten, wenn es denn SLA-Soldaten waren, Zivilistinnen und Zivilisten tatsächlich Schutz bieten oder sie zumindest nicht selbst überfallen würden. Spätestens während des Überfalls auf Freetown im Januar 1999 wurden auch erbeutete ECOMOG-Uniformen in die Verwirrungstaktiken einbezogen. Während des Überfalls wurden ECOMOG-Uniformen von RUF/AFRC-Einheiten als Verkleidungen genutzt, um Schutzsuchende in Sicherheit zu wiegen und sie zu töten, sobald sie die vermeintlichen ECOMOG-Soldaten erleichtert begrüßten (vgl. HRW 2009: Kapitel 4). Auch *Kamajors*/CDF, die anhand einer speziellen Kluft aus Hemden oder T-Shirts mit eingearbeiteten Muscheln und Talisman-Beuteln und dazu knielangen Shorts vergleichsweise gut zu erkennen waren (vgl. Muana 1997: 91) – zumindest dann, wenn sie diese Kluft tatsächlich trugen – wurden mit in Tarnungs- und Verwirrungstaktiken einbezogen. In dem »conflict-mapping« von Smith, Gambette und Longely sind Berichte dokumentiert, denen zufolge RUF/AFRC-Einheiten 1997 im Bo Distrikt als *Kamajors*/CDF verkleidet auftraten, um sich in dieser Tarnung unerkannt ihren Überfallzielen nähern zu können. In den Fällen, in denen die Verkleidung als solche erkannt wurde, gaben die mitgeführten Waffen den entscheidenden Hinweis. Diese entsprachen nicht dem üblichen Bewaffnungsstandard vieler *Kamajor*/CDF-Einheiten: »People were able to identify them as RUF/AFRC forces because they had RPGs, AK47s and grenades, whereas the Kamajors were armed with single barrel guns, cutlasses, sticks and knives.« (Smith/Gambette/Longley 2004: 407) Ausgehend von dieser Identifizierungsbegründung ist andererseits auch nicht völlig auszuschließen, dass es sich bei den mutmaßlich erkannten RUF/AFRC-Einheiten womöglich doch um *Kamajors*/CDF gehandelt haben könnte, die nur eben an moderne Waffen gekommen waren und auf eige-

45 | Westliche Filme, aber auch Bollywood-Liebesfilme und nigerianische Produktionen sind in Sierra Leone nach wie vor sehr beliebt und werden in den Städten in kleinen Kinos (bestehend aus einem Raum mit einem Fernseher und einem DVD-Player) vorgeführt oder gemeinsam bei wohlhabenderen Bekannten angesehen, die das notwendige Equipment selbst besitzen. Unter den sozioökonomisch marginalisierten und als gefährlich geltenden jungen Männern, die ich in Bo-Town kennengelernt habe, waren allerdings nicht nur Actionfilme, sondern insbesondere auch Liebesfilme wie die Hollywood-Romanze *Titanic* (1997) sehr beliebt. Darin wird die Geschichte eines armen und von den wohlhabenden Kreuzfahrtgästen verachteten jungen Mannes erzählt, der nichtsdestotrotz die hübscheste Frau an Bord für sich gewinnt.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ne Faust oder im Auftrag ihrer Patrone Überfälle unternahmen. Rückblickend ist dies sicher erst recht nicht mehr zu klären, und an dieser Stelle ist vor allem entscheidend, dass Zivilistinnen und Zivilisten unter Bedingungen kriegerischer Gewalt ständig mit solchen Unklarheiten ringen mussten, um zu Einschätzungen darüber zu gelangen, von welcher Seite aktuell die schwerwiegendsten Gefahren drohten und woran diese idealerweise rechtzeitig (für Flucht oder Gegenwehr) zu erkennen sein würden. Meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner haben über das Leben und Überleben unter Bedingungen kriegerischer Gewalt oft wie über eine analytische Herausforderung berichtet, die es alltäglich zu bewältigen galt.

Noch dazu fehlte es insgesamt nicht nur an Anhaltspunkten, um Angreifer treffsicher einer bewaffneten Gruppe zuordnen zu können; auch nur eine Unterscheidung von potentiellen Angreifern und ungefährlichen Zivilistinnen und Zivilisten war abseits akuter Gewaltsituationen, in denen Kämpferinnen und Kämpfer dann unmittelbar erkennbar in Aktion traten, oft nicht mit Sicherheit möglich. In den unmittelbar von kriegerischer Gewalt betroffenen Gebieten hatte sich zudem bereits in den frühen 1990er Jahren schnell herumgesprochen, dass *rebels* im Vorfeld von Hit-and-Run Überfällen oft Spioninnen und Spione einsetzten, die Überfallziele auskundschaften sollten (vgl. etwa Smith/Gambette/Longley 2004: 300; Beah 2007: 37ff.). Gerade für Überfälle auf größere Städte und Flüchtlingslager setzten die Kommandoeinheiten zudem Infiltrationstaktiken ein, bei denen Kämpferinnen und Kämpfer sich als Flüchtlinge ausgaben, um unerkannt in ihre Überfallziele hineinzugelangen. Dies ist beispielsweise für einen Überfall auf das Flüchtlingslager in Gondama (nahe Bo Town) im Dezember 1994 dokumentiert:

»The rebels arrived at the camp as civilian refugees in casual clothes [...]. They said they were from Pujehun, and having heard the camp was well-stocked with food, had the intention to spend Christmas with their relatives in Gondama. Only later did these RUF fighters reveal themselves in a true light.« (Richards 1996: 152)

Ähnliches scheint auch im Vorfeld des Überfalls auf Freetown im Januar 1999 abgelaufen zu sein (siehe oben 5.1.8). Zumindest kursierten im Nachhinein Gerüchte, der Überfall auf die Hauptstadt sei von *rebel*-Spioninnen vorbereitet worden. Sie sollen Affären mit ECOMOG-Soldaten und *Kamajor*/CDF-Kämpfern eingegangen sein, um deren militärische Stellungen und Kapazitäten auszukundschaften. Außerdem sollen sie Waffen in die Stadt geschmuggelt haben, so dass als Flüchtlinge getarnte RUF/AFRC-Kämpferinnen und -Kämpfer Checkpoints unbewaffnet passieren und unerkannt in die Stadt hineingelangen konnten (vgl. Keen 2005: 226-227; Ferme/Hoffman 2004: 87-88). Im Interview mit Chris Coulter berichtete eine ehemalige RUF-Kämpferin, dass generell bevorzugt die »mutigsten Jungen« und die »schönsten Mädchen« ausgewählt wurden, um Überfallziele auszukundschaften und zu infiltrieren: »Aminata said that ›the

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

most beautiful girls and brave boys will go to that town and make friends. The girls in fact will love the soldiers or other people in the town. Then after one week, or two weeks, they will come [back] and inform us about the set-up of the town‹.« (Coulter 2009: 104)

Mit diesen Taktiken erhöhte sich für Zivilistinnen und Zivilisten nicht nur das Risiko, unerwartet überfallen zu werden. Gerade Flüchtlinge liefen noch darüber hinaus Gefahr, an Orten, an denen sie nicht bereits als ungefährlich bekannt waren, fälschlicherweise selbst für eine Bedrohung gehalten und verjagt oder sogar getötet zu werden (vgl. Keen 2005: 86). In den südlichen Distrikten entwickelten einige *Kamajor*-Initiatoren Ende der 1990er Jahre sogar ein Geschäftsmodell, mit dem sich aus der Angst vor potentiell tödlichen Missverständnissen Profit schlagen ließ. Gegen Bezahlung boten sie für Männer, die nicht selbst kämpfen, aber in die geheimen Erkennungszeichen der *Kamajors*/CDF eingeweiht werden wollten, eine eigene Form der Initiation an: »The general perception of the population and people who were initiated in this manner was that becoming a member was a protective measure, since people who were not members of the Kamajors could be suspected of being a ›rebel' collaborator.« (Smith/Gambette/Longley 2004: 405) Die Schilderungen des ehemaligen Spions Moriba, der allen Erkennungszeichen zum Trotz einige Male fast von anderen *Kamajors*/CDF getötet worden wäre, deuten allerdings daraufhin, dass selbst die Kenntnis der geheimen Erkennungszeichen wohl nicht hundertprozentig vor Missverständnissen schützen konnte (siehe oben 5.1.9).

5.2.2 Die Gefahr tödlicher Missverständnisse

Obwohl Identifizierungsprobleme in der wissenschaftlichen Sekundärliteratur zum Krieg in Sierra Leone immer wieder zumindest kurz angerissen werden, lassen sich kaum detaillierte Ausführungen dazu finden, wie genau Zivilistinnen und Zivilisten mit Identifizierungsproblemen umgegangen sind und wie sie die Gefahr, selbst unter *rebel*-Verdacht zu geraten, erlebt haben. Vergleichsweise ausführliche Schilderungen zum Umgang mit Identifizierungsproblemen und mit der Gefahr potentiell tödlicher Missverständnisse sind hingegen in der Kriegsautobiographie des ehemaligen Kindersoldaten Ishmael Beah enthalten. Im Folgenden stelle ich einige aufschlussreiche Passagen aus Beahs Kriegsautobiographie deshalb kurz vor.

Bevor Beah sich Mitte des Jahres 1993 schließlich einer SLA-Einheit anschloss, war er im Januar 1993 als Zwölfjähriger von seiner Familie getrennt worden. Während er sich zusammen mit gleichaltrigen Freunden in der Stadt Mattru Jong (Bonthe Distrikt) aufgehalten hatte, um an einem Tanzwettbewerb teilzunehmen, war sein wenige Kilometer entfernter Heimatort von einer RUF-Einheit überfallen worden. Von seinen Eltern fehlte danach jede Spur. Nach einem Überfall auf Mattru Jong wenige Wochen später, bei dem Beah und seine Freunde nur knapp entkommen konnten, beschlossen sie, sich auf die Suche nach einem

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sicheren Ort zu machen. Ihre Suchstrategie bestand im Wesentlichen darin, so viel räumlichen Abstand wie möglich zu den aktuell von Überfällen betroffenen Gebieten zu gewinnen: »We had no idea where we would go or even how to get to a safe place, but we were determined to find one«. (Beah 2007: 36) Im Zuge ihrer Suche machten sie dann bald die Erfahrung, dass andere Flüchtlinge und Dorfbewohner bei ihrem bloßen Anblick in Panik gerieten. Eine Gruppe allein reisender, hungriger und abgerissen aussehender Jugendlicher unterschied sich in ihrem Erscheinungsbild nicht von *rebels* auf einer Kundschaftermission: »[W]e had become monsters. There was nothing we could do about it. Sometimes we ran after people shouting that we were not what they thought, but this made them more scared. We hoped to ask people for direction. It was impossible.« (Beah 2007: 55-56) Einmal kamen Beah und seine Freunde in ein Dorf, dessen Bewohner kurz zuvor von anderen durchreisenden Flüchtlingen vor den Jugendlichen gewarnt worden waren, die sich auf ihr Dorf zubewegten. Die Dorfbewohner waren auf diese Warnung hin in den umliegenden Busch geflohen, hatten aber einen alten Mann zurückgelassen, der nicht mehr laufen konnte und den in der allgemeinen Panik niemand zu tragen bereit gewesen war. Nachdem Beah und seine Freunde sich ihm vorgestellt hatten, wunderte der alte Mann sich kopfschüttelnd über die verrückten Zeiten, in denen Fremde in seinem Dorf mit Angst statt mit einer Mahlzeit begrüßt wurden (vgl. Beah 2007: 57). Zusammenfassend beschreibt Beah diese Erfahrungen und die Lehren, die er und seine Freunde aus ihnen zogen, folgendermaßen:

»Being in a group of six boys was not to our advantage. [...] People were terrified of boys our age. Some had heard rumours about young boys being forced by the rebels to kill their families and burn their villages. These children now patrolled in special units, killing and maiming civilians. There were those who had been victims of these terrors and carried fresh scars to show for it. So whenever people saw us, we reminded them of the massacres, and that struck fear in their hearts again. Some people tried to hurt us to protect themselves, their families and communities. Because of these things, we decided to bypass villages by walking through the nearby bushes. This way we would be safe and avoid causing chaos. This was one of the consequences of the civil war. People stopped trusting each other, and every stranger became an enemy.« (Beah 2007: 37)

Beah und seine Freunde lernten also, dass sie ›wie *rebels* aussahen‹ und dass sie deshalb damit rechnen mussten, wie *rebels* behandelt zu werden.

Einmal wurden sie in der Nähe eines Dorfes, das sie von vornherein aus Furcht vor der Reaktion seiner Bewohner gemieden hatten, von jungen Männern aufgegriffen, die Schutzwache hielten. Sie wurden daraufhin dem *town chief* vorgeführt, der sie fragte, ob sie *rebels* oder *rebel*-Spione seien, während die Dorfbewohner bereits lauthals ihre unverzügliche Tötung forderten. Der *town chief* gab Beah und seinen Freunden jedoch die Gelegenheit, zu ihrer eigenen Verteidigung zu sprechen, und sie erklärten, keine *rebels*, sondern Schüler zu sein, die

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

an einem Tanzwettbewerb in Mattru Jong teilgenommen hatten, als das Unglück über ihr Heimatdorf und ihre Familien hereingebrochen war. Bei dem Verweis auf die Stadt Mattru Jong wurde der *town chief* hellhörig und ließ einen jungen Mann herbeiholen, der aus Mattru Jong stammte, um ihn zu ihren Angaben zu befragen. Glücklicherweise hatte dieser junge Mann Beah und seine Freunde tatsächlich einmal bei einer früheren Tanzvorführung gesehen und konnte ihre Angaben bestätigen: »He knew my name, my brother's, and those of my friends. He remembered us from performances we had done. None of us knew him, not even by his face, but we smiled warmly as if we recognized him as well. He saved our lives.« (Beah 2007: 39) Mit der Aussage dieses jungen Mannes waren in den Augen der Dorfbewohner dann alle Zweifel an ihrer harmlosen Identität zerstreut. Der *town chief* bot ihnen sogar an, in dem Dorf zu bleiben. Sie lehnten jedoch dankend ab und zogen weiter, um noch mehr Distanz zu den von *rebel*-Überfällen betroffenen Gebieten zu gewinnen (vgl. Beah 2007: 39). So kamen Beah und seine Freunde schließlich in die Kleinstadt Yele (Bonthe Distrikt), in der sie kurzzeitig einen sicheren Ort gefunden zu haben meinten – bevor sie vor die ›Wahl‹ gestellt wurden, Yele entweder auf sich selbst gestellt zu verlassen oder sich der SLA-Einheit anzuschließen, die dort stationiert war (vgl. Beah 2007: 105-109).

Ähnliche, aber weitaus weniger detaillierte Schilderungen erlebter Verwechslungsgefahren sind auch in einem von Peters und Richards (1998) geführten Interview mit einem Jugendlichen zu finden, dem es gelungen war, bereits eine Woche nach seiner Entführung wieder aus der RUF-Einheit zu entkommen, die ihn verschleppt hatte. Auch dieser Jugendliche berichtete davon, dass er auf dem Weg zurück in seine Heimatsstadt Makeni unbeabsichtigt Furcht und Ablehnung ausgelöst hatte und einmal nur knapp mit dem Leben davongekommen war. Er selbst führte dies auf sein abgerissenes Aussehen zurück, das denjenigen, die er um Hilfe bat, deutlich signalisierte, dass er eine raue Zeit hinter sich hatte – ob als *rebel* oder Flüchtling war nicht erkennbar: »Once you have become a *bush creature* people run away from you.« (Peters/Richards 1998: 207; Hervorhebung A.M.).

5.3 Busch-Kreaturen, *rebel*-Gewalt und rivalisierende Interpretationen

Die wissenschaftliche Sekundärliteratur zum Krieg in Sierra Leone enthält zahlreiche Hinweise darauf und Beispiele dafür, dass *rebels* – diejenigen, die Gewalt gegen die Zivilbevölkerung richteten (vgl. Hoffman 2011b: 38) – mit wilden Tieren verglichen oder gleich als wilde Tiere oder »Busch-Kreaturen« (Peters/Richards 1998: 207) bezeichnet wurden.[46] Diese Metaphern waren während des Krieges offenbar so gebräuchlich, dass sie zuweilen sogar Anlass zu Verwirrung darüber

46 | Vgl. etwa Abdulla/Muana (1998: 186), Hoffman (2003: 301), Keen (2002: 9-10, 2005: 75-81, 232-247), Coulter (2009: 14, 101, 214ff.), Richards (2009: 502).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

gaben, ob es sich bei den *rebels* überhaupt – zumindest von ihrer äußerlichen Gestalt her – um menschliche Wesen handelte. Hierauf deutet etwa die weiter oben zitierte Schilderung des Händlers Mr. Kandeh hin: Er war Mitte der 1990er Jahre von Hauptstädtern, die zu diesem Zeitpunkt selbst noch keine *rebels* zu sehen bekommen hatten, gefragt worden, ob *rebels* überhaupt ein Gesicht hätten (siehe oben 5.1.8). Ein weiteres Beispiel liefert eine von Paul Richards (2009) zitierte Meldung aus der Freetowner Tageszeitung *Concord Times* vom November 1999. Darin wird ein Überfall auf junge Frauen beschrieben, der sich nahe Bo Town zugetragen haben soll: Die jungen Frauen seien, als sie sich auf der Suche nach Brennholz von der Stadt entfernten, von einer seltsamen Kreatur überfallen worden, die auf den ersten Blick wie ein extrem großer männlicher Schimpanse gewirkt habe – Augenzeugenberichten zufolge trug die Kreatur allerdings zudem Armeestiefel. Was auch immer die zitierten Augenzeugen gesehen haben mögen, die Darstellung des Vorfalls wirkt in jedem Fall wie eine albtraumhafte und in der Wahrnehmung der Augenzeugen Realität gewordene Vermengung von *rebel*hafter ›Unmenschlichkeit‹ mit *rebel*haften Verkleidungs- und Verwirrungstaktiken (vgl. Richards 2009: 502).

Wie ich oben bereits in der Darstellung der soziokulturellen Bedeutung der geschlechtsspezifischen Geheimgesellschaften geschildert habe (siehe oben 5.1.6), ist in Sierra Leone die Vorstellung weit verbreitet, dass vollwertige Menschlichkeit erst über den eingeprägten Willen und die erlernte Fähigkeit zu sozial konformem Verhalten entsteht. Dieser Wille und diese Fähigkeit sollen mit der Initiation in geschlechtsspezifische Geheimgesellschaften angelegt werden, um dann idealerweise ein Leben lang durch respektvollen Gehorsam und, insbesondere von Männern, durch die Übernahme von Verantwortung in eigenen Reichtum-an-Menschen-Beziehungen gefestigt und unter Beweis gestellt zu werden. ›Menschen‹ zeichnen sich demnach durch überlegte und von Selbstkontrolle geprägte Handlungen aus, die sie gemäß der Regeln oder zumindest im Sinne der Regeln der Gemeinschaft tätigen. Vor dem Hintergrund dieser Vorstellungen lag es gleich in mindestens zweierlei Hinsicht nahe, *rebels* als wilde Tiere oder Busch-Kreaturen zu verstehen und zu bezeichnen: Zum einen brach die gegen die Zivilbevölkerung gerichtete *rebel*-Gewalt schon für sich genommen mit allen Grundregeln des sozialen Zusammenlebens, an denen orientiert ›Menschen‹ eigentlich handeln sollten; und zum anderen wurde diese Gewalt vielfach von Kindern und Jugendlichen ausgeführt, die als solche bestenfalls am Beginn ihrer ›Menschwerdung‹ standen, womöglich noch nicht einmal in geschlechtsspezifische Geheimgesellschaften initiiert worden waren und durch zwangsweise oder freiwillig konsumierte Drogen noch zusätzlich enthemmt wurden (vgl. Hoffman 2003: 301-303; Shepler 2004: 31; Coulter 2009: 101). Zugleich war es gerade die Zuschreibung noch ungebändigter destruktiver Potentiale, die Kinder und Jugendliche zu besonders geschätzten und begehrten Gewaltarbeitskräften machte: Susan Shepler beschreibt, dass sie während ihrer Feldforschung, die sie in den letzten Kriegsjahren und in der frühen Nachkriegszeit in verschiedenen Landes-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

teilen durchgeführt hat, immer wieder auf eine Vorstellung gestoßen ist, der zufolge (männliche) Kinder und Jugendliche grundsätzlich besonders ungehemmt und furchtlos seien, weil sie noch keine Frau und noch keine Kinder haben; entsprechend hätten sie auch noch nicht so viel zu verlieren. Auf Krio wurde dies folgendermaßen ausgedrückt: »›Pikin no get waif, he no get pikin den. Rebel den no de frehd dai‹ (A child doesn't have a wife, he doesn't have children. Rebels can't be afraid to die).« (Shepler 2004: 30) Danny Hoffman berichtet aus Interviews mit *Kamajor*/CDF-Kämpfern, dass kindliche Kämpfer zudem für moralisch ungehemmt gehalten wurden: »Children, combatants say, make the best soldiers because they have no fear. They obey orders without question. They are uninhibited by moral concerns.« (Hoffman 2003: 301) Er beschreibt zudem den Fall eines zehnjährigen *Kamajor*/CDF-Kämpfers, Basheru, der 1999 rekrutiert worden war. Ältere Kämpfer (im Teenageralter) priesen Basherus radikale Furchtlosigkeit: »Basheru, they said, would be the first in line if his unit confronted, or thought they might confront, enemy fire.« (Hoffman 2003: 302)

Anders als es von Hoffman außerdem geschildert wird, gelten Kinder in Sierra Leone jedoch keinesfalls *grundsätzlich* als gefährlich: »Whether they have been traumatized by the violence around them or not, children are dangerous.« (Hoffman 2003: 301) Ganz abgesehen davon, dass Kinder auch in Sierra Leone von ihren Eltern geliebt werden, enthalten abstrakte Vorstellungen über Kindheit und Jugend in Sierra Leone vielmehr eine Mischung aus »›attraction and alarm‹« (Ferme 2001: 198), die sie in der Tat – und darauf will auch Hoffman vermutlich in erster Linie hinaus – von westlichen Vorstellungen ›unschuldiger‹ Kinder unterscheidet (vgl. auch Shepler 2004: 33). Diese Mischung aus »›attraction and alarm‹« ergibt sich daraus, dass davon ausgegangen wird, dass die ungezähmten Potentiale, die Kindern und Jugendlichen zugeschrieben werden, nicht nur Bedrohungen, sondern auch Bereicherungen für die Gemeinschaft mit sich bringen können. Ihre Ungezähmtheit enthält demnach sowohl Chancen auf produktive Störungen, in denen die Regeln des sozialen Zusammenlebens dann kraftvoll bestätigt werden können, als auch Gefahren destruktiver Störungen, in denen diese Regeln mit desaströsen Konsequenzen gebrochen werden. Der Anthropologe Michael Jackson beschreibt die in diesen Vorstellungen enthaltene Ambivalenz folgendermaßen:

»The creation of community depends not merely on people behaving well. It is not the outcome of a slavish application of rules or a passive adherence to routine. The creation of a viable community depends upon vital forces which are ›wild‹ or random and which must be fetched from outside the domain of rules and roles. […] *But all are ethically ambiguous: they are potentially as destructive as they are regenerative.*« (Jackson 1982: 27; Hervorhebungen A.M.)

Diese Ambivalenz ist ein beliebtes Thema in mündlichen Erzählungen, die sich häufig darum drehen, dass Protagonisten, die mit als ›typisch jugendlich‹ gelten-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

den und zugleich männlich konnotierten Attributen ausgestattet werden – etwa mit Mut, Cleverness und Wut über soziale Ungerechtigkeit –,[47] produktive oder destruktive soziale Störungen bewirken. Die Geschichten mit den wohl destruktivsten Ausgängen drehen sich um eine fiktive Gestalt namens Musa Wo, den Sohn eines *chiefs*, der geboren wird, nachdem seine Mutter von seinem Vater grundlos verstoßen worden ist (vgl. Richards 1996: 59; Consentino 2005: 12-13; Carey 2006: 101-102). Musa Wo bemüht sich zunächst, das Unrecht wieder gut zu machen, das seiner Mutter angetan wurde, und ist ihr ein fürsorglicher Sohn, auf den sie stolz sein kann. Dann jedoch macht er sich daran, Rache an seinem Vater und an dessen Anhängern zu üben und geht dabei – in den Worten von Donald Consentino, der in den 1970er und 1980er Jahren mündliche Erzählungen in Sierra Leone erforscht hat – wie ein »genocidal maniac« vor (Consentino 2005: 12). Allerdings ist die in den Musa Wo Geschichten ausgebreitete Destruktivität eher untypisch. Die meisten mündlichen Erzählungen handeln von sozialen Störungen, die in Form jugendlicher Auflehnung gegen Ausbeutung, Korruption und Ungerechtigkeit die Regeln der Gemeinschaft erst wieder in Kraft setzen, die zuvor von gierigen Patronen unterhöhlt worden waren, die ihren Reichtum an Menschen ausnutzten, ohne etwas zurückzugeben (vgl. Jackson 1982: 93ff.; Consentino 2005: 11). Beispielsweise in mündlichen Erzählungen der Kuranko (einer ethnischen Gruppe, die vor allem im Norden von Sierra Leone vertreten ist) werden gierige Patrone häufig von einer behäbigen Hyäne verkörpert, die von einem cleveren Feldhasen zu Fall gebracht wird (vgl. Jackson 1982: 93). In solchen Geschichten werden jugendliche (und zugleich männlich konnotierte) Störungspotentiale als Kräfte sozialer und politischer Erneuerung gefeiert, mit deren Hilfe ungerechte und ausbeuterische Verhältnisse überwunden werden können (vgl. Jackson 1982: 25; Ferme 2001: 62).

Es ist gerade die bittere Enttäuschung von Hoffnungen auf eine solche soziale und politische Erneuerung, aus der heraus viele Sierra Leonerinnen und Sierra Leoner den *rebel war* als »sinnlos« bezeichnen – so wie der arbeitslose junge Mann Dumbuya, den ich ganz zu Beginn des Kapitels bereits zitiert habe: »*You see, one thing about the war that we fought in this country is that we just did it senselessly. And that is why we are still struggling today.*« (Interview 02.04.2009) In einer Umfrage unter 191 Sierra Leonerinnen und Sierra Leonern aus verschiedenen Landesteilen, in der es im Jahr 2005 um die Hintergründe des »sinnlosen« Krieges ging (vgl. King 2007), gaben die meisten Befragten an, es habe aus ihrer Sicht ganz ohne

47 | Mut, Cleverness und Wut über soziale Ungerechtigkeit gelten definitiv eher als typisch männlich-jugendliche Attribute, wohingegen Frauen und Mädchen tendenziell mangelnde moralische und politische Urteilsfähigkeit sowie geistige Langsamkeit zugeschrieben wird. Hierzu heißt es beispielsweise bei Mariane Ferme: »By contrast, women were said to be ›senseless‹, lazy, or weak. The Mende word used [...] had connotations of moral and political, and not necessarily physical weakness.« (Ferme 2001: 62; Hervorhebung im Original)

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Frage gute Gründe für den Krieg gegeben: allen voran die Selbstbereicherungs- und Machterhaltungspraktiken der Mächtigen, die sich vor dem Krieg nicht um die Armut der ›einfachen‹ Leute geschert hatten – und sich auch nach dem Krieg weiterhin nicht um sie scheren (vgl. King 2007: 6, 20). Für Rebellen, die glaubhaft unter Beweis gestellt hätten, für eine bessere Zukunft zu kämpfen, hätten wohl viele Sierra Leonerinnen und Sierra Leoner Sympathien empfunden. Stattdessen jedoch erlebten sie einen Krieg, der noch mehr Leid verursacht hat, ohne dabei zumindest auch ›etwas zu bringen‹ (vgl. ähnlich King 2007: 22-24).

Darüber, wie genau die »sinnlose« Gewalt zustande kommen konnte, herrscht in Sierra Leone allerdings zumindest ein gutes Stück weit Ratlosigkeit. Weder die Jugend der Kämpferinnen und Kämpfer noch Frustrationen über die Verhältnisse in Sierra Leone noch Aussichten auf geplünderte Güter werden als hinreichende Erklärungen angesehen. In der kurz vor Kriegsende von *Physicians for Human Rights* durchgeführten Umfrage, auf die ich oben bereits mit Blick auf Identifizierungsprobleme verwiesen habe (siehe 5.2.1), gaben Frauen und Mädchen, die vergewaltigt worden waren, beispielsweise mehrheitlich an, »nur Gott wisse«, warum die Kämpfer ihnen dies angetan hatten (Physicians for Human Rights 2002: 78). Die einzige Erklärung, die als einigermaßen plausibel empfunden wird, läuft darauf hinaus, dass *rebels* »im Busch« (auf Krio *nar bush*) Transformationen durchgemacht haben müssen, in denen ihre destruktiven Potentiale ungehemmt entfesselt wurden. Chris Coulter fasst diese lokale Interpretation, so wie sie sie im Zuge ihrer Feldforschung in der späten Kriegs- und frühen Nachkriegszeit erlebt hat, folgendermaßen zusammen: »Many people associated the rebels with the bush, they were wild and sometimes seen as nonhuman. The people they abducted became, by association, wild and nonhuman too.« (Coulter 2009: 216) Der »Busch« bezeichnet dabei nicht nur das unwegsame Waldgelände, in dem Kommandoeinheiten verstecke Camps unterhielten, sondern darüber hinaus einen Raum, in dem die ›normalen‹ Regeln des sozialen Miteinanders – maßgeblich unterstützt durch erzwungenen oder auch freiwilligen Drogenkonsum – außer Kraft gesetzt und *rebels* ›produziert‹ wurden (vgl. Coulter 2009: 101). Coulter führt weiter aus, dass die Reintegration ehemaliger Kämpferinnen und Kämpfer in der frühen Nachkriegszeit als eine Aufgabe und Herausforderung angesehen wurde, die vor allem darin bestehen musste, das von *rebels* »im Busch« erlernte Verhalten wieder unter Kontrolle zu bringen und unter Kontrolle zu halten (»Domesticating the Bush«, Coulter 2009: 208; vgl. auch Shepler 2004: 32-33).

Da jedoch zugleich befürchtet wurde (und wird), dass *rebel*-Transformationen wohl eher nicht oder zumindest nicht immer ganz rückgängig zu machen sind (vgl. Coulter 2009: 208ff.; Shepler 2004: 32-33), wurden diejenigen, die nach Kriegsende zu ihren Familien zurückgekehrt sind, in vielen Fällen nicht oder zumindest nicht gerne wieder aufgenommen. Allerdings lässt sich über Rückkehrerfahrungen insgesamt tatsächlich kaum etwas Allgemeingültiges aussagen: Je nachdem, ob Kämpferinnen und Kämpfer entführt und zwangsrekrutiert wor-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

den waren oder sich freiwillig Kommandoeinheiten angeschlossen hatten, ob sie lange oder nur kurz »im Busch« gewesen waren, ob sie vor dem Krieg ein gutes Verhältnis zu ihre Angehörigen gehabt hatten und nicht zuletzt abhängig von den Gewalterfahrungen ihrer Angehörigen fielen die Erfahrungen von Rückkehrerinnen und Rückkehrern sehr unterschiedlich aus (vgl. etwa Shepler 2002: 10ff.; Peters 2007: 5-6; Boersch-Supan 2009: 29; Coulter 2009: 208ff.). Wie in Kapitel 6 gleich ausführlich dargestellt wird, sind Befürchtungen, denen zufolge gerade männliche ehemalige Kämpfer zu unkontrolliertem und gewalttätigem Verhalten neigen, auch Jahre nach Kriegsende keinesfalls verschwunden. Solche Befürchtungen beeinflussen insbesondere, wie diejenigen, die ich zusammenfassend ›gefährliche junge Männer‹ nenne, wahrgenommen und beurteilt werden. Insofern scheint in gewisser Weise weiterhin zu gelten, was Susan Shepler bereits für die frühe Nachkriegszeit festgestellt hat: »Sierra Leoneans [...] worry about the long-term impacts of the war on child soldiers, and the idea that as they grow older, those troublesome boys will become troublesome men. This set of children has ›bad training‹, and may not be salvageable.« (Shepler 2004: 32-33)

Diese lokale (in Sierra Leone verbreitete) und nicht-akademische Interpretation, der zufolge »sinnlose« Gewalt gegen die Zivilbevölkerung erst durch »im Busch« vollzogene Transformationen möglich wurde, weicht jeweils in zentralen Punkten von den Kernaussagen zweier prominenter akademischer Erklärungsansätze zum Krieg in Sierra Leone ab. Deren zentrale Vertreter – der Brite Paul Richards auf der einen und mehrere sierra-leonische Sozialwissenschaftler, am prominentesten Ibrahim Abdullah, auf der anderen Seite – liefern sich seit Jahren erbitterte Debatten (vgl. etwa Richards 1996; 2005b; 2005c; Abdullah 1998; Bangura 2004). Demgegenüber hat David Keen (2002; 2005), der eigentlich in erster Linie für seine Analysen der ökonomischen Funktionen kriegerischer Gewalt in Sierra Leone bekannt ist, einen ganz und gar nicht auf ökonomische Funktionen beschränkten Erklärungsansatz formuliert, der mit der nicht-akademischen Interpretation des »sinnlosen« *rebel war* zentrale Übereinstimmungen aufweist. Diese Abweichungen und Übereinstimmungen werden im Folgenden zum Abschluss dieses Kapitel jeweils auf Basis knapper Zusammenfassungen der verschiedenen wissenschaftlichen Erklärungsansätze dargestellt.

5.3.1 Die rationale Revolution

Mit *Fighting for the Rainforest* (1996) hat der Anthropologe Paul Richards die früheste Studie zum Krieg in Sierra Leone vorgelegt, die, wie auch die Mehrzahl der nachfolgenden Studien, in erster Linie auf die RUF fokussiert ist. *Fighting for the Rainforest* ist dabei insgesamt als Gegenentwurf zu einem Aufsatz des US-amerikanischen Journalisten Robert Kaplan angelegt, der den unheilvollen Titel *The Coming Anarchy* (1994) trägt. In diesem Aufsatz porträtiert Kaplan Sierra Leone als Paradebeispiel für die seiner Diagnose nach zunehmende Zahl von Ländern in der »unterentwickelten Welt«, die demnach in chaotischen Urzuständen ver-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sinken, die Kaplan zugleich in vorurteilsbeladener Weise mit vor- und frühkolonialen Verhältnissen assoziiert:

»Sierra Leone is a microcosm of what is occurring, albeit in a more tempered and gradual manner, throughout West Africa and much of the underdeveloped world: the withering away of central governments, the rise of tribal and regional domains, the unchecked spread of disease, and the growing pervasiveness of war. West Africa is reverting to the Africa of the Victorian atlas. It consists now of a series of coastal trading posts, such as Freetown and Conakry, and an interior that, owing to violence, volatility, and disease, is again becoming [...] ›blank‹ and ›unexplored‹«. (Kaplan 1994)[48]

Richards hält in *Fighting for the Rainforest* dagegen, der Krieg in Sierra Leone und die Gewalt der RUF müsse statt als irrationale »Neue Barbarei« (»New Barbarism«, Richards 1996: xvi)[49] vielmehr als »rationales«, nämlich zielgerichtetes und politisch motiviertes Handeln verstanden werden: »In fact the war has a clear political context, and the belligerents have perfectly rational political aims, however difficult it may be to justify the levels of violence they employ to pursue these aims.« (Richards 1996: xvii) Als politischen Kontext der RUF-Gewalt beschreibt Richards eine »Krise des Patrimonialismus« in den 1980er Jahren (»crisis of patrimonialism«, Richards 1996: xviii), in der es selbst formal gebildeten Sierra Leonern immer schwerer fiel, förderungsfähige und -willige Patrone zu finden,[50] während das APC-Einparteienregime staatliche Ausgaben für Bildung, Gesundheit und Infrastruktur massiv herunterfuhr, um Ressourcen für den eigenen Machterhalt freizumachen, der zum einen über die politische und ökonomische Förderung loyaler Günstlinge erkauft und zum anderen über Gewalt und Gewaltandrohungen erpresst wurde. Wer keinen Zugang zu APC-Patronage hatte, konnte unter diesen Bedingungen kaum damit rechnen, sozioökonomisch vorankommen zu können (vgl. Richards 1996: 36ff.). Richards argumentiert weiter, die RUF-Führungsriege um Foday Sankoh sei in den frühen 1990er Jahren mit »ausgeschlossenen Intellektuellen« (»excluded intellectuals«, Richards 1996: 33) besetzt gewesen, die frustriert über Kürzungen im Bildungssektor und über mangelnde persönliche Aufstiegschancen in den 1970er und 1980er Jahren erfolglos gegen das APC-Regime protestiert und schließlich mit

48 | Da der Artikel nur als Online-Version ohne Seitenzahlen verfügbar ist, ist eine Seitenangabe hier leider nicht möglich.

49 | Der Begriff »New Barbarism«, mit dem Richards Kritik an Kaplans Aufsatz in den nachfolgenden akademischen Diskussionen vor allem verbunden worden ist, wird von Kaplan selbst gar nicht verwendet. Vielmehr ist es Richards, der Kaplans Analyse – sehr treffend – als eine Ansammlung von Thesen über eine vermeintliche »Neue Barbarei« im globalen Süden charakterisiert.

50 | Richards' Analyse der ökonomischen Hintergründe bleibt recht oberflächlich, für eine Kritik siehe Bangura (2004: 24ff.), für eine ausführlichere Analyse siehe Reno (1995).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Unterstützung aus Libyen und Liberia die RUF gegründet hatten (vgl. Richards 1996: 19-27; siehe auch oben 5.1). Anders als es von prominenten sierra-leonischen Sozialwissenschaftlern dargestellt wird, zu deren Arbeiten ich im Folgenden gleich komme, besteht Richards also darauf, dass auch studentische Aktivisten an der Gründung der RUF beteiligt gewesen waren und – zumindest in den ersten Kriegsjahren, die in *Fighting for the Rainforest* behandelt werden – innerhalb der RUF erheblichen Einfluss ausgeübt haben. Er hat die zentrale Rolle der »excluded intellectuals« auch in späteren Veröffentlichungen immer wieder bestätigt und gegen Kritik verteidigt: »A group of this kind did operate within the RUF, and its influence was high during the period covered by my book.« (Richards 2006: 120)[51] Mithilfe von jungen Kämpferinnen und Kämpfern, die in Ermangelung freiwilliger Rekruten zwangsrekrutiert werden mussten, strebten die »ausgeschlossenen Intellektuellen« Richards zufolge danach, zum einen den korrupten APC-Machteliten eine Lektion zu erteilen und zum anderen die Macht im Staat zu übernehmen, um dann ihre noch diffuse Vision für ein ›besseres‹ Sierra Leone umsetzen zu können – koste es, was es wolle:

»The leaders are a town-oriented excluded elite, not a group with strong place specific community links. I hazard the guess that their main focus was, and remains, to take over at the top; perhaps they seek to square the cycle by implementing a ›bottom-up‹ view of the world in a ›top-down‹ way. The rural mayhem is intended to teach a lesson to those who sit pretty in the capital. The suffering of the masses is an idea in which they have come to believe. They are blind to its reality all around them, except as proof that they were right all along. This is academic talk – the world view of the lonely and disregarded intellectual – not the practical view of those who know that [...] beliefs must work for the community, or there will be no one left to inherit the vision.« (Richards 1996: 84)

Der zentrale Unterschied zwischen Richards' *Fighting for the Rainforest* und der nicht-akademischen Interpretation des »sinnlosen« *rebel war* besteht in dem

51 | Richards verzichtet in *Fighting for the Rainforest* auf genauere Angaben zu diesen »ausgeschlossenen Intellektuellen« und zu seinen Kontakten zu ihnen, um ihre Identitäten zu schützen (vgl. Richards 2006: 120). In späteren Aufsätzen nennt er einige von ihnen jedoch namentlich: »Some were Green Book veterans [ehemalige Angehörige von revolutionär gesinnten Studiengruppen, Anm. A.M.] with a university degree. Engineering graduate Philip Palmer (current whereabouts unknown) [...], and Mohamed Rogers (detained in the May 2000 sweep), an economics graduate and secondary schoolteacher, would be examples. Both were combatants. Others were ›civilian‹ recruits – dissidents rounded up on the march and recruited into the ›war council‹. Examples include Faiya Musa, a former agriculture student a Njala University College [...], and college lecturer I.H. Deen Jalloh and his wife, Agnes Jalloh, a school teacher. Both Musa and Jalloh had grievances with their educational establishments and were known before the war as radicals.« (Richards 2005b: 126)

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zwar diffusen und brutal rücksichtlosen, aber nichtsdestotrotz progressiven Gestaltungswillen, den Richards der frühen RUF-Führungsriege zuschreibt. In Form von guten Gründen, die es demnach für einen sinn*vollen* Krieg gegeben hätte (siehe oben 5.3), spielt solcher Gestaltungswille in der nicht-akademischen Interpretation des »sinnlosen« *rebel war* hingegen allenfalls eine vage Nebenrolle.

5.3.2 Die Lumpen-Revolution

Richards' Darstellung der RUF ist insbesondere von mehreren sierra-leonischen Sozialwissenschaftlern heftig kritisiert worden, die in der Vorkriegszeit selbst in revolutionär gesinnten Widerstandgruppen gegen das APC-Regime aktiv gewesen waren. Ihr Widerspruch bezieht sich sowohl auf den von Richards konstatierten »rationalen« (nachvollziehbar politisch motivierten) Charakter der RUF-Gewalt als auch auf seine Darstellung der RUF-Führungsriege, die demnach in den ersten Kriegsjahren von »ausgeschlossenen Intellektuellen« dominiert gewesen sein soll. Richards' sierra-leonische Kritiker erwidern, dies sei gänzlich aus der Luft gegriffen: »Richards' belief in an excluded intellectual group in the RUF is unfounded.« (Abdullah 1998: 217) Die wenigen gebildeten Personen in der RUF seien vielmehr ausnahmslos erst nach Kriegsbeginn (zwangs-)rekrutiert worden und hätten keine nennenswerten Führungspositionen innegehabt (vgl. Bangura 2004: 21; Rashid 2004: 84ff.). Zwar werden Richards' Bemühungen darum gelobt, Robert Kaplans fragwürdigem Szenario eine kritische Erwiderung entgegenzusetzen. Zugleich wird aber bemängelt, Richards habe dabei die eigentliche Aufgabe, nämlich eine genaue und unvoreingenommene Analyse der RUF-Gewalt, aus dem Bick verloren: »Haunted by Kaplan, his [Richards', Anm. A.M.] main preoccupation gets reduced to one goal: to show that RUF atrocities are rational and, therefore, not barbaric.« (Bangura 2004: 18)

In einer zuerst von Ibrahim Abdullah (1998) formulierten alternativen Interpretation, der sich weitere sierra-leonische Sozialwissenschaftler angeschlossen haben, wird die *rebel* Gewalt gegen die Zivilbevölkerung statt auf rücksichtlosen Gestaltungswillen auf die soziale Herkunft der Kämpfer (Kämpferinnen werden nicht erwähnt) zurückgeführt (vgl. auch Kandeh 1999; Rashid 2004; Gberie 2004). Demnach entstammten sowohl die Angehörigen der RUF-Führungsriege um Foday Sankoh als auch die meisten Kämpfer einer von vornherein gewaltaffinen Klasse von »lumpens« – kurz für ›Lumpenproletariat‹. Von ihnen sei aufgrund ihrer gegebenen Gewaltveranlagung gar nichts anderes als exzessive Gewalt gegen die Zivilbevölkerung zu erwarten gewesen: »It was the ›wrong individuals‹, lumpens in my view, who therefore took the next step in the bush path to destruction.« (Abdullah 1998: 219) Als »lumpens« bezeichnet Abdullah »largley unemployed and unemployable youths, mostly male, who live by their wits or have one foot in what is generally referred to as the informal or underground economy. They are prone to criminal behaviour, petty theft, drugs, drunkenness, and gross

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

indiscipline.« (Abdullah 1998: 207-208)[52] Lansana Gberie bemüht für seine Definition explizit die Marxschen Anleihen der »lumpens«-Kategorie: »They are the lumpenproletariat who Marx and Engels described as the ›dangerous class‹, ›the social scum [...]‹. In short, they are incapable of any revolutionary action, much less revolutionary discipline.« (Gberie 2004: 149)

RUF-Kämpfer – und auch abtrünnige SLA- beziehungsweise AFRC-Kämpfer – sollen demnach überwiegend aus zwei von vornherein gefährlichen »lumpens«-Milieus gestammt haben: zum einen aus einem Milieu un- oder halbgebildeter arbeitsloser männlicher Jugendlicher und junger Männer in Freetown und den größeren Städten der Distrikte, die sich mit Gelegenheitsjobs und Kleinkriminalität durchzuschlagen versuchten; und zum anderen aus einem Milieu gänzlich ungebildeter männlicher Jugendlicher und junger Männer vom Land, die ihre Dörfer verlassen hatten oder bereit waren, ihre Dörfer zu verlassen, um ihr Glück in den Städten oder in den Diamantenabbaugebieten zu suchen (vgl. Abdullah 1998: 217, 224; Abdullah/Muana 1998: 179, 182; Rashid 2004: 71ff.).

Als Beleg für die Gefährlichkeit dieser ›Milieus‹ – die in dieser unspezifischen Breite definiert die Lebensumstände eines erheblichen Anteils der männlichen Bevölkerung in Sierra Leone beschreiben – wird angeführt, dass sie den politischen Machteliten bereits in der Vorkriegszeit als Rekrutierungsgründe für Schlägertruppen gedient hatten; diese waren dann gegen politische Konkurrenten und, mit dem Aufkommen studentischer Widerstands- und Protestbewegungen, auch gegen demonstrierende Studenten eingesetzt worden (vgl. Abdullah 1998: 208-209; Kandeh 1999: 360ff.; Rashid 2004: 72ff.). Nichtsdestotrotz (oder gerade deswegen) unternahmen studentische Aktivisten in den 1970er und 1980er Jahren Bemühungen, die »lumpens« politisch aufzuklären und sie für revolutionäre Ideen zu begeistern (vgl. Abdullah 1998: 209; 2002: 31; Rashid 2004: 73ff.). Von den Autoren der »lumpens«-Interpretation wird jedoch darauf bestanden, dass alle studentischen Aktivisten sich spätestens Ende der 1980er Jahre in den libyschen Ausbildungslagern zerstritten und sich ausnahmslos aus der Bewegung zurückzogen. Damit sei unabsichtlich der Weg für eine von »lumpens« an- und ausgeführte Pseudo-Revolution frei gemacht worden, die sich in Gewalt gegen die Zivilbevölkerung entlud (vgl. Abdullah/Muana 1998: 176ff.; Abdullah 1998: 219; Rashid 2004: 84-87). Abdullah schreibt hierzu:

»[T]he mutilation, murder and rape of innocent women and children by the RUF, are acts that are incompatible with a revolutionary project. These ›revolutionary' acts, I would argue, were committed again and again precisely because of the social composition of these movements and the lack of a concrete programme of societal transformation. *A lumpen social movement bred a lumpen revolution.*« (Abdullah 1998: 223; Hervorhebung A.M.)

52 | Der Begriff »lumpens« ist in Sierra Leone nicht gebräuchlich, er wurde von Ibrahim Abdullah (1998) als analytische Kategorie eingeführt.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Anders als in der nicht-akademischen Interpretation des »sinnlosen« *rebel war* wird in der »lumpens«-Interpretation somit konstatiert, dass die meisten Kämpfer bereits vor dem Krieg auf eine Art und Weise inhärent verdorben waren, die sie für Gewalt gegen die Zivilbevölkerung disponiert haben soll. Dabei wird offen gelassen, inwieweit dies tatsächlich auch für Zwangsrekrutierte und für diejenigen gelten soll, die sich als Flüchtlinge notgedrungen Kommandoeinheiten angeschlossen haben. Auch sucht man vergeblich nach Darstellungen und Analysen dieser angeblichen Verdorbenheit, in denen nicht in erster Linie Armut, Mangel an formaler Bildung und Arbeitslosigkeit als vermeintlich selbstverständliche Erklärungen und Indikatoren für sie herhalten.

Noch darüber hinaus ist irritierend, dass die Autoren der »lumpens«-Interpretation, die selbst in der Vorkriegszeit studentische Aktivisten waren, in ihren Arbeiten über ihre eigene Vergangenheit schweigen und eigene Erfahrungen und Erlebnisse, die in ihren Arbeiten doch bestimmt eine Rolle spielen, nicht als solche kenntlich machen. Ohne Paul Richards' selbstverteidigende Hinweise auf ihre Aktivistenvergangenheiten wären diese alleine an den Texten der Autoren der »lumpens«-Interpretation nicht erkennbar (vgl. Richards 2005c: 572; 2006: 119). Speziell mit namentlichem Bezug auf Ibrahim Abdullah, Yusuf Bangura und Ismail Rashid verteidigt Richards seine Darstellung und Interpretation der RUF-Gewalt, indem er den ehemaligen studentischen Aktivisten vorwirft, sich vermittels der »lumpens«-Interpretation von jeglichem Verdacht freisprechen zu wollen, die RUF-Gewalt in irgendeiner Weise mitinspiriert zu haben: »The RUF claimed to have been inspired by radical student debates in the 1970s and 1980s. As former activists, they are anxious [...] to distance themselves from that claim.« (Richards 2006: 119)

5.3.3 Wut, Drogen, Zwang und Schamgefühle

Der Politökonom David Keen, der in den Jahren 1995 und 2001 mehrmonatige Feldforschungen in Sierra Leone durchgeführt hat, ist seitdem in erster Linie für seine Analysen der ökonomischen Funktionen kriegerischer Gewalt bekannt geworden (vgl. etwa Keen 2000; 2005). Rückblickend schreibt Keen gerade über seine erste Feldforschung in Sierra Leone, sie habe ihn in seinem ökonomischen Fokus – zunächst – uneingeschränkt bestätigt:

»After my fieldwork in Sierra Leone in mid-1995, I was leaning towards an explanation of conflict that put greed at the forefront. A great deal of the violence portrayed by Robert Kaplan and others as ›mindless‹ seemed, on the contrary, to have its own rationality – most notably in allowing armed groups to acquire economic resources at the expense of civilians whilst minimising their own exposure to violence by avoiding pitched battles with ›the other side‹«. (Keen 2002: 2)

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

In aller Kürze zusammengefasst lässt sich Keens politökonomischer Ansatz in der Forderung auf den Punkt bringen, dass auch und gerade angesichts kriegerischer Gewalt die Fragen zu stellen sind, wer genau, wie genau unmittelbar von ihr profitiert. Über diese Fragen (und über unvoreingenommen formulierte Antworten auf sie) soll es vermieden werden, von vornherein als gegeben vorauszusetzen, dass in Kriegen stets in erster Linie übergeordnete Ziele verfolgt werden: etwa die Etablierung von Kontrolle über bestimmte Gebiete und Bevölkerungen, die Bewirkung von politischem und sozialem Wandel etc. (vgl. Keen 2000: 36-37; 2005: 48ff.). Mit Blick auf Sierra Leone zeigt Keen auf, dass kriegerische Gewalt oft vor allem eingesetzt worden ist, um im Einvernehmen mit der ›Gegenseite‹ im großen Stil Ressourcen zu akquirieren – oder schlicht um die eigene Kommandoeinheit aufrechtzuerhalten und sie einigermaßen ›gut‹ durch den Krieg bringen zu können (vgl. Keen 2005: 48ff.).[53] Allerdings, so wendet Keen selbst ein, können solche ökonomischen Funktionen für sich genommen nicht erklären, warum *rebels* über das ökonomisch Notwendige hinaus getötet, vergewaltigt und verstümmelt haben: »Notwithstanding ›rational‹ or economic explanations, much of the violence – particularly the amputations, mutilations and sexual violations – seemed gratuitously vicious.« (Keen 2005: 54) Dies, so beschreibt Keen, hatte er zwar stets bereits unterschwellig mitgedacht, vor allem im Zuge seiner 2001er Feldforschung in Sierra Leone wurde ihm jedoch erst in aller Deutlichkeit bewusst, dass er sich mit den emotionalen Funktionen kriegerischer Gewalt noch sehr viel ausführlicher würde beschäftigen müssen:

»It was [...] clear to me that the anger and fear manifest in the extreme violence in Sierra Leone could not easily be incorporated and explained within a ›rational violence‹ framework that conceptualises individuals as calmly deciding between alternatives on the basis of their self- interest. In other words, the subjectivity of the violent – the way violence was seen by them, their perceptions and emotions as well as their interests – had to be taken seriously.« (Keen 2002: 4)

Keen kam daraufhin zu dem Schluss – und eben hierin stimmt seine Analyse mit der nicht-akademischen Interpretation des »sinnlosen« *rebel war* überein –, dass ein erheblicher Anteil der Gewalttaten nur mit Blick auf Dynamiken nachvollziehbar wird, die erst im Leben und Überleben in den Kommandoeinheiten (»im Busch«) einsetzten. Diese Dynamiken führt Keen auf eine Mischung aus Wut und Frustration mit Drogen, Zwang und nicht zuletzt Schamgefühlen zurück (vgl. Keen 2002: 4ff.; 2005: 56ff.).

Keen argumentiert, dass die meisten Kämpfer (auch in Keens Ausführungen kommen Kämpferinnen kaum vor) bereits vor ihrer (Zwangs-)Rekrutierung

53 | Keens Analyse lässt sich also sehr gut als Ergänzung zu Kalyvas' Szenario lesen (vgl. Kalyvas 2006, siehe oben 5.2). Keens Fokus auf ökonomische Funktionen liefert eine Perspektive, aus der heraus auch indiskriminierende Gewalt durchaus Sinn machen kann.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Wut und Frustration empfunden haben müssen: über Armut und mangelnde sozioökonomische Aufstiegschancen, über ungerechte und ausbeuterische Behandlungen durch ältere Autoritätspersonen und/oder über kriegerische Vertreibungen und den Verlust von Angehörigen. Diese Emotionen wurden Keen zufolge dann in den Kommandoeinheiten, unterstützt durch Zwang und die Verabreichung von Drogen, in Gewalt gegen die Zivilbevölkerung kanalisiert, wobei zugleich eine Gewaltkultur gefördert wurde, die die ›normalen‹ Regeln des Zusammenlebens tendenziell aufhob: »[R]ebel commanders were punishing those who refused to carry out atrocities, whilst rewards (like loot and ›respect‹) could often be secured from bad actions.« (Keen 2005: 76) Ebenfalls wie in der nichtakademischen Interpretation des »sinnlosen« *rebel war* geht auch Keen davon aus, dass diese Gewaltkultur nicht ohne tiefgreifende Folgen blieb: »Prolonged exposure to this perverse universe must have profoundly messed with the rebels' sense of what was right and what was wrong and shameful, particularly since so many were children.« (Keen 2005: 76)

Andererseits, so argumentiert Keen weiter, sei es aber dennoch kaum vorstellbar, dass *rebels* angesichts ihrer Gewalttaten keine Scham empfunden haben; dass ihre Taten ›falsch‹ waren, konnten sie schließlich nicht zuletzt an den entsetzten Reaktionen ablesen, die ihr Erscheinen im Zuge von Hit-and-Run Überfällen stets auslöste. Keen vermutet, dass Schamgefühle wiederum in Gewalt gegen die Zivilbevölkerung kanalisiert wurden – dann als ein Bemühen darum, schamauslösende Zivilistinnen und Zivilisten zum Schweigen zu bringen oder ihnen ein Zerrbild von Achtung und Sympathie abzuzwingen:

»Part of the purpose of violence seems to have been to silence or invert the normal reactions of condemnation and anguish and to create a micro-world in which shame could hardly arise. Rebels repeatedly showed anger at civilians condemning them or turning away from them. *Significantly, insulting a group of rebels could bring an instant execution, even from groups who were otherwise relatively non-violent.*« (Keen 2005: 78; Hervorhebungen A.M.)

Als Belege für die gewalteskalierende Wirkung von Schamgefühlen zitiert Keen unter anderem mehrere Berichte über Gewalttaten, in deren Zuge verängstigte (und somit schamauslösende) Zivilistinnen und Zivilisten genötigt wurden, zu Gewalttaten zu applaudieren oder über sie zu lachen. Der folgende Auszug etwa stammt aus dem Bericht eines Mannes, dessen Bruder vor seinen Augen hingerichtet worden war: »[T]hey called my younger brother and laid him on a long table in front of everyone and cut his throat and killed him. They asked me to clap and laugh. Having no power, I just did what they told me.« (Keen 2005: 61) Als weiteren Beleg führt Keen ein Interview mit einem lokalen NGO-Mitarbeiter an, der seine Entführung durch eine Kommandoeinheit der AFRC-Splittergruppe *West Side Boys* nach eigener Darstellung nur deshalb überlebt hatte, weil es ihm gelungen war, seine Angst und Ablehnung erfolgreich vor seinen Entführern zu

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

verbergen. Statt sie seine Angst und Ablehnung spüren zu lassen, konnte er ihnen das Gefühl vermitteln, dass er mit ihnen sympathisierte. Er hatte es somit verstanden, die gewalteskalierende Wirkung von Schamgefühlen in Bezug auf sich selbst erfolgreich auszuhebeln. Der NGO-Mitarbeiter erklärte:

»I tried to come to some kind of psychological understanding, that this is the situation and this is the way they will probably react. I was always thinking about the psychology of their behaviour and also judging the level of intoxication. You may know if this person is dangerous. By running away from him, this is going to make things worse. Hence the [rebel] slogan: ›Why are you running from us, and you don't run away from ECOMOG? What do you see in us that you don't see in them?‹ So sometimes running away is going to exacerbate more cruelty. You have to say ›OK, I'm with you. I support you. There's nothing wrong with you.‹ Running away is isolating or alienating them further. I was able to use this tool to survive.« (Keen 2002: 14)

Wie in Kapitel 6 gleich ausführlich geschildert wird, gilt es auch im Nachkriegskontext noch als gefährlich, ehemaligen Kämpfern (beziehungsweise denjenigen, die für ehemalige Kämpfer gehalten werden) offen die Angst und Ablehnung zu zeigen, die ihnen gegenüber empfunden werden. Es wird damit gerechnet, dass ehemalige Kämpfer auf offen zur Schau gestellte Angst und Ablehnung unmittelbar aggressiv reagieren und/oder mit der Zeit zu dem Schluss kommen könnten, dass sie ohnehin verachtet und gefürchtet werden und insofern ebenso gut wieder zu Gewalt greifen können (siehe ausführlich 6.1.3). Keens Analyse weist somit nicht nur Übereinstimmungen mit der nicht-akademischen Interpretation des »sinnlosen« *rebel war* auf, sondern korrespondiert darüber hinaus auch mit Nachkriegsvorstellungen über eine spezielle Verrohtheit ehemaliger Kämpfer.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

6. Die Wachsamen, die ›Gefährlichen‹ und die Ästhetik der Gefährlichkeit

Dieses Kapitel ist ganz den Gewalterwartungen und Gewaltbereitschaften gewidmet, die sich anhand des empirischen Materials ausmachen lassen, das ich von Januar bis Mai 2009 überwiegend in Bo Town gesammelt habe. Auf ihrer Grundlage wird als zentrales Ergebnis dieses Kapitels eine empirische Definition unfriedlicher Beziehungen präsentiert. Im ersten Teil des Kapitels werden Gewalterwartungen sowie ihre politischen, sicherheitsstrukturellen und sozioökonomischen Kontexte beschrieben. Im zweiten Teil liegt der Fokus auf ›gefährlichen jungen Männern‹, die für gewaltbereit gehalten werden und die in einigen wenigen Fällen eingeräumt haben, in der Tat gewaltbereit zu sein. Im dritten und letzten Teil des Kapitels wird dargestellt, was für unfriedliche Beziehungen sich auf Basis des gesammelten empirischen Materials in Form (zwischen wem?) und Inhalt (worum geht es?) empirisch definieren lassen. Ein zentraler Bestandteil der empirischen Definition ist die Beschreibung einer speziellen *Ästhetik der Gefährlichkeit,* über die Gewaltbereite ›erkannt‹ und an der Gewalterwartungen und alltägliche Wachsamkeit intuitiv ausgerichtet werden. Die Ästhetik der Gefährlichkeit nimmt so eine Art Vermittlerrolle zwischen Form und Inhalt ein und sorgt dafür, dass nicht nur und noch nicht einmal in erster Linie ehemalige Kämpfer für gewaltbereit gehalten werden; und das, obwohl die Gewalterwartungen inhaltlich vor allem auf ehemalige Kämpfer bezogen sind.

Um mit meinen Darstellungen keinen verzerrten Eindruck entstehen zu lassen, muss hier allerdings gleich zu Beginn klargestellt werden, dass Gewalterwartungen nur einen und meist noch nicht einmal den drängendsten Teil der Sorgen ausmachen, die das alltägliche Leben und Überleben im Nachkriegskontext prägen. Auch Hunger ist in Nachkriegs-Sierra Leone für die meisten ein alltäglicher Begleiter oder zumindest eine alltägliche Sorge. Zwar herrscht nicht die Art von Hungerkatastrophe, die zeitlich konzentriert das Leben von Millionen Menschen bedroht und so zumindest zeitweise weltweite Aufmerksamkeit erregen kann; aber nichtsdestotrotz sind Lebensmittel in den meisten Haushalten ständig knapp und selbst nur eine sättigende Mahlzeit pro Tag ist für viele keine

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Selbstverständlichkeit. Noch dazu stellen ›eigentlich‹ längst heilbare oder ganz vermeidbare Krankheiten existenzielle Bedrohungen dar. Malaria, Typhus und Entzündungen aller Art sind weit verbreitet und nehmen in Kombination mit Mangel- und Unterernährung und mangelndem (beziehungsweise teurem) Zugang zu medizinischer Versorgung alltäglich tödliche Ausgänge; gerade die Mütter- und Kleinkindersterblickeitsraten in Sierra Leone sind weltweit mit die höchsten (vgl. etwa Poate u.a. 2008: 6-7; Médecins sans Frontièrs 2012: 8; UNDP 2013a: 146, 160, 169). Zugleich ist davon auszugehen, dass die verfügbaren Dokumentationen dem tatsächlichen Ausmaß des Sterbens an ›eigentlich‹ leicht behandelbaren Krankheiten, Geburtskomplikationen und Entzündungen noch nicht einmal gerecht werden, da viele Opfer wohl gar nicht erst erfasst und gezählt werden. In Bo Town ging während meines Forschungsaufenthalts ein makabrer Scherz um, in dem es hieß, es sei auf dem Friedhof zu Schlägereien gekommen, weil der Platz für die Toten allmählich knapp werde; und dies, so ließe sich hinzufügen, sogar ganz ohne Krieg.

Auch das Leben und Überleben im Nachkriegskontext unterscheidet sich somit grundlegend von dem Leben mit Notrufnummern, Gesundheitsversorgung und zumindest die physische Existenz sichernder Sozialhilfe, an das ›wir‹ im Westen überwiegend gewöhnt sind. Noch dazu wird diese Unterschiedlichkeit der Lebensbedingungen, die sich unmittelbar auf der Ebene der Existenz manifestiert (vgl. Duffield 2008: 151), in westlich dominierten Diskursen über Armut und Unterentwicklung meist noch nicht einmal thematisiert. Die Radikalität dieser Unterschiedlichkeit bleibt tendenziell unsichtbar beziehungsweise kommt nur selten voll zu Bewusstsein. Während eine weitreichende Absicherung wenigstens der physischen Existenz im Westen beziehungsweise im Hinblick auf westliches Leben als das selbstverständliche Mindestmaß guter Politik gilt (was allerdings noch nicht bedeutet, dass dieses Mindestmaß immer und für alle gleichermaßen auch tatsächlich hergestellt wird), gilt es als unvermeidlich und ein gutes Stück weit schlicht als normal, dass das Leben im globalen Süden unversichert, also radikaler Eigenverantwortlichkeit überlassen ist und bleibt; zumal in besonderen Notfällen ja über die humanitäre Hilfsindustrie sporadisch eingegriffen wird und über Entwicklungshilfe basale Verbesserungen geschaffen werden (sollen), welche die Lebens- und Überlebenschancen unter unversicherten Bedingungen erhöhen (vgl. Duffield 2007: 67ff.).

Meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner haben hingegen unmissverständlich deutlich gemacht, dass sie selbst ihre Lebensbedingungen keinesfalls für normal, sondern für eine leidvolle Zumutung halten. Die Friseurin Adama, die sich selbst und ihren zwei Kindern mit ihrem Einkommen ›immerhin‹ ein Dach über dem Kopf (ein winziges gemietetes Zimmer) und eine gehaltvolle Mahlzeit pro Tag ermöglichen konnte, erklärte beispielweise:

»*Ants eat us. Mosquitoes bite us. All kinds of bad things enter our bodies. This is why we are sick all the time. Ants eat us and we don't know what kinds of sickness they give us. Cock-*

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

roaches eat our food and then we eat the food. Why eat something that the cockroaches have already eaten? Because there is no other way. We are suffering. The poverty is too much.« (Interview, 03.05.2009)

Der arbeitslose junge Mann Dumbuya bezeichnete das Ringen mit Hunger und Krankheit als »den echten Krieg«, der in Sierra Leone nach wie vor ausgetragen werde:

»*We sometimes think that we have peace in Sierra Leone, but we are really still fighting war. And this war that we are fighting now is the real war, because people cannot even eat twice per day, there are no jobs, there is no health care.* [...] *And then they say we have peace. But we don't have food to eat.*« (Interview, 02.04.2009)

Nur zur ungefähren Veranschaulichung: Den verfügbaren Erhebungen zufolge haben mehr als 50 Prozent der sierra-leonischen Bevölkerung pro Tag weniger als 1,25 US-Dollar (vgl. UNDP 2013a: 160) oder, auf dem Wechselkursniveau vom Frühjahr 2009, weniger als 3.500 Leones zur Verfügung. Separat für die Städte betrachtet, in denen Nahrungsmittel das ganze Jahr über alltäglich gekauft werden müssen und in denen es im Vergleich zu ländlichen Gebieten aber auch mehr Möglichkeiten gibt, jeden Tag zumindest etwas Geld zu verdienen oder im Notfall auszuleihen, trifft dies zwar mit Sicherheit auf einen geringeren Prozentsatz zu; allerdings kostete im Frühjahr 2009 allein eine Mahlzeit – in der Regel bestehend aus Reis mit Öl, Gemüsesoße und etwas Fisch – in den zahlreichen Garküchen (*cookery*) von Bo Town auch bereits 2.500 bis 3.000 Leones. Die Garküchen werden vor allem von denjenigen frequentiert, die es sich nicht leisten können, alle nötigen Zutaten plus Kohle oder Feuerholz für eine einzelne Mahlzeit einzukaufen und die häufig selbst gar keine Kochutensilien besitzen – wie beispielsweise arbeitslose junge Männer, die sich mit Gelegenheitsjobs durchzuschlagen versuchen; ihr Tageseinkommen (so sie ein Tageseinkommen haben) ist mit einer Mahlzeit oft bereits aufgebraucht.[1] Um eine selbstgekochte Mahlzeit für eine fünfköpfige Familie (beziehungsweise für meine Mitbewohner und mich) zubereiten zu können, waren im Frühjahr 2009 etwa 10.000 Leones als absolutes Minimum nötig. Aufgrund von Inflation und steigenden Weltmarktpreisen für Reis sind die Lebensmittelpreise in Sierra Leone seit 2009 sogar noch deutlich gestiegen.[2] Dennoch ist Unter- und Mangelernährung auf dem Land wohl noch

1 | In größeren Städten, in denen es viele arbeitslose junge Männer gibt, die nicht fest zu einem Haushalt gehören, in dem sie im Austausch gegen Hilfsarbeiten mitversorgt werden, ist der Verkauf von bereits zubereitetem Essen für Mädchen und Frauen, die über das nötige Startkapital verfügen, somit eine einträgliche Erwerbsmöglichkeit. Die Lebenssituation arbeitsloser junger Männer stelle ich im Verlauf des Kapitels noch ausführlich dar.

2 | In Telefonaten mit Freunden und Bekannten in Sierra Leone sind die steigenden Lebensmittepreise stets ein zentrales Thema. Der Preis für eine Tasse Reis hat sich seit Mai 2009 beispielsweise nahezu verdoppelt.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

deutlich weiter verbreitet als in den Städten, da nach der Ernte angelegte Vorräte selten für das ganze Jahr ausreichen und oft nicht nur wenig, sondern gar kein Geld zur Verfügung steht, um den Mangel an Vorräten auszugleichen (vgl. etwa Binns/Maconachie 2005: 74). Laut einer Meldung der internationalen NGO *Action Against Hunger* (2009) waren beispielsweise im ländlichen Moyamba Distrikt im Dezember 2009 knapp vier Prozent der Kleinkinder akut lebensgefährlich unternährt. Die Zahl derjenigen, die ›nur‹ gesundheitsgefährdend und entwicklungshemmend unterernährt waren und sind, dürfte um ein vielfaches höher liegen.

Für diese Zustände werden in Sierra Leone in erster Linie korrupte Machteliten – insbesondere Regierungsmitglieder, aber auch beispielsweise korrupte Führungskräfte lokaler NGOs – verantwortlich gemacht, die sich an internationalen Gebergeldern bereichern, statt sie einzusetzen, um Entwicklung *(development)* zu schaffen. Die Friseurin Adama erklärte beispielsweise: »*You* [auf Krio im Plural *una*, gemeint war ›ihr Weißen‹ oder ›ihr Leute aus der westlichen Welt‹, Anm. A.M.] *have to help us in this country! But it will not be easy. Because any president that we have will first help himself before he helps the nation.*« (Interview, 03.05.2009) Aber auch internationale Geber und ihr Personal vor Ort werden dafür kritisiert, dass sie korrupten Politikern und NGO-Betreibern immer wieder Gelder anvertrauen. Ein Vertreter der Gewerkschaft der Kleinhändler in Bo Town kritisierte etwa:

»*When the help arrives, they* [internationale Geber beziehungsweise deren Personal vor Ort, Anm. A.M.] *don't put mechanisms in place to monitor whether or not the whole thing works. They don't go beyond Freetown, they stop in the big hotels.* [...] *The politicians take all the money and then go to where the money is coming from. They go and build mighty houses in England, go build mighty houses in America. And that is where the money is coming from anyway.*« (Gruppeninterview mit Gewerkschaftlern, 29.03.2009)

Außerdem wurde mir häufig erklärt, auch ›einfache‹ Sierra Leonerinnen und Sierra Leoner, die zumindest im Kleinen eigentlich die Möglichkeit hätten, andere zu fördern und etwas für die Entwicklung des Landes zu tun, würden dies viel zu selten umsetzen. Der Journalist Bockarie formulierte dies folgendermaßen: »*We don't like ourselves and we don't like the country. That is the problem. That is the major problem. If we liked the country and if we liked ourselves, really, we would see development.*« (Interview 20.04.2009) Arbeitslose junge Männer führten als Beispiel an, dass Hilfskräfte oder Auszubildende oft nur eine magere oder sogar gar keine Bezahlung erhalten. In einem Gruppeninterview mit arbeitslosen jungen Männern stellte einer der Teilnehmer die Situation aus seiner Sicht der Arbeitgeberperspektive folgendermaßen dar:

»*If I open a garage* [Reparaturwerkstatt, Anm A.M.] *and I am the bossman I don't do anything. If this man* [er zeigt auf seinen Sitznachbarn, Anm. A.M.] *comes to me and says he wants to learn how to do the work, everything he earns he has to hand over to me right away. So me, I just sit down and relax. Sometimes this man will not even be able to make*

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

2000 Leones from morning until evening.« (Gruppeninterview mit arbeitslosen jungen Männern, 27.02.2009)

Obwohl ich von Hunger, Krankheit, tiefer Frustration und wütender Unzufriedenheit während meiner Feldforschung nicht überrascht wurde – immerhin war mir auch zuvor schon klar gewesen, dass Sierra Leone ein ›armes Land‹ ist – muss ich doch zugeben, dass ich mir vor der Feldforschung über leidvolle Lebensbedingungen, die sowohl in westlichen Diskursen als auch in Sierra Leone zusammenfassend ›Armut‹ beziehungsweise *poverty* genannt werden, kaum Gedanken gemacht hatte. Und zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich, *wenn* ich mir im Vorfeld Gedanken über Armut gemacht hatte, in erster Linie darum besorgt gewesen war, dass meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner so sehr mit ihrer Armut beschäftigt sein würden, dass sie sich gar nicht mit mir über Gewalterwartungen und Gewaltbereitschaften unterhalten wollen würden. Oder noch anders formuliert: Ich hatte befürchtet, dass es ihnen an Zeit und Geduld fehlen würde, sich auf mein Interesse an Gewalterwartungen und Gewaltbereitschaften einzulassen. Dabei war ich ganz selbstverständlich und ohne auch nur weiter darüber nachzudenken davon ausgegangen, dass Gewalterwartungen und Gewaltbereitschaften dennoch definitiv wichtigere und drängendere Probleme als Armut darstellen. Erst der intensive Kontakt mit meinen Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partnern hat mich von dieser Scheuklappenperspektive befreit. Umso mehr habe ich dann im Verlauf der Feldforschung, bei der Auswertung des gesammelten empirischen Materials und schließlich bei der Niederschrift mit dem Bedürfnis gehadert, mein auf unfriedliche Beziehungen fokussiertes Forschungsinteresse auszuweiten, um Armut ausführlicher erforschen und darstellen zu können. Allein unter meinen Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partnern bin ich Armut zudem in so vielen Varianten begegnet, die mit so vielen Bewältigungstaktiken und Überwindungshoffnungen einhergehen, dass ›Armut‹ ihnen allenfalls als grober und letztlich wenig aussagekräftiger Oberbegriff gerecht werden kann. Die konkreten ›Armuts‹-Lagen variieren beispielsweise von der Not der Lehrerin, deren Gehalt nicht regelmäßig ausgezahlt wird und ohnehin nur gerade so für alltäglich anfallende Ausgaben, nicht aber für teure Medikamente und ärztliche Behandlungen ausreicht, bis hin zu der alltäglichen Misere arbeitsloser junger Männer, die nach dem Aufstehen oft nicht wissen, wie sie an diesem Tag zu einer Mahlzeit kommen sollen. Letzten Endes habe ich mich dennoch – zum einen aus Zeitmangel und zum anderen, um die Übersichtlichkeit der vorliegenden Arbeit zu gewährleisten – gegen eine Ausweitung meines Forschungsfokus entschieden; dies aber eben nur aus arbeitspragmatischen und formalen Gründen und keinesfalls, weil Armut für ein umfassendes Verständnis des Lebens und Überlebens in Nachkriegs-Sierra Leone weniger wichtig wäre als unfriedliche Beziehungen, die hier aber eben im Fokus stehen. Armut wird deshalb im Folgenden nur insoweit thematisiert, wie es zum Verständnis von Gewalterwartungen und Gewaltbereitschaften beiträgt.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Ebenfalls nicht Gegenstand dieses Kapitels ist die alltägliche Gewalt gegen Frauen und Kinder, die, solange sie von Eltern, anderen Erziehungsberechtigten oder von männlichen Versorgern ›maßvoll‹ ausgeführt wird, in Sierra Leone überwiegend als legitim angesehen wird (vgl. ähnlich UN Population Fund 2005: 9-10, 30). Auf sie bezogene Erwartungen und Bereitschaften können somit nicht in eine empirische Definition unfriedlicher Beziehungen einfließen, da das Konzept unfriedlicher Beziehungen explizit nur auf Erwartungen von und Bereitschaften zu empirisch illegitimer Gewalt ausgerichtet ist (siehe oben 3.5).

In jedem Fall aber ist »*I will beat you!*« eine Androhung, die Frauen und Kindern gegenüber routinemäßig ausgestoßen wird und die mal liebevoll-scherzhaft, oft aber auch bitterernst gemeint ist und dann drastisch in die Tat umgesetzt wird. Die Schläge ihrer Männer werden von Frauen nicht selten als *sign of love* interpretiert. Es heißt dann: Wenn er mich nicht schlägt, dann liebt er mich auch nicht.[3] Khadija, eine Studentin, mit der ich in Bo Town zusammengewohnt habe, zeigte mir beispielsweise gleich an unserem dritten gemeinsamen Abend stolz die Striemen, welche die Schläge (Gürtelhiebe) ihres wohlhabenden *boyfriend*, der sowohl ihr eigenes Studium als auch das ihres Bruders Alex finanzierte,[4] hinterlassen hatten. Mein Erschrecken amüsierte sie und sie erklärte, die Striemen würden nur zeigen, wie sehr der Mann sie liebe. Bei weißen Männern möge dies anders sein, bei schwarzen Männern sei es jedoch ganz normal, dass sie die Frauen, die sie lieben, gegebenenfalls züchtigen; etwa wenn sie ihnen Anlass zu Eifersucht geben, wenn sie ihnen nicht den angemessenen Respekt entgegenbringen, wenn sie hausfraulichen Pflichten nicht nachkommen oder wenn sie sich ihnen sexuell verweigern. Diese Aufzählung stammt nicht nur aus Gesprächen mit Khadija, sie wurde auch in vielen weiteren Gesprächen wiederholt, die ich mit Frauen und auch mit Männern über *gender* – wie der ›Themenbereich‹ in Anlehnung an geberfinanzierte Aufklärungskampagnen von vielen zusammengefasst wird – geführt habe.

Geberfinanzierte Aufklärungskampagnen gegen Gewalt und über die Rechte von Frauen und Kindern, die in Sierra Leone seit Kriegsende massenhaft durch-

3 | Ähnliche Darstellungen wurden auch in Gruppeninterviews dokumentiert, die für einen Report des *United Nations Population Fund* über Gewalt gegen Frauen und Mädchen in Nachkriegs-Sierra Leone durchgeführt worden sind (vgl. UN Population Fund 2005: 9-10).

4 | Dass Mädchen und junge Frauen sich ihre Bildung über Liebhaber finanzieren, die häufig nicht nur sie, sondern auch ihre Familien finanziell unterstützen, wird als normal und akzeptabel angesehen. Solche Beziehungen sind meist nicht rein kommerziell, sondern beruhen durchaus auch auf gegenseitiger Zuneigung – wären in den meisten Fällen aber ohne materielle Anreize nicht zustande gekommen. Bezahlte Arbeit ist in Sierra Leone schwer zu finden und es wird als ›natürlicher Vorteil‹ von Mädchen und Frauen angesehen, dass sie sich über sexuelle Beziehungen ernähren und sich wohlmöglich sogar Bildung finanzieren und ihre Familien im besten Fall noch mit unterstützen können (vgl. Fuest 1996: 146ff.; Coulter 2009: 203).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

geführt worden sind, werden oft misstrauisch betrachtet. In einem Gruppeninterview mit arbeitslosen jungen Männern wurde mir beispielsweise dargelegt, Menschenrechte (*human rights*) – die vermutlich aufgrund der Masse an Aufklärungskampagnen zu Frauen- und Kinderrechten oft mit Frauen- und Kinderrechten gleichgesetzt werden – würden nicht zur sierra-leonischen Kultur passen und die Menschen in Sierra Leone letztlich »verderben«: »*In Sierra Leone, human rights are human spoil. They have spoiled the people instead of giving them rights!*« (Gruppeninterview 27.02.2009) James, ein älterer Mann, der als Sekretär bei der lokalen Konfliktbearbeitungs-NGO BPRM tätig war (siehe oben 2.3.2), erklärte, es käme darauf an, wie genau die »Menschenrechtsangelegenheit« (*human rights business*) ausgelegt werde. Solange Frauen und Kindern eingeschärft werde, dass ihre Rechte an Pflichten gebunden sind (was dem Konzept universeller, unveräußerlicher und unteilbarer Menschenrechte drastisch widersprechen würde), sei gegen Menschenrechte nichts einzuwenden:

»*Some people misunderstand this human rights business. When you have rights you also have responsibilities. Like children, they have rights but they also have responsibilities. They have to respect their parents. But if they don't respect them, they fail to fulfill their responsibilities.* [...] *And the same goes for the women as well. If your husband is around, you have to give him love, and you have to give him good food. Until people understand these things there will always be problems.*« (Interview, 30.04.2009)

Alice, eine 18-jährige Oberstufenschülerin, argumentierte, sie fände es schlecht, dass Menschenrechte auch bedeuten würden, dass Schülerinnen und Schüler nicht mehr geschlagen werden dürfen. In der Tat gilt in sierra-leonischen Schulen mittlerweile offiziell ein striktes Prügelverbot. Alice erklärte, dies sei übertrieben und werde auch nicht eingehalten, schließlich hätten Schläge den Sinn, bessere Menschen aus ihnen zu machen: »*We are African children, we need beatings.*« (Interview 30.03.2009) Sie fand allerdings, dass Schläge nur ›maßvoll‹ ausgeteilt werden sollten. Mehr als sechs Hiebe mit dem Stock sollten es auf einmal nicht sein. Kurz nach dem Interview mit Alice wurde ich auf dem Schulgelände zufällig Zeugin einer solchen Züchtigung, die um einiges brutaler ausfiel, als ich es mir nach Alices Schilderungen vorgestellt hatte. Als ich den schlagenden Lehrer, mit dem ich mich am selben Tag zuvor noch freundlich unterhalten hatte, aufgebracht konfrontierte, empfahl er mir, dass ich mich um meine eigenen Angelegenheiten kümmern solle. Wie um einen abschließenden Punkt unter unsere Auseinandersetzung zu setzen, fügte er dann noch hinzu: »*This is Africa!*« (Gespräch 30.03.2009)

An den vorgebrachten Rechtfertigungen wird deutlich, dass empirisch legitime Gewalt gegen demnach züchtigungsbedürftige Frauen und Kinder wohl nicht nur in ›genuin sierra-leonischen‹ Geschlechter- und Generationenordnungen verankert ist, sondern auch heute noch auffällige Spuren kolonialer Diskurse über ›afrikanische Andersheit‹ und ›Zivilisierungsbedürftigkeit‹ aufweist, die auch

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

die internen Herrschaftsverhältnisse der Kolonisierten geprägt haben (vgl. etwa Mamdani 1996; Bantebya-Kyomuhendo/McIntosh: 2006). Es entbehrt insofern nicht einer gewissen Ironie, dass züchtigende Gewalt gegen Frauen und Kinder aktuell Gegenstand westlicher Aufklärungskampagnen zu Frauen- und Kinderrechten ist – deren Inhalte in Sierra Leone unter Verweis auf ›afrikanische Andersheit‹ (»*This is Africa!*«) mit Skepsis betrachtet werden.[5]

Bevor ich nun mit der Schilderung von Gewalterwartungen und Gewaltbereitschaften beginne, die auf empirisch illegitime Gewalt bezogen sind und sich somit als Grundlage für eine empirische Definition unfriedlicher Beziehungen eignen, ist noch ein Hinweis zur zeitlichen Darstellung nötig: Nach mehreren zeitlichen Darstellungsexperimenten habe ich mich letztlich entschieden, Gewalterwartungen und Gewaltbereitschaften samt den Begründungen, die meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner für sie formuliert haben, im Präsens zu schildern – sie also als gegenwärtig darzustellen. Damit will ich dem Umstand Rechnung tragen, dass ich in den Jahren seit der Feldforschung in regelmäßigen Telefonaten mit Freunden in Sierra Leone und in der sierra-leonischen Presse, soweit sie online verfügbar ist – etwa auf den Internetseiten von *Awareness Times*, *Standard Times* und *Awoko* –, immer wieder Hinweise darauf gefunden habe, dass diese Gewalterwartungen und Gewaltbereitschaften weiterhin aktuell sind. Obwohl meine Feldforschung zum Zeitpunkt der Fertigstellung der vorliegenden Arbeit (Sommer 2013) schon vier Jahre zurückliegt, wäre es somit irreführend, sie in der Vergangenheitsform zu schildern. Für Leserinnen und Leser bedeutet dies allerdings, dass sie beim Lesen nicht vergessen dürfen, dass das verwendete Präsens hier keinesfalls eine generell zeitübergreifende Gültigkeit anzeigen soll; darüber, was seit Fertigstellung der vorliegenden Arbeit womöglich an Wandel stattgefunden hat, kann und soll meine Darstellung nichts aussagen. Darüber hinaus müssen Leserinnen und Leser leider auch ein gewisses Maß an Sprunghaftigkeit in der zeitlichen Darstellungsweise aushalten, das sich nicht vermeiden ließ. Da ich über die individuellen Lebenssituationen der meisten meiner Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner nicht auf dem aktuellen Stand bin, schildere ich diese, so wie ich sie 2009 erlebt habe beziehungsweise wie sie mir 2009 dargestellt wurden, in der Vergangenheitsform. Allgemeine Lebensumstände und -bedingungen, die weiterhin aktuell sind, schildere ich hingegen ebenfalls im Präsens.

5 | Für Ostafrika beschreibt Audrey Wipper (1972) bereits für die späten 1960er Jahre, dass ›afrikanische Andersheit‹ beispielsweise in Kenia, Tansania und Malawi sogar als moralisch überlegenes Korrektiv zu verderblichen westlichen Einflüssen aufgewertet wurde. In Malawi wurde Ende der 1960er Jahre beispielsweise das Tragen von Miniröcken und Hotpants als Ausdruck einer westlichen Dekadenz geächtet, die für afrikanische Frauen nicht akzeptabel sei (vgl. Wipper 1972: 332).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

6.1 Gewalterwartungen und alltägliche Wachsamkeit

Obwohl ich in meiner Feldforschung Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner gewonnen habe, die sich hinsichtlich ihrer Tätigkeiten, ihres Alters, ihrer ethnischen Zugehörigkeit, ihres sozioökonomischen Status und hinsichtlich ihrer Kriegs- und gegebenenfalls Kämpfervergangenheiten unterschieden,[6] lassen sich an den Gewalterwartungen, von denen sie berichteten und die ich zuweilen sogar an ihrem Handeln beobachten konnte, nahezu keine Unterschiede ausmachen. Diese Gewalterwartungen sind einhellig auf ›gefährliche junge Männer‹ bezogen, deren Lebensweisen als »verroht« (*rough*) angesehen werden und die unter Verdacht stehen, ehemalige Kämpfer zu sein. Es wird befürchtet, dass solche ›gefährlichen jungen Männer‹ sich unter Bedingungen kriegerischer Gewalt an verrohte Lebensweisen – an Drogenmissbrauch, an ein ›freies‹ Leben ohne Verpflichtungen in zähmenden Reichtum-an-Menschen-Beziehungen und an Gewalttätigkeit – gewöhnt haben und diese Angewohnheiten nicht mehr ablegen können oder wollen.

Die Bezeichnung ›gefährliche junge Männer‹ ist keine Übersetzung einer gängigen lokalen Benennung, sondern ein zugegebenermaßen wenig origineller Sammelbegriff, den ich im Zuge der Auswertung des gesammelten empirischen Materials zu nutzen begonnen habe. Die Erfindung eines eigenen Sammelbegriffs wurde dabei notwendig, weil meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner selbst auf direkte Nachfragen hin meist nicht recht zu wissen schienen, wie sie die ›Gefährlichen‹ nennen sollten. Meist wurden sie – je mit bedeutungsschwerer Betonung ausgesprochen – als »*diese* jungen Männer« (auf Krio *dem youthman den*) oder als »*diese* Jungs« (*dem boys den*) bezeichnet; zuweilen wurden sie auch *ghetto boys* oder einfach nur »Jugendliche« (*youth*) genannt. Diese Bezeichnungsunsicherheit wird an einer Stelle im Interview mit dem Studenten Alex (einem meiner Mitbewohner) beispielhaft deutlich. Alex hatte mir soeben erklärt, die sierra-leonische Regierung müsse Arbeitsplätze für »*diese* jungen Männer« schaffen, um ihre Gewaltbereitschaften unter Kontrolle zu bringen und neue Gewalt in Sierra Leone zu verhindern. Als ich nachhakte, welche jungen Männer er damit denn genau meine – immerhin sei er selbst ja ebenfalls ein junger Mann –, fiel auch Alex nichts Besseres ein, als einzuwenden, dass er aber eben kein »gefährlicher junger Mann« sei:

Anne: »*But when you say young men … you are a young man yourself, aren't you*?«
Alex: »*Yes, I am a young man … but not a dangerous young man*.«
Anne: »*So who are the dangerous ones*?«
Alex: »*The ones … .more the ones who are in these ghettos, the ones who roam the streets and have no jobs*.« (Interview, 24.04.2009)

6 | Einen Überblick über diese Unterschiede gibt die Auflistung der insgesamt geführten Interviews und der im Text zitierten informellen Gespräche im Anhang.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Bei den *ghettos*, von denen in diesem Auszug die Rede ist, handelt es sich um Orte, an denen ›gefährliche junge Männer‹ Marihuana (*jamba*) und Alkohol kaufen und konsumieren, miteinander zusammensitzen, Glücksspiel (etwa Würfel) spielen und über die politische Lage und ihre alltägliche Misere diskutieren. In Bo Town befinden sich die meisten *ghettos* in halbverborgenen Winkeln auf dem und um den zentralen Marktplatz.

Da die Bezeichnung ›gefährliche junge Männer‹ in Sierra Leone jedoch nicht üblich ist und weil diejenigen, die als ›gefährliche junge Männer‹ angesehen werden, keinesfalls notwendigerweise tatsächlich gewaltbereit sind, stehen ›gefährliche junge Männer‹ hier stets in Anführungszeichen. Allerdings sind ›gefährliche junge Männer‹ tatsächlich ausschließlich männlich – ein Umstand, der in Interviews und Gesprächen so gut wie nie als bemerkenswert thematisiert oder besonders begründet wurde. Die einzige Ausnahme lieferte die Schülerin Alice, die auf meine Nachfrage, welche *youth* genau denn gewaltbereit seien, erklärte: »*I am also a youth, but the thing is that people are not afraid of women. They are only afraid of boys, because they are so brutal.*« (Interview, 30.03. 2009) Auch sind ›gefährliche junge Männer‹ tatsächlich ausnahmslos jung, wobei ihre ›Jugend‹ nicht nur an ihrem chronologischen Alter, sondern vor allem auch an ihrem sozioökonomischen Status festgemacht wird.

Rein mit Blick auf ihr chronologisches Alter sind unter ›gefährlichen jungen Männern‹ mindestens alle Altersgruppen zwischen zwölf und 40 Jahren vertreten. Unter Jugend und insbesondere unter männlicher Jugend wird in Sierra Leone aber zudem eine Lebensphase verstanden, die sich durch sozioökonomische Abhängigkeit auszeichnet: Als *youth* hat man(n) es noch nicht geschafft, in sozioökonomische Positionen aufzusteigen, aus denen heraus für andere, insbesondere für eine eigene Familie, Verantwortung übernommen werden kann. Stattdessen ist man(n) selbst noch auf Unterstützung (*assistance*) angewiesen, die nur von denjenigen gewährt werden kann, die bereits auf eigenen Füßen stehen und für ihren Reichtum an Menschen sorgen können (vgl. Hoffman 2003: 297-298; Shepler 2004: 11).[7] Es ist vor allem diese sozioökonomisch verstandene Jugend, die ›gefährliche junge Männer‹ neben ihrem Geschlecht und ihrem Status als ›Gefährliche‹ gemeinsam haben. Sie sind keine verantwortungsvollen (*responsible*) Männer und sie werden aufgrund der Verrohtheit, die an ihnen wahrgenommen wird, zudem für unwillig oder unfähig gehalten, jemals zu verantwortungsvollen Männern zu werden. Letzteres macht den zentralen Unterschied zwischen ›gefährlichen jungen Männern‹ und solchen Jugendlichen und jungen Männern aus, die sozioökonomisch zwar noch nicht auf eigenen Beinen stehen, aber trotzdem nicht für gefährlich gehalten werden. Solche ›ungefährlichen‹ Jugendlichen

7 | Diese Verknüpfung von Jugend und abhängigem sozioökonomischen Status ist keine speziell sierra-leonische Besonderheit, sondern wird für eine ganze Reihe Subsahara-afrikanischer Gesellschaften beschrieben (vgl. etwa De Boeck/Honwana 2005; Christiansen/Utas/Vigh 2006; Vigh 2006).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und jungen Männer zeichnen sich dadurch aus, dass ihre Lebensweisen darauf ausgerichtet erscheinen, sich durch harte Arbeit und in respektvoller und selbstkontrollierter Art und Weise langsam sozioökonomischen Aufstieg zu verdienen. Dies trifft auf Jugendliche und junge Männer zu, die fest in familiäre Reichtum-an-Menschen-Beziehungen und dazugehörige Arbeitsverpflichtungen eingebunden sind oder die als Auszubildende, Schüler und Studenten – dank der Unterstützung, die sie von Patronen erhalten – Lerntätigkeiten nachgehen können. Letzteres traf auch auf Alex zu, dessen Studium von dem *boyfriend* seiner Schwester Khadija finanziert wurde und der von sich selbst ganz selbstverständlich sagte: »*I am a young man … but not a dangerous young man.*« (Interview, 24.04.2009)

6.1.1 ›Gefährliche junge Männer‹ und ehemalige Kämpfer

Obwohl ›gefährliche junge Männer‹ unter Verdacht stehen, ehemalige Kämpfer zu sein, ist es keinesfalls notwendig, tatsächlich ein ehemaliger Kämpfer zu sein, um der Klasse der ›gefährlichen jungen Männer‹ zugerechnet zu werden. Umgekehrt ist es für ehemalige Kämpfer durchaus möglich, sich der Wahrnehmung als ›gefährliche junge Männer‹ zu entziehen. Ein sehr erfolgreiches Beispiel hierfür lieferte Vandy, den ich in Kapitel 5 bereits mehrfach zitiert habe (siehe 5.1.9). Vandy war 1993 als Zwölfjähriger von einer RUF-Einheit entführt und zwangsrekrutiert worden und lief 1996 freiwillig zu den *Kamajors*/CDF über, so dass er insgesamt von 1993 bis Kriegsende Kämpfer war. Dennoch ist es Vandy in der Nachkriegszeit gelungen, nicht als gewaltbereit und verroht angesehen zu werden. Von seinen Arbeitskollegen, in deren Gesellschaft ich Vandy mehrfach erlebt habe und die er selbst als gute Freunde bezeichnete, schien niemand ihm mit besonderer Zurückhaltung oder gar Furcht zu begegnen. Wie Vandy mir berichtete, hielt er seine Kämpfervergangenheit vor ihnen strikt geheim:

»*I don't like to disclose my identity. These are my good friends, but they don't know, because we only met after the war.* […] *I won't tell them, I won't do that. Maybe if I did that they would be afraid of me. Or maybe one day when we have an argument they will say, ›No we don't want this, you are an excombatant, you killed people‹*«. (Interview, 01.05.2009)

Vandy hatte gemeinsam mit seinen Arbeitskollegen bereits an einem meiner Gruppeninterviews teilgenommen, als er mich eines Tages – im Zuge eines Besuchs, den ich ihm und seinen Kollegen an ihrem Arbeitsplatz[8] abstattete – zur Seite nahm und mir mitteilte, dass er mir gerne ein Einzelinterview geben würde. Er zeigte mir dann verhohlen seine DDR-Identifikationskarte, die ihn als DDR-registrierten ehemaligen *Kamajor*/CDF-Kämpfer auswies, und er erklärte hastig, es habe in dem Gruppeninterview so vieles gegeben, was er in Anwesenheit seiner Kollegen nicht hatte aussprechen können. Er würde mir aber gerne noch mehr

8 | Auf Vandys expliziten Wunsch hin verzichte ich hier darauf, seinen Beruf anzugeben.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

erzählen und vertraue darauf, dass ich sein Geheimnis nicht verraten werde. Als ich einige Tage später zu unserem Interviewtermin bei Vandy zu Hause erschien, war er nichtsdestotrotz erstaunt, mich zu sehen. Er begrüßte mich mit den Worten, dass er halb damit gerechnet habe, dass ich nun zu viel Angst vor ihm haben würde, um mich mit ihm alleine zu treffen. Im Interview erklärte er dann, die meisten Leute würden zwar behaupten, kein Problem mit ehemaligen Kämpfern zu haben und sie nicht mehr zu fürchten. Auf solche Aussagen dürfe ich aber nicht allzu viel geben. Es sei nur das, was die Leute sagen, nicht das, was sie tatsächlich denken:

Vandy: »*People sometimes fear former fighters*.«
Anne: »*They fear them*?«
Vandy: »*Yes, they fear them*.«
Anne: »*But people have been telling me that they don't fear them anymore*.«
Vandy: »*Yes, that is what they say openly. Yes … like when me and you talk, I will tell you that I don't fear them. But inside the mind … for example, people avoid certain locations when they know that they might meet former fighters in that place. Is that not fear*?« (Interview, 01.05.2009)

Als ich Vandy nach den Gründen für diese Furcht fragte, antwortete er: »*People think that they* [ehemalige Kämpfer, A.M.] *might change at any time, like … because of the drugs that we used to take*.« (Interview, 01.05.2009) Vandy betonte jedoch, sich entgegen solcher Erwartungen stets unter Kontrolle zu haben – selbst in wütenden oder traurigen Momenten, etwa wenn er sich an seine Eltern und Geschwister erinnerte, die den Krieg nicht überlebt hatten: »*Sometimes I just sit down and remember. And when I think about these things for a while I usually get angry. But I don't want problems. I just stick to myself. I go inside and close the door*.« (Interview, 01.05.2009)

Vandys ›Rezept‹ für eine ungefürchtete Existenz lautete also, seine Vergangenheit geheim zu halten und jeden Anschein unkontrollierter Aggressivität, die als Nachwirkung jahrelangen Drogenmissbrauchs gedeutet werden könnte, zu vermeiden. Solche Geheimhaltungsbemühungen scheinen gerade in größeren Städten weit verbreitet zu sein – zumindest werden sie von mehreren Forscherinnen und Forschern beschrieben, die in der Nachkriegszeit in verschiedenen sierraleonischen Städten die ›Reintegration‹ ehemaliger Kämpferinnen und Kämpfer untersucht haben (vgl. etwa Mooy 2007: 16; Peters 2007: 13; Boersch-Supan 2009: 37-38). Allerdings sind Geheimhaltungsbemühungen keinesfalls zwangsläufig in dem Sinne erfolgreich, dass sie Gefährlichkeitszuschreibungen tatsächlich effektiv verhindern können. Diejenigen, die bestimmte Jugendliche und junge Männer als gefährlich ansehen und sie zugleich unter Exkombattanten-Verdacht stellen, wissen in den meisten Fällen ohnehin nichts Genaueres darüber, ob die Betreffenden tatsächlich Kämpfer waren; in der relativen Anonymität größerer Städte können unmöglich Details über jeden Einzelnen gewusst werden. Auch

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

orientiert sich die Wahrnehmung von Gefährlichkeit nicht daran, ob bekannt ist, dass die Betreffenden tatsächlich schon einmal in unkontrolliert aggressiver Weise ihre Selbstkontrolle verloren haben und ›ausgerastet‹ sind. Stattdessen werden vor allem *bike riders, car wash boys*, Straßenkinder und arbeitslose junge Männer pauschal als ›gefährliche junge Männer‹ angesehen, weil sie ›gefährlich aussehen‹. Oder anders formuliert: Sie entsprechen jeweils in den Augen wachsamer Betrachterinnen und Betrachter einer speziellen Ästhetik der Gefährlichkeit, die es nahe legt, sie unter Exkombattanten-Verdacht zu stellen. Anders als *bike riders, car wash boys*, Straßenkinder und arbeitslose junge Männer entsprach Vandy, der einen geachteten Beruf ausübte, stets ein gepflegtes Äußeres hatte und nicht in dem Ruf stand, sich in *ghettos* herumzutreiben, dieser Ästhetik der Gefährlichkeit definitiv nicht. Im Folgenden gebe ich einen kurzen Überblick über diejenigen, die pauschal in die Klasse ›gefährlicher junger Männer‹ hineinfallen; ich komme auf sie und ihre Lebensumstände dann in aller Ausführlichkeit im zweiten Teil des Kapitels (6.2 und darauffolgende Unterkapitel) zurück.

Bike riders, die es mittlerweile in allen größeren und auch kleineren Städten in den Distrikten und auch in der Hauptstadt Freetown gibt (vgl. Peters 2007; Bürge 2011), sind männliche Jugendliche und junge Männer, die von vergleichsweise wohlhabenden Motorradeigentümern Motorräder mieten, mit denen sie dann Taxidienste anbieten; bei Motorradeigentümern handelt es sich oft um wohlhabendere Händler, die die Motorräder extra zum Zweck der Vermietung anschaffen (Motorräder werden insgesamt nur selten in erster Linie für den Privatgebrauch angeschafft). *Bike riders* verdienen meist verlässlich genug, um mindestens eine sättigende Mahlzeit pro Tag sicher bezahlen und darüber hinaus Geld zurücklegen zu können – beispielsweise um damit nach einiger Zeit ein eigenes Zimmer anzumieten. Damit sind sie innerhalb der Klasse ›gefährlicher junger Männer‹ materiell vergleichsweise gut gestellt. Das Motorradtaxi-Geschäft ist ein recht neues Phänomen in Sierra Leone: Die Geschäftsidee wurde gegen Kriegsende von ehemaligen Kämpfern eingeführt, die sich in den größeren Städten der Distrikte niederließen und *bike riding* als einträgliche ökonomische Nische entdeckten (vgl. Peters 2007: 127). Viele dieser *bike riders* ›der ersten Stunde‹ (meine Bezeichnung) haben es in der Nachkriegszeit zu Wohlstand gebracht, sind mittlerweile aus dem aktiven Taxidienst ausgestiegen und haben ihre Gewinne reinvestiert; beispielsweise in Motorräder, die sie an aktive *bike riders* vermieten oder, in anderen mir bekannten Fällen, in ein Import-Export-Geschäft, in eine Reparaturwerkstatt und in ein Restaurant und mehrere Friseursalons. Der Großteil der stetig wachsenden *bike rider* Population lebt jedoch eher von der Hand in den Mund und führt in der nachdrücklich erklärten Wahrnehmung der meisten meiner Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner ein verrohtes Leben. Es heißt, *bike riding* sei keine »richtige« Arbeit, sondern eine Tätigkeit für diejenigen, die Tag für Tag nur genug Geld zusammenbekommen wollen, um sich eine Mahlzeit und vor allem den eigenen Drogenkonsum zu finanzieren – ohne Verantwortung für andere übernehmen zu können oder zu wollen. Laut Schätzung des *vice-chairman* der

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Bike Riders Development Association (BRDA), der offiziellen *bike rider* Organisation in Bo Town, gab es im Frühjahr 2009 allein in Bo Town mindestens 2000 *bike riders,* Tendenz steigend: »*We are getting new members every day. Every day ... and some people come from the villages or they were mining diamonds, but they were not able to make money, so they come to join us.*« (Interview mit dem BRDA *vice-chairman*, 24.03.2009) Laut Angaben der lokalen NGO *Green Scenery*, die seit Mitte der 2000er Jahre zahlreiche geberfinanzierte Projekte mit und für *bike riders* durchgeführt hat, sind in ganz Sierra Leone mittlerweile (Stand 2012) mehr als 140.000 *bike riders* offiziell bei der im April 2009 gegründeten landesweiten *bike rider* Gewerkschaft registriert (vgl. Green Scenery 2013).

Car wash boys sind männliche Jugendliche und junge Männer, die in den *car washs* – bestehend aus freistehenden Flächen am Straßenrand, die durch Sichtblenden aus Blechen oder Ästen vom Verkehr abgetrennte und sichtgeschützt Bereiche für die *car wash boys* bereithalten – für ein kleines Entgelt meist nicht Autos, sondern die Motorräder der *bike riders* waschen (in Freetown, wo das Taxi-Geschäft noch zu erheblichen Anteilen mit Autos und Kleinbussen betrieben wird, werden in den *car washs* hingegen tatsächlich überwiegend Autos gewaschen). Die *car washs* sind dabei nicht nur Arbeitsorte, sondern dienen den *car wash boys* zudem als Rückzugsräume, in denen sie schlafen, essen, gemeinsam Zeit verbringen und Hunger und Frust einigermaßen ungestört mit Alkohol und Marihuana betäuben können. *Chairman* Mahmud, die zentrale Autoritätsperson in dem einen *car wash,* auf den ich mich während der Feldforschung konzentriert habe, dealte selbst mit Marihuana und nutzte den *car wash* als Umschlagplatz. Dabei sollte der *chairman,* wie der ehemalige *car wash boy* Ibrahim mir erklärte, eigentlich ein Vorbild für seine Jungs sein und sich darum bemühen, ihnen Zukunftsperspektiven für ein verantwortungsvolles Leben aufzutun: »*As chairman you have to try to write a project* [zur Bewerbung um NGO-Gelder zur Förderung der *car wash boys*, Anm. A.M.]. *But the chairman is so weak. He doesn't make any efforts.*« (Interview, 06.04.2009) Das *project*, das *chairman* Mahmud allerdings in der Tat bereits für seinen *car wash* gewonnen hatte, tat Ibrahim mit resigniertem Kopfschütteln als sinnlos ab: Mahmuds *car wash* übertraf andere *car washs* darin, dass er über einen zwar kleinen, aber stabilen Betonbau verfügte, der dem *chairman* als eine Art Besprechungsraum und Büro diente und der in seiner Abwesenheit von den *car wash boys* als kleiner Aufenthaltsraum genutzt werden konnte. Der Bau dieses Betonunterschlupfs war, wie ein selbstgemaltes Schild verkündete, mit Geldern finanziert worden, die dem *car wash* von einer lokalen NGO für die Abhaltung eines HIV-Aufklärungsworkshops (in dem Betonbau?) zur Verfügung gestellt worden waren. Insgesamt gab es in Bo Town im Frühjahr 2009 vier *car washs*, die laut Schätzung von *chairman* Mahmud jeweils etwa 15 bis 20 feste Mitglieder hatten (Interview, 04.02.2009).

Unter ›Straßenkindern‹ verstehe ich hier männliche Kinder und Jugendliche ohne feste Bleibe, die von meinen Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partnern meist einfach »*diese* Jungs auf der Straße« (auf Krio *dem boys den nar*

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

street) genannt wurden. Zumindest die Angehörigen der Gruppe von Straßenkindern, mit deren *chairman* ich ein Interview geführt und die ich mehrfach auf ihrem zentralen Versammlungsplatz besucht habe, bezeichneten sich selbst jedoch in Übernahme des englischsprachigen NGO-Jargons mit einem auf Krio sonst ungebräuchlichen Begriff als »street children«. Sie hatten kürzlich Besuch von Mitarbeitern der lokalen NGO *Help A Needy Child International* (HANCI) erhalten und hegten die, wie ich später im Gespräch mit HANCI-Mitarbeiterinnen und -Mitarbeitern herausfand, leider unbegründete Hoffnung, dass *projects* für sie in Planung seien. Insbesondere hofften sie, dass ihnen mithilfe internationaler Gebergelder noch vor der Regenzeit (Mai bis September) ein eigenes Haus zur Verfügung gestellt werden würde. Ihr zentraler Versammlungsort, der in Bo Town unter dem Namen ›Jah Kingdom‹ (frei übersetzt ›Gottesreich‹) stadtbekannt ist, bietet keinerlei Schutz vor Regen; er liegt inmitten einer Müllkippe auf dem zentralen Marktplatz. Der *chairman* vom Jah Kingdom schätze die Gesamtzahl der in unterschiedlichen Gruppen organisierten Straßenkinder in Bo Town auf mindestens 700 (Gespräch, 05.03.2009). Einer Studie zufolge, die von der britischen NGO *Street Child of Sierra Leone* in Zusammenarbeit mit HANCI erarbeitet worden ist (eben für diese Studie hatte HANCI Kontakt zu den Straßenkindern vom Jah Kingdom aufgenommen), leben in sierra-leonischen Städten insgesamt mindestens 2.700 Jungen und Mädchen permanent auf der Straße – und fast 50.000 leben überwiegend auf der Straße, haben aber einen Schlafplatz oder wechselnde Schlafplätze bei Bekannten, Freunden, Familienangehörigen, *boyfriends,* Freiern etc. (vgl. Street Child of Sierra Leone 2012: 30ff.).

Arbeitslose junge Männer (auf Krio: *dem youthman den we no get wok*) zeichnen sich dadurch aus, dass sie keine feste Arbeit und kein regelmäßiges Einkommen haben, das sie in die Lage versetzen würde, sich selbst und eine eigene Familie einigermaßen verlässlich zu ernähren. Ihren Alltag bestreiten sie oft mit der Suche nach Gelegenheitsarbeiten, während sie auf stabilere und einträglichere *job opportunities* hoffen, die ihnen jedoch nur von förderungsfähigen und -willigen Patronen eröffnet werden könnten (vgl. ähnlich Hoffman 2011a: 146). Viele arbeitslose junge Männer sind zudem obdachlos beziehungsweise ohne feste Bleibe. Sie kommen behelfsmäßig bei Freunden unter oder schlafen auf Marktplätzen, beispielsweise auf oder unter den Verkaufstischen; in Bo Town nehmen sie nachts weite Teile des zentralen Marktplatzes in Beschlag.[9] Anders als für *bike riders*, *car wash boys* und Straßenkinder steht mir über die Zahl arbeitsloser junger Männer, die sich Tag für Tag mit Gelegenheitsjobs durchzuschlagen versuchen, keine lokale Schätzung zur Verfügung. Mit Sicherheit sind es aber alleine in Bo Town (mit etwa 190.000 Einwohnerinnen und Einwohnern, vgl. Statistics Sierra Leone 2006: 21) viele Tausende.

9 | Händlerinnen und Händler nehmen ihre Waren nach Geschäftsschluss wieder mit nach Hause oder schließen sie auf den Marktplätzen in Warenhäusern ein. In jedem Fall wird nichts auch nur annäherungsweise Stehlenswertes zurückgelassen.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Laut einer im Auftrag der *Weltbank* durchgeführten Studie (Peeters u.a. 2009), in der bisherige Datenerhebungen aus den Jahren 2003 bis 2006 miteinander kombiniert und neu ausgewertet worden sind, lag die Arbeitslosigkeit in sierra-leonischen Städten in diesem Zeitraum und in der Gruppe der männlichen 15- bis 35-Jährigen je nach genauer Alterskohorte zwischen zehn bis 17 Prozent – wobei als arbeitslos (»unemployed«) diejenigen gezählt werden, die in Befragungen angegeben haben, in der vorausgegangenen Woche mindestens eine Stunde lang nach Arbeit gesucht zu haben (»searched fo a job at least one hour the past week«, Peeters u.a. 2009: 34). Allerdings ist davon auszugehen, dass diese *Weltbank*-Studie die Zahl der Arbeitslosen beziehungsweise der Arbeitssuchenden noch erheblich unterschätzt: Zum einen werden in der Studie die insgesamt zehn Prozent der Befragten, die angegeben haben, einen festen Arbeitsplatz *in Aussicht zu haben*, nicht als arbeitslos gezählt (vgl. Peeters u.a. 2009: 32). Meiner Erfahrung nach können arbeitslose junge Männer jedoch meist von einer ganzen Reihe von Anstellungen berichten, die sie in Aussicht gehabt hatten und dann entweder doch nicht bekommen haben – oder die sie zwar bekommen, aber auch bald wieder aufgegeben haben, weil ihnen der vereinbarte Lohn nicht ausgezahlt wurde. Zum anderen werden in der Studie auch die fünf bis zehn Prozent der Befragten (je nach genauer Alterskohorte) nicht als arbeitslos gezählt, die es nach eigenen Angaben aufgegeben haben, nach einem Job zu suchen (vgl. Peeters u.a. 2009: 31). Bei solchen Aussagen handelt es sich wohl in erster Linie um Ausdrücke tief empfundener Verzweiflung, die womöglich momentan ernst gemeint werden, sich aber kaum umsetzen lassen. Die Suche nach Arbeit ist schlicht eine Überlebensfrage. An anderer Stelle wird dies auch in der Studie explizit anerkannt: »[M]any people are too poor to be unemployed and must take up work regardless of its quality or level of renumeration.« (Peeters u.a. 2009: 6) Aber selbst wenn die städtische Arbeitslosigkeit tatsächlich nur bei ungemein konservativ berechneten zehn bis 17 Prozent liegen würde (ich wechsle an dieser Stelle ins Präsens, da es keine Hinweise darauf oder Anlässe zu der Vermutung gibt, dass sich die Arbeitslosenzahlen, wie auch immer sie genau aussehen mögen, in den letzten Jahren wesentlich verändert haben), wäre diese städtische Arbeitslosigkeit der Studie zufolge dennoch bereits 25mal höher als die Arbeitslosigkeit in ländlichen Gebieten, wo von jungen Leuten erwartet wird, dass sie für ihre Eltern und/oder für ihre sonstigen Patrone unbezahlte landwirtschaftliche Arbeit leisten, so dass die meisten Jugendlichen und jungen Männer gar keine Gelegenheit haben, nach bezahlter Arbeit zu suchen. Diejenigen, die angegeben haben, aktuell unbezahlt (ohne monetäre Entlohnung) zu arbeiten – ob auf dem Land oder in den Städten – sind in der Studie ebenfalls aus den Arbeitslosenzahlen ausgenommen (vgl. Peeters u.a. 2009: 33-34, 38).

Über diese letzte Ausnahme lässt sich dann endgültig die Diskrepanz erklären, die zwischen den in dieser speziellen *Weltbank*-Studie angeführten Arbeitslosenzahlen und einer ansonsten für Sierra Leone weit verbreiteten Schätzung besteht, mit der von etwa 70 Prozent Jugendarbeitslosigkeit in Sierra Leone aus-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

gegangen wird. Auf der UNDP Internet-Seite zu Sierra Leone heißt es beispielsweise: »Approximately 70 % of youth are underemployed or unemployed and an estimated 800,000 youth today are actively searching for employment.« (UNDP 2013b). Solche Angaben sind nicht nur auf der UNDP-Seite, sondern auf den Seiten diverser internationaler Organisationen und NGOs ohne weitere Hinweise auf Quellen und/oder Datenerhebungsmethoden zu finden. Letztlich kann über die Zahl der Arbeitslosen und Arbeitssuchenden in Bo Town und in ganz Sierra Leone mit Sicherheit kaum etwas Genaueres ausgesagt werden, als dass es mit Sicherheit viele sind.

6.1.2 ›Gefährliche‹ Land-Stadt-Migration

Viele *bike riders, car wash boys,* Straßenkinder und arbeitslose junge Männer, die in Bo Town alltäglich um ein Auskommen ringen, sind noch nicht lange in der Stadt. Im Einklang mit weiten Teilen Westafrikas befindet sich auch Sierra Leone in einer Phase massiver Land-Stadt-Migration, die Ökonomen angesichts der wenig aussichtsreichen Arbeitsmarktsituation in den Städten Rätsel aufgibt: »The reasons for rural to urban migration in the face of poor employment prospects in cities are not obvious.« (Leibbrandt/Mlatsheni 2004: 5) Die mit Abstand häufigste Form ökonomischer Aktivität in sierra-leonischen Städten ist selbstständige Arbeit im sogenannten ›informellen‹ Sektor, der sich dadurch auszeichnet, dass ökonomische Aktivitäten nicht systematisch staatlich erfasst und besteuert werden. Bei diesen ›informellen‹ Aktivitäten handelt es sich überwiegend um handwerkliche Tätigkeiten und um Kleinhandel mit Lebensmitteln, mit selbstgekochtem Essen, mit Stoffen, mit Second-Hand Kleidung aus Europa, mit Haushaltswaren, mit gebrannten CDs, mit Zigaretten und Alkohol, mit traditionellen Heilmitteln etc.: »It can reasonably be argued that just about every city and town street in Guinea, Liberia, Sierra Leone and Côte d'Ivoire hums with economic activities that are all, or nearly all, part of the informal economy.« (Sommers 2007: 11) Allerdings generieren diese Aktivitäten kaum zahlungskräftige Nachfrage nach Arbeitskräften. Was an Arbeiten anfällt, kann meist alleine beziehungsweise mithilfe von unbezahlt arbeitenden Aushilfen (die oft im Haushalt ihrer Arbeitgeber leben) und Familienangehörigen erledigt werden; und selbst wenn mehr Arbeit anfällt, als in diesem Rahmen geleistet werden kann, wird oft nicht genug Geld erwirtschaftet, um zusätzliche Arbeitskräfte einstellen zu können (vgl. Peeters u.a. 2009: 58ff.).

In der wissenschaftlichen Literatur zu Nachkriegs-Sierra Leone werden vor allem zwei Anreize identifiziert, die das Leben in den Städten trotz der wenig aussichtsreichen Arbeitsmarktsituation attraktiv machen: Zum einen bietet die relative Anonymität größerer Städte ehemaligen Kämpfern Aussicht darauf, ihre Vergangenheit geheim halten zu können (vgl. Peters 2007: 13). Und zum anderen können männliche Jugendliche und junge Männer sich oft nur durch eine Abwanderung in die Städte (oder alternativ in die Diamantenabbaugebiete) von

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Verpflichtungen zu unbezahlter landwirtschaftlicher Arbeit freimachen. Solche Verpflichtungen, in denen sie oft nicht auch nur den Hauch einer Chance auf sozioökonomischen Aufstieg sehen, ergeben sich aus Reichtum-an-Menschen-Beziehungen zu Eltern und sonstigen Patronen; zuweilen kommen noch von *chiefs* verhängte Strafen hinzu (etwa für Affären mit verheirateten Frauen, siehe 5.1.2), die ebenfalls unbezahlt abgearbeitet werden müssen (vgl. etwa Richards/Bah/Vincent 2004: 7ff.; Peeters u.a. 2009: 13ff.). Die Abwanderung unbezahlter Arbeitskräfte führt auf dem Land mancherorts bereits dazu, dass Felder nicht mehr im gewohnten Umfang bestellt werden können (vgl. Peeters u.a. 2009: 68-69). In den Städten führt sie dazu, dass die Zahl derjenigen zunimmt, die sich als *bike riders*, *car wash boys,* Straßenkinder und arbeitslose junge Männer durchzuschlagen versuchen und dabei als ›gefährliche junge Männer‹ angesehen werden.

In Interviews und Gesprächen bin ich noch auf einen dritten und ergänzenden Anreiz zur Abwanderung in die Städte aufmerksam geworden. Dieser Anreiz ergibt sich vor allem daraus, dass das dörfliche Leben keinerlei Chancen auf Teilhabe an ›Modernität‹ bietet (vgl. ähnlich Coulter 2009: 64). Dies wurde von *car wash boys*, die nach eigener Auskunft erst vor Kurzem nach Bo Town gekommen waren, beispielhaft auf den Punkt gebracht. Sie erklärten einhellig, sie hätten ihre Dörfer vor allem deshalb verlassen, weil sie die Chance auf ein »modernes Leben« haben wollen: »*We want to go forwards not backwards … we want to live a modern life*.« (Gruppeninterview im *car wash*, 18.02.2009) In den Städten wird es möglich, zumindest in physische Nähe zu einer Welt zu gelangen, die in den Dörfern gänzlich unerreichbar erscheint. In Bo Town und auch in den anderen urbanen Zentren der Distrikte und erst recht in der Hauptstadt Freetown gibt es Bars, Discos und Hotels, in denen wohlhabende Geschäftsleute, bezahlte Mitarbeiter geberfinanzierter lokaler NGOs, die Günstlinge der politischen Machteliten samt ihren Freunden und Freundesfreunden und westliche Ausländer verkehren. Noch dazu gibt es Krankenhäuser, Schulen und – in Freetown, Bo Town, Makeni und Kenema – sogar Universitäten. In solcher Umgebung lassen sich zumindest Hoffnungen darauf hegen, dieser Welt eines Tages anzugehören (vgl. ähnlich Peters/Richards/Vlassenroot 2003: 28; Sommers 2007: 8).

Zwei ältere und kritische Beobachter der Land-Stadt-Migration – zum einen der bald 50-jährige Händler Mr. Kandeh und James, ein ebenfalls etwa 50-jähriger Mann, der als Sekretär bei der lokalen NGO BPRM arbeitete – erklärten mir in Gesprächen mehrfach, dass überhaupt der Umstand, dass Dörfler eine Vorstellung von einem *modern life* haben, eine Neuheit darstelle, die erst durch den Krieg zustande gekommen sei. Oder genauer: durch Zwangsrekrutierungen, Flucht und Vertreibung. Viele Dorfbewohner hätten erst als Kämpfer oder Flüchtlinge das erste Mal eine Stadt zu sehen bekommen und so erst eine Vorstellung davon entwickelt, dass es noch ein anderes Leben gibt als das dorfgemeinschaftliche und von Subsistenzlandwirtschaft geprägte, das sie bislang gekannt hatten. Das Bewusstsein über dieses andere Leben sei nun nicht mehr rückgängig zu machen

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und treibe junge Männer, die sich nicht länger mit unbezahlten landwirtschaftlichen Tätigkeiten zufriedengeben wollen, massenhaft in die Städte – wenn sie nach Kriegsende nicht ohnehin gleich in den Städten geblieben sind.

Für einmal in die Städte Abgewanderte stellt eine Rückkehr in ihre Dörfer zudem meist keine annehmbare Option dar – zumindest nicht, solange sie es nicht in der Stadt zu etwas gebracht haben. In den *ghettos* von Bo Town wurde mir mehrfach erklärt, es sei eine hochgradig peinliche Schande, mit leeren Händen zu der eigenen Familie zurückzukehren, nachdem man das Dorf einmal verlassen hat. Wenn überhaupt könne man zurückkehren, wenn man tatsächlich Erfolg gehabt und sich ein eigenes, verantwortungsvolles Leben aufgebaut hat und zudem über genug Mittel verfügt, um den Verwandten finanzielle Unterstützung oder zumindest Gastgeschenke zukommen zu lassen (vgl. auch Hoffman 2011a: 145). Zudem scheuen viele Abgewanderte wohl auch deshalb vor einer Rückkehr in die Dörfer zurück, weil sie die Chancen nicht verpassen wollen, die sich ihnen in der Stadt eventuell noch bieten könnten.

Das Warten und Hoffen auf diese Chancen ist jedoch qualvoll. ›Gefährliche junge Männer‹ beziehungsweise *bike riders, car wash boys*, Straßenkinder und arbeitslose junge Männer haben mir immer wieder von dem alltäglichen Stress (*stress*) berichtet, dem sie in ihrer sozioökonomischen Misere – dem alltäglichen von der Hand in den Mund Leben ohne konkrete Aussicht auf sozioökonomischen Aufstieg – ausgesetzt sind. Diese Berichte handeln von ständig um die Frage kreisenden Gedanken, wie sie dieser Misere endlich entkommen können; von Schlaflosigkeit und der Notwendigkeit, die ständig kreisenden Gedanken, den täglichen Hunger und auch Erfahrungen sozialer Erniedrigung mit Drogen zu betäuben; und schließlich von der Verzweiflung darüber, keinen Ausweg zu finden. Ein solcher Ausweg würde darin bestehen, Zugang zu förderungsfähigen und förderungswilligen Patronen und deren Reichtum-an-Menschen-Beziehungen zu erhalten, in denen es Chancen gäbe, tatsächlich sozioökonomisch ›voran‹ zu kommen: sei es eine regelmäßig bezahlte Arbeit, die zumindest mittelfristig genug einbringen würde, um eine Familie gründen zu können; oder finanzielle Starthilfe, um einen eigenen Kleinhandel aufzubauen; oder die Zahlung von Schulgeld, die es ermöglichen würde, Bildung zu erlangen, von der dann wiederum gehofft werden müsste, dass sie sich zumindest mittelfristig auszahlen wird (vgl. ähnlich Vigh 2006: 96ff.). Allerdings haben *bike riders, car wash boys*, Straßenkinder und arbeitslose junge Männer gemeinsam, dass es ihnen an Zugängen zu fördernden Reichtum-an-Menschen-Beziehungen fehlt – ansonsten wären sie erst gar keine *bike riders, car wash boys*, Straßenkinder und arbeitslosen jungen Männer. Ihr verrohtes Image schreckt potentielle Patrone zudem noch zusätzlich ab – außer in solchen Fällen, in denen ›gefährliche junge Männer‹ speziell als Bedrohungs- und Einschüchterungspersonal angeheuert werden. Ich gehe hierauf unten gleich ausführlich ein (siehe 6.1.4 und 6.1.5). Ihre bedrohliche Wirkung ist ›gefährlichen jungen Männern‹ zudem absolut bewusst. Ein arbeitsloser junger Mann erklärte etwa: »*There are people who don't even see us as human beings*

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

anymore, because we don't have jobs.« (Gruppeninterview mit arbeitslosen jungen Männern, 27.02.2009)

6.1.3 »*They are our brothers*«: die Nichtdiskriminierungsstrategie

Alle meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner inklusive der ›gefährlichen jungen Männer‹ unter ihnen waren sich darin einig, dass Arbeitslosigkeit und insgesamt der Mangel an sozioökonomischen Aufstiegschancen für »*diese* jungen Männer« zentrale Probleme darstellen, die den Frieden in Sierra Leone gefährden. Oder präziser formuliert: Alle meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner haben auf meine Frage nach Problemen, die den Frieden in Sierra Leone möglicherweise gefährden (auf Krio: *Yu/una see problems we get potential for puell de pis nar Salone?*, siehe oben 2.3.3), entweder sofort oder zumindest sehr weit vorne Arbeitslosigkeit und insgesamt den Mangel an sozioökonomischen Aufstiegschancen für »*diese* jungen Männer« genannt. Mariama, eine Händlerin, erklärte beispielsweise: »*It is the idleness…they don't have work. If they had work, they would not leave it to go do bad things*.« (Interview, 01.04.2009) Der Begriff *idleness*, der auf Englisch ›Faulheit‹ oder ›Untätigkeit‹ bedeutet und auf Krio Lebensweisen bezeichnet, die weder aktuell als verantwortungsvoll angesehen werden, noch auf eine verantwortungsvolle Zukunft ausgerichtet erscheinen, fiel im Zusammenhang mit ›gefährlichen jungen Männern‹ in fast jedem Interview und Gespräch (vgl. ähnlich Boersch-Supan 2009: 41). Während *bike riders*, *car wash boys*, Straßenkinder und arbeitslose junge Männer allerdings – wenigstens je in Bezug auf sich selbst – entweder ganz bestritten, *idle* zu sein, oder zumindest darauf bestanden, dass sie ihre *idleness* lieber heute als morgen hinter sich lassen würden, wurde ansonsten überwiegend die Auffassung vertreten, dass es sich bei ihrer *idleness* keinesfalls nur um eine Notlage handelt. Vielmehr sei *idleness* eine selbstverschuldete, wenn nicht sogar selbstgewählte Lebensweise, an die sie vermutlich seit ihrer Kämpferzeit gewöhnt sind. Nur wenige meiner ›ungefährlichen‹ Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner formulierten differenziertere Sichtweisen. Ein älterer Schreibwarenhändler, Mr. Vamboi, der einen eigenen Laden auf einer der Hauptstraßen von Bo Town betrieb, war einer von ihnen:

Anne: »*Many people tell me that they are afraid of these young men … the ones who don't have jobs*.«
Mr. Vamboi: »*Who is going to give them jobs? What is it that makes a man idle? It is because the government is not creating jobs for them. They are poor. When they came from the bush people said, ›Ok. Let us give them something to do. They should learn something.‹ Now they have learned something. But they don't have jobs*.« (Interview, 08.04.2009)

Mr. Vambois Hinweis darauf, dass »sie« mittlerweile zwar etwas gelernt haben, aber immer noch arbeitslos sind, verweist vermutlich auf die Berufsausbildungen,

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

die viele ehemalige Kämpfer und auch Jugendliche und junge Männer ohne Kämpfervergangenheiten nach Kriegsende entweder im Zuge des DDR-Programms oder in anderen geberfinanzierten Ausbildungsprogrammen durchlaufen haben – ohne danach eine feste und bezahlte Arbeit zu finden. Geberfinanzierte Ausbildungsprogramme haben nichts daran geändert, dass es in Sierra Leone massiv an zahlungsfähiger privatwirtschaftlicher Nachfrage nach Arbeitskräften fehlt. Noch dazu waren geberfinanzierte Ausbildungsprogramme auf einige wenige handwerkliche Berufe fokussiert, für die nachfrageunabhängig massenhaft ausgebildet wurde. Dies hätte wohl selbst in einer vorteilhafteren Nachfragesituation zu einem nicht absorbierbaren Überangebot an Schneidern, Tischlern, Mechanikern und Baufachkräften geführt; und als wäre dies noch nicht genug, blieben geberfinanzierte Ausbildungsprogramme qualitativ oft hinter den in Sierra Leone sonst üblichen Standards zurück. Statt einer mehrjährigen praktischen Ausbildung für handwerkliche Berufe bestanden die Ausbildungsprogramme meist nur aus mehrwöchigen Kursen (vgl. Peeters u.a. 2009: 98ff.; Coulter 2009: 186ff.).[10]

Die oben zitierte Stelle aus dem Interview mit Mr. Vamboi ist aber auch noch unter einem anderen Gesichtspunkt interessant. Die Assoziation von »*diesen* jungen Männern« mit ehemaligen Kämpfern wird an ihr anschaulich deutlich: Ausgehend von »*diesen* jungen Männern«, von denen im Interview bislang die Rede gewesen war, gelangte Mr. Vamboi nahtlos zu einer Aussage über diejenigen, die »aus dem Busch« gekommen sind (»*When they came from the bush* [...]«). Mit dieser sprachlichen Formel werden ehemalige Kämpfer umschrieben, die demnach »im Busch« *rebel*-Transformationen durchgemacht haben, die sie auch in der Nachkriegszeit noch prägen (siehe oben 5.3).

Die Gefahren, die vor dem Hintergrund dieser gefährlichen Transformationen mit Arbeitslosigkeit verbunden werden, lassen sich grob in zwei Befürchtungen zusammenfassen: Zum einen wird befürchtet, dass »*diese* jungen Männer« ohne Einbindung in feste Arbeitsverpflichtungen erst recht nie von verrohten Lebensweisen ›entwöhnt‹ werden können; und zum anderen, dass sie ohne sozioökonomische Aufstiegschancen keinen Anlass sehen, nicht (wieder) gewalttätig zu werden. Da jedoch keine Aussicht darauf besteht, dass ›gefährliche junge Männer‹/ehemalige Kämpfer in naher Zukunft massenhaft in feste und bezahlte Arbeit gebracht werden können, wird alltäglich eine behelfsmäßige Strategie zu praktizieren versucht, die ihre Verrohtheit, so gut es eben geht, unter Kontrolle halten soll. Diese Strategie besteht darin, ›gefährlichen jungen Männern‹ die Furcht und Ablehnung nach Möglichkeit nicht zu zeigen, die ihnen gegenüber aber nichtsdestotrotz empfunden werden. Der arbeitslose junge Mann Dumbuya brachte dies folgendermaßen auf den Punkt: »*We force ourselves to live with all kinds of people. This is how we make peace in Sierra Leone.*« (Gespräch, 03.03.2009) Die

10 | Ausbildungsprogramme für ehemalige Kämpferinnen waren mit denselben Problemen behaftet und wurden darüber hinaus in weitaus geringerem Umfang angeboten (vgl. Sommers 2007: 17; Coulter 2009: 186ff.).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

spezielle Nichtdiskriminierungsstrategie, die in dieser Darstellung durchscheint und die von Laura Stovel auf Basis von Feldforschung in verschiedenen Landesteilen bereits für die frühe Nachkriegszeit beschrieben und sehr treffend »rationale Versöhnung« genannt worden ist (»rational reconciliation«, Stovel 2008: 311), ändert nichts daran, dass ehemalige Kämpfer (beziehungsweise diejenigen, die für ehemalige Kämpfer gehalten werden) gefürchtet und verachtet werden. Sie ist stattdessen gezielt darauf ausgerichtet, nicht durch offen zur Schau gestellte Furcht und Ablehnung aggressive Reaktionen zu provozieren. Es wird damit gerechnet, dass ehemalige Kämpfer auf Diskriminierungen mit spontaner Wut und gewalttätigen ›Ausrastern‹ reagieren und mit der Zeit womöglich ganz zu dem Schluss gelangen, dass sie in Nachkriegs-Sierra Leone ohnehin keine Chance auf soziale Anerkennung haben und deshalb ebenso gut erneut zu Gewalt greifen können (vgl. ähnlich Stovel 2008: 311ff.; Boersch-Supan 2009: 21; Coulter 2009: 175-176).

Diese Nichtdiskriminierungsstrategie und die Gefahren, die mit ihr unter Kontrolle gehalten werden sollen, wurden mir meist sehr sachlich und unaufgeregt geschildert – und dabei oft mit dem Hinweis versehen, dass ehemalige Kämpfer eigentlich auch gar nicht mehr ›ehemalige Kämpfer‹ oder ›Exkombattanten‹ genannt werden sollen. Ein hochrangiger Polizeibeamter legte mir diesen Aspekt der Nichtdiskriminierungsstrategie folgendermaßen dar:

»*If you continue to refer to these boys as ›excombatants‹ they will always have this idea … you know, they have that kind of volatility. That is why people are always afraid of them. But we are not considering this issue anymore.* […] *We don't look at them as excombatants any longer. We just look upon each other as citizens.*« (Interview, 21.04.)

Ich vermute, dass die Bezeichnungsunsicherheit, mit der meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner im Hinblick auf »*diese* jungen Männer« zu ringen hatten (siehe oben 6.1), zu erheblichen Anteilen diesem Aspekt der Nichtdiskriminierungsstrategie geschuldet ist. Wenn es nicht als gewalteinhegende Notwendigkeit angesehen würde, ehemalige Kämpfer nicht offen zu diskriminieren, würden »*diese* jungen Männer« häufig wohl einfach *excombatants* genannt.

Allerdings wird die Nichtdiskriminierungsstrategie ohnehin keinesfalls in Perfektion umgesetzt. ›Gefährliche junge Männer‹ bekommen Furcht und Ablehnung sehr wohl zu spüren – in Form von misstrauischen Blicken, furchtsamen Vermeidungshandlungen und manchmal auch offenen Beschimpfungen (vgl. ähnlich Boersch-Supan 2009: 35ff.). Zuweilen fiel es Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partnern sogar schwer, die Nichtdiskriminierungsstrategie in Interviews und Gesprächen konsequent beizubehalten. Der Journalist Bockarie beispielsweise reagierte auf den von mir in kritischem Ton geäußerten Eindruck, dass *bike riders* offenbar pauschal für bösartig (*wicked*) gehalten werden, mit folgendem ungeduldigen Ausbruch:

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

»*They are wicked! Because most of them have fought, they held guns, they did bad things. So up until now they have this kind of thing in their heads, to always be wicked, to always do bad things. They smoke, they drink* [...]. *Sometimes they do something, which is not out of their free will, because they really have something that is chasing them inside their heads.*« (Interview, 20.04.2009)

Jedoch bereute Bockarie seinen Ausbruch offenbar schon im nächsten Moment wieder. Er fügte dann in ruhigerem Ton hinzu: »*They are our brothers, even though they fought. We don't want them to go back to the bush.* [...] *That is why we are able to live with them.*« (Interview, 20.04.2009) Ganz ähnlich verlief auch ein Interview mit dem BPRM-Sekretär James. Auf meine gewollt naiven Nachfragen hin platzte ihm schließlich der Kragen und er erklärte aufgebracht, dass *bike riders* selbstverständlich gefürchtet werden – schließlich handle es sich bei ihnen ja um Exkombattanten! Eben diesen Zusammenhang hatte er kurz zuvor noch nachdrücklich bestritten:

Anne: »*People still think that bike riders don't have respect for human lives. Isn't that the case*?«
James: »*What do you think about this? You have been here for a while now.*«
Anne: »*I have met a lot of them. Most of them are nice boys.*«
James: »*They are nice boys, but still their behaviour can be erratic in times. When you ride with someone, you have to realize that you are not alone and that you are responsible for two lives. But some of them are so used to that rough riding. And that is why we say that they don't have respect for human lives. But some are very conscious. Some are very gentlemanly. Yes.*«
Anne: »*But do they not have respect for human lives because they are excombatants*?«
James: »*No. Not because of that. For one, it is because of their age. They are youth. And with some it is because of their orientation.*«
Anne: »*What do you mean by that*?«
James: »*Well, you know that most of them are excombatants! They are used to this rough, rough way of living. It is still in them! And they still have it even though they may be forty years old.*« (Interview, 30.04.2009)

Auf eine besonders harte Probe werden der Wille und die Fähigkeit zur Aufrechterhaltung der Nichtdiskriminierungsstrategie zudem in Wahlkampfzeiten oder auch nur bei dem Gedanken an Wahlkampfzeiten gestellt. In ihnen nehmen die ›gefährlichen jungen Männern‹ zugeschriebenen Gewaltbereitschaften besonders bedrohliche Dimensionen an.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

6.1.4 Wahlkampfzeiten und *political violence*

Nach Kriegsende sind in Sierra Leone bereits dreimal nationale Parlaments- und Präsidentschaftswahlen abgehalten worden: die ersten direkt nach Kriegsende im Jahr 2002, die zweiten im Jahr 2007 und die dritten im November 2012. Ebenso wie Arbeitslosigkeit waren auch Wahlkampfzeiten in allen Interviews und in vielen Gesprächen – auch in solchen, die ich mit angehört, aber nicht selbst initiiert habe – ein zentrales Thema. Im Mittelpunkt standen dabei zunächst vor allem Befürchtungen mit Blick auf die Präsidentschafts- und Parlamentswahlen im November 2012, die im Frühjahr 2009 noch dreieinhalb Jahre entfernt waren. Im März 2009 wurden diese Befürchtungen dann aufgrund aktueller Ereignisse noch deutlich konkreter und drängender (siehe unten 6.1.5). Um diese Befürchtungen und die Ereignisse im März 2009 nachvollziehbar darstellen und einordnen zu können, gebe ich im Folgenden zunächst einen kurzen Überblick über den Wahlkampf und die Wahlen im Jahr 2007, die von einigen Autorinnen und Autoren als Meilenstein in der sierra-leonischen Friedenskonsolidierung gewertet worden sind (vgl. etwa Wyrod 2008: 70; Radeke 2009: 6).

Die im Jahr 1996 unter Bedingungen kriegerischer Gewalt gewählte SLPP-Regierung von Präsident Kabbah, die in den ersten Nachkriegswahlen im Mai 2002 mit großer Mehrheit wiedergewählt worden war, musste 2007 erhebliche und letztlich wahlentscheidende Stimmeinbußen hinnehmen. Obwohl die SLPP nach wie vor weite Teile ihrer Stammwählerschaft in den Mende-dominierten Distrikten für sich mobilisieren konnte, war die zunächst hoffnungsvolle Stimmung nach Kriegsende, von der die Kabbah-Regierung 2002 noch hatte profitieren können, 2007 längst in Desillusionierung umgeschlagen. Statt für Hoffnungen auf eine friedliche und von deutlich verbesserten Lebensbedingungen geprägte Zukunft stand die SLPP im 2007er Wahlkampf für korrupte Praktiken, die *development* verhinderten (vgl. Kandeh 2008: 611). Die SLPP-Stimmverluste gingen sowohl zugunsten des APC, der sich als reformierte und auf Entwicklung und Korruptionsbekämpfung ausgerichtete Partei präsentierte, als auch zugunsten einer neuen Partei, *People's Movement for Democratic Change* (PMDC), die erst 2005 von dem prominenten Anwalt und ehemaligen SLPP-Politiker Charles Margai gegründet worden war und die gerade unter der SLPP-Stammwählerschaft Anhänger gewinnen konnte. Margai hatte die SLPP 2005 verlassen, nachdem er die parteiinterne Wahl zum Präsidentschaftskandidaten gegen Solomon Berewa, den Vize-Präsidenten der Kabbah-Regierung, verloren hatte; der noch amtierende Präsident Tejan Kabbah durfte laut Verfassung 2007 nicht ein drittes Mal zur Wahl antreten (vgl. Kandeh 2008: 613-614; ICG 2007: 3). Allerdings konnte der von Kabbah favorisierte Kandidat Berewa es an Beliebtheit innerhalb der SLPP-Stammwählerschaft nicht mit dem Juristen Margai aufnehmen, der die Vertretung des *Kamajor*-›Anführers‹ Hinga Norman vor dem *Special Court* übernommen hatte und leidenschaftlich für Normans Freilassung eintrat; Präsident Kabbah hingegen hatte die Anklage seines früheren Vize-Verteidigungsministers

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

stets unterstützt (siehe auch oben 5.1). Als Norman im Februar 2007 – sechs Monate vor den Wahlen – nach kurzer Krankheit in Haft verstarb, ging ein Aufschrei der Empörung durch die SLPP-Stammwählerschaft. Gerade in den Mende-dominierten Distrikten galt und gilt Hinga Norman vielen als Kriegsheld, der *Kamajor*/CDF-Gewalt gegen die Zivilbevölkerung zwar nicht hatte verhindern können, der aber nach Kräften darum bemüht gewesen sein soll, Schutzintentionen so gut wie möglich umzusetzen (vgl. Periello/Wierda 2006: 29; ICG 2007: 4-5; Kandeh 2008: 626; January 2009: 211).[11]

Als dann im August 2007 im ersten Wahlgang keiner der angetretenen Kandidaten die in der Verfassung vorgeschriebene Stimmmehrheit von 55 Prozent erreichte und eine Stichwahl zwischen den Kandidaten von APC und SLPP angesetzt wurde, rief Charles Margai seine Wählerschaft dazu auf, den APC-Kandidaten Ernest Bai Koroma[12] zu unterstützen. Koroma gewann die Präsidentschaftswahlen daraufhin mit knapper und auch umstrittener Mehrheit (vgl. Kandeh 2008: 609-610). Nach einigen Tagen angespannter Ungewissheit akzeptierte Berewa das Wahlergebnis schließlich und ermöglichte so – manchen Interpretationen zufolge – einen »friedlichen Regierungswechsel« und damit einen »entscheidenden Moment der Friedenskonsolidierung« (Radeke 2009: 6; vgl. ähnlich Wyrod 2008: 70). Dieser Moment wird als umso bemerkenswerter angesehen, als die nach Kriegsende zunächst weiterhin in Sierra Leone stationierten UNAMSIL Peacekeeping-Truppen bereits eineinhalb Jahre vor den 2007er Wahlen abgezogen worden waren; seitdem ist in Sierra Leone nur noch eine nicht-militärische, auf politische Beratung und Beobachtung ausgerichtete UN-Mission – das *United Nations Integrated Peacebuilding Office in Sierra Leone* (UNIPSIL) – stationiert. Der »friedliche Regierungswechsel« (Radeke 2009: 29) wird vor diesem Hintergrund als ein Erfolg gewertet, der in Sierra Leone demnach aus eigener Kraft und gerade nicht auf internationalen Druck hin erreicht worden ist.

Allerdings wird in dieser Interpretation nicht berücksichtigt, dass Berewas Entscheidung, von einer gewaltsamen Anfechtung des Wahlergebnisses abzusehen, wohl zumindest anteilig dadurch mitbeeinflusst worden ist, dass internationale Entwicklungshilfezahlungen und Kreditgewährungen im Falle einer gewaltsamen Anfechtung mit hoher Wahrscheinlichkeit ausgesetzt worden wären.

---

11 | Der Journalist Bockarie erklärte mir beispielsweise: »*Really, I was against the arrest of Hinga Norman. I did not support it, because he seriously fought for this country. And he particularly fought for SLPP. After they* [AFRC/RUF, Anm. A.M.] *overthrew the SLPP government, he fought until it was reinstalled. And after the SLPP people settled down again they arrested Hinga Norman. But it was not actually them but the Special Court, which means United Nations and Sierra Leone joined together. But I did not support the idea to arrest him. Up until now it is bothering me.*« (Interview 20.04.2009)

12 | Ernest Bai Koroma steht in keiner verwandtschaftlichen Beziehungen zu Johnny Paul Koroma, dem zentralen Repräsentanten des AFRC (siehe oben 5.1.8). Koroma ist in Sierra Leone ein ebenso häufiger Name wie Müller oder Meier in Deutschland.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Insofern war die ›internationale Gemeinschaft‹ an dem »friedlichen Regierungswechsel« (Radeke 2009: 6) zwar nicht durch militärischen, aber durch finanziellen Druck durchaus beteiligt (vgl. Kandeh 2008: 628). Eine Machtübernahme unter Bedingungen internationaler Isolierung kann Berewa nicht erstrebenswert erschienen sein, da ein anschließender Machterhalt nahezu unmöglich gewesen wäre. In den Jahren nach Kriegsende wurden bis zu 80 Prozent des jährlichen sierra-leonischen Staatshaushalts über externe staatliche und institutionelle Entwicklungshilfe- und Kredit-Geber finanziert (vgl. Kandeh 2008: 605). Eine Regierung, die ohne diese Mittel hätte auskommen müssen, wäre nicht einmal in der Lage gewesen, ihre Beamten zumindest sporadisch zu bezahlen, geschweige denn politischen Günstlingen im Gegenzug für ihre Loyalität Vorteile zukommen zu lassen. Dies war Berewa ohne Frage in aller Deutlichkeit bewusst. Als Vize-Präsident der zweiten Kabbah-Regierung war er von 2002 bis 2007 für die Vergabe geberfinanzierter öffentlicher Aufträge verantwortlich gewesen:

»This assistance was channelled through the office of Solomon Berewa, who was responsible for awarding contracts, the recipients and beneficiaries of which were mostly cohorts and clients of the former vice-president and SLPP presidential candidate. Donor funds earmarked for poverty alleviation, education, health and infrastructural development did more to improve the material lot of SLPP leaders (many, including MPs [Parlamentsangehörige, Anm. A.M.], doubled as contractors) than the living conditions of the people.« (Kandeh 2008: 605)

Zudem wird in der Friedenskonsolidierungs-Interpretation der 2007er Wahlen ausgeblendet, dass der Wahlkampf, der im Vorfeld des »friedlichen Regierungswechsels« geführt wurde, tatsächlich wenig friedenskonsolidierenden Charakter hatte – so wenig, dass UN-Beobachter sich mehrfach dazu veranlasst sahen, ihre »tiefste Besorgnis« auszudrücken.[13] Die Anlässe für diese Besorgnis werden in UN-Erklärungen und auch in wissenschaftlichen Arbeiten über die 2007er Wahlen meist als »gewaltsame Zusammenstöße« und »Einschüchterungen« bezeichnet (etwa »incidents of violence and intimidation across the country«, Kandeh 2008: 616), ohne dass genauer erläutert wird, wer mit wem gewaltsam zusammengestoßen ist und wer von wem aus welchen Gründen eingeschüchtert werden sollte.

Das bislang einzige ausführlichere Angebot an Antworten auf diese Fragen liefert ein Artikel von Maya Christensen und Mats Utas (2008): Auf Basis von Feldforschung unter ehemaligen Kämpfern in Freetown während des 2007er

13 | In einer UN-Pressemeldung vom 30.06.2007 heißt es beispielsweise: »The United Nations and its international partners have voiced renewed concern at widely reported cases of intimidation and violence ahead of elections in Sierra Leone next month, calling on all concerned to avoid incitement and provocation in the small West African country that is still recovering from a disastrous decade-long civil war.« (UN News Center 2007).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Wahlkampfes beschreiben sie, dass die politischen Führungskräfte der wahlkämpfenden Parteien während und auch schon lange vor dem 2007er Wahlkampf eine »Remobilisierung von Exkombattanten« betrieben (»*remobilization of ex-combatants*«, Hervorhebung im Original, Christensen/Utas 2008: 519); dies jeweils mit dem Ziel, loyale Bodyguards zum eigenen Schutz und gewaltbereite Kräfte zur Einschüchterung der politischen Konkurrenz und der Wählerschaft zu akquirieren. Mats Utas hat allerdings eingeräumt, dass seiner Erfahrung nach unter den Angeworbenen durchaus auch männliche Jugendliche und junge Männer ohne Kämpfervergangenheiten waren. Der Fokus der Forschung, auf deren Grundlage Christensen und Utas die »Remobilisierung von Exkombattanten« beschreiben, lag aber eben auf Exkombattanten (persönliches Gespräch am 21.11.2010).

Christensen und Utas schildern, dass die Präsidentschaftskandidaten von APC und SLPP bereits ein Jahr vor dem Wahltermin damit begannen, weithin bekannte ehemalige Kämpfer in so genannte *task forces* zu rekrutieren, die ihnen jeweils persönlich unterstanden. Auf der Seite des APC-Kandidaten Ernest Bai Koroma war der prominenteste unter diesen Rekruten ein ehemaliger RUF-Kommandeur, der unter dem Pseudonym ›Leather Boot‹ bekannt ist. Auf der Seite des SLPP-Kandidaten Solomon Berewa wurde ein weithin als ›Bomblast‹ bekannter ehemaliger General der *West Side Boys* angeworben (vgl. Christensen/Utas 2008: 526; zu den *West Side Boys* siehe oben 5.1.8). Der PMDC-Gründer und -Präsidentschaftskandidat Charles Margai rekrutierte vermutlich vor allem ehemalige *Kamajor*/CDF-Kommandeure – allerdings war die PMDC *task force* gerade in Freetown deutlich weniger präsent als die *task forces* von APC und SLPP. Maya Christensen erklärte auf meine Nachfrage hin, dass sie während ihrer Forschung in Freetown zwar mit keinem PMDC *task force* Mitglied gesprochen, aber in Interviews und Gesprächen oft gehört habe, dass die PMDC *task force* vor allem mit *Kamajors* besetzt sei (Emailkorrespondenz mit Maya Christensen vom 21.04.2010). In einem Bericht der sierra-leonischen Online-Zeitung *Awoko* vom 26.06.2007 wird zudem dargestellt, wie Margai auf einer Wahlkampftour im Kailahun Distrikt vor Anhängern mit seinen *Kamajor*-Verbindungen prahlte:

»During his recent political tour of Kailahun district, PMDC's Charles Margai swanked of a merger between his party and the Civil Defense Forces (CDF) before the death of the latter's ex-national coordinator Sam Hinga Norman. Mr Margai disclosed to party faithful at the PMDC's Kailahun office that, ›there is an agreement to the effect to justify my statement‹. He maintained that the agreement was signed between late Chief Hinga Norman and himself to unseat the SLPP through the ballot box come August 11 [der Wahltermin, Anm. A.M.]. He said with such a merger he was confident of a formidable security for himself and his supporters.« (Awoko/ohne Autorenangabe 2007)

Die frühzeitig angeworbenen und oft namenhaften *task force* Rekruten fungierten dann als Rekrutierungsmultiplikatoren, indem sie über eigene Netzwerke

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und Reichtum-an-Menschen-Beziehungen weiteres *task force* Personal für ›ihre‹ jeweilige Partei anwarben: »When former commanders set out to sensitize ›their boys‹, asking them to join the campaigning, it was only a minority who turned the offer down.« (Christensen/Utas 2008: 526) Nach den Motiven für ihren Eintritt in die *task forces* befragt, gaben die Angeworbenen durchweg an, den 2007er Wahlkampf als Chance zu sehen, ihre von Arbeitslosigkeit, Armut und sozioökonomischer Marginalisierung bestimmte Lage zu verbessern: »›The election is our last chance to benefit‹ was a common statement by remobilized combatants [...].« (Christensen/Utas 2008: 523) Im Gegenzug für ihre Dienste stellten die Präsidentschaftskandidaten den Angeworbenen in Aussicht, sie nach einem erfolgreichen Wahlkampf reich zu belohnen: mit hohen Geldbeträgen, sonstigen Geschenken (Autos, Häusern etc.) und mit festen Arbeitsplätzen im staatlichen Sicherheitssektor, die sie treuen Unterstützern nach der gewonnen Wahl verschaffen würden: »When deciding whether to join politicians' campaigns, it was the promise of jobs, further education and other long-term benefits that had the most powerful appeal.« (Christensen/Utas 2008: 528) Zudem erhielten hunderte registrierte *task force* Mitglieder zumindest für die Dauer des Wahlkampfs regelmäßig kleinere Geldbeträge; und in den *task force* Hauptquartieren, die um die SLPP- und APC-Parteibüros in Freetown aufgeschlagen wurden, konnten sie schlafen und es wurde täglich Verpflegung für sie bereitgestellt:

»Though these benefits varied significantly, depending on whether one was a senior commander or a junior member of the task force, most ex-combatants considered them significant. This was especially true for SLPP supporters, who generally received financial benefits on a much more regular basis than APC supporters. In the SLPP task force, all registered members (even the most junior ones) received 5,000-10,000 Leones per day (so called ›cigarette money‹), and received basic food when they arrived at the office for their shift. For SLPP supporters who didn't register as members of the party and therefore didn't receive any money, simply getting shelter for the night was a significant motive for going to the office. [...] *It was obvious that most mobilized combatants were much better-off than they had been before the campaigning started.*« (Christensen/Utas 2008: 527-528; Hervorhebung A.M.)

Keiner der Präsidentschaftskandidaten gab eine offizielle Erklärung dazu ab, aus welchen Gründen und zu welchen Zwecken diese aufwendig unterhaltenen *task forces* formiert worden waren. Oder noch anders formuliert: Obwohl sie in keiner Weise versteckt wurden und, im Gegenteil, zu Einschüchterungszwecken sogar möglichst sichtbar sein sollten, existierten die *task forces* offiziell gar nicht – oder nur insofern, als die Präsidentschaftskandidaten einander öffentlich entrüstet vorwarfen, Exkombattanten als »Schläger« (*thugs*) anzuwerben und so den friedlichen Ablauf der Wahlen zu gefährden (vgl. etwa ICG 2007: 6; Christensen/Utas 2008: 533). Auf die Frage, welchen Zwecken die *task forces* ihrer Meinung nach dienten, erklärten *task force* Mitglieder in Interviews und Gesprächen mit

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Christensen und Utas, dass Politiker den staatlichen Sicherheitskräften misstrauen würden und es vorzögen, zu ihrem Schutz eigene Sicherheitskräfte anzuheuern. Die Bereitstellung von Bodyguards für das politische Führungspersonal sei jedoch nur eine Funktion der *task forces*. Darüber hinaus, so wurde erklärt, bliebe Politikern gar nichts anderes übrig, als Exkombattanten anzuwerben – um sie auf ihre Seite zu bringen, sie unter eigener Kontrolle zu halten und ihre Rekrutierung in die *task forces* der politischen Konkurrenz zu verhindern. Würden die Präsidentschaftskandidaten sich nicht um ›eigene‹ Exkombattanten bemühen, müssten sie damit rechnen, jegliche Kontrolle über die Sicherheitssituation zu verlieren und von der politische Gegenseite hinsichtlich der Kapazitäten für so genannte *political violence* in den Schatten gestellt zu werden (vgl. Christensen/Utas 2008: 521-522). Während des 2007er Wahlkampfs wurde *political violence* in Form von versuchten Anschlägen auf Politiker der jeweiligen Gegenseite, in Form von Einschüchterungsaktionen gegen kritische Journalisten und gegen Wählerinnen und Wähler (etwa bei Wählerregistrierungen) sowie insbesondere in Form von gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen den verschiedenen *task forces* verübt (vgl. Christensen/Utas 2008: 532ff.; ICG 2007: 5-6; 2008: 4-5). Dazu, wie viele Personen im Zuge dieser *political violence* verletzt oder sogar getötet wurden, gibt es weder verlässliche Zahlen noch auch nur Schätzungen. In jedem Fall scheinen Gewalttaten nur sporadisch – vor allem in Zuge von Wahlkampfveranstaltungen – und überwiegend zwischen *task force* Mitgliedern verübt worden zu sein.

Aus einem liberalen Demokratieverständnis heraus mag *political violence* als wenig erfolgsversprechendes Wahlkampfinstrument erscheinen. Warum schließlich sollten Wählerinnen und Wähler für Kandidaten und Parteien stimmen, die sie bedrohen? Gewaltgestützte Wahlkampftaktiken korrespondieren aber mit einem speziellen Machtkalkül, das erst unter Bedingungen einer Nicht-Selbstverständlichkeit der Geltung demokratischer Regeln und eines stets infrage gestellten staatlichen Gewaltmonopols nachvollziehbar wird: ›Macht‹ ist dann in erster Linie eine Frage der glaubhaft zur Schau gestellten Fähigkeit, erwünschte Ergebnisse notfalls auch erzwingen zu können (vgl. Hoffman 2004: 222; Moran 2008: 104). Entsprechend ließe sich kalkulieren, dass Wählerinnen und Wähler es vorziehen müssten, für die Person beziehungsweise für die Partei zu stimmen, von der sie erwarten, dass sie sich die Kontrolle über staatliche Institutionen im Falle eine Wahlniederlage absehbar ohnehin mit Gewalt nehmen wird.[14] Zu-

14 | Stephen Ellis (1999) und Mary Moran (2008) spekulieren mit Blick auf die Wahl von Charles Taylor zum liberianischen Präsidenten im Jahr 1997, dass eben solche Entscheidungslogiken letztlich zu Taylors Wahlerfolg geführt haben: »What ordinary voters in Liberia have realized remains obscure to most voters in liberal democracies of the West; it is not the people's act of voting that actually confers power on an elected official. To contest an election, in the U.S. or Liberia, or anywhere else, requires that a candidate be powerful beforehand.« (Moran 2008: 104)

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

mindest sollte es Wählerinnen und Wählern sinnvoll erscheinen, zu Hause zu bleiben, statt wählen zu gehen, sollte ihre präferierte Person/Partei ihre Sicherheit schon während der Wahlen nicht garantieren können. Allerdings zeugt der knappe Wahlsieg des APC davon, dass die ›Kraftdemonstrationen‹ der Parteien im 2007er Wahlkampf wohl in keine Richtung deutlich wahlentscheidenden Eindruck gemacht haben. Auch hat die *political violence* des 2007er Wahlkampfs Sierra Leonerinnen und Sierra Leoner überwiegend nicht von den Wahlurnen fernhalten können. Insgesamt gaben 75 Prozent der registrierten Wählerinnen und Wähler ihre Stimme ab; registriert waren 91 Prozent der geschätzten Gesamtzahl der Wahlberechtigten (vgl. Kandeh 2008: 608, 618).

Obwohl die *task force* Hauptquartiere sich in Freetown befanden, blieben weder die sichtbare Präsenz der *task forces* noch die Ausübung von *political violence* im Verlauf des 2007er Wahlkampfes auf die Hauptstadt beschränkt (vgl. ICG 2007: 5; 2008: 4). Zum einen ließen sich die Präsidentschaftskandidaten und ihre Abgesandten auch auf Wahlkampfreisen in den Distrikten stets von ihren persönlichen Sicherheitskräften begleiten. Zum anderen wurden, wie meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner berichteten, auch vor Ort in Bo Town (und ebenso auch in anderen Städten) männliche Jugendliche und junge Männer »aus den *ghettos*« angeworben, die dann beauftragt wurden, »Wahlkampfmärsche« (*rallies*) abzuhalten, die mit gewaltsamen Auseinandersetzungen und Übergriffen einhergingen und in deren Zuge in Bo Town ein Brandanschlag auf das lokale SLPP-Büro verübt wurde (vgl. auch ICG 2008: 4). Schilderungen der Vorgehensweise, nach der sogenannte *thugs* – Schläger – angeworben wurden, fielen insgesamt nahezu identisch aus. Meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner beschrieben, dass Politiker »*diese* jungen Männer« mit der Aussicht auf schnelles Geld, Drogen und Alkohol in ihre Dienste lockten. Die folgende Darstellung aus dem Interview mit der Lehrerin Rose ist in etwa repräsentativ:

»*They just go and get these ghetto boys. And they in turn know that it is the time that the politicians will give them money, they will give them cocaine, they will give them marihuana. They give them hard drugs so that they will misbehave.* [...] *If we want to avoid violence, the political parties must be warned: Any violence from your own people will disqualify you for the elections. And then they will control their people. They are the ones giving them these drugs.*« (Interview, 11.03.2009)

Alle meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner erklärten zudem übereinstimmend, es sei damit zu rechnen, dass auch der nächste Wahlkampf im Vorfeld der Parlaments- und Präsidentschaftswahlen im November 2012 von *political violence* geprägt sein wird (ich gehe weiter unten kurz auf die 2012er Wahlen ein, die entgegen dieser Erwartungen insgesamt gewaltarm verlaufen sind, siehe 6.2.5). Diese Erwartungen sind einerseits kaum überraschend, da, wie ich in Kapitel 7 noch ausführlich darstellen werde, tatsächlich auch bereits die Wahlkämpfe der Vorkriegszeit von *political violence* geprägt waren (siehe unten 7.2.2

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und 7.2.3). Allerdings haben meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner diese Vorkriegs-*political violence* kaum je erwähnt. Auch wird *political violence* selbst angesichts ihrer langen Geschichte keinesfalls als normal oder gar als letztlich unbedenklich angesehen, im Gegenteil: Als Antwort auf meine Interviewfrage nach Problemen, die den Frieden in Sierra Leone gefährden, wurde in etwa gleichauf mit Arbeitslosigkeit einhellig der Machtkampf zwischen den Führungskräften der politischen Parteien und insbesondere die Anwerbung »*dieser* jungen Männer« für *political violence* genannt. Die Verrohtheit, die »*diesen* jungen Männern« zugeschrieben wird, wird zugleich als Gewaltressource angesehen, die zahlungskräftigen Machteliten nach Gutdünken zur Verfügung steht und die gegebenenfalls, wenn der Entschluss dazu gefasst würde, auch für noch größer angelegte Gewaltkampagnen genutzt werden könnte. Der Student Alex erklärte: »*Let me tell you something. If there are big men who are ready to sponsor fighting, it will happen. People are ready for that.*« (Interview, 20.04. 2009) Ibrahim, ein ehemaliger *car wash boy,* führte aus: »*The two parties, SLPP and APC … these are the two main parties in this country. If only they forget about power issues and come together in terms of development, there will be peace. But if not, I don't think that peace will continue.*« (Interview, 06.04.2009) Ähnlich äußerte sich auch Victor, ein *bike rider* und ehemaliger RUF-Kämpfer:

»*Well, for Sierra Leone now … the only future violence that I can think of is only by political means…through politics … SLPP and APC. Because the way politics are going on, it is igniting violence. You know … it is really bad … much confusion … the way things are going. And we don't know. It might erupt into more violence, maybe 2012.*« (Interview, 03.03.2009)

In der Zuweisung von Schuld und Verantwortung für *political violence* machten meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner in aller Regel keinen Unterschied zwischen den Parteien. Diejenigen, die eine klare Partei-Präferenz einräumten, fügten ihren Einschätzungen aber oft zumindest im Nachsatz hinzu, dass jeweils entweder der APC oder die SLPP in erster Linie für die Provokation politischer Machtkämpfe verantwortlich sei und die Anwerbung gewaltbereiter *thugs* erst initiiert habe. Die Parteipräferenzen verliefen dabei unter meinen Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partnern recht exakt entlang der etablierten ethno-regionalen Trennlinie zwischen dem Temne-dominierten Norden und Westen und dem Mende-dominierten Süden und Südosten (siehe oben 2.1.1); was die parteipolitischen Präferenzen angeht, wurde diese Trennlinie also in der ethnischen Vielfalt von Bo Town zumindest in etwa ›eingehalten‹. Die Schülerin Alice (Mende) erklärte beispielsweise:

»*We have problems with the political parties, with politics in general in this our country. And that is why I say that the peace in this country is not stable.* […] *Because the APC wants to rule the country forever … even though they are only now the government of the day.*« (30.03.2009)

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Die Kleinhändlerin Isatu (Temne) konstatierte hingegen:

»*Now that we have made peace, I think that we should make one word* [Einigkeit, Anm. A.M.]. *Let us make one word! But some just don't want to accept APC … that is why there is no peace right now. Not to say that there still is rebel war. But this politics business creates problems*.« (Interview, 08.04.2009)

6.1.5 *Political violence* im März 2009

Während meines Forschungsaufenthalts habe ich unmittelbar miterlebt, wie sich die zunächst sehr gefasst vorgetragenen und in erster Linie auf den 2012er Wahlkampf fokussierten Erwartungen von *political violence* im März 2009 in unmittelbar drängende Befürchtungen verwandelten. Diese Eskalation dauerte bis Anfang April an, als zumindest für den Moment wieder einigermaßen sicher schien, dass keine großangelegten Gewaltoffensiven bevorstanden.

Im Vorfeld lokaler Wahlen kam es Mitte März 2009 in der Kleinstadt Gendema (Pujehun Distrikt) zu gewaltsamen Zusammenstößen zwischen APC- und SLPP-*thugs*. Diese Zusammenstöße, von denen es hieß, sie seien von extra angereisten APC-Schlägertruppen initiiert worden, wurden in Bo Town von vielen als gezieltes Manöver gedeutet, mit dem die SLPP-Wählerschaft im Pujehun Distrikt – einer SLPP-Hochburg – eingeschüchtert und von der Stimmabgabe abgehalten werden sollte.[15] In Gendema flohen Einwohnerinnen und Einwohner aus Angst vor einer womöglich bevorstehenden Gewalteskalation aus der Stadt und versteckten sich im umliegenden Busch; in der nationalen und lokalen (in Bo Town) Radioberichterstattung über die Gewalt in Gendema wurden prompt Parallelen zu Flucht und Vertreibung unter Bedingungen kriegerischer Gewalt gezogen. Wenige Tage nach diesen Ereignissen wurde – mutmaßlich als SLPP-Racheaktion für Gendema – in Kenema ein Brandanschlag auf das Auto eines APC-Regierungsmitglieds verübt. Daraufhin kam es auch in Kenema zu gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen APC- und SLPP-*thugs*. Erneut einige Tage später kam es dann in Freetown zu Gewalttaten, die als schrecklicher Höhepunkt der *political violence* Welle empfunden wurden: Im Zuge eines Überfalls auf das SLPP-Hauptquartier, dem Straßenkämpfe vorausgegangen waren, wurden mehrere Frauen vergewaltigt, die sich in der Cafeteria des Gebäudes aufhielten.[16]

15 | Ein im Frühjahr 2012 teilweise veröffentlichter, von der Koroma-Regierung in Auftrag gegebener Ermittlungsbericht kommt hingegen zu dem Ergebnis, die Gewalt in Gendema sei vielmehr von SLPP-*thugs* initiiert worden, die einen Überfall auf wahlkämpfende APC-Politiker geplant hatten und dann von der drastischen Gegenwehr der APC-Sicherheitskräfte überrascht wurden (vgl. Blyden 2012a).

16 | Ein knapper Überblick über die *political violence* im März 2009 ist auch in einem 2009er Bericht des UN-Generalsekretärs zur Lage in Sierra Leone zu finden (vgl. UN Secretary General 2009: 1-2).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Anders als ›maßvoll‹ ausgeübte züchtigende Gewalt gegen Frauen und Mädchen (siehe oben 6.) werden überfallartige Vergewaltigungen außerhalb bestehender ehelicher Beziehungen oder *boyfriend-girlfriend*-Verhältnisse als schreckliche Verbrechen angesehen, die an *rebel*-Gewalt erinnern und mit *rebel*-Gewalt assoziiert werden. Als Anführer der Gruppe, die den Überfall auf das SLPP-Hauptquartier und mutmaßlich auch die Vergewaltigungen ausgeführt hat, gilt der ehemalige RUF-Kommandeur Leather Boot – ein hochrangiger Angehöriger der APC *task force* im 2007er Wahlkampf, der ebenso wie andere hochrangige *task force* Mitglieder nach der erfolgreichen Wahl mit finanziellen Zuwendungen und einem festen Posten in einer paramilitärischen Polizeieinheit, der *Close Protection Unit* des Präsidenten, belohnt worden war (vgl. Christensen/Utas 2008: 537-538; Krogstad 2012: 280). Leather Boot selbst, der auch nach den Vergewaltigungen in Freetown weiter als Präsident Koromas persönlicher Bodyguard in Erscheinung trat, bestreitet diese Anschuldigungen.[17]

In der nationalen und lokalen Medien- und dabei insbesondere in der Radioberichterstattung, die in Sierra Leone die mit Abstand meistgenutzte Nachrichtenquelle darstellt, überschlugen sich im März 2009 widersprüchliche Berichte über die unübersichtlichen Abläufe der *political violence* in Gendema, Kenema und Freetown sowie gegenseitige Anschuldigungen von SLPP- und APC-Politikern. Es zirkulierten Spekulationen über mindestens einen Toten in Gendema und über insgesamt ungewisse Verletztenzahlen sowie Erwartungen von noch mehr Gewalt, die sich jedoch nicht erfüllten. Stattdessen verabschiedeten die Parteispitzen von APC und SLPP auf Drängen und unter Aufsicht der aktuellen, nicht-militärischen UN-Mission in Sierra Leone am 2. April 2009 ein Communiqué, in dem sie *political violence* verurteilten – allerdings ohne dabei Verantwortung für die Gewalt in Gendema, Kenema und Freetown zu übernehmen:

»In essence, the joint communiqué calls for a cessation of all acts of political intolerance and violence; the recognition by the Government and the opposition of their respective roles and responsibilities [gemeint sind die Rollen und Verantwortlichkeiten, die von Regierung und Opposition in einem demokratischen Gemeinswesen idealerweise erfüllt werden sollen, Anm. A.M.]; and the establishment of independent mechanisms to investigate and review the incidents of political violence and the alleged acts of rape and sexual violence.« (UN Secretary General 2009: 2-3)

Obwohl Bo Town von der *political violence* Welle im März 2009 unmittelbar unberührt blieb, hatte sich bereits nach den ersten Berichten über die Ereignisse in

17 | Medienberichten zufolge scheint Präsident Koroma im Juni 2012 schließlich doch auf die Anschuldigungen reagiert und Leather Boot von seinem Posten in der *Close Protection Unit* entbunden zu haben. Auf die Nachfrage eines Reporters hin gab Leather Boot selbst allerdings an, keinesfalls entlassen worden zu sein (vgl. Awareness Times/ohne Autorenangabe 2012).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Gendema angespannte Besorgnis breitgemacht, die sich für mich merklich vor allem darin äußerte, dass ich plötzlich gar nicht mehr nach friedensgefährdenden Problemen fragen musste, sondern sogar ganz ungefragt mit ihnen konfrontiert wurde: Am Tag nach den ersten Berichten über die Ereignisse in Gendema empfing mich beispielsweise der Lehrer Mr. Saidu, mit dem ich für diesen Tag einen Interviewtermin ausgemacht hatte, völlig aufgelöst vor seinem Radio sitzend. Er hatte gerade die neusten Spekulationen über bevorstehende Gewalteskalationen gehört und rang sichtlich um Fassung. Im Interview erklärte Mr. Saidu dann nachdrücklich: »*We need an international intervention. You see? If the present conditions are to continue, the international body* [die ›internationale Gemeinschaft‹, Anm. AM] *has to come in or we will have another war. Look at what is happening in Pujehun!*« (Interview, 12.03.2009) In den folgenden Tagen und Wochen wurde ich noch mehrfach sogar von mir unbekannten Leuten, die mich für eine Journalistin hielten, auf der Straße angehalten und darum gebeten, die Nachricht zu verbreiten, dass die UN erneut Truppen nach Sierra Leone entsenden müssen; nur so könne ein neuer Krieg verhindert werden. Zudem kursierten Gerüchte über eine Remobilisierung der *Kamajors*, auf die ich weiter unten noch ausführlich eingehe (siehe 6.1.8).

6.1.6 In Kwelu: »*We don't see it, we just hear about it*.«

Anders als in Bo Town war in dem 200-Einwohner-Dorf Kwelu, das ich Ende März 2009 das erste Mal besucht habe, von angespannter Atmosphäre nichts zu spüren. Die Bewohnerinnen und Bewohner von Kwelu gaben übereinstimmend an, sich von der *political violence*, die sie in der Radioberichterstattung verfolgt hatten, nicht unmittelbar bedroht zu fühlen. In einem Gruppeninterview mit den Frauen von Kwelu, das ich bei meinem zweiten Besuch (Anfang April 2009) geführt habe, antworteten sie auf meine Frage nach ihren Ansichten über die *political violence* in Gendema, Kenema und Freetown: »*We don't see it, we just hear about it*.« (Gruppeninterview, 03.04.2009) Sie erklärten, dies bedeute nicht, dass sie sich keine Sorgen machen würden, schließlich hätten sie ja alle erlebt, was im schlimmsten Fall passieren kann. Eine Frau führte beispielsweise aus:

»*It is bothering us* [die *political violence* in Gendema, Kenema und Freetown, Anm. A.M.]! *Look at me. They killed my mother in this war. I have strong feelings about this. It is bothering me. Right now, if my mother was here she would help me with my children. But she is not alive. You see?*« (Gruppeninterview, 03.04.2009)

Aber sie gingen zugleich davon aus, dass es in Kwelu nicht zu *political violence* kommen wird. Sie berichteten, Abgesandte der politischen Parteien würden in Wahlkampfzeiten zwar auch bis nach Kwelu kommen, um sie für ihre jeweilige Seite zu gewinnen; anders als in den Städten könne es den Politikern jedoch in Kwelu nicht gelingen, die jungen Männer aufzuhetzen.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Im Gruppeninterview mit den Männern des Dorfes versicherte mir auch der *town chief*, niemand in Kwelu würde einen Nutzen darin sehen, sich zu einer Beteiligung an *political violence* hinreißen zu lassen. Man habe aus langer Erfahrung gelernt, dass Politiker sich nach erfolgreichen Wahlausgängen ohnehin nicht mehr an das erinnern, was sie den Menschen auf den Dörfern während ihres Wahlkampfs versprochen hatten. Insofern sei es sinnlos, sich von Politikern für ihre Zwecke einspannen zu lassen:

»*They come here and tell us to vote for them, but they don't give us benefits. Very soon they will begin to come again. After 2010, they will start to come here every day, day and night. We are near a central polling station.* […] *But we don't want to fight. You hurt your brother … for what? We never receive benefits. After the elections they don't remember us anymore.*« (Gruppeninterview, 04.04.2009)

Dennoch werden in Kwelu Vorkehrungen getroffen, um erst gar keine Gelegenheiten für von Politikern gestiftete Uneinigkeit aufkommen zu lassen. Ebenfalls im Gruppeninterview mit den Männern des Dorfes wurde mir dargelegt, dass die Dorfbewohnerinnen und Dorfbewohner jeweils schon vor den Wahlen in einer gemeinsamen Versammlung darüber abstimmen, welche Partei sie geschlossen für die beste halten und für welche Partei sie bei den Wahlen geschlossen stimmen werden. Obwohl letztlich nicht überprüfbar ist, ob alle Dorfbewohnerinnen und Dorfbewohner sich bei den ›echten‹ und geheimen Wahlen dann an das dörfliche Abstimmungsergebnis halten, herrscht in Kwelu somit genau genommen nicht (nur) Einigkeit, sondern (auch) ein institutionalisiertes Einigkeitsgebot. Der Dorfpolizist, ein vom *town chief* ernannter Ordnungshüter, erklärte:

»*Here we all make one word* [Einigkeit, Anm. A.M.]. *After the war was over we made peace and it is an everlasting peace. When you came here, we told you that we are all brothers. We all support one party. Everyone has to support this one party, because the majority has decided upon it. You understand?*« (Gruppeninterview, 04.04.2009)

Zu diesem Einigkeitsgebot passt auch, dass alle meine ›offiziellen‹ Interviewtermine, bei denen ich Fragen stellen und mein Aufnahmegerät laufen lassen wollte, in Kwelu als Gruppeninterviews angelegt werden mussten, zu denen idealerweise das ganze Dorf eigeladen werden sollte; dies nicht etwa, weil ich es so geplant hätte, sondern weil, wie der *town chief* insistierte, niemand ausgeschlossen werden sollte. Um die aus dieser Vorgabe resultierenden Großveranstaltungen zumindest ein Stück weit aufzubrechen, habe ich auf einen Vorschlag meines Freundes Mohammed hin, bei dessen Familie ich in Kwelu gewohnt habe, darum gebeten, die Gruppeninterviews zumindest in Frauen- und Männer-Interviews aufteilen zu dürfen – was der *town chief* ohne weitere Nachfragen oder Auflagen genehmigte. Geschlechtertrennung ist in alltäglichen Arbeiten und auch beispielsweise bei Feiern und Ritualen der geschlechtsspezifischen Geheimgesellschaften eine üb-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

liche Praxis, die nicht mit Ausgrenzung und Diskriminierung assoziiert wird. Hingegen wurden meine Bitten darum, außerdem ein separates Gruppeninterview mit den Exkombattanten des Dorfes führen zu dürfen, konsequent ignoriert.

Im Gruppeninterview betonten die Männer des Dorfes, die Einigkeit, die in Kwelu herrsche, sei in den Städten nicht realisierbar. Dort gebe es zu viele arbeitslose junge Männer, die bereit seien, sich für Gewalttaten anheuern zu lassen:

They don't want to be in the villages anymore. They rush to go to the big towns [...]. *And in the big towns there is no work for them. So politicians are able to use these boys. Bad people and thieves also use them. So fighting will be in the big towns.*« (Gruppeninterview 04.04.2009)

Erst nach dieser Beschreibung ›gefährlicher junger Männer‹ in den Städten fiel mir in aller Deutlichkeit auf, was ich zuvor nur diffus, ohne es letztlich auf den Punkt bringen zu können, registriert hatte: nämlich dass ich in Kwelu überhaupt keine als verroht angesehenen ›gefährlichen jungen Männer‹ ausmachen konnte. Die Bewohnerinnen und Bewohner von Kwelu sind vielmehr ausnahmslos fest in dörfliche/familiäre Reichtum-an-Menschen-Beziehungen und in die aus ihnen resultierenden Arbeitsverpflichtungen eingebunden, in denen nonkonformes Verhalten gar nicht erst geduldet wird.

Die bekannte Präsenz ehemaliger Kämpfer gibt in Kwelu angesichts dieser festen sozialen Kontrolle keinen Anlass zu Besorgnis. Mehrere Dorfbewohner, darunter auch der vom *town chief* ernannte Dorfpolizist, berichteten mir sogar voller Stolz, dass sie *Kamajors* seien (in dem Sinne, dass sie während des Krieges in die *society* initiiert worden sind) und Kwelu während des Krieges verteidigt haben (Gespräch, 28.03.2009). Darüber hinaus wurde mir mehrfach versichert, dass es in Kwelu auch RUF-Exkombattanten gebe. Sie zu identifizieren, ist mir jedoch nicht gelungen. Ich habe sowohl den *town chief* als auch den Dorfpolizisten und seine Frau (dies waren mein Ansprechpartner für ›offizielle‹ Anfragen in Kwelu) mehrfach darum gebeten, die Exkombattanten des Dorfes für mich zu einem Gruppeninterview zu versammeln – ohne Erfolg. Sie vertrösteten mich stets darauf, dass sie ein solches Interview jeweils zu meinem nächsten Besuchstermin organisieren würden, ohne dass es je dazu kam. Bei meinem dritten Besuch in Kwelu (Mitte April 2009) begann ich zu verstehen, dass sie tatsächlich gar nicht die Absicht hatten, mir eine solche, aus ihrer Sicht wohl hochgradig diskriminierende Veranstaltung zu ermöglichen. Daraufhin ließ ich das Thema fallen. Ein Gruppeninterview mit den Exkombattanten von Kwelu hätte kaum im Geheimen stattfinden können und hätte somit zwangsläufig dazu geführt, dass ihre Vergangenheiten der Dorfgemeinschaft öffentlich vorgeführt und in Erinnerung gerufen worden wären.

In Ngolu, einem deutlich größeren Dorf wenige Kilometer von Kwelu entfernt, in dem ich Mohammeds Bruder besuchte, der für mich außerdem einen Interviewtermin mit dem dortigen *town chief* ausgemacht hatte, war die in Kwelu so

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

hoch geschätzte Einigkeit hingegen nur ein nicht realisiertes Ideal: Zunächst erklärte zwar auch der dortige *town chief*, dass die Bewohnerinnen und Bewohner von Ngolu nichts mit »politischen Problemen« zu tun hätten und auch nichts mit ihnen zu tun haben wollen würden: »*When you look at us, we don't think about any political problems anymore. We only think about our farming and our mining* [Diamantenschürfen, Anm. A.M.].« (Interview, 24.04.2009) Er räumte dann jedoch ein, dass es in Ngolu während des 2007er Wahlkampfs nichtsdestotrotz nicht gelungen war, Uneinigkeit zu vermeiden:

»*In this town, we have members of all the different political parties. We have SLPP, APC, PMDC. There was real talk of war during the times for politics.* [...] *There was no real fighting, but malice was going on. If your neighbour did not support your own party, you were not able to talk to each other. But we pray to God that such conditions will not continue. Seriously. We pray to God for that.*« (Interview, 24.04.2009)

Ebenfalls anders als Kwelu liegt Ngolu mit seinen etwa 1000 ständigen Einwohnerinnen und Einwohnern (dies ist eine Schätzung von Mohammeds Bruder) inmitten eines vergleichsweise kleinen Diamantenabbaugebiets am Sewa-Fluss, in dem, wie der *town chief* berichtete, ein ständiges Kommen und Gehen von Diamantenschürfern herrscht: »*This is a diamond area, people come and go. Even from the cities ... if you give them money they will come and work.*« (Interview, 24.04.2009) Es ist leicht vorstellbar, dass fremde Diamantenschürfer, über deren Vergangenheiten nichts Näheres bekannt ist und die nicht in dorfgemeinschaftliche Reichtum-an-Menschen-Beziehungen integriert sind, in ›Diamantendörfern‹ wie Ngolu als ›gefährliche junge Männer‹ angesehen werden. Da ich Ngolu nur einmal besucht und dann nur wenige Stunden dort verbracht habe, kann ich darüber aber selbst nur mit Blick auf Ngolu lediglich spekulieren.

6.1.7 Diebe, *armed robbers*, Schutzmaßnahmen und Wachsamkeit

Obwohl in Kwelu innerhalb der kleinen und engen Dorfgemeinschaft voneinander keine Gewaltbereitschaften erwartet werden, werden in Kwelu nichtsdestotrotz Schutzmaßnahmen getroffen. Diese sind auf Bedrohungen ausgerichtet, die von außerhalb der Dorfgemeinschaft erwartet werden – und zwar insbesondere von Dieben (*tiefman den*) und von sogenannten *armed robbers*; unter letzteren werden *rebel*-ähnliche Kriminelle verstanden, von denen es heißt, dass sie *rebel*-ähnliche bewaffnete Überfälle begehen. Um von vornherein zu verhindern, dass solche gefährliche Personen sich Zugang zum Dorf verschaffen, müssen durchreisende Fremde und Besucher, die nach Kwelu kommen, sofort nach ihrer Ankunft beim *town chief* vorstellig werden, den Grund ihres Besuchs angeben und abwarten, ob ihnen eine Aufenthaltserlaubnis erteilt wird – selbst wenn es dabei nur um eine einzige Übernachtung gehen sollte. Die Männer von Kwelu erklärten im Gruppeninterview:

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

»*There are so many problems, we hear about them on the radio. But we here, we secure ourselves. We don't allow strangers to sleep here. If you are tired and you want to sleep here, you have to register with the chief first. That is how we avoid problems. So if there is going to be new fighting at all, it will be in the big towns.*« (Gruppeninterview, 04.04.2009)

Auch der Händler Mr. Kandeh, der selbst in einem Dorf nahe Bo Town aufgewachsen war und als Händler über jahrelange Reiserfahrung verfügte, berichtete mir von diesen dörflichen Schutzmaßnahmen. Er erklärte, es handle sich bei ihnen um die praktische Umsetzung von Lehren, die aus Kriegserfahrungen gezogen worden seien. Er spezifizierte dies zwar nicht näher, meinte aber vermutlich in erster Linie Erfahrungen mit Spionage- und Infiltrationstaktiken, die während des Krieges von Kommandoeinheiten eingesetzt worden waren, um Überfallziele auszuspähen und Überfälle vorzubereiten (siehe oben 5.2.1):

»*The war first came to the villages and then it moved from the villages until it reached Freetown. That is how it was. But we expect that such things will never again happen in the villages, because all the people who have gone back to their villages now protect their villages. They have become aware. For one, every person that enters the village, every stranger, has to report to the chief. Before the war they never did such things. It was free. You understand? But now that they have come back they have put some modalities in place. They watch the villages now.* [...] *When you arrive in the village they will ask you if the chief knows about you. Then you say ›No‹ and then they will tell you ›Go report to the chief.‹ When you report to the chief, the chief will question you. When everything is clarified he will present you: ›I received a visitor yesterday, he came in the night. But now you all see the visitor.‹ And then they will ask you: ›What is your mission? What is your purpose to come here.‹ Then you say: ›I came to this or that person.‹ And they will ask you: ›Who is this person to you, what did you come for?‹ They try to investigate to understand what you came for. And then they will let you go, but they will watch you. If you do anything, they will arrest you and take you to a big town, where there is police.*« (Interview, 29.04.2009)

Sowohl Mr. Kandeh als auch der BPRM-Sekretär James, der in einem Dorf im Pujehun Distrikt aufgewachsen war, erklärten auf meine Nachfragen hin, dass es in der Vorkriegszeit auf den Dörfern hingegen noch selbstverständlich gewesen sei, durchreisenden Fremden einen Schlafplatz und eine Mahlzeit zu gewähren. Nur wer sich dauerhaft in einem Dorf niederlassen wollte, musste auch bereits in der Vorkriegszeit eine ausführliche Befragung über sich ergehen lassen, gegebenenfalls Leumundszeugen vorweisen und wurde dann unter die Aufsicht eines angesehenen Dorfbewohners gestellt.[18] Die Nachkriegsneuerung besteht demnach

18 | Mariane Ferme beschreibt dieses Prozedere an einem ›Einbürgerungsfall‹ in Kpuawala, einem Dorf im Bo Distrikt, in dem sie in den späten 1980er Jahren geforscht hat: »A young man named Ibrahim had come to Kpuawala to visit a friend, and later he decided to stay. When he made this decision, he had to be introduced formally to the town elders

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

also darin, dass diese Vorsichtsmaßnahmen nun auch für durcheisende Fremde und kurzzeitige Besucher angewandt werden.

Mr. Kandeh äußerte zudem die Meinung, es sei durchaus eine Überlegung wert, ob sich nicht auch in den Städten ein ähnliches Arrangement einführen ließe: *»We call our capital city Freetown. But this does not mean that we just have to let everything go on freely, no!«* (Interview, 29.04.2009) Auch der ehemalige RUF-Kämpfer/*Kamajor* Vandy (siehe oben 6.1.1) formulierte im Gruppeninterview mit seinen Arbeitskollegen denselben Vorschlag, den seine Kollegen jedoch nicht für realisierbar hielten. Es ist in der Tat schwer vorstellbar, wie in der relativen Anonymität größerer Städte überhaupt ein Überblick über neu zugereiste Fremde behalten werden könnte. Diese Schwierigkeit dürfte sogar schon in größeren ›Diamanten-Dörfern‹ wie Ngolu gegeben sein, deren Einwohnerinnen und Einwohner an Fremde gewöhnt sind und neu zugereiste Fremde nicht unbedingt als solche erkennen. Ich habe den *town chief* von Ngolu leider nicht danach gefragt, aber ich halte es für sehr wahrscheinlich, dass ihm nicht stets eine aktuelle Aufstellung neu eingetroffener Diamantenschürfer zur Verfügung steht.

Aber obwohl systematische Überprüfungen von und Zugangsbeschränkungen für Fremde nicht dazugehören, werden auch in Bo Town gemeinschaftlich organisierte Schutzmaßnahmen getroffen, etwa in Form von Nachbarschaftswachen, die mehr oder weniger regelmäßig patrouillieren. Zugleich ist die Vorstellung weit verbreitet, dass es eigentlich Aufgabe des Staates ist oder zumindest sein sollte, Sicherheit für seine Bürgerinnen und Bürger herzustellen. Ich wurde oft gefragt, ob nicht genau dies »in Europa« oder »in Amerika« ganz selbstverständlich der Fall sei. Eine verlässliche und vertrauenswürdige Polizei, die Kriminelle durch ihre Präsenz abschreckt, die im Notfall zur Hilfe gerufen werden kann und die dann schnell vor Ort ist, ist der Maßstab, an dem gemessen meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner ihre eigene Situation beurteilten; und das, obwohl dieser Maßstab in Sierra Leone eigentlich nur aus offiziellen politischen Zielverlautbarungen, aus westlichen Filmen und aus Erzählungen von im Ausland lebenden Sierra Leonerinnen und Sierra Leonern bekannt sein kann. In Sierra Leone hatte sich die Präsenz staatlicher Polizeikräfte auch schon in der Vorkriegszeit auf die Innenstadtgebiete der Hauptstadt und der größeren Distriktstädte beschränkt; ganz abgesehen davon, dass die Polizei unter dem APC-Einparteienregime als regimeeigenes Repressionsinstrument eingesetzt worden war (vgl. etwa Gberie 2005: 29; Krogstad 2012: 274). Während des Krieges wurden die meisten Polizeistationen dann zerstört, Ausrüstungsgegenstände und Fahrzeuge wurden gestohlen und die Polizei stellte ihren Dienst vielerorts ganz ein

---

and gain permission to settle. In the town meeting at which this event took place, Ibrahim was first asked whether he was running away from something, such as economic troubles or criminal infractions, to which he answered no. Then Ibrahim's host gave a brief account of the place and family of his guest's origin and of the history of their friendship.« (Ferme 2001: 104-105)

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

(vgl. Baker 2005: 375; Albrecht/Jackson 2009: 35). Peacebuilding-Bemühungen um den Wiederaufbau und die Reform des kaum mehr existenten staatlichen Sicherheitssektors standen somit allein schon vor immensen logistischen Herausforderungen; den mehreren tausend Polizeiangestellten, die es zum Kriegsende zumindest auf dem Papier noch gab, standen im ganzen Land nur zwölf Fahrzeuge und nahezu keine Uniformen zur Verfügung (Albrecht/Jackson 2009: 34).

Allen Wiederaufbau- und Reformbemühungen zum Trotz ist im Nachkriegskontext auch weiterhin nicht damit zu rechnen – und es wird meiner Erfahrung nach auch nicht damit gerechnet –, dass staatliche Polizeikräfte effektiven Schutz vor Kriminellen bieten oder im Notfall überhaupt zur Hilfe kommen können. Außerhalb der Innenstadtgebiete der Hauptstadt und der größeren Distriktstädte gibt es auch im Nachkriegskontext meist gar keine staatliche Polizei (*government police*), sondern allenfalls eine *community police*, die von lokalen *chiefs* ernannt wird und unbezahlt ihren Dienst tut (vgl. Baker 2005: 380-381; 2006: 44). In der Innenstadt von Bo Town ist die *Sierra Leone Police* (SLP), so der offizielle Titel der *government police*, zwar zumindest tagsüber sichtbar. Aber schon jenseits der wenigen Straßenzüge, die die Innenstadt ausmachen, endet ihre Präsenz. Und auch für den Fall, dass ein Notruf von weiter außerhalb die Polizeistation tatsächlich erreichen sollte (es gibt keine offizielle Notrufnummer, aber Polizisten könnten von ihren Nachbarn und Bekannten auf ihren privaten Handys angerufen werden; Mobiltelefone sind weit verbreitet), stehen einem schnellen Eintreffen am Gefahrenort noch weitere Hindernisse im Weg. In Bo Town war allgemein bekannt, dass Polizeifahrzeuge, die eigentlich stets für Noteinsätze bereitstehen sollten, häufig gar nicht erst aufgetankt wurden, weil das für die Tankfüllungen bestimmte Geld in den Taschen der zuständigen Polizistinnen und Polizisten verschwand. Dies, so wurde mir häufig erklärt, sei zwar schädlich und verwerflich, aber keinesfalls unverständlich; angesichts geringer Löhne, die oft nur unregelmäßig ausgezahlt werden, seien Polizistinnen und Polizisten nun einmal auf Nebenverdienste angewiesen. Von solchen Geldnöten ein gutes Stück weit ausgenommen sind lediglich hohe Beamte und hochrangige Angehörige der spezialisierten paramilitärischen Polizeieinheiten, die zusammengenommen die sogenannte *Operational Support Division* (OSD) ausmachen; zur OSD gehört unter anderem auch die *Close Protection Unit* des Präsidenten, in die nach dem 2007er Wahlkampf Veteranen der APC *task force* rekrutiert worden sind (siehe oben 6.1.5). Anknüpfend an Strukturen aus der Zeit des APC-Einparteienregimes (und sogar auch mit einigen personellen Kontinuitäten aus dieser Zeit, vgl. Krogstad 2012: 280) wurden diese paramilitärischen Polizeieinheiten in der Nachkriegszeit im Zuge geberfinanzierter Sicherheitssektorreformen neu eingerichtet und ausgebildet, und ihre Angehörigen sind, anders als die Polizistinnen und Polizisten der ›einfachen‹ *government police*/SLP, schwer bewaffnet (›einfache‹ SLP-Polizistinnen und -Polizisten sind generell unbewaffnet, vgl. Baker 2006: 34). Im Nachkriegskontext soll die OSD, so die Peacebuilding-Idee hinter ihrer Neueinrichtung, den ›starken Arm‹ des staatlichen Gewaltmonopols ausmachen und

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

eingesetzt werden, um nichtstaatliche Gewalt abzuschrecken oder gegebenenfalls auch gewaltsam zu unterbinden (vgl. Krogstad 2012: 277-278). Die paramilitärischen Einheiten werden etwa für den Personenschutz hochrangiger Politiker und zur Kontrolle von Menschenansammlungen (Crowd Control), etwa bei Demonstrationen oder Wahlkampfveranstaltungen, eingesetzt (vgl. Albrecht/Jackson 2009: 90). Ich komme auf sie weiter unten, mit Blick auf den 2012er Wahlkampf, noch einmal kurz zurück (siehe 6.2.5).

Angesichts der Geldnöte ›einfacher‹ Polizistinnen und Polizisten erklärten meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner einhellig, es sei ratsam, nicht nur nicht auf ihre Schutz- und Hilfsdienste zu zählen, sondern ihnen nach Möglichkeit sogar gezielt aus dem Weg zu gehen, um nicht Gefahr zu laufen, verhaftet und mit fadenscheinigen ›Bußgeldern‹ belegt zu werden. Einmal habe ich sogar mitangesehen, wie Polizisten weggejagt wurden, als sie in eine sich anbahnende Messerstecherei eingreifen wollten, die sich direkt vor der Veranda meiner Freundin Adama abspielte, auf der sie in ihrem improvisierten Friseurgeschäft gerade eine Kundin betreute und sich dabei mit mir unterhielt. Anstelle der verjagten Polizisten wurde dann Sheriff herbeigeholt, ein ehemaliger RUF-Kämpfer, dessen Vergangenheit in Adamas und Sheriffs Nachbarschaft (Sheriff wohnte in derselben Straße einige Häuser weiter) ein offenes Geheimnis darstellte. Sheriff wurde von seinen Nachbarinnen und Nachbarn aber trotz und teilweise sogar gerade wegen seiner bekannten Kämpfervergangenheit geschätzt. Er stand in dem Ruf, sich unter Kontrolle zu haben, aber gegebenenfalls hart durchgreifen zu können. Eben deshalb wurde er auch für fähig gehalten, die Messerstecherei schnell und effektiv zu beenden.[19] Dies gelang ihm im Handumdrehen und sogar ohne Gewalteinsatz; die Streitenden schienen gehörigen Respekt vor Sheriff zu haben. Auf meine Nachfragen hin erläuterte Adama, es sei eine sehr gute Entscheidung gewesen, Sheriff herbeizurufen. Die Polizisten hätten ja doch nur ihren eigenen Profit im Sinn. Hätte man sie gewähren lassen, hätten sie die Streitenden festgenommen, dubiose Bußgelder verhängt und sie so lange eingesperrt, bis ihre Familien sich bereit erklärt hätten, für sie zu zahlen – statt die Messerstecherei einfach nur zu beenden. Die umstehenden Nachbarn, von denen die Polizei verjagt und Sheriff herbeigeholt worden war, hätten den

19 | Auch der Sicherheitsforscher Bruce Baker beschreibt auf Basis von Interviews, die er 2005 in der Stadt Makeni geführt hat, dass als gefährlich geltende junge Männer »ironischerweise« zuweilen zugleich als fähige Sicherheitsbereitsteller angesehen werden und diese Rolle gerne ausfüllen: »In the absence of the Sierra Leone Police (SLP) and sometimes with the failure of the customary structures (courts and chiefdom police) to re-establish themselves after the war, there emerged in Sierra Leone a clear security gap. Ironically, given their demonisation as violent combatants and idle unemployed civilians, it is the youth that frequently fill it. The more violent certainly perpetuate mob justice, however, in villages and poor townships many young people perceive themselves as ›guardians of security‹ (Interviews, Makeni, 20 February 2005).« (Baker 2008: 559)

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Streitenden diesen Ärger ersparen wollen (Gespräch mit Adama, 09.04.2009). Bei den Streitenden handelte es sich um zwei Männer aus der Nachbarschaft, die Adama zufolge mit der Scham über ihr unkontrolliertes Verhalten genug bestraft sein würden. Es ging bei ihrem Streit um eine junge Frau, die beide Männer für sich gewinnen wollten.

Über Streitschlichtungen hinaus, die nach Möglichkeit nachbarschaftlich und ohne Involvierung der Polizei bewältigt werden sollen, sind gemeinschaftlich organisierte Schutzmaßnahmen auch in Bo Town auf die Abwehr von Dieben und *armed robbers* ausgerichtet; insbesondere wenn befürchtet wird, dass *armed robbers* in der Gegend ihr Unwesen treiben, patrouillieren nachts Nachbarschaftswachen. Solche Befürchtungen werden meist über die lokale Radioberichterstattung oder über Mundpropaganda verbreitet. Letztere wird dadurch beschleunigt, dass gebrauchte Mobiltelefone, die auf lokalen Märkten oder von fahrenden Händlern sehr günstig erworben und nahezu überall mit Guthaben aufgeladen werden können, mittlerweile in ganz Sierra Leone (auch auf den Dörfern) verbreitet sind. Die dem *paramount chief* untergeordneten und als seine Berater fungierenden *section chiefs* des Kakua Chiefdom, auf dessen Gebiet der größte Teil von Bo Town liegt, erklärten mir hierzu im Gruppeninterview:

»*What really helped this country are mobile phones.* [...] *If there had been mobile phones, the war would have ended quickly. Like ... if the rebels decided to come to the town today people would be calling us, telling us that the rebels are coming. And then we would be able to prepare ourselves.*« (Gruppeninterview, 25.02.2009)

Nachbarschaftswachen, die Diebe und *armed robbers* abwehren und nach Möglichkeit festnehmen sollen, werden von der *government police*/SLP geduldet – wobei sie ohnehin nicht über die Kapazitäten verfügen würde, um die Organisation von Nachbarschaftswachen zu unterbinden (vgl. auch Baker 2008: 560). Offiziell soll aber zumindest keine Selbstjustiz vonseiten der Nachbarschaftswachen geduldet werden. Stattdessen ist es offizielles Gebot, dass Nachbarschaftswachen Verdächtige oder auf frischer Tat Erwischte unbeschadet an die Polizei zu übergeben haben. Wie mir der Dorfpolizist in Kwelu erklärte, gilt diese Regelung auch für von *town chiefs* ernannte Dorfpolizisten. Andererseits wurde mir sowohl in Kwelu (unter anderem von der Frau des Dorfpolizisten) als auch in Bo Town oft ganz unverhohlen berichtet, dass gefangengenommene Diebe (ich habe von keinem Fall gehört, in dem Nachbarschaftswachen eine Gruppe von *armed robbers* gestellt hätten) vor ihrer Überstellung in aller Regel zur Abschreckung verprügelt werden; und dass es durchaus vorkommt, dass sie diese Prügel nicht überleben.

Diebe, deren Diebstähle die Armut der Bestohlenen noch verschärfen, werden heftig verabscheut und geradezu auf den Tod gehasst. Noch dazu wird das ›Beseitigen‹ oder zumindest Abschrecken von Dieben als wichtige soziale Vorsorgemaßnahme verstanden, wobei anscheinend an Erfahrungen und Interpretationen kriegerischer Gewalt angeknüpft wird. Demnach ist es notwendig,

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

gefährliche Potentiale von vornherein unter Kontrolle zu halten und dafür zu sorgen, dass aus Dieben nicht noch ›Schlimmeres‹ wird. Diebe, *armed robbers* und *rebels* sind demnach eng verwandte Übel. Diese Vorstellung lässt sich beispielhaft an den Ausführungen einer Nachbarin von Adama verdeutlichen, die mich bei einem auf Adamas Veranda geführten abendlichen Telefongespräch mit meinen um mich besorgten Eltern beobachtetet hatte. Unterstützt durch Erläuterungen von Adama, die mit meinem telefonischen Beruhigungsprozedere bereits vertraut war, hatte die Nachbarin aus meiner beschwichtigenden Mimik und Gestik (die ich auch beim Telefonieren offenbar nicht abstelle) exakt richtig auf den Inhalt des Gesprächs geschlossen. Sie bat mich, meinen besorgten Eltern bei unserem nächsten Telefonat von ihr auszurichten, dass sie sich nicht um mich sorgen müssen. In Sierra Leone sei nun alles unter Kontrolle. Man habe aus dem Krieg gelernt. Die *rebels* seien nur Diebe gewesen und man wisse jetzt, wie mit Dieben umgegangen werden muss: »*We beat them*.« (Gespräch, 01.04.2009)

Während Taschendiebstähle und auch Einbrüche gemessen an der Zahl der konkreten Fälle, von denen ich allein in meinem engeren Umfeld in Bo Town gehört habe, ohne Frage häufig vorkamen, schienen bewaffnete Raubüberfälle eine Rarität darzustellen – obwohl über sie im Abstrakten nichtsdestotrotz gesprochen wurde, als würde es sich bei ihnen um alltägliche Vorkommnisse handeln (vgl. auch Baker 2005: 374).[20] Während meines Forschungsaufenthaltes habe ich konkret nur von einem bewaffneten Raubüberfall in Bo Town gehört, bei dem ein Diamantenhändler zusammengeschlagen, mit Schusswaffen bedroht und ausgeraubt wurde; über diesen Überfall wurde dann sogar in einer Freetowner Tageszeitung berichtet (vgl. Kawa 2009). Allerdings kursierten häufig Gerüchte und Befürchtungen, um nur ein Beispiel zu nennen: Im Frühjahr 2009 kursierten in Bo Town unter den *bike riders* Gerüchte, denen zufolge in den letzten Monaten entlang des Bo-Kenema Highway zahlreiche (!) nächtliche Überfälle auf *bike riders* verübt worden waren. Aber obwohl über diese Überfälle gesprochen wurde, als ob sie geradezu alltäglich vorkommen würden, schienen *bike riders* sich letztlich stets auf denselben Fall zu beziehen, der bereits einige Monate zurück lag und bei dem die mit Messerstichen übersäte Leiche des überfallenen und seines Motorrads beraubten *bike rider* bei Tagesanbruch am Straßenrand gefunden worden war.

Ich vermute, dass solche Gerüchte sich am treffendsten als Bestandteile einer alltäglichen Wachsamkeit verstehen lassen, die ein ganz eigenes ›Sicherheitsgefühl‹ vermittelt: nämlich das Gefühl, auf Gefahren in jedem Fall vorbereitet zu sein und sie gegebenenfalls rechtzeitig erkennen und abwenden zu können. Die

20 | Die offiziellen Kriminalitätsstatistiken, die von der SLP jährlich erstellt werden, sind zumindest in den letzten Jahren nicht veröffentlicht worden (vgl. Chikwanha 2008: 2). Bruce Baker zufolge, der für das Jahr 2004 Zugang zu SLP-Statistiken hatte, wurden im Jahr 2004 in ganz Sierra Leone 91 bewaffnete Raubüberfälle offiziell registriert (vgl. Baker 2005: 374).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Lehrerein Asanatu, die mir im Interview außerdem erklärte, kein geistig gesunder Mensch in Sierra Leone würde sich auf die Polizei verlassen, brachte die Notwendigkeit individueller Wachsamkeit auf die Formel: »*Everyday we have to provide security for ourselves.*« (Interview, 25.03.2009) Diese Wachsamkeit wird gerade im Umgang mit ›gefährlichen jungen Männern‹ unmittelbar ›aktiviert‹, insoweit sich ein Umgang mit ihnen nicht von vornherein vermeiden lässt. Wie ich unten noch ausführlich schildern werde, ist solche ›Unvermeidbarkeit‹ insbesondere im Hinblick auf *bike riders* gegeben, die jeden Tag auf den Straßen präsent sind und deren praktische und günstige Taxidienste – trotz der ›Gefährlichkeit‹ der *bike riders* – in Anspruch genommen werden (siehe unten 6.2.1).

6.1.8 *Kamajors* und ›gefährliche junge Männer‹

Obwohl meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner keine Zweifel an ihrem nicht vorhandenen Vertrauen in die staatlichen Polizeikräfte und an der daraus resultierenden Notwendigkeit individueller Wachsamkeit und gemeinschaftlich organisierter Schutzmaßnahmen ließen, wurden Gerüchte über eine Remobilisierung der *Kamajors*, die in Bo Town im März 2009 infolge der *political violence* in Gendema, Kenema und Freetown kurzzeitig aufkamen, ganz und gar nicht erleichtert aufgenommen. Vielmehr trugen die Gerüchte sogar noch zur allgemeinen Beunruhigung bei – und zwar auch unter Mende-Leuten, als deren Selbstverteidigungsmiliz die *Kamajors* unter Bedingungen kriegerischer Gewalt ursprünglich formiert worden waren (siehe oben 5.1.5). Am Tag nach den ersten Nachrichten über die Gewalt in Gendema äußerte der Lehrer Mr. Saidu (Mende) die Befürchtung, dass selbst eine erklärtermaßen auf Schutzzwecke ausgerichtete Rückkehr der *Kamajors* in jedem Fall zulasten der Zivilbevölkerung gehen würde:

Anne: »*Yesterday somebody told me that the Kamajors are ready to defend Bo, if something should happen here.*«
Mr. Saidu: »*Of course, yes! And actually if nothing else is going to be done soon, something like that will happen.*«
Anne: »*And do you think they are able to provide security?*«
Mr. Saidu: »*The Kamajors?*«
Anne: »*Yes.*«
Mr. Saidu »*Well, that would be to the detriment of us civilians.*« (Interview, 12.03.2009)

Der Schreibwarenhändler Mr. Vamboi (ebenfalls Mende) erklärte, dass *Kamajors* im Falle ihres Eingreifens in *political violence* wohl ebenfalls im Auftrag von Politikern handeln würden – also letztlich nicht anders als andere angeheuerte *thugs* auch:

»*There is a point at which the Kamajors will most likely fight against other Kamajors, depending on which side they are fighting for. It happened during the last elections. Some*

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kamajors went to the SLPP, others went to the PMDC [gemeint sind die Partei *task forces*, Anm. A.M.].« (Interview, 12.03.2009)

Insgesamt schienen meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner ganz überwiegend davon auszugehen, dass ein Eingreifen der *Kamajors* im Ergebnis nichts mit Schutz zu tun haben würde. Hierzu passt, dass ehemalige *Kamajor*/CDF-Kämpfer keinesfalls pauschal als ehemalige Beschützer angesehen werden – im Gegenteil, die Verrohtheitsannahme gilt auch für sie. Der Händler Mr. Kandeh (Mende) erklärte beispielsweise:

»*Even the Kamajors did bad things. They said they were fighting for the people but they killed people. They killed people! They said they were fighting for the people, but they took sides. And the side that they took was their own. They took peoples properties. And that is why they killed a lot in this town. Me, I can testify for this, I will appear anywhere and talk about this and most people will confirm that I am talking the truth. The Kamajors were doing bad. They killed. They arrest you and you are not a rebel, but still they kill you.*« (Interview 29.04.2009)

Einzelne *Kamajor*/CDF-Größen, allen voran Hinga Norman, aber auch ›einfache‹ *Kamajors*, die in einem Umfeld leben, in dem sie für erbrachte Schutz- und Verteidigungsdienste bekannt sind, werden allerdings durchaus aus generalisierten Verrohtheitszuschreibungen ausgenommen. Dies wurde insbesondere in Kwelu deutlich, wo mehrere Dorfbewohner (unter ihnen der geachtete Dorfpolizist) mir offen und stolz von ihren *Kamajor*-Vergangenheiten berichteten. Ein Beispiel unter meinen Bekannten in Bo Town war Mr. Sanoh, ein etwa 50-jähriger und stadtbekannter ehemaliger *Kamajor*/CDF-Kommandeur, der als Peace Monitor für die lokale NGO BPRM tätig war (siehe oben 2.3.2) und der von vielen mit großem Respekt behandelt wurde. Selbst Adama, die erst nach Kriegsende nach Bo Town gezogen war, hatte von ihm gehört und zeigte sich beeindruckt, dass ich mit einem so angesehenen Mann bekannt war. In seiner Eigenschaft als Peace Monitor hatte Mr. Sanoh ein Auge auf die lokale ›Exkombattanten-Szene‹ (insbesondere auf die Jugendlichen in *chairman* Mahmuds *car wash*, siehe unten 6.2.2) und traf sich regelmäßig mit ehrenamtlichen Kollegen im BPRM Büro, um die Lage in Bo Town zu besprechen.

Gerüchte über eine Remobilisierung der *Kamajors* hatten bereits während des 2007er Wahlkampfs kursiert (vgl. ICG 2008: 4). Abgesehen davon, dass Charles Margai, der Gründer und Präsidentschaftskandidat der PMDC, ehemalige *Kamajor*/CDF-Kommandeure in seine *task force* rekrutierte (siehe oben 6.1.4), blieb es im 2007er Wahlkampf jedoch bei Gerüchten; und auch im März 2009 blieb die Rückkehr der *Kamajors* aus. Allerdings wurden in Bo Town in der Tat Versammlungen einberufen, bei denen *Kamajors* sich untereinander über Schutzmaßnahmen berieten, die angesichts der Gefahr einer räumlichen Ausweitung und Eskalation von *political violence* möglicherweise notwendig werden würden. Bei

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

diesen Schutzmaßnahmen sollte es sich letztlich schlicht um Nachbarschaftswachen handeln, die von geachteten und kampferprobten *Kamajors* angeführt werden sollten. Vermutlich waren diejenigen, die an diesen Treffen teilnahmen, in erster Linie ältere und angesehene ehemalige Kommandeure wie Mr. Sanoh. Dieser wollte sich auf Nachfrage zwar nicht näher zu den Versammlungen äußern, erklärte aber, dass die *Kamajors* selbstverständlich für Schutzdienste bereit stehen würden, wenn sie gebraucht werden sollten.

Überhaupt von diesen Versammlungen erfahren habe ich von Joe, einem etwa 40-jährigen arbeitslosen IT-Fachmann und Bekannten von Mr. Sanoh, den ich im Zuge seiner Jobsuche im BPRM-Büro kennenlernte und der als ehemaliger *Kamajor*/CDF-Logistiker (eigenen Darstellungen zufolge war er vor allem an der Vorbereitung von Einsätzen in und um Freetown Ende der 1990er Jahre beteiligt gewesen, siehe oben 5.1.8) auch selbst an den Versammlungen teilgenommen hatte. Joe stand zudem in engem Kontakt zu ehemals einflussreichen *Kamajor*-Größen. Mit dreien von ihnen – mit zwei Initiatoren (einer von ihnen war ein entfernter Verwandter von Joe) und mit einem berüchtigten ehemaligen Oberkommandeur, der zeitweise mehrere tausend *Kamajors*/CDF unter seinem Kommando gehabt haben soll (im Interview mit ihm war von 7000 Männern die Rede) – vereinbarte Joe für mich Interviewtermine, bei denen er mich zudem als Dolmetscher begleitete. Die Interviews wurden auf Mende geführt. Dabei hatte ich allerdings den Eindruck, dass wenigstens einer der beiden Initiatoren und der ehemalige Oberkommandeur sehr gut Krio verstanden und mir ohne Probleme auf Krio hätten antworten können. Sie schienen es aber als standesgemäßer und auch als sicherer zu empfinden, auf Mende und mithilfe eines ihnen vertrauten Übersetzers mit mir zu kommunizieren. Alle drei erklärten mir freimütig, nicht wirklich offen mit mir sprechen zu können, da sie sich als prominente *Kamajor*-Größen sowohl vor der sierra-leonischen Regierung als auch vor der ›internationalen Gemeinschaft‹ in Acht nehmen müssten; und in letzter Konsequenz könnten sie sich schließlich nicht sicher sein, an wen ich das Gehörte weitergeben würde. Insbesondere der berüchtigte ehemalige Oberkommandeur, der *rebels* und *rebel*-Kollaborateure bei lebendigem Leibe gehäutet haben soll,[21] berichtete, sich immer noch Sorgen darum zu machen, verhaftet und vor dem *Special Court* angeklagt zu werden:

»*Some of our leaders have died in jail* [Hinga Norman, A.M.] *and some are still in prison. So, as a commander* [...], *you have to be afraid to do anything because you always remember that they have arrested them. So you have to be afraid that they might arrest you if you do anything.*« (Interview, 28.04.2009)

21 | Nachdem Joe mir von diesem Ruf meines Interviewpartners berichtet hatte (einige Tage vor dem Interview), habe ich andere ehemalige *Kamajor*/CDF-Kämpfer nach ihm gefragt; zumindest vom Namen her kannten ihn alle und fast jeder hatte eine grausige Geschichte zu ihm zu erzählen.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Tatsächlich waren im Jahr 2009 aber schon längst keine weiteren Anklagen vor dem *Special Court* mehr vorgesehen (vgl. Periello/Wierda 2006: 28).

Sowohl die beiden Initiatoren als auch der ehemalige Oberkommandeur lebten zurückgezogen und in einfachen Verhältnissen – zwar in eigenen Häusern, aber ohne jeden Komfort wie ihn sich etwa wohlhabende Händler oder höhere Angestellte lokaler NGOs leisten können, etwa WCs, Kühlschränke oder Stromgeneratoren – in Bo Town beziehungsweise in Dörfern im Bo Distrikt. Sie gaben übereinstimmend an, sowohl miteinander in Kontakt zu stehen als auch Kontakte zu loyalen ehemaligen Kämpfern aufrechtzuerhalten; diese würden nach wie vor an sie denken, ihnen Besuche abstatten, nach Möglichkeit Gastgeschenke mitbringen und ihrem Urteil vertrauen. Alle drei brachten zudem ihre tiefe Verbitterung darüber zum Ausdruck, dass weder sie selbst noch ›einfache‹ *Kamajors* nach dem Krieg Belohnungen für ihren Kampf um die Wiedereinsetzung der Kabbah-Regierung nach dem AFRC-Putsch erhalten hatten (siehe oben 5.1.8). Sie beklagten, viele *Kamajors* würden in der Nachkriegszeit sogar in noch bittererer Armut leben als ehemalige RUF/AFRC-Angehörige. Einer der beiden Initiatoren erklärte, nüchtern betrachtet sei es für sie die beste Option, bei nächster Gelegenheit als Söldner nach Liberia, Guinea oder in die Côte D'Ivoire zu gehen, wo auch immer als nächstes ein neuer Krieg ausbrechen sollte. Von irgendetwas müssten sie schließlich leben: »*The Kamajors fought to restore democracy. But the government has not given benefits to the Kamajors in spite of their good work. That is why most of them are discouraged now.* [...] *It is only 5 % who have jobs now. 95 % are jobless. So the majority is suffering.*« (Interview Initiator A, 05.02.2009) Nach Abschluss unseres Interviews bat dieser Initiator mich, ihm dabei zu helfen, ein landwirtschaftliches Projekt zu akquirieren, an dem er möglichst viele *Kamajors* beteiligen wollte, um ihnen alternative Zukunftsperspektiven als (bezahlte?) landwirtschaftliche Arbeiter aufzutun. Ich sollte ihm helfen, bei der deutschen Entwicklungsagentur *Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit* (GTZ, mittlerweile *Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit* [GIZ]), die ein Büro in Bo Town unterhielt, Fördergelder zu beantragen. Der andere Initiator berichtete, er habe in seinem Dorf bereits versucht, eine landwirtschaftliche Kooperative als *Community-Based Organization* zu gründen. Deren offizielle Registrierung sei jedoch von der zuständigen Behörde, dem *Ministry of Social Welfare*, abgelehnt worden. Auch er bat mich, bei der GTZ nichtsdestotrotz für diese Initiative um Fördergelder zu werben (Interview Initiator B, 08.02.2009). Anders als die Initiatoren vermuteten, wurden jedoch weder von der GTZ noch – nach allem, was ich in Erfahrung bringen konnte – von anderen Organisationen Fördergelder angeboten, um die landwirtschaftliche Initiativen sich eigenständig hätten bewerben können.[22]

22 | Grundsätzlich können Kooperativen als *Community Based Organisations* beim sierra-leonischen *Ministry of Social Welfare* registriert werden und sie erhalten, wenn sie zugelassen werden, damit zumindest theoretisch die Berechtigung, sich um Fördergelder zu bewerben. Wie genau dies möglich sein soll und um was für Fördergelder es sich dabei

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

6.2 Die ›Gefährlichen‹

Im Folgenden komme ich nun ausführlich zu ›gefährlichen jungen Männern‹: zu ihren von sozioökonomischer Marginalisierung geprägten Lebensumständen, zu ihren Einschätzungen der auf sie bezogenen Gewalterwartungen und zu den Gewaltbereitschaften, die einige wenige in Interviews und Gesprächen eingeräumt haben. Obwohl ich *bike riders*, *car wash boys*, Straßenkinder und arbeitslose junge Männer dabei der Übersichtlichkeit halber separat behandle, haben sie tatsächlich deutlich mehr gemeinsam, als sie trennt. Zwar können ›gefährliche junge Männer‹ ein Stück weit je danach unterschieden werden, wie genau sie Tag für Tag um ein Auskommen ringen. Die Trennlinien, die sich auf dieser Grundlage zwischen ihnen ziehen lassen, sind jedoch keinesfalls trennscharf. Beispielsweise gibt es arbeitslose junge Männer, die gelegentlich Motorradtaxi fahren, wenn befreundete *bike riders* ihnen ihre in aller Regel selbst nur gemieteten Motorräder überlassen – etwa weil sie ein paar Stunden Pause machen und zugleich einem Freund die Gelegenheit geben wollen, sich auch etwas Geld zu verdienen. Es gibt noch viele weitere Überschneidungsbeispiele, um nur noch eines zu nennen: Auch viele Straßenkinder finden sich, ebenso wie arbeitslose junge Männer, jeden Morgen auf den Marktplätzen von Bo Town ein, um zur Verfügung zu stehen, falls Arbeitskräfte nachgefragt werden sollten. Wer immer in Bo Town Arbeiter sucht, weiß, dass sie morgens auf dem zentralen Marktplatz zu finden sind.

Zudem befinden *bike riders*, *car wash boys*, Straßenkinder und arbeitslose junge Männer sich in ihren individuellen Lebenssituationen insgesamt in ähnlich festgefahrenen sozioökonomischen Miseren: Sie haben gemeinsam, dass es ihnen an Zugängen zu fördernden Reichtum-an-Menschen-Beziehungen und damit an Chancen fehlt, tatsächlich sozioökonomisch ›voran‹ zu kommen, statt alltäglich von der Hand in den Mund zu leben. In dieser Lage treten sie ohne konkrete Aussichten auf sozioökonomischen Aufstieg – auf eine feste und einträgliche Arbeit, eine eigene Familie und soziale Anerkennung als verantwortungsvolle Männer – auf niedrigem Niveau auf der Stelle. Der Anthropologe Henrik Vigh beschreibt diese festgefahrene Misere auf Basis von Feldforschung mit ehemaligen Kämpfern in Bissau (der Hauptstadt von Guinea-Bissau), aber auch mit Blick auf ›gefährliche junge Männer‹ in Bo Town treffend als »social death«: »It is a state of massive marginalisation, abject poverty, impairment of one's social trajectory and *um tiro kada dia*, one shot of food a day – if lucky.« (Vigh 2006: 103-104; Hervorhebungen im Original) Alle *bike riders*, *car wash boys*, Straßenkinder und arbeitslosen jungen Männer, die ich kennengelernt und mit denen ich gesprochen habe, erklärten übereinstimmend, sich dringend nach einem Ausweg aus dieser Misere zu sehnen, die, wie einige zudem erklärten, nur mit Alkohol und Marihuana »versüßt« überhaupt zu ertragen sei: »*You just have to make life sweet once in a while*.«

handeln könnte, ist jedoch völlig unklar. Vgl. hierzu auch die Analysen des *International Center for Not-for-Profit Law* (2013).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

(Gruppeninterview mit arbeitslosen jungen Männern, 27.02.2009) Viele gaben an, sich alltäglich für ihre Situation zu schämen und berichteten zudem von der demütigenden Erfahrung, von Frauen und Mädchen nicht als Ehemänner und oft noch nicht einmal als *boyfriends*, also für weniger verbindliche Liebesbeziehungen, in Erwägung gezogen zu werden. Andere, die eine Ehefrau oder Freundin gefunden hatten, obwohl sie ihr keine Versorgungsperspektive bieten konnten, berichteten oft, dass sie letztlich doch wieder verlassen worden waren – oder aber fürchteten, bald wieder verlassen zu werden (vgl. ähnlich Vigh 2006: 100ff.). Alpha, ein arbeitsloser junger Mann, erklärte mir, dass »*our sisters*« (gemeint waren versorgungsbedürftige sierra-leonische Frauen, im Gegensatz zu mir, der Westlerin, die solche Probleme vermutlich nicht kennt) sie spätestens nach der Geburt des ersten Kindes nicht mehr lieben würden (Gespräch, 02.03.2009) – also dann, wenn der materielle Mangel durch die zusätzlichen Bedürfnisse des neugeborenen Kindes wohl als besonders bitter erfahren wird.

Angesichts solcher Erfahrungen ist es für *bike riders*, *car wash boys*, Straßenkinder und arbeitslose junge Männer doppelt frustrierend, dass ihnen ihre sozioökonomische Lage oft pauschal als Ausdruck gewollter Verantwortungslosigkeit und gefährlicher Verrohtheit ausgelegt wird. Es heißt dann, sie würden eigentlich gar keine Verantwortung für andere übernehmen wollen und seien dazu aufgrund ihrer Gewöhnung an ein von Drogenkonsum und Gewalttätigkeit geprägtes Leben wohl auch gar nicht fähig (siehe auch oben 6.1.3). Allerdings haben einige wenige ›gefährliche junge Männer‹ in Interviews und Gesprächen auch eingeräumt, in der Tat gewaltbereit zu sein. Anders als es mit der pauschalen Verrohtheitsannahme erwartet wird, basieren die von ihnen eingeräumten Gewaltbereitschaften jedoch gerade nicht auf unkontrolliert brutalen Neigungen oder auf gewohnheitsmäßigen Präferenzen für verrohte Lebensweisen. Ihre Gewaltbereitschaften lassen sich vielmehr als wohlüberlegte Entscheidungen verstehen, alle sich bietenden Chancen auf sozioökonomischem Aufstieg oder auch nur auf Linderung der eigenen Misere zu ergreifen – inklusive solcher Chancen, die Gewalttätigkeit beinhalten.

6.2.1 *Bike riders*

Obwohl *bike riders* als ›gefährliche junge Männer‹ gelten, ist es in Bo Town weder möglich noch praktisch, ihnen aus dem Weg zu gehen. Motorradtaxis sind innerhalb der Stadt das günstigste und schnellste Personentransportmittel und es vergeht kaum eine Minute, in der auf den Straßen nicht gleich mehrere *bike riders* zu sehen sind. Um ein freies Motorradtaxi anzuhalten, reicht es, an den Straßenrand zu treten und »*bike*!« zu rufen. Laut Schätzung des *vice-chairman* der BRDA, der *bike riders* Organisation in Bo Town, gab es Anfang 2009 allein in Bo Town mindestens 2000 *bike riders* – Tendenz steigend. Die Motorräder für diese Masse an *bike riders* werden überwiegend von lokalen Händlern bereitgestellt, die sie extra zum Zweck der Vermietung an *bike riders* anschaffen. *Bike riders* müs-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sen täglich außer an Sonntagen, an denen sie ihre Einkünfte insgesamt behalten dürfen, einen Großteil ihrer Einkünfte an die Motorradeigentümer abtreten (vgl. ausführlich Menzel 2011).

Bike riders sind in Sierra Leone ein relativ neues Phänomen: Die Idee, als Taxis Motorräder einzusetzen, die sowohl in der Anschaffung als auch im Unterhalt günstiger sind als Autos und Kleinbusse und die darüber hinaus auch auf unbefestigten Straßen und Feldwegen fahren können, wurde gegen Kriegsende von ehemaligen Kämpfern eingeführt, die sich in den größeren Städten des Landesinnern, vor allem in Bo Town, Kenema, Koidu und Makeni, niederließen und *bike riding* als ökonomische »Nische« (Peters 2007: 6) für sich entdeckten.[23] So zumindest lautet die in Sierra Leone allgemein bekannte Entstehungsgeschichte zu *bike riding*.[24] Allerdings war *bike riding* tatsächlich wohl zu keinem Zeitpunkt ein ausschließlich ehemaligen Kämpfern vorbehaltenes Geschäft, sondern stets ein ›gemischtes‹ Unternehmen, an dem auch bereits in der Anfangsphase Zivilisten beteiligt waren (vgl. Bürge 2011: 69). Mittlerweile gibt es in allen größeren und kleineren Städten in den Distrikten und auch in der Hauptstadt Freetown *bike riders* und lokale *bike riders* Organisationen (vgl. Richards/Bah/Vincent 2004: 35-36; Peters 2007: 14ff.). Im April 2009 wurde zudem eine nationale Schirmorganisation gegründet, die ihren Sitz in Freetown hat, die *Bike Riders Union* (BRU).

Die Geschichte des Motorradtaxigeschäfts (*bike business*) in Bo Town wurde mir ausführlich von Hassan geschildert, einem etwa 40-jährigen ehemaligen RUF-Kämpfer, der mir von dem *vice-chairman* der BRDA als einer der »Erfinder des Motorradtaxigeschäfts« vorgestellt wurde. Dabei war Hassan, nachdem seine Kommandoeinheit sich bereits Anfang 2000 nach Kämpfen mit liberianischen anti-Taylor Truppen an der Grenze zu Guinea aufgelöst hatte (siehe oben 5.1.8), eigentlich nach Bo Town gekommen, um drei Motorräder zu verkaufen, die er zusammen mit einem Freund in Conakry (der Hauptstadt von Guinea) gekauft hatte. Statt Motorradhändler wurde Hassan dann *bike rider*, weil sich für die importierten Motorräder zwar keine Käufer finden ließen, aber große Nachfrage nach günstigen Taxiservices bestand (vgl. mit Blick auf die Stadt Makeni ähnlich Bürge/Peters 2010: 169). Mithilfe eines weiteren Freundes, der in Bo Town bei dem beliebten lokalen Radiosender *Kiss 104* arbeitete, wurden Angebot und Nachfrage dann über Radiowerbung zusammengebracht. Hassan berichtete:

»*When we came back* [nach Bo Town, Anm. A.M.], *we had this one friend, he was working at Radio Kiss 104.* [...] *When we met with him, he told us: ›Well friends, I know you want to do business, but now the business is not going well. I want you to take the bikes, park them,*

23 | In anderen westafrikanischen Ländern sind Motorradtaxis bereits mindestens seit den 1980er Jahren verbreitet, vgl. etwa Fasakin (2001).

24 | Vgl. auch Richards/Bah/Vincent (2004: 35-36), Fithen/Richards (2005: 134), Peters (2007: 127), Bürge/Peters (2010: 168ff.).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

and then I will broadcast the message that there are bikes for rent to go any direction that a person may want to go.‹ So that is how we started bike riding.« (Interview, 07.04.2009)

Zusammen mit weiteren Bekannten, die sich am *bike business* beteiligen wollten, gründete Hassan noch im Jahr 2000 die Vorläuferorganisation der späteren BRDA (vgl. auch Richards/Bah/Vincent 2004: 36). Der Führungskreis der BRDA, bestehend aus einem *chairman*, einem *vice-chairman* und diversen *secretaries* mit unterschiedlichen Aufgabenbereichen – unter anderem die Registrierung der *bike riders*, das Eintreiben von Mitgliedsbeiträgen und Öffentlichkeitsarbeit[25] – war auch 2009 noch überwiegend mit diesen 2000er Gründungsmitgliedern besetzt, von denen die meisten, anders als Hassan, einen *Kamajor*/CDF-Hintergrund hatten. Alle Mitglieder des BRDA-Führungskreises hatten das aktive *bike riding* zudem längst aufgegeben und waren neben ihren BRDA-Führungstätigkeiten mittlerweile beispielsweise Händler, Werkstattbetreiber, Restaurantbesitzer und, in allen Fällen, Eigentümer von Motorrädern, die sie an *bike riders* vermieteten. Als eigenständige Unternehmer, die unmittelbar nach Kriegsende noch nicht mit tausenden anderen *bike riders* um Fahrgäste konkurrieren mussten, war es den *bike riders* ›der ersten Stunde‹ (mein Begriff) also in der Nachkriegszeit gelungen, ein erhebliches Maß an sozioökonomischem Aufstieg zu realisieren. Hassan hatte sich offiziell bereits ganz aus dem BRDA-Führungskreis zurückgezogen, fungierte aber noch als eine Art Ehrenmitglied.

Trotz der bürokratisch anmutenden Struktur der BRDA – mit einem *chairman*, einem *vice-chairman* und diversen *secretaries* mit jeweils unterschiedlichen Aufgabenbereichen – wurde in der Art und Weise, wie BRDA-Funktionäre ihre Tätigkeiten für die *bike riders* von Bo Town schilderten, unmissverständlich eine Reichtum-an-Menschen-Logik deutlich, der zufolge *bike rider* Funktionäre vor allem *bike rider* Patrone sind und sein müssen.[26] Die Mitglieder des BRDA-Führungskreises bezeichneten die *bike riders* von Bo-Town als »ihre Jungs« (*our boys*), die demnach sowohl Schutz als auch eine feste und zähmende Hand brauchen: Alltäglich schutzbedürftig waren und sind *bike riders* insbesondere gegenüber der *government police*/SLP, die sie bei sporadischen Verkehrskontrollen von der Stelle weg verhaften und mit hohen Bußgeldern belegen kann, die für *bike riders* in aller Regel unbezahlbar sind. Wie mir von dem BRDA *vice-chairman* erklärt wurde und

25 | Eine Öffentlichkeitsarbeitsmaßnahme, die ich während der Feldforschung miterlebt habe, bestand in einem vom BRDA-Führungskreis veranstalteten abendlichen Disco-Ausflug (*outing*), der wohl vor allem als vertrauensbildende Maßnahme gedacht war. Der Ausflug, zu dem ganz Bo Town über Radiowerbung eingeladen wurde, bestand darin, dass nahe des Sewa-Flusses, etwa 20 Minuten Fahrzeit von Bo Town entfernt, Musikequipment aufgebaut und eine groß angelegte, letztlich jedoch nicht gut besuchte Party abgehalten wurde.

26 | Dies wird ähnlich auch von Richard Fanthorpe und Roy Maconachie (2010) geschildert, die in den Jahren 2005 und 2008 Interviews mit dem BRDA-Führungskreis geführt haben (vgl. Fanthorpe/Maconachie 2010: 261-262).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

wie ich bei einem unfreiwilligen Besuch auf der Polizeistation (ich musste ebenfalls wegen eines Verkehrsdelikts Strafe zahlen) auch selbst miterleben konnte, bestand der – auch vonseiten der Polizei befürwortete – BRDA-Schutz in erster Linie darin, dass der *chairman* und der *vice-chairman* regelmäßig die Polizeidienststelle aufsuchten und den je betroffenen *bike riders* Unterstützung anboten. Wenn Verhaftungen beispielsweise damit begründet wurden, dass Motorräder nicht ordnungsgemäß und kostenpflichtig registriert und somit nicht für den kommerziellen Einsatz zugelassen worden waren (was an dem Fehlen einer speziellen Plakette zu erkennen ist), bestand die Unterstützung darin, dass die für die Registrierung eigentlich verantwortlichen Motorradeigentümer kontaktiert und dazu angehalten wurden, die verhafteten *bike riders* schnellstmöglich freizukaufen. Ich vermute, dass diese Unterstützungspraxis vonseiten der BRDA weiterhin fortgesetzt wird; die Registrierungsproblematik jedenfalls besteht weiterhin fort. Im Mai 2013 berichtete die Tageszeitung *Awareness Times* beispielsweise über einen in der Stadt Makeni von der sierra-leonischen *Anti-Corruption Commission* (einer staatlichen Behörde) abgehaltenen Workshop, bei dem die lokalen *bike rider* Autoritäten dazu aufgefordert wurden, die Registrierung der genutzten Motorräder voranzutreiben und der zunehmenden Fälschung von Registrierungsplaketten Einhalt zu gebieten (vgl. Awareness Times/ohne Autorenangabe 2013).

Um *bike riders* zudem mit fester Hand unter Kontrolle halten zu können, unterhielt (und unterhält) die BRDA eine eigene *bike rider* Polizei, die 2009 noch *task force* genannt wurde. *Bike riders,* die beispielsweise mit einem nicht bei der BRDA – ebenfalls kostenpflichtig – registrierten Motorrad unterwegs waren, ihre Kundschaft beleidigten oder rücksichtslos fuhren, mussten damit rechnen, von der *task force* belangt zu werden. Wie der BRDA *vice-chairman* erklärte, sollte die Bestrafung dann eigentlich in einer mehrstündigen Festsetzung der Motorräder bestehen, die straffällig gewordenen *bike riders* einen Verdienstausfall zufügen sollte. Viele *bike riders* berichteten jedoch, *task force* Mitglieder würden solche Festsetzungen auch willkürlich vornehmen, um festgesetzten *bike riders* dann unter Androhung oder Anwendung von Gewalt ihre Einkünfte abzunehmen. Der *vice-chairman* räumte solche Probleme zwar ein, erklärte jedoch, sie seien mittlerweile überwunden. Er versicherte, die BRDA sei stets darum bemüht, Missstände innerhalb der Organisation zum Wohle der *bike riders* – und um sie besser unter Kontrolle halten zu können – so schnell wie möglich zu lösen. Die *task force* beziehungsweise diejenigen, die die *task force* Tätigkeiten ausüben, sind mittlerweile offiziell in *bike monitoring officers* umbenannt worden (vgl. Brima 2012).

Ebenfalls einer Reichtum-an-Menschen-Logik folgend, in der die Übernahme von Verantwortung idealerweise mit Loyalität und sozialer Anerkennung vergolten werden soll, erklärten die Mitglieder des BRD-Führungskreises zudem einhellig, sie würden sich für die Zukunft im Gegenzug für die Verantwortung, die sie für die *bike riders* von Bo Town übernommen hatten, nicht nur Loyalität und Gehorsam von »ihren Jungs«, sondern auch die bislang ausgebliebene Achtung und Anerkennung der Bewohner von Bo Town, der sierra-leonischen Regierung

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und der ›internationalen Gemeinschaft‹ erhoffen. Schließlich, so argumentierten sie, habe *bike riding* nach Kriegsende dazu beigetragen, das Versagen des DDR-Programms abzumildern, das ehemaligen Kämpfern zwar in einigen Fällen Ausbildungsplätze, aber keine bezahlte Arbeit verschafft hatte (siehe auch oben 6.1.3). Dagegen habe ein zunehmend gut organisiertes *bike riding* Geschäft erheblich dazu beigetragen, ehemalige Kämpfer in Arbeit zu bringen und sie zu befrieden. Insofern stehe den Organisatoren unbedingt Anerkennung zu, und es müsse zudem weiterhin in die Verbesserung des *bike riding* Geschäfts investiert werden. In einem Gruppeninterview mit mehreren Angehörigen des BRDA-Führungskreises wurde diese Perspektive von dem für Öffentlichkeitsarbeit zuständigen *secretary* (einem ehemaligen RUF-Kämpfer) folgendermaßen zusammengefasst:

»*Even this peace which they say has come, it is only because of bike riding. Without bike riding there would be no peace, because initially, many of the boys were fighters.* [...] *If there was nothing to do, what would be their focus? It would be to go steal. Armed robbery! Is that not so? They would make people feel uncomfortable. But because they are riding bike, because they are earning their own living, they have already withdrawn their attention from this kind of evil. So bike riding is really helping peace and stability in Sierra Leone. But the people are neglecting it. The government institutions are neglecting us. If they really want peace to go on, then they really have to focus on certain issues. If they don't, problems will develop and peace will one day be obstructed. And people will not find it very hard this time. First, there were many people who were not used to guns, but now they are used to guns ... It is because of the war. As you see me standing here now, I think that I will be able to handle all kinds of guns that anybody may give to me. I take it, dismantle it, put it back together, and then I shoot. I am not afraid. You hear me? So tell the people to look at the bike riders of Sierra Leone.*« (BRDA-Gruppeninterview, 16.02.2009)

Allerdings wird die Auffassung, dass *bike riding* eine Arbeit darstellt, die gewalttätige Neigungen unter Kontrolle halten kann, von denjenigen, die nicht selbst dem *bike business* nachgehen, eher nicht geteilt. Stattdessen gilt *bike riding* als eine geradezu brutale Tätigkeit, die demnach von solchen jungen Männern gewählt wird, die nur darauf aus sind, dem verrohten Lebensstil zu frönen, an den sie aufgrund ihrer Kämpfervergangenheiten ohnehin bereits gewöhnt sind. Ein Vertreter der Gewerkschaft der Kleinhändler von Bo Town brachte diese Sichtweise zwar drastischer als die meisten, aber dennoch in etwa repräsentativ auf den Punkt. Er erklärte, *bike riders* seien nur auf Geld, Alkohol und Vergewaltigungen aus:

»*These people* [*bike riders*, Anm. A.M.] *want to be rich overnight, just like during the war, when they just entered with their gun ... boom, boom, boom, ... and then you have bundles of money. They don't even know what to do with this money. Will they be able to invest this money? No!* [...] *They just sit down in the ghettos, drinking, raping women.*« (Gruppeninterview mit Gewerkschaftlern, 29.03.2009)

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Ich konnte auf den Straßen von Bo Town alltäglich beobachten, dass vermeintlich unaufmerksame Personen (einige Male auch ich selbst) ohne für mich ersichtlichen Anlass – aber mit vielsagenden Blicken in Richtung auf vorbeifahrende *bike riders* – zur Seite gezogen und gewarnt wurden: »*Watch out*!« Wenn ein *bike rider* auf einer belebten Straße bei einem riskant anmutenden Bremsmanöver beobachtet wurde, löste dies sofort allgemeine Klagen darüber aus, dass es *bike riders* grundsätzlich egal sei, ob sie jemanden verletzen oder sogar umbringen, solange sie nur schnell von einem Ort zum anderen kommen, um möglichst viele Kunden an einem Tag abfertigen und möglichst viel Profit machen zu können. Allerdings habe ich während meines Forschungsaufenthaltes konkret nur von drei Unfällen gehört, in die *bike riders* verwickelt waren; der mit Abstand schwerste dieser drei Unfälle ging mit einem gebrochenen Bein für einen Passanten aus, der auf einer überfüllten Straße entlang des zentralen Marktplatzes angefahren worden war. Nach Angaben des BRDA *vice-chairman* gab es im ganzen Jahr 2008 in Bo Town und Umgebung fünf tödliche Unfälle, in die *bike riders* verwickelt waren und bei denen diese *bike riders* auch selbst zu Tode kamen. Über die Rücksichtslosigkeit von *bike riders* wurde jedoch gesprochen, als würden sie alltäglich mit Absicht tödliche Unfälle verursachen (vgl. auch Menzel 2011). Über Vergewaltigungen, von denen es hieß, dass *bike riders* sie ständig begehen würden, weil sie ihre gewalttätigen Impulse nicht unter Kontrolle hätten und sich einfach nehmen würden, wen und was sie wollen, habe ich über verallgemeinerte Anklagen hinaus nie auch nur konkretere Gerüchte gehört – obwohl mit Sicherheit ein Aufschrei der Empörung durch Bo Town gegangen wäre, wenn ein *bike rider* verdächtigt worden wäre, eine Kundin oder Passantin verschleppt und vergewaltigt zu haben. Eine solche Vergewaltigung, die sich weit außerhalb der an Erziehungs- und Versorgungsbeziehungen gebundenen Sphäre empirisch legitimer Gewalt gegen Mädchen und Frauen bewegen würde, würde wohl in ähnlicher Weise als erschreckender Skandal wahrgenommen wie die Vergewaltigungen in Freetown im Zuge der *political violence* im März 2009 (siehe oben 6.1.5).

In letzter Konsequenz kann ich weder das Ausmaß der von *bike riders* verursachten Unfälle mit einiger Sicherheit beurteilen, noch die Frage beantworten, ob und in welchen Ausmaßen *bike riders* Vergewaltigungen begehen. Ich kann aber zumindest feststellen, dass die ganz konkreten Beschwerden, die ich über *bike riders* gehört habe (im Gegensatz zu generalisierenden Aussagen über ihre tödliche Rücksichtslosigkeit und Vergewaltigungsneigungen), vor allem ›Überreaktionen‹ auf Kritik, Beleidigungen und zugefügtes Unrecht betreffen. Im Interview mit einem lokalen Mitarbeiter der GTZ berichtete dieser mir beispielsweise, dass *bike riders* den Jeep seines Schwagers demoliert hatten, nachdem dieser einen *bike rider* angefahren hatte. Andere Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner berichteten, von *bike riders* beleidigt oder auch bedroht worden zu sein, nachdem sie sie für ihren Fahrstil gerügt hatten. Auch der BRDA *vice-chairman* beklagte, dass das Verhalten der *bike riders* in Konfliktsituationen zuweilen zu wünschen übrig lasse. Er erklärte, manche *bike riders* würden auf Anschuldigun-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

gen, rücksichtslos zu fahren, häufig nicht freundlich und beschwichtigend, sondern unnötig aggressiv reagieren:

»*Some riders don't have the right attitude. Because when they ride and somebody is walking on the road and does not pay attention and they don't hit him but almost … then they put up this careless talk. That careless talk … we have found out that the community people keep it in their minds*.« (Interview, 24.03.2009)

Über gewaltsame Auseinandersetzungen zwischen Polizeikräften und *bike riders* wird von den sierra-leonischen Medien zudem wenigstens alle paar Monate berichtet. Um nur zwei besonders gewaltsame Beispiele zu nennen: Im Sommer 2012 überfielen *bike riders* sowohl in Freetown als auch in Kabala (Koinadugu Distrikt) Polizeistationen und verletzten dabei zwei Polizistinnen (beide in Freetown). Es handelte sich bei den Überfällen wohl um Racheaktionen, nachdem *bike riders* zuvor in Konflikte mit der Polizei geraten waren. Mit Blick auf den Überfall in Freetown blieben die genauen Hintergründe unklar; in Kabala war ein *bike rider* von einem bewaffneten OSD-Offizier (siehe oben 6.1.7) getötet worden, nachdem er eine Straßensperre unerlaubt durchbrochen hatte (vgl. Turay 2012). Wie ich unten gleich noch schildern werde, waren einige *bike riders* zudem sowohl im 2007er Wahlkampf als auch im März 2009 in *political violence* involviert. Es steht also außer Frage, dass es in der Tat – auch – gewaltbereite *bike riders* gibt.

Gerade für allgemein gehaltene Beschwerden über die angeblich alltägliche und unkontrollierte Brutalität und über die gewohnheitsmäßigen Vergewaltigungsgelüste der *bike riders* konnte ich jedoch keinerlei Grundlage finden. Im Nachhinein haben mich diese Verrohtheitszuschreibungen an eine Situation erinnert, die Mary Moran in ihrem Buch *Liberia: The Violence of Democracy* (2008) schildert, das ich kurz nach der Feldforschung gelesen habe. Darin beschreibt sie für die frühen 1980er Jahre in Liberia, dass dort Maßnahmen getroffen wurden, um Kannibalismus und rituelle Tötungen zu unterbinden, die angeblich von Politikern praktiziert wurden, die sich vermittels dieser Taten Kraft und Macht einverleiben und ihre Siegchancen bei den für das Jahr 1985 angesetzten Wahlen erhöhen wollten. Es wurden offizielle Erklärungen dazu abgegeben, mit welch drakonischen Strafen die Täter zu rechnen haben würden; Militärkontingente wurden verlegt, um die Bevölkerung zu schützen; Eltern ließen ihre Kinder nicht mehr aus den Augen – und all dies, obwohl es keinerlei konkrete Hinweise darauf gab, dass überhaupt irgendjemand rituellen Tötungen und Kannibalismus zum Opfer gefallen war: »[A]ll these events took place in the absence of any evidence that killing was going on.« (Moran 2008: 115)

Auch ich selbst wurde nahezu täglich vor den *bike riders* gewarnt. Insbesondere der Händler Mr. Kandeh und seine Frau, die in Bo Town meine unmittelbaren Nachbarn waren, rügten mich immer wieder, wenn ich im Dunkeln auf einem Motorradtaxi nach Hause kam. Sie erklärten, dass es *bike riders* ganz unvermittelt in den Sinn kommen könne, mit Kundinnen an einen abgelegenen Ort zu

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

fahren und sie zu vergewaltigen – so wie sie es aus Kriegszeiten gewohnt seien. Sie warnten, man könne sich nie sicher sein, was in den Köpfen der *bike riders* vorgeht und müsse stets damit rechnen, dass sie sich nicht unter Kontrolle haben. Andererseits besaß Mr. Kandeh selbst ein Motorrad, das er an einen *bike rider* vermietete, den er offenbar für angenehme Gesellschaft hielt. Jedenfalls habe ich die beiden häufig abends gemütlich vor Mr. Kandehs Geschäft sitzen und sich unterhalten gesehen. Aber obwohl ich früh an der generellen Gefährlichkeit der *bike riders* zu zweifeln begann, war ich keineswegs so unvorsichtig, wie Mr. Kandeh und seine Frau es mir unterstellten. Vielmehr habe ich mir ihre Warnungen zu Herzen genommen und gerade für Motorradtaxifahrten nach Einbruch der Dunkelheit eine vielpraktizierte Versicherungsstrategie übernommen: Ich habe stets darauf geachtet (wenn es nicht sowieso ganz selbstverständlich und ohne eine Bitte meinerseits so gehandhabt wurde), dass die Bekannten, von denen aus ich im Dunkeln losfuhr, mich zu dem angehaltenen Motorradtaxi begleiteten, dem jeweiligen *bike rider* ins Gesicht sahen, ihn ansprachen und ihm so signalisierten, dass sie ihn wiedererkennen und dafür verantwortlich machen würden, wenn ich mein Ziel nicht erreichen sollte. Allerdings fiel es mir ohnehin oft schwer, einen *bike rider* zu finden, der bereit war, mich spät abends oder sogar nachts, wenn die Straßen sich bereits geleert hatten, zu dem Haus am Rand von Bo Town zu fahren, in dem ich ein Zimmer gemietet hatte. Statt nach Hause zu fahren, habe ich in solchen Fällen häufig bei meiner Freundin Adama im Stadtzentrum übernachtet. Entlang des Bo-Kenema Highway, der auf meinem Heimweg überquert werden musste, war es in den letzten Monaten mehrfach – so hieß es zumindest – zu Überfällen auf *bike riders* gekommen und viele *bike riders* hielten sich nachts deshalb generell von dem Highway fern (siehe oben 6.1.7). Überhaupt sind individuelle Wachsamkeit und kollektiv organisierte Vorsichtsmaßnahmen auch für *bike riders* alltägliche Selbstverständlichkeiten. Mehrere *bike riders* berichteten mir etwa von Vorsichtsmaßnahmen, die sie trafen, wenn sie für längere Fahrten angeheuert wurden, die sie von Bo Town aus in die umliegenden Dörfer führten. Sie erklärten, solche Aufträge seien einerseits große Glücksfälle, da für sie eine vergleichsweise hohe Bezahlung verlangt werden kann.[27] Andererseits sei es jedoch vorgekommen, dass es sich bei Kunden, die solche Fahrten buchten, tatsächlich um *armed robbers* handelte, die *bike riders* auf abgelegene Buschwege lockten, um ihnen dort die Motorräder abzunehmen. Um solchen Hinterhalten vorzubeugen, wurden Langstreckenkunden, so sie dem jeweils angeheuerten *bike rider* nicht bereits persönlich bekannt waren, anderen *bike riders* kurz vorgestellt – ganz ähnlich wie in der von Fahrgästen praktizierten Versicherungsstrategie.

27 | Da Motorradtaxifahrten auf die Dörfer vergleichsweise teuer sind, werden für solche längeren Fahrten meist Auto- oder Kleinbus-Taxis genutzt. Diese transportieren ihre Passagiere zu deutlich niedrigeren Preisen von den Marktplätzen in und um Bo Town aus in die Nähe ihrer Zielorte – je entlang der befahrbaren Hauptstraßen – von wo aus der Rest der Reise dann oft zu Fuß bestritten werden muss.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Als weitere Vorsichtsmaßnahme wurden ungefähre Zeitpunkte ausgemacht, zu denen *bike riders* sich nach Langstreckenfahrten bei ihren Kollegen in Bo Town zurückmelden sollten.

Entgegen der in Gewalterwartungen gegenüber *bike riders* allgegenwärtigen Verknüpfung zwischen *bike riding* und einer Verrohtheit, wie sie in erster Linie ehemaligen Kämpfern zugeschrieben wird, schätzte der BRDA *vice-chairman* den Exkombattanten-Anteil unter den *bike riders* von Bo Town auf »nur noch« 50 Prozent. Er erklärte, die andere Hälfte werde von jungen Männern ohne Kämpfervergangenheiten ausgemacht, die als *bike riders* ihr Glück in der Stadt versuchen wollen: »*We are getting new members every day. Every day ... and some people come from the villages or they were mining diamonds, but they were not able to make money, so they come to join us.*« (Interview, 24.03.2009) Bei dieser Schätzung handelt es sich jedoch nur um einen persönlichen Eindruck. Weder stand der *vice-chairman* mit allen oder auch nur mit den meisten der mindestens 2000 *bike riders* in Bo Town in persönlichem Kontakt; noch ist davon auszugehen, dass selbst diejenigen, mit denen er sich bereits einmal persönlich unterhalten hatte, ihm notwendigerweise von ihren Kämpfervergangenheiten erzählt hatten – oder dass er ihnen Kämpfer- beziehungsweise Zivilistenvergangenheiten gar treffsicher hätte ›ansehen‹ können. Seine Einschätzung mag zudem davon geprägt sein, dass die Angehörigen des BRDA-Führungskreises ihren Anspruch auf soziale Anerkennung als *bike rider* Patrone weiterhin vor allem aus einer ›Exkombattanten-Narrative‹ ableiteten, auf die ich weiter oben bereits hingewiesen habe: Demnach hat *bike riding* nach Kriegsende Arbeitsplätze für Exkombattanten geschaffen und so zum Friedensprozess beigetragen. Diese Narrative wurde auch von dem *vice-chairman* in unseren Gesprächen immer wieder angeführt, um die demnach andauernd friedensrelevante Leistung des BRDA-Führungskreises hervorzuheben. Vor diesem Hintergrund vermute ich, dass der von ihm geschätzte Exkombattanten-Anteil wohl eher noch zu hoch als zu niedrig ausgefallen ist.[28]

Selbst nur mit Blick auf meine Interview- und Gesprächspartner unter den *bike riders* kann ich hier leider keine alternative Prozentangabe anbieten: In den meisten Gesprächen mit *bike riders*, die ich häufig einfach während einer Fahrt

28 | Michael Bürge und Krijn Peters schätzen auf Basis von Feldforschung in Makeni, dass dort mittlerweile nur noch die wenigsten *bike riders* Exkombattanten sind: »Fuhren zu Beginn noch überwiegend ehemalige Kämpfer, sind sie mittlerweile in der Minderheit, da andere Jugendliche in das Geschäft strömen.« (Bürge/Peters 2010: 169) Allerdings basiert auch diese Einschätzung wohl nur auf persönlichen Eindrücken der beiden Autoren beziehungsweise auf Einschätzungen, die ihnen in Interviews und Gesprächen mitgeteilt wurden und die ebenfalls nur auf persönlichen Eindrücken basieren können. Es gibt keinerlei statistische Erhebungen zum Exkombattanten-Anteil unter sierra-leonischen *bike riders*; und selbst wenn es sie gäbe, könnte nicht davon ausgegangen werden, dass befragte *bike riders*, die tatsächlich ehemalige Kämpfer sind, ihre Kämpfervergangenheiten zwangsläufig wahrheitsgemäß angegeben hätten.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

oder spontan an einem der Verkehrsknotenpunkte, an denen *bike riders* auf Kundschaft warten, geführt habe, waren etwaige Kämpfervergangenheiten kein Thema. Ich habe gerade bei solchen spontanen Gesprächen mit flüchtigen Bekanntschaften nie nach Kämpfervergangenheiten gefragt, um meine Gesprächspartner nicht zu verschrecken oder zu beschämen.

Alle *bike riders*, mit denen ich gesprochen und Interviews geführt habe, brachten jedoch einhellig zum Ausdruck, dass sie sich von den ihnen entgegengebrachten Ängsten und Vorurteilen zutiefst erniedrigt und beschämt fühlten. Im Gespräch mit einer Gruppe von *bike riders* im Teenageralter erklärten diese, von den meisten Leuten gar nicht erst ›wie Menschen‹ behandelt zu werden: »*They treat us as if we were not human beings!*« (Gespräch, 31.03.2009) Victor, ein 30-jähriger ehemaliger RUF-Kämpfer und *bike rider*, der mir von seinem Cousin Moriba (dem ehemaligen *Kamajor*-Spion, siehe 5.1.9) sehr zu seinem Beschämen gleich bei unserem ersten Treffen als ehemaliger RUF-Kämpfer vorgestellt worden war, klagte:

»*Some people like bike riding, but other people just think that bike riders are excombatants. But not all bike riders are excombatants. And some people just think that bike riders are not responsible. They are not married men, they don't have women, they don't have children, they don't think about anybody. They* [›die Leute‹, Anm. A.M.] *think, if you don't walk properly on the streets they* [*bike riders*, Anm. A.M.] *will hit you, hit and run. Yes, so that is their philosophy, because bike riders appear rough. But not all bike riders are irresponsible.*« (Interview, 03.03.2009)

Victor selbst, der sich in einer zwar nicht eigenständig verantwortungsvollen, aber vergleichsweise sehr gut abgesicherten Situation befand, hoffte darauf, schon bald ein verantwortungsvoller Mann werden zu können. Er hatte eine Ehefrau und eine kleine Tochter, mit denen er im Haus seiner Eltern lebte, die ihn und seine Familie unterstützten. Victor erklärte, *bike riding* sei für ihn nur eine Zwischenstation; er hoffe darauf, bald eine »richtige Arbeit« zu finden.

Auch die meisten anderen *bike riders,* mit denen ich gesprochen habe, gaben an, *bike riding* so bald wie möglich wieder aufgeben zu wollen. Es sei lediglich eine noch vergleichsweise einträgliche Möglichkeit, zumindest etwas Geld zu verdienen und sich beschäftigt zu halten, um nicht in Versuchung zu geraten, »etwas Schlechtes« zu tun. Von einigen wurde dies in die Formel gefasst: »*We ride bike so that we don't have time to do something bad.*« (Gespräch mit *bike riders* im Teenageralter, 31.03.2009) Sylvester, ein etwa 20-jähriger *bike rider*, der darauf hoffte, eines Tages seine Schulausbildung abschließen zu können, erklärte mir im Interview, dass diejenigen, die *bike riders* fürchten und verachten, wohl einfach nicht verstehen würden, dass *bike riding* für junge Männer oftmals noch die beste Option darstellt – wenn sie aus ihrer Not heraus nicht als Diebe enden wollen:

»*I became a bike rider, because I have no other way to earn money to further my education. I don't want to become a thief or something else. I just decided: This is work for young men.*

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

I should do it. The ones who have good intentions will think that people have to do this [*bike riding*, Anm. A.M.], *because there is no other work in this country. So, this is an attempt to give work to young men. But not everybody considers this work.*« (Interview, 07.04.2009)

Allerdings gaben sich auch wiederum nicht alle *bike riders* damit zufrieden, still von der Hand in den Mund zu leben und alltägliche Missachtung zu ertragen, während sie auf Gelegenheiten für sozioökonomischen Aufstieg hofften: An der *political violence* in der Stadt Gendema im März 2009 war auf APC-Seite eine Gruppe von *bike riders* aus Bo Town beteiligt, die von Daniel Tucker, einem ehemaligen BRDA *chairman* und *bike rider* ›der ersten Stunde‹, angeführt wurde. Nachdem mir zunächst mehrere Journalisten und auch Joe, der arbeitslosen IT-Fachmann/*Kamajor* (siehe oben 6.1.8), von Tuckers Involvierung in die *political violence* in Gendema berichtet hatten, bestätigte Tucker dies auf meine Nachfrage hin auch selbst. Er erklärte allerdings, er habe sich nur gegen die Angriffe von SLPP-*thugs* verteidigt und ihnen, als sie sich zurückziehen wollten, mit seinen Jungs nachgesetzt (Gespräch, 18.03.2009).

Tucker war zwar bereits im Frühjahr 2007 wegen Korruptionsvorwürfen in einem umstrittenen Verfahren vom BRDA-Führungskreis als *chairman* abgesetzt worden; dennoch hielten ihm aber auch im Jahr 2009 noch einige *bike riders* weiterhin die Treue. Ich habe Tucker überhaupt nur kennengelernt, weil der *bike rider* Musa, einer von Tuckers *boys*, darauf bestand, dass ich auch den »echten« *chairman* treffen müsse. Nach einem Gruppeninterview mit Angehörigen des BRDA-Führungskreises, das – auch für teilnahmewillige *bike riders* offen – auf dem Gelände um das BRDA-Büro stattgefunden hatte und zu dem Musa sich dazugesellt hatte, bat er mich zunächst ohne Angabe von Grund und Zweck, ihn auf einem Spaziergang zu begleiten, der uns in das von Tucker betriebene Restaurant im Zentrum von Bo Town führte. Nachdem Musa uns vorgestellt hatte, bekräftigte Tucker sofort, dass er in der Tat der »echte« *chairman* sei. Als solcher habe er weiterhin viele *bike riders* in Bo Town fest unter seiner Kontrolle und dies sei auch dringend notwendig, denn: »*These boys are like another rebel war.*« (Gespräch, 16.02.2009)

Tuckers Darstellung, der zufolge seine *boys* besonderer Kontrolle bedurften (»*These boys are like another rebel war*«), lässt sich vor allem als Eigenwerbung verstehen: Als ehemaliger *Kamajor*/CDF-Kommandeur und frühes Mitglied des BRDA-Führungskreises unterhielt Tucker bereits unmittelbar nach Kriegsende persönliche Kontakte zu Präsident Kabbah (SLPP), der Tucker geschätzt haben soll, »*because he controls all these excombatants*« (Gespräch mit einem Verwandten von Daniel Tucker, 17.04.2009).[29] Nach seiner Absetzung als BRDA-*chairman* wechselte Tucker während des 2007er Wahlkampfes zunächst in das politische Lager der PMDC und dann zum APC; Tucker selbst ließ andeutungsweise durchblicken, dass er in der PMDC *task force* aktiv gewesen war und *bike riders* für die

29 | Auch Tucker selbst hat diese Kontakte auf meine Nachfrage hin bestätigt (Gespräch 28.04.2009).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

PMDC *task force* mobilisiert hatte. Nach den 2007er Wahlen unternahm Tucker mehrere Versuche, erneut die Führung der BRDA zu übernehmen, die jedoch scheiterten. Stattdessen wurde in den ersten allgemeinen BRDA-Wahlen im März 2008, bei denen alle BRDA-registrierten *bike riders* in Bo Town stimmberechtigt waren, Tuckers Nachfolger, Femi Rashid, als *chairman* bestätigt. Rashid (der auch 2009 weiterhin im Amt war und an meinem BRDA-Gruppeninterview teilgenommen hat) war zwar ein bekennender SLPP-Anhänger, versprach aber im BRDA-Wahlkampf, sein Amt unpolitisch – also nicht im Dienst einer Partei und erst recht nicht als Mittelsmann für die Organisation von *political violence* – ausüben zu wollen. Tuckers Werdegang und der Ablauf der BRDA-Wahlen sind mir zum einen von dem BRDA *vice-chairman* und zum anderen von einem Mitarbeiter der lokalen NGO *Green Scenery* geschildert worden; *Green Scenery* war an der Organisation der BRDA-Wahlen zentral beteiligt (vgl. ausführlicher Menzel 2011).

Mittelfristig haben Tuckers politische Verbindungen sich dann aber (zumindest eine Zeit lang) für ihn ausgezahlt: Nur etwas mehr als einen Monat nach der *political violence* in Gendema wurde Daniel Tucker Ende April 2009 auf der ersten Nationalversammlung der Führungskreise aller sierra-leonischen *bike riders* Organisationen in Makeni zum *chairman* der bei gleicher Gelegenheit ins Leben gerufenen nationalen Schirmorganisation BRU gewählt. Ich erfuhr diese Neuigkeit von dem BRDA *vice-chairman*, als dieser nach der Versammlung in Makeni gerade wieder in Bo Town angekommen war. Auf meine erstaunten Nachfragen hin erklärte er – ganz im Gegensatz zu seinen sonstigen Äußerungen über Daniel Tucker – dass er mit dessen Wahl sehr zufrieden sei. Er hoffe, Tuckers Aufstieg werde den *bike riders* in Bo Town und in ganz Sierra Leone Einigkeit bringen und verhindern, dass sie unter der Führung rivalisierender Individuen, die sich in den Dienst politischer Parteien stellen, in gegnerische Lager gespalten werden (Gespräch, 28.04.2009). Vermutlich blieb dem *vice-chairman* und dem ganzen BRDA-Führungskreis gar nichts anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Zumindest liegt die Vermutung nahe, dass Tucker auf Druck der amtierenden APC-Regierung mit seiner neuen Stellung als *chairman* der BRU für geleistete Dienste belohnt und zugleich in eine Position hineinmanövriert wurde, aus der heraus er weiterhin in der Lage sein sollte, ›gute‹ Dienste zu leisten; sei es die Mobilisierung gewaltbereiter *bike riders* für *political violence* oder auch ›nur‹ die Versicherung, dass gewaltbereite *bike riders* sich unter seiner Kontrolle nicht von der politischen Gegenseite anwerben lassen würden. Letzteres passt eher zu dem ›Ruhe und Ordnung‹-Ansatz, den die APC-Regierung im 2012er Wahlkampf letztlich verfolgt hat (siehe unten 6.2.5). Tucker selbst machte keinen Hehl daraus, dass er mittlerweile gute Kontakte zu dem amtierenden Präsident Ernest Bai Koroma etabliert hatte und betonte bedeutungsvoll, er sei weiterhin »*ready for anything*«, solange er von seinen Taten profitiere. Er habe mit seinen 40 Jahren schließlich schon genug in Sierra Leone gelitten und bereits fast die durchschnittliche Lebenserwartung in Sierra Leone erreicht (die im Schnitt bei 48 Jahren liegt, vgl. UNDP 2013a: 146). Das Leben sei gerade in Sierra Leone zu

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

kurz, um nicht stets mit absolut allen zur Verfügung stehenden Mitteln das Beste daraus zu machen. Er berichtete zudem stolz, dass er als BRU *chairman* nicht nur ein eigenes Büro in Freetown zur Verfügung gestellt bekommen werde, sondern darüber hinaus auch bereits ein Haus in der Hauptstadt als Geschenk erhalten habe (Gespräch, 28.04.2009).

Ich weiß leider nicht, was mittlerweile aus Daniel Tucker geworden ist. In jedem Fall war er bis Anfang 2012 BRU *chairman* und wurde dann, noch vor den 2012er Wahlen, von dem aktuellen *chairman* David Sesay abgelöst. Zuletzt bin ich Tucker online in einem Bericht vom Februar 2012 über die Unterzeichnung eines Kooperationsabkommens zwischen der BRU und dem *Attitudinal and Behavioural Change Secretariat* ›begegnet‹ (vgl. Africa Young Voices 2012). Das *Attitudinal and Behavioural Change Secretariat* ist eine von der APC-Regierung eingerichtete Agentur, die für ›entwicklungsorientierte‹ Verhaltensweisen wirbt, die dazu beitragen sollen, Sierra Leone stabil und attraktiv für ausländische Investoren zu machen. Zu diesem Zweck hat das Sekretariat in den letzten Jahren verstärkt ›entwicklungserzieherische‹ Workshops mit Problemgruppen abgehalten, zu denen die *bike riders* ohne Frage gezählt werden.

6.2.2 *Car wash boys*

Kaum etwas würde mehr in die Irre führen, als *car washs* in erster Linie als Orte verstehen zu wollen, an denen gearbeitet und Geld verdient wird. Zwar haben *car wash boys* in der Tat die Möglichkeit, sich mit Auto- und vor allem Motorradwäschen jeden Tag ein wenig Geld zu verdienen. Zumindest in dem von *chairman* Mahmud geleiteten *car wash*, auf den ich mich während meiner Feldforschung konzentriert habe, hatten die *car wash boys* aber nur wenig zu tun. Pro Tag wusch jeder von ihnen (insgesamt hatte *chairman* Mahmuds *car wash* 15 feste Mitglieder) meist nur ein bis zwei, maximal drei Motorräder.[30] Dennoch verbrachten sie den größten Teil des Tages und auch die Nächte im *car wash*, der ihnen einen vergleichsweise geschützten Raum bot, in dem sie miteinander und mit befreundeten *bike riders*, Straßenkindern und arbeitslosen jungen Männern zusammensitzen, diskutieren, Glücksspiel spielen, Drogen konsumieren und auch schlafen konnten,[31] ohne befürchten zu müssen, von Nachbarschaftswachen unter Dieb-

30 | Eine Motorradwäsche kostete im Frühjahr 2009 1.500 Leones, genug für eine sehr kleine Portion Reis mit Soße in einer der zahlreichen Garküchen von Bo Town. Für *bike riders* ist es durchaus eine lohnende Investition, ihre Motorräder bei Bedarf waschen zu lassen, da potentielle Kunden eher einen *bike rider* mit einem nicht über und über verstaubten Motorrad auswählen; und wenn *bike riders* das Waschen selbst erledigen würden, müssten sie dafür zunächst Seife kaufen, Wasser von einem Brunnen holen etc.

31 | Dem ehemaligen *car wash boy* Ibrahim zufolge, zu dem ich im Folgenden noch ausführlicher komme, hatten viele *car wash boys* zudem in der Gegend um den zentralen Marktplatz Bekannte, die sie ab und an auf ihren Veranden übernachten ließen. Alle Häu-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

stahlverdacht gestellt und aufgegriffen oder von der Polizei für Herumlungerei oder Drogenbesitz verhaftet zu werden. *Chairman* Mahmud erklärte, als *car wash chairman* habe er vor allem zwei Aufgaben unbedingt zu erfüllen: erstens müsse er seine Jungs unter Kontrolle halten, damit es erst gar keinen Ärger in der Nachbarschaft gibt; und zweitens müsse er ihnen Schutz vor der Polizei bieten.

Die Erfüllung der zweiten Aufgabe wurde im Fall von *chairman* Mahmud dadurch verkompliziert, dass er seinen *car wash* zugleich als Umschlagplatz für das von ihm gehandelte Marihuana nutzte, das er vom *car wash* aus in den *ghettos* vertreiben ließ. Während meines Forschungsaufenthalts wurden mindestens zweimal Polizeirazzien auf dem *car wash* Gelände durchgeführt, die allerdings ohne Konsequenzen für *chairman* Mahmuds Geschäfte blieben. Einmal wurden dabei zwar mehrere *car wash boys* verhaftet, sie kamen aber bereits am nächsten Tag wieder frei, nachdem *chairman* Mahmud der lokalen Polizeidienststelle einen Besuch abgestattet und einige seiner dortigen Bekannten – vermutlich unterstützt durch Geldgeschenke – an ihre Freundschaft ›erinnert‹ hatte. Seine *car wash boys* hatte *chairman* Mahmud jedoch ohne Frage gut Griff. Sie gehorchten seinen Anordnungen, etwa wenn er Streitigkeiten darüber beilegte, wer das jeweils nächste Motorrad waschen durfte; oder wenn er ihnen verbot, jungen Frauen, die am *car wash* vorbeigingen, anzügliche Bemerkungen hinterherzurufen. Außerdem verhielten die *car wash boys* sich ihm gegenüber respektvoll und sprachen ihn stets ehrerbietig nicht mit seinem Namen, sondern mit dem Titel *chairman* an.

Entweder für *chairman* Mahmuds Kontrollfähigkeiten oder auch ganz grundsätzlich dagegen, dass die *car wash boys* überhaupt auf ›Schlechtes‹ aus waren, spricht zudem, dass ich im Laufe meines Forschungsaufenthaltes zwar Klagen über die Verrohtheit der *car wash boys* im Allgemeinen, aber keine konkreten Beschwerden über bestimmte *car wash boys* gehört habe; und das, obwohl ich sehr viel Zeit in der Nachbarschaft von Mahmuds *car wash* verbracht habe, in der auch meine Freundin (die Friseurin) Adama wohnte. Noch dazu wurden *car wash boys* insgesamt deutlich seltener explizit als gefährlich bezeichnet als *bike riders*. Der Lehrer Mr. Saidu deutete auf meine Nachfrage hin an, dass *car wash boys* seiner Meinung nach im Vergleich zu *bike riders* schon allein aufgrund ihrer geringeren Zahl weniger gefährlich seien (nach Schätzung von *chairman* Mahmud gab es in den vier *car washs* von Bo Town im Frühjahr 2009 insgesamt nicht mehr als 80 *car wash boys*). Zudem räumte Mr. Saidu im Zuge unseres Interviews (das sich vor allem um *political violence* drehte, siehe auch oben 6.1.5) ein, dass wohl zumindest nicht alle *car wash boys* zugleich auch ehemalige Kämpfer sind:

Mr. Saidu: »*You see, these people can be mobilized very quickly. All it takes for a politician is to say, ›Gentleman, I will supply you drinks, I will supply you moral boosters‹ or something like that and then you can see how they can be mobilized.*«

ser im Zentrum von Bo Town, in denen meist mehrere Parteien zur Miete in kleinen Zimmern wohnen, haben überdachte Veranden.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Anne: »*But who are ›these people‹? Bike riders? Car wash boys?*«
Mr. Saidu: »*Of course, the bike riders and the car wash boys … of course … when we talk about numbers the car wash is smaller compared to the bike riders. And these are excombatants … most of the bike riders are excombatants.*«
Anne: »*What about the car wash boys?*«
Mr. Saidu: »*Not all of them.*« (Interview, 12.03.2009)

Auch der ehemalige *car wash boy* Ibrahim rechnete die *car wash boys* zwar nicht mit zu denjenigen, vor denen er sich unmittelbar am meisten fürchtete, er erklärte aber, ihre Armut, ihre Perspektivlosigkeit und ihr Mangel an formaler Bildung mache sie anfällig dafür, sich von Politikern benutzen zu lassen. Im schlimmsten Fall, so führte er aus, könne solche Anfälligkeit, die keinesfalls nur die *car wash boys* betreffe, sogar zu einem neuen Krieg führen; nämlich dann, wenn konkurrierende Politiker sich dazu entschließen sollten, ihre Machtkämpfe im großen Stil gewaltsam auszutragen – beziehungsweise austragen zu lassen:

Anne: »*Let me give you an example from my other interviews. Many people tell me that they are afraid of the youthman den* [Krio für »*diese* jungen Männer«, Anm. A.M.] *in Sierra Leone … the ones who don't have work.*«
Ibrahim: »*I am also afraid of the youthman den who don't have work … the ones who live in the townships, who are just waiting to cause trouble.*«
Anne: »*Which ones? The ones at the market?*«
Ibrahim: »*Yes, at the market … and then we have the Kingdom guys* [die Straßenkinder vom Jah Kingdom, A.M.]*, and then there are guys who you can only see at night. They are armed robbers, they are fully armed. Yes. They attack people at night. They take from you whatever it is they want and then kill you and just leave you there. The government really has to arrest and to punish these people. But also the government has to focus on the youth. The youth are suffering in this country.*«
Anne: »*I see it every day.*«
Ibrahim: »*Out of 100 percent 75 percent of the youth suffer. For one, the youth in this country are not very educated.*«
Anne: »*But you went to school, didn't you?*«
Ibrahim: »*Yes. I wanted to set an example. Most of these boys that you see in the car wash they don't even know the alphabet. They have never seen a classroom. They just sit in the car wash, earn small money, gamble … so how can this peace continue?* […] *They* [Politiker, Anm. A.M.] *will not be able to fool me, because I am educated. They will not be able to fool me, because I know what is good and what is bad. But I am talking about other disgruntled youth. There are a lot of disgruntled youth in this country … Peace in this country depends on the elders* [die Verantwortlichen, die über verteilbare Ressourcen verfügen, Anm. A.M.].[32] *Peace in this country depends on the elders, because it is them who have everything in*

32 | Der Begriff e*lders* ist das direkte Gegenstück zu *youth* oder *youth man den*, deren Jugend stets nicht nur an ihrem chronologischen Alter, sondern auch an sozioökonomisch

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

their hands. It is them who come to the youth and use them. But if they come together as one there will be peace […]. *But if this doesn't happen there will likely be another war.*« (Interview, 06.04.2009)

Ibrahim selbst hatte sein *car wash*-Dasein bereits im Jahr 2005, als damals 25-Jähriger, aufgegeben, um seine Schulausbildung abzuschließen, die er während des Krieges unterbrochen hatte. Als ich ihn kennenlernte, hatte Ibrahim mittlerweile das sierra-leonische Äquivalent zum Abitur nachgeholt und war auf der Suche nach einer Arbeitsstelle. Während des Krieges war er als Flüchtling nach Bo Town gekommen und hatte im *car wash,* der zu dieser Zeit noch von einem anderen *chairman* geleitet worden war, Unterschlupf gefunden. Die Möglichkeit, wieder zur Schule zu gehen, war Ibrahim dann 2005 von einem wohlhabenden Patron eröffnet worden, über den Ibrahim darüber hinaus leider nichts erzählt hat. Dieser Mann hatte sein Schulgeld bezahlt und ihn in einem Haus untergebracht, in dem Ibrahim zusammen mit einem Mitbewohner nur etwa 100 Meter von *chairman* Mahmuds *car wash* entfernt wohnte. Ibrahim schaute fast jeden Tag im *car wash* vorbei, um sich mit den *car wash boys* zu unterhalten und ein Auge auf sie zu haben. Dabei achtete er allerdings darauf, Mahmud nicht über den Weg zu laufen, den er zutiefst verachtete. Ibrahim erklärte mir mehrfach, anstelle eines Drogendealers bräuchten die *car wash boys* eigentlich einen *chairman*, der ihnen ein verantwortungsvolles Leben vorleben und Perspektiven für ein verantwortungsvolles Leben auftun würde.

Anders als der ehemalige *car wash boy* Ibrahim waren die aktuellen *car wash boys* meist kaum in der Lage dazu oder hatten schlicht keine Lust darauf, sich mit mir über die politische Situation in Sierra Leone oder gar darüber zu unterhalten, was sie selbst davon hielten, für gefährlich gehalten zu werden. Die meisten von ihnen waren sehr jung, etwa im Alter zwischen zwölf und 16 Jahren, und ihr ständiger Hunger sowie ihr häufiger Drogenkonsum trugen nicht dazu bei, ihr Interesse an meinen Fragen oder ihre Konzentrationsfähigkeit zu erhöhen. Unsere Unterhaltungen liefen zunächst meist so ab, dass die jeweils anwesenden *car wash boys* auf meine Fragen hin in aller Kürze erklärten, entweder arbeiten oder zur Schule gehen zu wollen – dass es aber nun einmal keine Jobs gebe und sie niemanden hätten, der ihnen ihr Schulgeld bezahlen könnte. Lebhaft wurden unsere Debatten stets erst, sobald der ›offizielle‹ Teil meiner Besuche vorbei war. Um Zeit im *car wash* verbringen und mir ein Bild von dem alltäglichen Leben der *car wash boys* machen zu können, habe ich deshalb bald ganz darauf verzichtet, mich weiter mit Interviewversuche abzumühen. Stattdessen bin ich dazu übergegangen, etwas zu essen auszugeben und Fragen über Europa zu beantworten, die den *car wash boys* auf den Zungen brannten. Meist eskalierten diese Fragerunden nach wenigen Minuten zu lauten Diskussionen, in denen die *car wash boys*

abhängigen Positionen festgemacht wird (siehe oben 6.1). *Elders* hingegen sind diejenigen, die über Ressourcen verfügen, die sie zum Wohle anderer einsetzen *könnten*.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

untereinander prahlten, was sie alles tun und wie viel Geld sie verdienen würden, wenn es ihnen nur gelingen könnte, nach Europa auszuwandern. Spätestens an diesem Punkt stand meine ›Expertise‹, die fortan aus warnenden Einwänden bestand, dass illegale Einwanderer es in Europa sehr schwer haben und der Weg nach Europa in vielen Fällen spätestens im Mittelmeer tödlich endet, dann nicht mehr hoch im Kurs. Das Gegenargument der *car wash boys* lautete stets, dass es schlimmer als in Sierra Leone, wo man schließlich auch jeden Tag sterben kann (etwa an einer einfachen Entzündung oder Malaria in Kombination mit Unter- und Mangelernährung), wohl nicht sein könne. Es war auch im Zuge einer dieser Diskussionen, dass ich Ibrahim kennlernte. Er kam herbeigelaufen, um herauszufinden, was es mit dem Tumult im *car wash* auf sich hatte.

Einige Male schaute während meiner Besuche im *car wash* auch der geachtete ehemalige *Kamajor*/CDF-Kommandeur und ehrenamtliche BPRM-Mitarbeiter Mr. Sanoh vorbei (siehe oben 6.1.8). Ebenso wie Ibrahim wohnte auch Mr. Sanoh in Sichtweite des *car wash*. Er hatte somit einen guten Überblick über meine Besuche, die er zutiefst missbilligte. Dabei war es Mr. Sanoh gewesen, der mich in seiner Eigenschaft als für die ›Exkombattanten-Szene‹ zuständiger BPRM Peace Monitor auf einem seiner täglichen Rundgänge gleich zu Beginn meiner Feldforschung das erste Mal mit in den *car wash* genommen und *chairman* Mahmud vorgestellt hatte. Allerdings fand Mr. Sanoh, dass es mit unserem einen gemeinsamen Besuch im *car wash* dann auch hätte gut sein müssen. Er erklärte mir mehrfach aufgebracht, er verstehe einfach nicht, was ich im *car wash* zu schaffen hätte. Zwar würden die *car wash boys* mir am helllichten Tag bestimmt nichts antun (von meinen spätabendlichen Besuchen im *car wash*, bei denen mir ebenfalls nie etwas angetan wurde, wusste Mr. Sanoh nichts), aber »*diese* Jungs« würden mir doch ohnehin nichts erzählen können, was meine Forschung weiterbringen könnte. Mit dieser Einschätzung war Mr. Sanoh nicht alleine. Wann immer BRRM-Mitarbeiter mich beispielsweise auf dem zentralen Marktplatz in vertrautem Umgang (im Gespräch, lachend, gemeinsam ›abhängend‹) mit ›gefährlichen jungen Männer‹ sichteten, musste ich mir im Nachhinein kritische Fragen dazu stellen lassen, warum um Himmels willen ich mich denn mit ihnen abgeben würde. Möglichst distanzierte Interviews waren eine Sache – vertrauter Umgang offensichtlich eine ganz andere. Ein Journalist, der ebenfalls als BPRM Peace Monitor tätig war, ging sogar so weit, mich mehrere Nächte hintereinander telefonisch zu beschimpfen, nachdem er mich in einer Bar mit einem ihm bekannten *bike rider* tanzen gesehen hatte. Er lamentierte, es sei eine Schande, dass eine gebildete Person wie ich mich mit solchen Leuten abgebe. Ich vermute allerdings, dass seine Entrüstung auch deshalb ganz besonders heftig ausfiel, weil ich eine Einladung, mit ihm tanzen zu gehen, am vorausgehenden Wochenende abgelehnt hatte.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

6.2.3 Die Straßenkinder vom Jah Kingdom

Anfang 2009 war das inmitten einer Müllhalde im Zentrum des zentralen Marktplatzes gelegene Jah Kingdom nur einer von insgesamt zwei besonders berüchtigten Orten in Bo Town, von denen es hieß, dass sie »*diesen* Jungs auf der Straße« als zentrale Rückzugs- und Versammlungsorte dienten. Der andere Rückzugs- und Versammlungsort befand sich in einem Winkel des Maxwell Khobe Parks, eines kleineren Marktplatzes, der Anfang März 2009 auf Regierungsanweisung hin abgerissen wurde. Die offizielle Begründung, die über die Radionachrichten verbreitet wurde, lautete, der Maxwell Khobe Park, der sich nur in seiner Größe wesentlich von dem zentralen Marktplatz unterschied, sei ein Schandfleck und an seiner Stelle solle ein »moderner« Marktplatz entstehen. Der Abriss löste in Bo Town jedoch statt Vorfreude in erster Linie Beunruhigung aus (ganz abgesehen davon, dass er zahlreiche Händlerinnen und Händler ihrer festangestammten Marktbuden beraubte). Über den lokalen Radiosender *Kiss 104* wurden Warnungen durchgegeben, die Kriminellen vom Maxwell Khobe Park würden sich nun, da ihr Rückzugsort zerstört worden war, in der ganzen Stadt verteilen, und es sei mit einem Anstieg bewaffneter Raubüberfälle und mit Vergewaltigungen zu rechnen. Zwar blieb der vorausgesagte Kriminalitätsanstieg allem Anschein nach aus, allein die Gerüchte reichten aber bereits, um die ohnehin stets schwelende Angst vor *armed robbers* zu befeuern – bis diese Angst einige Tage später, Mitte März 2009, zum Teil von den Befürchtungen verdrängt wurde und sich zum Teil mit den Befürchtungen vermischte, die durch die *political violence* in Gendema, Kenema und Freetown angefacht wurden.

Die Straßenkinder vom Jah Kingdom und ihren *chairman*, einen 18-jährigen jungen Mann, habe ich einige Tage vor dem Abriss des Maxwell Khobe Parks und dem Aufkommen der Gerüchte über einen bevorstehenden Kriminalitätsanstieg zum ersten Mal getroffen. Ich war an diesem Tag mit Sheriff verabredet, einem arbeitslosen jungen Mann und ehemaligen RUF-Kämpfer, von dessen Kämpfervergangenheit ich zu diesem Zeitpunkt allerdings noch nichts wusste. Ich hatte Sheriff zwei Wochen zuvor auf der Veranda der Friseurin Adama kennengelernt, wo er mich von der Stelle weg über mein Forschungsvorhaben ausfragte. Im Zuge eines Interviews, das ich dann einige Tage später mit Sheriff geführt habe, berichtete er mir zunächst, er habe nie gekämpft und einen Großteil der Kriegszeit als Flüchtling in Guinea verbracht (Interview, 17.02.2009). Im Laufe der nächsten Wochen und Monate habe ich dann jedoch immer wieder von verschiedenen Leuten aus Sheriffs Nachbarschaft Bemerkungen gehört, die auf seine in der Nachbarschaft allgemein bekannte Kämpfervergangenheit hindeuteten (siehe auch oben 6.1.7).[33] Sheriff selbst hat mir erst Monate nach unserem ersten Treffen, kurz

33 | So beispielsweise auf der Beerdigung eines Jungen aus der Nachbarschaft, der an Malaria, Typhus oder an irgendeiner anderen fiebrigen Erkrankung plötzlich verstorben war. Als mir bei der Beerdigung Tränen über die Wange liefen, fuhr Sheriff mich grob an, ich solle

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

vor meiner Abreise, von sich aus von seiner Kämpfervergangenheit berichtet; wobei er davon ausging, dass ich ohnehin bereits von ihr wusste. Hingegen schlug er mir gleich bei unserem ersten Treffen auf Adamas Veranda in herausforderndem Ton vor, dass er mich an Orte mitnehmen und mich Leuten vorstellen wolle, die mir sonst bestimmt niemand vorstellen würde – wenn ich denn den Mut dazu und vor allem keine Angst vor Müll und Dreck hätte. Er erklärte, ich bräuchte mir keine Sorgen machen, mir würde ganz sicher nichts passieren. Aber der »Frieden in Sierra Leone« (er übernahm die Formulierung, die ich stets nutzte, um neuen Bekannten mein Forschungsinteresse vorzustellen, siehe ausführlich 2.3.1), sehe nun einmal nicht immer besonders ansprechend aus. Wie um sein Versprechen wahr zu machen und im Müllgestank meinen Willen zu testen, war das Jah Kingdom dann gleich unsere erste Station.[34] Sheriff stellte mich dem dortigen *chairman* vor und wir vereinbarten einen Interviewtermin für den nächsten Tag, an dem ich mich erneut im Jah Kingdom einfinden sollte.

Das Interview mit dem *chairman* der Straßenkinder vom Jah Kingdom eröffnete ich dann nicht mit meiner üblichen Einstiegsfrage: Was denkst du/was denkt ihr über den Frieden in Sierra Leone? Stattdessen fragte ich ihn, was genau er und seine Jungs eigentlich im Jah Kingdom machen. Anders als im *car wash*, wo Motorräderwaschen zumindest den offiziellen Versammlungszweck darstellt, konnte ich an der Müllhalde und an den verstreut in kleinen Gruppen zusammensitzenden Straßenkindern keinen Hinweis darauf ausmachen, um welchen Anlass, Sinn oder Zweck herum ihre Gemeinschaft organisiert sein mochte. Der *chairman* erklärte mir dann, sie würden sich im Jah Kingdom aufhalten, um Ruhe vor denjenigen zu finden, die sie, die Straßenkinder, für »*bad boys*« halten:

Chairman: »*We are here, because we have no other place to go. […] In one way you can say, we are living here on our own, but in another way we are not living on our own…we are the problem of Sierra Leone. But anything that we do here, we do it on our own. We feed ourselves, cloth ourselves, provide everything … we do everything, provide everything. But we here … even we can see that this is not comfortable. But there is no other way, because it is a way to live a hard life. We struggle all day long for survival. As you can see, we gather here every day. When we go out, some who are better off say that we are bad boys. So we stick to ourselves, so that no one disturbs us*.«
Anne: »*Who says that you are bad boys*?«
Chairman: »*Many people say this*.«
Straßenkinder durcheinander: »*The money-people! That is what they are saying!*«

---

nicht weinen, wir alle würden irgendwann sterben. Dann drehte er sich um und ging. Daraufhin murmelte eine Frau, die neben mir stand, dass von jemandem, der so viele Menschen auf dem Gewissen hat, wohl keine andere Reaktion zu erwarten sei.

34 | In den Tagen und Wochen darauf, führte Sheriff mich nach und nach durch die *ghettos* auf dem und um den zentralen Marktplatz von Bo Town.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Chairman: »*They always say this, because they can see that we are only under our own control, nobody else controls us. We take care of ourselves and no one else is taking care of us. We are here all day on our own.*«
Straßenkinder durcheinander: »*This is our shelter! This is our shelter!*«
Chairman: »*We have not only been here for one month. Some of us have been here for three to four years.*«
Anne: »*Three to four years in this place?*«
Chairman: »*Yes, only in this place. We are here during the day and at night we find places to sleep.*« (Interview, 26.02.2009)

Der *chairman* versicherte mir dann, dass seine Jungs tatsächlich keinesfalls »schlecht« seien. Stattdessen hätten sie einfach nur Pech gehabt. Viele von ihnen seien Weisen; andere hätten ihre Familien verlassen, weil diese sich nicht um sie kümmerten oder sie nicht versorgen konnten. Nur würden viele Leute die Art und Weise, nach der sie im Jah Kingdom notgedrungen leben, eben als Schlechtigkeit deuten – und zudem annehmen, dass sie bereits während des Krieges »schlechte Dinge« getan haben:

Chairman: »*We just stay here, because things go wrong sometimes and there is no return. So we decided to stay here on our own and to live our own way. Because … you know, when this war ended, some people did not trust anyone. They think that you did all kinds of bad things. So even if someone is better off, he will not help you, because he was punished during the war and he thinks that others should be punished too.*«
Anne: »*Punished? What do you mean?*«
Chairman: »*Punished in the way that they take you as being a criminal or as not being trustworthy. Maybe that is not the way they are thinking … but just by the way we are living they take us as bad boys. We are not doing what they are doing, that is: we don't have money to do business or to take care of what they are taking care of. So they take us as bad boys because they see us struggle all day long for our survival. You see, being here does not mean that we don't want to do anything else. But it is not easy for us.*« (Interview, 26.02.2009)

Während des Interviews wurden wir von etwa zwanzig Straßenkindern umringt, die ihrem *chairman* lauthals beipflichteten. Ebenso wie bei den *car wash boys* handelte es sich auch bei ihnen um männliche Jugendliche, überwiegend im Alter zwischen zwölf und 16 Jahren. Als ich den *chairman* fragte, ob es denn nicht auch Mädchen gebe, die auf der Straße leben, erklärte er, die Art, nach der sie im Jah Kingdom leben, sei für Mädchen nicht geeignet. Es sei einfach zu schwierig, zu leidvoll. Dies bedeute jedoch nicht, dass es nicht auch Mädchen und junge Frauen gibt, die keine feste Bleibe haben. Als ich weiter nachhakte, erklärte er, dass Mädchen sich, anstatt ins Jah Kingdom zu kommen, *boyfriends* suchen, die ihnen im Austausch gegen ihre sexuelle Verfügbarkeit zumindest eine Zeitlang ein Dach über dem Kopf und etwas zu essen bieten:

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

»*Girls are not able to suffer like us.*[35] *There are girls in the streets … yes! But they cannot just suffer like us. Some are on the streets and look out for men to sleep with them and to get money from them. There are more than 50 or 80 of them. They are looking out for men to take care of them. But you don't really see them during daytime. They don't just come here and sit here. They go out at night to look for their living, but during the day they just stay near their boyfriends who are taking care of them. But this does not mean that they have been married or been put inside a house for marriage, no!*« (Interview, 26.02.2009)

Darauf, wie die Jungs vom Jah Kingdom sich im Vergleich zu diesen Mädchen ihre Mahlzeiten organisieren, ging der *chairman* nicht näher ein. Sheriff erklärte mir jedoch nach dem Interview, ihnen bleibe häufig nichts anderes übrig, als ihrem schlechten Ruf gerecht zu werden und zu stehlen – oder aber zu hungern. Im Laufe der nächsten Wochen stellte ich allerdings fest, dass wenigstens einer der Jah Kingdom ›Bewohner‹ sogar einer regelmäßigen Arbeit nachging, für die er jeden Tag als Bezahlung eine große Mahlzeit erhielt: Er arbeitete an einem Marktstand, an dem zwei ältere Händlerinnen gegen einen kleinen Aufpreis bereits zerkleinerte und somit gleich kochfertige Cassavablätter verkauften, die zentraler Bestandteil eines der beliebtesten Reis-mit-Soße-Gerichte sind. Der etwa 13-jährige Junge war für die Zerkleinerung der Cassavablätter zuständig und schien oft den ganzen Tag in der Gesellschaft der Händlerinnen zu verbringen und erst abends ins Jah Kingdom zurückzukehren.[36]

Der *chairman* erklärte, dass viele Straßenkinder entweder direkt im Jah Kingdom oder unter den über Nacht leergeräumten Markttischen übernachten – wenn sie keine Gelegenheit finden, bei bessergestellten Freunden unterzukommen. Bei

35 | Eine fast identische Formulierung, allerdings als Übersetzung aus dem Portugiesischen, findet sich auch in einem von Henrik Vigh geführten Interview mit Buba, einem arbeitslosen jungen Mann in Bissau (Guinea-Bissau), in dem dieser erklärte, warum er nicht mit seiner Freundin und ihrem gemeinsamen Kind zusammenleben kann: »›Women cannot suffer like men‹ is Buba's way of explaining why he cannot live with his girlfriend. As he is incapable of finding the resources needed to grant himself a meal per day, he is aware that he cannot tend to the primary needs of his girlfriend and their baby, and is therefore unable to fulfill his social ambition and obligation.« (Vigh 2006: 103)

36 | Ich habe oft Einkäufe auf dem Markt erledigt, mit arbeitslosen jungen Männern in den *ghettos* zusammengesessen und einige Tage zu Forschungszwecken, weil mich der Alltag der Händlerinnen interessierte, am Marktstand der Händlerin Isatu, einer Freundin von Adama, ausgeholfen und zusammen mit ihr Schminke, Nagellack, Haarteile, Modeschmuck und Unterwäsche verkauft. Solche ›Luxusgüter‹, die überwiegend aus chinesischer Produktion stammen, sind sehr begehrt und viele Frauen sparen sie sich im wahrsten Sinne des Wortes vom Munde ab. Isatu war die Aufmerksamkeit, die meine Anwesenheit an ihren Stand erregte, sehr recht. Außerdem habe ich stets bereitwillig ihre Essenseinkäufe für sie erledigt und bei meinen Marktrundgängen oft an dem Stand haltgemacht, an dem der Jah Kingdom *boy* aushalf, um mich mit ihm und den Händlerinnen zu unterhalten.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

solchen bessergestellten Freunden handelt es sich oft um ehemalige Straßenkinder, denen es gelungen ist, lange oder oft genug bezahlte Arbeit zu finden, um Geld für die Anmietung eines eigenen Zimmers anzusparen. Zimmermieten müssen üblicherweise im Voraus für ein Jahr oder mindestens für ein halbes Jahr bezahlt werden; ein kleines, etwas mehr als Matratzen-großes Zimmer war 2009 ab halbjährlich ca. 150.000 Leones zu haben (etwa 35 Euro). Der *chairman* erklärte, er versuche, seinen Jungs am Beispiel solcher Freunde, die es wenigstens von der Straße weggeschafft haben, immer wieder Hoffnung auf ein besseres Leben zu machen, um sie vom »Unruhe-Stiften« abzuhalten (»*cause trouble*«) – vermutlich ein Euphemismus für ›schlechte‹ Tätigkeiten von Stehlen bis hin zur Beteiligung an *political violence*. Zugleich räumte der *chairman* ein, seine eigenen Ermutigungen würden ihn oft selbst nicht recht überzeugen:

»*I talk to them, speak to them and give them hope so that they have hope and do not destroy their own life. They should not follow bad examples and lose their chance for progress. Because they have a long way to go … we have a future. But I just don't see how … how to do something else in life. But I tell them: ›Man, you have to stop fighting, causing trouble all day long, because one day you will be a very responsible person in life. You will take care of yourself and your children. You will have your own family. So don't destroy your life before your future reaches you‹*«. (Interview, 26.02.2009)

6.2.4 Arbeitslose junge Männer

Die drastischsten Formulierungen von Gewaltbereitschaften, die ich während meines Forschungsaufenthalts gehört habe, stammen aus einem Gruppeninterview mit arbeitslosen jungen Männern in einem *ghetto* auf dem zentralen Marktplatz, das ebenfalls Sheriff für mich organisiert hat. Die Teilnehmer des Gruppeninterviews, allesamt Freunde von Sheriff etwa im Alter zwischen 25 und 40 Jahren, versammelten sich jeden Tag um die Mittagszeit in eben diesem *ghetto*. Sie folgten dabei einem immer gleichen Tagesrhythmus, den viele arbeitslose junge Männer in etwa gemeinsam haben: In diesem Rhythmus beginnt jeder Tag aufs Neue mit der Suche nach einer Gelegenheit, ein paar tausend Leones zu verdienen, zumindest genug für eine Mahlzeit, von der arbeitslose junge Männer sich dann nach Möglichkeit etwas aufsparen, um es abends unmittelbar vor dem Schlafengehen verzehren zu können. Mit quälenden Sorgen *und* leerem Magen, so wurde mir häufig erklärt, sei Einschlafen so gut wie unmöglich. Wer gegen Mittag noch keinen Gelegenheitsjob gefunden hat, kann die Suche allerdings in aller Regel aufgeben. Die wenigen mager bezahlten Tätigkeiten, die es womöglich zu verteilen gegeben hatte, sind spätestens zu diesem Zeitpunkt vergeben. Ebenfalls um die Mittagszeit füllen sich dann die *ghettos*, wo schon diejenigen warten, die sich an diesem Tag – aus zeitweiliger Resignation oder weil sie krank sind – erst gar nicht auf die Suche nach Arbeit gemacht haben und darauf hoffen, dass Freunde ihnen mit etwas Geld aushelfen werden; wenigsten mit so viel,

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

dass sie etwas Alkohol (meist Palmwein oder hochprozentigen Schnaps, der in kleinen Plastiktüten verkauft wird) trinken oder Marihuana rauchen können, um ihre Sorgen kurzzeitig zu vergessen. Alkohol und Marihuana sind billiger als eine Mahlzeit und, wie viele arbeitslose junge Männer erklärten, aus ihrer Sicht letzten Endes oft befriedigender.

In seiner Studie über meist arbeitslose ehemalige Kämpfer in Bissau (Guinea-Bissau) beschreibt der Anthropologe Henrik Vigh, dass Freundschaften, in denen Verlass darauf ist, dass einander nach Möglichkeit ausgeholfen wird, für arbeitslose junge Männer überlebensnotwendig sind. Vigh bezeichnet solche Freundschaften als »economy of affection and obligation« (Vigh 2006: 106). So wie ich solche Freundschaften in Bo Town erlebt habe, würden sie sich alternativ auch treffend als freundschaftliche Reichtum-an-Menschen-Beziehungen beschreiben lassen, in denen die Hierarchien vergleichsweise flach sind und Patrone und Günstlinge recht häufig die Rollen wechseln. Ich habe mich allerdings oft gefragt, wie über solche Freundschaften tatsächlich genug Mittel zum Überleben mobilisiert werden können; schließlich bringen Gelegenheitsarbeiten kaum genug ein, um noch etwas zum Teilen übrig zu lassen. Den entscheidenden Unterschied scheinen in dieser Situation unregelmäßige Zusatzeinkommen auszumachen, die ein Stück weit geteilt werden können: Sheriff beispielsweise erhielt gelegentlich Geldsendungen von seinem älteren Bruder, der während des Kriegs als Asylbewerber nach Deutschland gelangt war, wo er nach wie vor lebte. Dumbuya, ein anderer arbeitsloser junger Mann, der in demselben Haus wie die Friseurin Adama ein kleines Zimmer mietete, schien sich ab und an im Marihuana-Geschäft von *chairman* Mahmud als Dealer etwas hinzuzuverdienen. Ihm war diese Tätigkeit mir gegenüber unangenehm und auf meine Nachfrage hin stritt er sie ab; ich habe aber einige Male selbst beobachtet, dass Dumbuya in *ghettos* Verkaufstätigkeiten nachging. Auch ich selbst stellte eine zusätzliche Geldquelle dar. Sowohl Sheriff als auch Dumbuya haben mich mehrfach um finanzielle Unterstützung gebeten – nicht nur für sich selbst, sondern auch für ihre Freunde, ihre »Brüder« (*brothers*), insbesondere wenn es darum ging, Arztbesuche und Medikamente zu bezahlen. Gerade in Krankheitsfällen reichen die über Freundschaftsnetzwerke mobilisierbaren Mittel nämlich häufig tatsächlich *nicht* zum Überleben. Teure Arztbesuche und Medikamente übersteigen oft die Leistungsfähigkeit der Freundschaftsnetzwerke.

Das von Sheriff für mich mit seinen Freunden organisierte Gruppeninterview im *ghetto* begann damit, dass Sheriff mich den Anwesenden als die »weiße Studentin« vorstellte, deren Besuch er bereits angekündigt hatte. Einige der Anwesenden kannte ich schon von früheren Begegnungen in anderen *ghettos*, die ich gemeinsam mit Sheriff und/oder Dumbuya besucht hatte; die meisten hatte ich jedoch noch nie getroffen. Insgesamt waren etwa 20 Interviewteilnehmer versammelt. Ich stellte mich und mein Forschungsinteresse dann selbst noch einmal kurz vor und stellte dann meine Einstiegsfrage: Was denkt ihr über den Frieden in Sierra Leone? Nach anfänglichem Tumult einigten wir uns darauf, dass diejenigen, die etwas sagen wollten, dies der Reihe nach tun würden:

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Mann 1:[37] »*Some of us are not happy while you see us sitting here. We want to do something. You know what I mean, eh? Because, men who just sit down like this are men who have bad plans. But if we all were busy, bad plans would not exist in this country.*«
Alle durcheinander: »*Not at all!*«
Mann 1: »*But men who sit down, smoke and drink, they have bad plans. But if everybody went to work … you know what I mean, eh? So I think, where there is work there are no problems. So let the young men busy themselves.*«
Klatschen, allgemeine Zustimmung
Mann 2: »*Like me, I am just sitting here because I have no job. And people tell me that I am idle. But I don't want to be idle. Just there is no assistance. If there was assistance, I would not sit down for the rest of the day wasting time. I would work. And at the end of the day I would benefit. Most of us, as you see us sitting here, are educated or at least received some training. But unfortunately there are no jobs. Let me give you one example: People came here, who wanted to dig a trench along the road. Then they paid us 5000* [in 2009 etwas mehr als ein Euro, Anm. A.M.] *for one day. I have a family, my wife and my son. How can they live on these 5000?*«
Anne: »*It is impossible.*«
Mann 2: »*It is hard. And because of all the hardness we become weak … weak in the sense that we spend our time here for the rest of the day. If we all had jobs, you would not be able to come and visit us here. You would not be able to meet anybody, because we would be busy. But now we just sit here. If I go to the streets and I have 2000 Leones, out of these 2000 Leones I have to eat, my people have to eat, I have to pay house rent. So the burden is too much for the kind of money that I am able to earn in one day! This can move you to do bad things. You really have to control your heart. If you don't control your heart you will always tend to go the wrong way.*«
Alle durcheinander: »*Yes, yes, yes exactly!*«
Mann 3 (sehr laut und aufgebracht): »*I want to tell our sister…*«
Alle durcheinander unterbrechen ihn: »*You don't have to shout, calm down!*«
Mann 3: »*I want to tell her that it is problems that result from our homes that make us live in the streets. Like me, I have a house that my father built for us, but when my father died our uncle took the house from us. So, what my father did for me did not have any effects. This discouraged me and made me drop out of school and I decided to live on my own until I make money one day. So that is why I live in the streets. So, you said you came to know our minds and now you know. If you can give us small jobs, we will be happy. This would help us. The government does not help us. You white people have to come help us and then it will be better. You understand? There is so much to do, engineering, driving…. you should come and employ us. Look at me, I am idle! Do you know where I want to go to steal right know? I want to go to my uncle's house and steal. Yes! From this morning, when I didn't*

37 | Da ich die Namen mancher Interviewteilnehmer auch im weiteren Verlauf der Feldforschung nicht erfahren habe und ihnen deshalb hier auch keine Pseudonyme zuweisen will, habe ich die Sprechenden in dem folgenden Interviewauszug der Übersichtlichkeit halber durchnummeriert

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

have money, I have been planning to go steal. Like this thing that you have here [er zeigt auf mein Aufnahmegerät, Anm. A.M.] *… I will take it and put it in my pocket.*«
Allgemeines Lachen
Mann 3: »*Anyway, this is my plan. But if I had work, I would go do work. But since I don't have work my plan is to go steal … and I plan to go fight! Yes! That is how it is.*« (Gruppeninterview, 27.02.2009)

Trotz Beschwichtigungsversuchen von Sheriff und einigen anderen war es, als ob nach dem Ausruf »*I plan to go fight!*« ein Damm gebrochen wäre; alle vorherigen Absprachen, der Reihe nach zu sprechen, waren vergessen. Ich habe im weiteren Verlauf des ›Interviews‹ dann kaum mehr Fragen gestellt, sondern den Debatten gelauscht, die zwar immer noch an mich adressiert wurden, sich aber ansonsten völlig ohne mein Zutun und einigermaßen tumultartig entfalteten. In ihnen ging es um die sozioökonomische Misere der *youth* in Sierra Leone, um »unnütze« internationale Projekte und Kampagnen,[38] um die Korruption der politischen Machteliten und schließlich darum, dass es um des Friedens willen eigentlich notwendig sei, alles zu ertragen und den eigenen »schlechten Plänen« nicht freien Lauf zu lassen. Zugleich wurde beklagt, dass kaum zu erwarten sei, dass sich solche Selbstkontrolle für das eigene Leben auszahlen wird. Um selbst vorankommen zu können, sei es angesichts des Mangels an regelmäßig und gut bezahlten Jobs nahezu unvermeidbar, »schlechte Pläne« zu schmieden: »*We have just left the war behind us, but we might have to go back. Unless we go steal, go to the bush and do bad things, there will be nothing for us. Because there are no jobs!*« (Gruppeninterview, 27.02.2009)

Im Kontext des Gruppeninterviews wurde dabei schnell klar, dass es sich bei den »schlechten Plänen«, von denen Sheriffs Freunde sprachen, in erster Linie um Bereitschaften handelte, sich von Politikern als *thugs* für *political violence* an-

38 | Im Fokus standen dabei insbesondere der *Special Court* sowie Aufklärungskampagnen über die Rechte von Frauen und Kindern, von denen es hieß, sie würden nicht zur sierra-leonischen Kultur passen und arbeitslosen jungen Männern das Leben noch mehr erschweren (siehe auch oben 6.1). Mit Blick auf den *Special Court* forderte einer der Interviewteilnehmer beispielsweise: »*Forget the Special Court! Peace will stay for good. Just find work for the youth. Take that money that is being used for the Special Court and open companies for the youth.*« (Gruppeninterview, 27.02.2009) Ähnliches wurde auch in anderen Interviews und Gesprächen von arbeitslosen jungen Männern geäußert. Dumbuya erklärte etwa: »*To build the Special Court … all this money that they have spent on building this Special Court … I just think someone should have told the donors: ›We don't need this in our country. But let's open a big farming center. Let's spend this money on farming. By the next three to five years people will be able to reap the benefits.‹ But no, they went on, they built the Special Court, they just wasted money. Then, how do you think we can use the Special Court. Can we cook it? Can we eat it? No. We will never cook it and eat it.*« (Interview, 01.04.2009)

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

heuern zu lassen. Dies wurde nicht zuletzt an zustimmungssuchenden Seitenblicken auf Sheriff deutlich, der sich nicht selbst aktiv an dem Interview beteiligte, seinen Freunden aber immer wieder ermutigend zunickte. Seine eigene Bereitschaft, sich für *political violence* anheuern zu lassen, hatte Sheriff mir bereits in einem Einzelinterview dargelegt, das er mir gleich zu Beginn unserer Bekanntschaft gegeben hatte:

Sheriff: »*Trust me, this country is not secure.*«
Anne: »*Why?*«
Sheriff: »*I tell you, problems will cause problems.*«
Anne: »*Like what? Give me an example.*«
Sheriff: »*You know what causes theft?*«
Anne: »*Poverty?*«
Sheriff: »*God bless you! You know what causes fights?*«
Anne: »*Poverty?*«
Sheriff: »*God bless you! So I am talking to you like a prophet. I just want to tell you: I am a Sierra Leonean, I am tired of sitting in this country in languish. I have a certificate*[39]*, but I cannot make use of it … yes.* […] *So somebody might come and say: ›Hey gentlemen, you have learned book* [ihr seid zur Schule gegangen, Anm. A.M.] *but still you have nothing! Here is some money! Do this and that!‹ What do you think, will he be able to persuade me?*«
Anne: »*Mhm, you tell me.*«
Sheriff: »*Look Anne, I went to school, I don't have work … and there comes somebody who tells me: ›Hey boys, you don't have work … I have work for you, I will pay you 300.000* [etwa 70 Euro, Anm. A.M.]. *Let's go.‹ I will go do anything … anything, you understand? I have to follow him. Everybody wants food, everybody is sick … I have to go. And this causes problems in this country. Trust me.*« (Interview, 17.02.2009)

Allerdings wurde mir im Laufe unserer Bekanntschaft bald klar, dass Sheriff sich tatsächlich keinesfalls mit einer einmaligen Bezahlung für Schläger-Dienste zufrieden geben wollte. Vielmehr arbeitete er an einer ›politischen Karriere‹, die ihm Zugang zu aussichtsreichen Reichtum-an-Menschen-Beziehungen und damit zu echten Aufstiegsmöglichkeiten verschaffen sollte. Nach und nach berichtete er mir, bereits Kontakte zu lokalen APC-Politikern geknüpft zu haben; sie hätten ihn mittlerweile sogar zum ehrenamtlichen APC *youth chairman* von Bo Town ernannt – wobei ich mir nicht sicher bin, inwieweit diese Ernennung tatsächlich offiziellen Charakter hatte. In Sheriffs Augen beinhalteten seine Aufgaben und Verantwortlichkeiten als APC *youth chairman* aber in jedem Fall, sich alltäglich einen Überblick über die Geschehnisse in den *ghettos* und im Jah Kingdom zu verschaffen, dabei für die Partei zu werben, Frustrierten Mut zuzusprechen und, wenn möglich, hier und da mit etwas Geld auszuhelfen. Zu-

39 | Sheriff kann lesen und schreiben und hat nach dem Krieg im Rahmen eines geberfinanzierten Ausbildungsprogramms eine kurze handwerkliche Lehre absolviert.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

dem hielt er seine Freunde über ›politische Entwicklungen‹ beziehungsweise über das Fortschreiten seines Kontakteknüpfens auf dem Laufenden. Auch für sie sollten sich aus Sheriffs Kontakten idealerweise spätestens im Vorfeld der nächsten nationalen Parlaments- und Präsidentschaftswahlen im November 2012 Gelegenheiten ergeben, von dem *power business* der politischen Eliten zu profitieren. Hierauf wurde ich von Sheriffs Freunden auch im Gruppeninterview explizit hingewiesen:

Mann 4: »*There are some people, when they want something from the youth, when they need support, they come to the youth. During these times they buy alcohol for us, and they buy food so that we can eat.*«
Anne: »*Who does this?*«
Mann 4: »*The big ones in this country.*«
Mann 1: »*Like this man who brought you here* [Sheriff, Anm. A.M.]. *He is our own big one.*«
Mann 4: »*This man is with us every day, every hour, every minute. If anything happens, if anything is going on, he will tell us.*« (Gruppeninterview, 27.02.2009)

Leider bin ich nicht darüber auf dem Laufenden, was aus Sheriffs ›politischer Karriere‹ letztlich geworden ist. Ich habe den nach meiner Rückkehr nach Deutschland ohnehin nur sporadischen Kontakt zu Sheriff Anfang 2011 verloren. Dumbuya und Adama zufolge war er, nachdem er eine Zeitlang in Freetown gelebt hatte, während des 2012er Wahlkampfs aber wieder in Bo Town im *politics business* aktiv. Im Juli 2012 haben sie mir telefonisch berichtet, Sheriff habe für seinen persönlichen Gebrauch ein rotes Motorrad geschenkt bekommen, das an den Seiten jeweils mit einer weißen Sonne versehen ist; rot ist die Farbe des APC, eine weiße Sonne auf rotem Untergrund das APC-Symbol.[40]

6.2.5 Ausblick: die 2012er Wahlen

Eigentlich hatte ich geplant, diese Arbeit möglichst vor den Parlaments- und Präsidentschaftswahlen im November 2012 fertigzustellen. Da es nun aber anders gekommen ist, will ich an dieser Stelle wenigstens einen kurzen Ausblick auf die 2012er Wahlen geben. Ich nenne es deshalb ›Ausblick‹ und nicht ›Rückblick‹, obwohl die 2012er Wahlen zum Zeitpunkt der Fertigstellung der vorliegenden Arbeit (Sommer 2013) bereits über ein halbes Jahr zurückliegen, weil ich hier keine ausführliche Rekonstruktion und Interpretation des Wahlkampfs und Wahl-

40 | Ab Herbst 2012 ist mein Informationsstrom über Sheriff erneut versiegt. Dumbuya lebt mittlerweile nicht mehr in Bo Town und ich habe den Kontakt zu Adama verloren. Ich habe sowohl Dumbuya als auch Mohammed (der mittlerweile in Kenema lebt) darum gebeten, bei ihrem nächsten Besuch in Bo Town bei Adama vorbeizuschauen – bis jetzt (Mai 2013) habe ich aber noch keine Neuigkeiten von ihr.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ausgangs leisten kann. Stattdessen gebe ich einen Ausblick auf Entwicklungen und Ereignisse, die es sich näher zu untersuchen lohnen würde.

Seit meiner Abreise Mitte Mai 2009 ist es in Sierra Leone noch mehrfach vereinzelt zu *political violence* gekommen. Ein besonders gewaltsamer ›Zwischenfall‹ hat sich im September 2011 in Bo Town ereignet. Bei einem Wahlkampf-Umzug des neuen Präsidentschaftskandidaten der SLPP, Maada Bio (der 1996 als Anführer des NPRC bereits kurzzeitig sierra-leonischer Präsident war, siehe oben 5.1.7), wurde dieser angegriffen und leicht verletzt. Die folgende Darstellung fasst in etwa den kleinsten gemeinsamen Nenner der insgesamt sehr unterschiedlichen sierra-leonischen Medienberichte zusammen, in denen die *political violence* in Bo Town mal als eindeutig APC-provoziert und mal als SLPP-orchestriert porträtiert wurde: Maada Bio fuhr von eigenen Bodyguards umringt in einem offenen Wagen langsam durch die Straßen von Bo Town. Als der Wagen das lokale APC-Büro passierte, wurden Bio und seine Entourage von mutmaßlichen APC-*thugs* mit Steinen beworfen, von denen einer den Präsidentschaftskandidaten am Kopf traf. Er wurde jedoch nur leicht verletzt. Als Reaktion auf diesen Angriff verübten SLPP-*thugs* – mutmaßlich unter Führung eines lokal prominenten SLPP-Parlamentsabgeordneten – noch am selben Tag einen Brandanschlag auf das APC-Büro und zogen dann weiter zu den Häusern zweier lokaler APC-Politiker, die geplündert und ebenfalls in Brand gesteckt wurden. Zugleich kam es zu gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen SLPP-*thugs* und Angehörigen der OSD-Paramilitärs (siehe oben 6.1.7). OSD-Einheiten waren von der Regierung offiziell damit beauftragt worden, den Oppositionskandidaten Bio während seines Wahlkampfauftritts zu schützen – was offenbar scheiterte. Allerdings ist leicht vorstellbar, dass Bio den Schutz der OSD von vornherein abgelehnt hat, und eben deshalb von eigenen Bodyguards umringt war, als er angegriffen wurde. Schüsse, die von OSD-Angehörigen in die Menge gefeuert wurden, forderten mehrere Verletzte und einen Toten (vgl. etwa Gberie 2011; Awareness Times/ohne Autorenangabe 2011).

Im April 2012 nahmen zudem im Tonkolili Distrikt Demonstrationen gegen die Arbeitsbedingungen in einer Eisenerzmine einen gewaltsamen Ausgang: Die Demonstranten und auch unbeteiligte Umstehende wurden von OSD-Einheiten unter Beschuss genommen, wobei eine junge Frau schwer verletzt und eine weitere getötet wurde (vgl. Amnesty International 2012). Diese Gewalt scheint auf den ersten Blick zwar nicht unmittelbar in ein *political violence* Schema zu passen – sie hat aber insofern zumindest eine *political violence* Konnotation, als der OSD-Einsatz hier die strikt Investoren-freundliche Politik, der sich die APC-Regierung in den letzten Jahren verschrieben hat, mit einer gewaltsamen Machtdemonstration unterstrich; die Eisenerzmine wird von dem in Großbritannien registrierten Unternehmen *African Minerals Limited* betrieben.[41] Laut Angaben des sierra-leonischen Finanzministers sind die staatlichen Einnahmen in den

41 | Zu dieser Investoren-freundlichen Politik vgl. etwa Gberie (2010) und *The Oakland Institute* (2011).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

letzten Jahren (Stand 2012) durch Einkünfte aus ausländischen Investitionen so stark gewachsen, dass internationale Entwicklungshilfe und Kredite statt vormals 70 Prozent (beziehungsweise 80 Prozent zu Zeiten der zweiten Kabbah-Administration, 2002-2007, vgl. Kandeh 2008: 605) nur noch 40 Prozent des jährlichen Staatshaushalts ausmachen (vgl. Doyle 2012). Allerdings ist eine positive Entwicklung für die meisten Sierra Leonerinnen und Sierra Leoner (noch?) nicht spürbar. Ein 2012er APC-Wahlkampfslogan, in dem es hieß »*di Pa de wok*« – der Pa (der Präsident) arbeitet hart (um Sierra Leone voran zu bringen) –, wurde deshalb populär in »*di Pa de wok, but di Mami nor de cook*« umgewandelt: Der Pa arbeitet hart, aber die Mami kocht nicht. Es gibt in Sierra Leone also weiterhin noch nicht einmal genug zu essen.[42]

Insgesamt verlief die ›heiße Phase‹ des 2012er Wahlkampfs dann aber weitaus gewaltärmer, als meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner es im Jahr 2009 erwartet hatten. Die Wahlkampfstrategie des mit deutlicher Mehrheit (knapp 59 Prozent) gleich im ersten Wahlgang wiedergewählten Präsident Ernest Bai Koroma (APC) bestand in erster Linie darin, sich als Garant für wirtschaftliche Entwicklung zu präsentieren und ›Ruhe und Ordnung‹ zu bewahren.[43] Obwohl erneut informelle Partei *task forces* mobilisiert wurden (vgl. Christensen 2012a), spielten diese gerade auf Regierungsseite im Wahlkampf nur noch eine untergeordnete Rolle. Stattdessen wurde vermittels der staatlichen Polizeikräfte und insbesondere der paramilitärischen OSD Stärke demonstriert. Mimi Söderberg Kovacs, eine Friedens- und Konfliktforscherin, die den Wahlkampf und die Wahlen in Freetown beobachtet hat, beschreibt, dass die massive Polizeipräsenz in der Hauptstadt keinesfalls nur für ›Ruhe und Ordnung‹ gesorgt hat, sondern auch selbst Anlass zu Beunruhigung gab:

»Although the electoral process so far has been largely peaceful, the last couple of weeks have also seen a number of minor events that have sparked incidents of electoral violence. So far, such incidents have been effectively contained by the state's security forces, and have not escalated into any serious clashes. However, the heavy and visible presence of

42 | Ich bin auf diesen Wahlkampfslogan und seine Abwandlung zuerst von mittlerweile ehemaligen Studenten der *Njala-University* aufmerksam gemacht geworden, mit denen ich auf *Facebook* ›befreundet‹ bin. Auf telefonische Nachfrage haben Mohammed, Dumbuya und Adama mir bestätigt, dass auch sie sowohl diesen Wahlkampfslogan als auch seine Abwandlung, die sie für sehr angebracht hielten, bereits gehört hatten.

43 | Zudem ist es Präsident Koroma gelungen, prominente SLPP-Politiker auf seine Seite zu ziehen und mit ihrer Unterstützung Wählerstimmen in den SLPP-Hochburgen im Süden und Südosten von Sierra Leone zu gewinnen. Als besonders spektakulär gilt der Seitenwechsel von Tom Nyuma, zuvor ein langjähriger Weggefährte des SLPP-Kandidaten Maada Bio, der nach Distrikt-Wahlen im Jahr 2008 noch als SLPP-Politiker das höchste politische Amt im Kailahun Distrikt übernommen hatte (vgl. Blyden 2012b). Für eine Darstellung von Tom Nyumas politischem Werdegang vgl. Christensen (2012b).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

both the police and the military patrolling the streets during the election period have not always rendered a sense of security among the population. For some, it has instead been a cause of provocation and a sign that the APC is conflating the party with the state in an attempt to consolidate its power gains.« (Söderberg Kovacs 2012)

Zugleich wurde der Wahlkampf von Anti-Gewalt-Aufklärungskampagnen begleitet, die vor allem von lokalen NGOs betrieben wurden, die *youth* und Exkombattanten dazu aufriefen, sich nicht in *political violence* involvieren zu lassen. Verschiedene NGOs verständigten sich dabei auf einen gemeinsamen Ansatz, für den ehemalige Kämpfer als ehrenamtliche Friedensbotschafter gewonnen wurden. Diese sollten dann unter ihren Freunden und in den von ihnen frequentierten *ghettos* über die Gefahren von *political violence* aufklären (vgl. West African Democracy Radio/ohne Autorenangabe 2012).

6.3 Die empirische Definition

Mit den ersten beiden Teilen dieses Kapitels ist an dieser Stelle nun ein ausführlicher Überblick über das gesammelte empirische Material gegeben worden – im ersten Teil mit Fokus auf Gewalterwartungen und im zweiten Teil mit Fokus auf den Lebensumständen, Selbstwahrnehmungen, Situationsdefinitionen und, in einigen Fällen, Gewaltbereitschaften ›gefährlicher junger Männer‹. Im Folgenden gilt es, die unfriedlichen Beziehungen darzustellen, die sich auf Grundlage des gesammelten empirischen Materials definieren lassen.

Um zu einer empirischen Definition unfriedlicher Beziehungen zu gelangen, habe ich auf Basis des gesammelten empirischen Materials zwei Fragen beantwortet: Zwischen wem bestehen Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen? (Form) Und: Worum geht es in diesen Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen? (Inhalt) Wie in Kapitel 3 angekündigt und erläutert worden ist, war es dabei für die Definition der Form notwendig, in dem gesammelten empirischen Material gemeinsame Klassenlagen und -merkmale (oder gegebenenfalls Gruppenidentitäten und -strukturen) auszumachen, um die verallgemeiner*te* Qualität der Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen herauszuarbeiten und unfriedliche Beziehungen über Klassifizierungen (oder gegebenenfalls über die Identifizierung relevanter Gruppen) kollektiv zu verorten. Für die Definition des Inhalts galt es, in dem gesammelten empirischen Material gemeinsame Ideen, Vorstellungen und/oder Problemdefinitionen auszumachen, auf deren Grundlage verallgemeiner*nde* Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen in Erwägung gezogen beziehungsweise empfunden werden (siehe oben 3.2 und 3.3). In der Darstellung der empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen beschreibe ich im Folgenden allerdings nur einen Bruchteil des Definitionsprozesses. Dieser bestand aus einer Vielzahl von Versuchsschleifen, in denen ich Antworten auf beide Fragen erst versuchsweise aufgestellt und dann wieder verworfen habe – bis

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Antworten gefunden waren, *die auf Basis des ganzen gesammelten empirischen Materials plausibel sind*; die also den Abgleich mit allen Interviews, Gesprächen und Beobachtungen ›bestehen‹ konnten (siehe ausführlicher oben 2.4).

Als gedanklicher Ausgangspunkt, von dem aus ich den Definitionsprozess begonnen habe, dienten die unfriedlichen Beziehungen der provisorischen Prozessvorstellung – zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung (siehe oben 4.2). Von ihnen weichen die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen im Ergebnis deutlich ab: Zwar spielen auch in den empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen Gewalterwartungen eine zentrale Rolle, in denen gerade ehemaligen Kämpfern Gewaltbereitschaften zugeschrieben werden. Jedoch werden diese Gewalterwartungen nicht nur und noch nicht einmal in erster Linie ehemaligen Kämpfern entgegengebracht. Die Zuschreibung von Gewaltbereitschaften ist vielmehr an einer speziellen Ästhetik der Gefährlichkeit orientiert, die als bildhafte und zugleich von vornherein mit Interpretationen und Bewertungen aufgeladene Vorstellung von den ›Gefährlichen‹ zum Inhalt der empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen gezählt werden kann, die aber zugleich auch eine zentrale Vermittlerrolle zwischen Form und Inhalt einnimmt.

6.3.1 Unfriedliche Beziehungen zwischen Wachsamen und ›gefährlichen jungen Männern‹

Ihrer Form nach bestehen die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen zwischen einer Klasse von Wachsamen und einer Klasse generalisiert unter Exkombattanten-Verdacht gestellter ›gefährlicher junger Männer‹, die jedoch weder notwendigerweise tatsächlich Exkombattanten noch notwendigerweise tatsächlich gewaltbereit sind, dafür aber zugleich mit in die Klasse der Wachsamen hineingehören. Ich beginne nun mit der Klassifizierung der Wachsamen und arbeite mich dann über die Inhalte der Gewalterwartungen, die Ästhetik der Gefährlichkeit und die Inklusion der ›Gefährlichen‹ in die Klasse der Wachsamen bis zu Gewaltbereitschaften und zur Klassifizierung ›gefährlicher junger Männer‹ vor.

Die zentrale Gemeinsamkeit, auf deren Grundlage sich die Klassifizierung der Wachsamen vornehmen lässt, besteht darin, dass die Wachsamen – zu denen alle meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner ohne Ausnahme gehören – sich alltäglich in einer *prekären Sicherheitslage* bewegen. Die Prekarität dieser Sicherheitslage ergibt sich nicht in erster Linie aus unmittelbaren Bedrohungen, sondern daraus, dass davon ausgegangen wird, dass im Falle unmittelbarer Bedrohungen oder wenn unmittelbare Bedrohungen erwartet werden, keine effektiven und verlässlichen Schutzmaßnahmen greifen – außer denen, die selbst gemeinschaftlich organisiert und in individueller Wachsamkeit alltäglich praktiziert werden (siehe oben 6.1.7). Die Notwendigkeit alltäglicher Wachsamkeit wurde von einer jungen Lehrerin in die Formel gefasst: »*Everyday we have to provide security for ourselves*.« (Interview, 25.03.2009) Die Gewalterwartungen, die ›gefährlichen jungen Männern‹ entgegengebracht werden, wirken zugleich als

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

elementare Bestandteile und als ermöglichende Voraussetzungen gemeinschaftlich organisierter Schutzmaßnahmen und individueller Wachsamkeit. Indem sie Charakterisierungen der ›Gefährlichen‹ liefern und in Form einer speziellen Ästhetik der Gefährlichkeit konkrete Vorstellungen darüber enthalten, woran die ›Gefährlichen‹ erkennbar sind, bieten sie den Wachsamen Orientierung und erlauben es ihnen so, ihre Schutzbemühungen und ihre Wachsamkeit zu fokussieren: auf ›gefährliche junge Männer‹.

Von ›gefährlichen jungen Männern‹ wird erwartet, dass sie in einer Weise verroht sind, die sie dazu tendieren lässt, gewaltsamen Impulsen unkontrolliert nachzugeben, und die sie zudem besonders anfällig dafür macht, gewaltkriminelle Taten zu begehen und sich von Politikern für *political violence* anwerben zu lassen. In diesen Vorstellungen schwingt zudem stets die Vermutung oder zumindest der Verdacht mit, dass ›gefährliche junge Männer‹ sich unter Bedingungen kriegerischer Gewalt als Kämpfer an Verrohtheit gewöhnt haben, die sie im Nachkriegskontext nicht ablegen können oder nicht ablegen wollen. Entsprechend heißt es, dass »*diese* jungen Männer« keine Verantwortung für andere übernehmen, sondern nur schnelles Geld machen wollen, um den eigenen Drogenkonsum und das eigene verantwortungslose Leben zu finanzieren – so wie sie es noch aus Kriegszeiten gewöhnt sind. Zugleich wird durchaus auch anerkannt, dass es ›gefährlichen jungen Männern‹ an sozioökonomischen Perspektiven mangelt, und es wird angenommen, dass ihre Verrohtheit wohl ein gutes Stück weit unter Kontrolle gebracht werden könnte, wenn ihnen regelmäßige und für eine verantwortungsvolle Lebensweise ausreichend bezahlte Arbeit gegeben würde – wobei jedoch nicht absehbar ist, dass dies in nächster Zeit geschehen wird (siehe oben 6.1.3).

Dabei steht die Auffassung, dass Verrohtheit über bezahlte Arbeit und Aussichten auf ein verantwortungsvolles Leben quasi nach Art einer Zähmung unter Kontrolle gebracht werden könnte, genau genommen im Widerspruch zu den Implikationen der Verrohtheitsannahme: Wenn ›gefährliche junge Männer‹ nämlich tatsächlich in dem Sinne verroht sein sollten, dass sie gar kein gewaltloses und verantwortungsvolles Leben führen können und/oder wollen, müsste eigentlich davon ausgegangen werden, dass diese Dispositionen und Präferenzen auch dann bestehen bleiben würden, wenn ›gefährlichen jungen Männern‹ die Möglichkeit zu einer verantwortungsvollen Lebensweise gegeben würde. Allerdings sind Widersprüche in Vorstellungen und Annahmen, die in erster Linie im Alltag angewandt und von ihren Anwenderinnen und Anwendern dabei nicht zuvor auf logische Konsistenz geprüft werden, kaum überraschend. In angewandten Vorstellungen sind Widersprüche zudem keine logischen Fehler, die in der Darstellung dieser Vorstellungen korrigiert werden müssten. Vielmehr haben Widersprüche, wenn sie in angewandten Vorstellungen und Annahmen nun einmal vorkommen, ihren Platz in sozialer Realität; und nur indem dem Drang widerstanden wird, sie ›logisch zu machen‹ beziehungsweise ihre Widersprüchlichkeit einzuebnen, lässt sich sowohl in der Interpretation als auch in der textlichen

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Darstellung von praktisch angewandten Vorstellungen und Annahmen möglichst nah an das herankommen, was in sozialer Realität tatsächlich gedacht, empfundenen und praktiziert wird:

»Man muss der Praxis eine Logik zuerkennen, die anders ist als die Logik der Logik, damit man der Praxis nicht mehr Logik abverlangt, als sie zu bieten hat. Sonst wäre man dazu verdammt, entweder mangelnde Schlüssigkeit von ihr zu verlangen oder ihr eine erzwungene Schlüssigkeit überzustülpen.« (Bourdieu 1993: 157)

Auch für die Darstellung der Ästhetik der Gefährlichkeit ist es notwendig, die »Logik der Logik« beiseite zu lassen. Aus Perspektive der »Logik der Logik« betrachtet ›funktioniert‹ die Ästhetik der Gefährlichkeit nämlich in erster Linie über inakzeptable Zirkelschlüsse. Gefährlich sind demnach diejenigen, die schon ›gefährlich aussehen‹ – und die demnach gefährlich aussehen, weil sie wohl tatsächlich gefährlich und somit mit einiger Wahrscheinlichkeit ehemalige Kämpfer sind.

Die Ästhetik der Gefährlichkeit besteht dabei genau genommen nicht aus einzelnen Merkmalen, sondern aus einem stets bereits vollständigen Bild, das in den Augen wachsamer Betrachterinnen und Betrachter bedrohliche Assoziationsketten auslöst. Dennoch lässt sich dieses Bild, das ich hier aus Interviews, Gesprächen und vor allem auch Interaktionsbeobachtungen zusammentrage, zu Darstellungszwecken in etwa in seine einzelnen ›Zutaten‹ zerlegen: Die ›Grundzutat‹ sind stets männliche Jugendliche und junge Männern – wobei ›Jugend‹ als breite Kategorie zu verstehen ist, in die Männer gut und gerne bis ins Alter von 40 Jahren hineinfallen können (siehe oben 6.1). Um als gefährlich wahrgenommen zu werden, müssen männliche Jugendliche und junge Männern dann aber stets noch mit ›Gefährlichkeitsmerkmalen‹ ausgestattet sein. Zu diesen ›Gefährlichkeitsmerkmalen‹ gehören erstens (Un-)Tätigkeiten, die als ziel- und verantwortungslos und als allein darauf ausgerichtet angesehen werden, das eigene ziel- und verantwortungslose Leben bestreiten zu können, an das die Betreffenden sich demnach vermutlich bereits als Kämpfer unter Bedingungen kriegerischer Gewalt gewöhnt haben. Als gefährlich werden dann diejenigen angesehen, die verroht erscheinenden (Un-)Tätigkeiten – etwa *bike riding*, *car wash* und ›Herumhängen‹ in *ghettos* – nachgehen. Ein zweites ›Gefährlichkeitsmerkmal‹ ist abgerissenes und insgesamt ungepflegtes Aussehen (etwa das Tragen von schmutziger oder gar zerrissener Kleidung), das mit einem Leben auf der Straße oder auch mit *bike riding* auf staubigen Straßen und Wegen zwangsläufig einhergeht und das von wachsamen Betrachterinnen und Betrachtern mit verantwortungslosen Lebensweisen assoziiert wird. Ein drittes ›Gefährlichkeitsmerkmal‹ ist Drogenkonsum, der zwar selten offen beobachtet werden kann, auf den aber häufige Besuche in den *ghettos* hinweisen; zudem wird Drogenkonsum oft in der Wahrnehmung anderer ›Gefährlichkeitsmerkmale‹ gleich mit-assoziiert, obwohl es an unmittelbaren Hinweisen darauf fehlt, dass die betreffenden Jugendlichen und jungen Männer tatsächlich Drogenkonsumenten sind. Ein viertes und zentrales ›Gefährlichkeitsmerkmal‹ ist

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

›Fremdheit‹ – in dem Sinne, dass diejenigen, die über die Ästhetik der Gefährlichkeit von wachsamen Betrachterinnen und Betrachtern als ›gefährliche junge Männer‹ ausgemacht werden, ihnen nicht näher persönlich bekannt sind. So verstandene Fremdheit ist für die Ästhetik der Gefährlichkeit deshalb zentral, weil sie zwingend zu jedem der anderen ›Gefährlichkeitsmerkmale‹ hinzukommen muss, damit die Ästhetik der Gefährlichkeit in den Augen wachsamer Betrachterinnen und Betrachter ihre bedrohliche Wirkung entfalten kann. Jugendliche und junge Männer, die eines oder mehrere der genannten ›Gefährlichkeitsmerkmale‹ aufweisen, für die wachsame Betrachterinnen und Betrachter aber zudem erfahrungsbasiert – weil sie ihnen nicht fremd sind – davon ausgehen, dass sie nichts von ihnen zu befürchten haben (und die ihnen womöglich sogar sympathisch sind), werden nicht als gefährlich, sondern allenfalls als (noch) nicht verantwortungsvoll wahrgenommen. Zuweilen wird für solche Bekannten dann sogar gelten gelassen, dass sie sich ernsthaft darum bemühen, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, und bislang einfach nur Pech gehabt haben. Ein fünftes ›Gefährlichkeitsmerkmal‹, das mit Fremdheit einhergeht und dessen Bedrohlichkeit insbesondere durch verroht erscheinende (Un-)Tätigkeiten noch gesteigert wird, ist das (anscheinende) Fehlen von effektiver sozialer Kontrolle. Fremde Jugendliche und junge Männer werden – vor allem, wenn sie noch dazu verroht erscheinenden (Un-)Tätigkeiten nachgehen – in dem Sinne als frei und ungebunden wahrgenommen, dass sie nicht erkennbar unter der Kontrolle verantwortungsvoller und verlässlicher Patrone stehen, die ihrer Verrohtheit gegebenenfalls Einhalt gebieten könnten. Der *chairman* vom Jah Kingdom brachte dieses fünfte ›Gefährlichkeitsmerkmal‹, das an *rebel*-hafte ›Freiheit‹ unter Bedingungen kriegerischer Gewalt erinnert (siehe oben 5.1.2), folgendermaßen auf den Punkt: »*They always say this* [dass Straßenkinder »*bad boys*« sind, Anm. A.M.], *because they can see that we are only under our own control, nobody else controls us. We take care of ourselves and no one else is taking care of us. We are here all day on our own.*« (Interview, 26.02.2009)

Auf Basis des gesammelten empirischen Materials kann ich unmöglich einschätzen, zu welchem Anteil diejenigen, die ausgehend von der Ästhetik der Gefährlichkeit für verroht gehalten und damit zugleich unter Exkombattanten-Verdacht gestellt werden, tatsächlich ehemalige Kämpfer sind. Zumindest mit Blick auf *bike riders* steht mir hierzu zwar eine Schätzung des *vice-chairman* der BRDA zur Verfügung, der zufolge im Jahr 2009 noch etwa die Hälfte der *bike riders* in Bo Town ehemalige Kämpfer waren. Allerdings handelt es sich, wie ich oben bereits dargestellt habe, bei dieser Schätzung nur um einen persönlichen Eindruck des *vice-chairman*; und es ist sogar denkbar, dass der Exkombattanten-Anteil unter den seit Kriegsende massiv angeschwollenen und weiter anschwellenden Reihen der *bike riders* in diesem persönlichen Eindruck noch deutlich zu hoch angesetzt ist (siehe 6.2.1). Mit Blick auf die *car wash boys* und die Straßenkinder vom Jah Kingdom kam mir während der Feldforschung zudem bald der Gedanke, dass zumindest die Zwölfjährigen unter ihnen, die zum Kriegsende (2002) entsprechend fünf Jahre alt waren, wohl kaum gekämpft haben können. Anderer-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

seits stellte selbst frühes Teenageralter im Jahr 2009 wohl noch kein Kriterium dar, über das Kämpfervergangenheiten definitiv ausgeschlossen werden konnten. Nicht nur können Alterseinschätzung leicht um ein paar wichtige Jahre daneben liegen; darüber hinaus waren unter Bedingungen kriegerischer Gewalt in der Tat auch sehr junge Kinder (zwangs-)rekrutiert worden, wobei Fünfjährige definitiv eher die Ausnahme gewesen sein dürften. In der Sekundärliteratur wird an einigen Stellen aber auf siebenjährige Rekruten hingewiesen (vgl. etwa Hoffman 2002: 301-303; Shepler 2004: 35; Gberie 2005: 77).

Allerdings wird die Wahrscheinlichkeit, mit der Zuschreibungen verrohender Kämpfervergangenheiten überhaupt zutreffen können, in der alltäglichen Wachsamkeits-Praxis ohnehin gerade *nicht* zunächst an objektiven Kriterien – wie beispielsweise dem Alter der Verdächtigen – gegengeprüft. Anders formuliert: Wenn wachsame Betrachterinnen und Betrachter ›Gefährlichkeit‹ wahrnehmen, stellen sie diese Wahrnehmung nicht erst noch kritisch in Frage; und der Verdacht verrohender Kämpfervergangenheiten schwingt in dieser Wahrnehmung dann stets bereits assoziativ mit. Diese Assoziation ist für *bike riders* ganz besonders ausgeprägt. Keine anderen ›gefährlichen jungen Männer‹ sind in Interviews und Gesprächen so häufig und ohne dass diese Einschätzung auch nur mit dem Hauch eines Fragezeichens versehen wurde, als gewaltbereite Exkombattanten bezeichnet worden. Dies lässt sich zu Anteilen zweifellos auf die Geschichte des *bike business* zurückführen, die eng mit der ökonomischen ›Selbst-Reintegration‹ geschäftstüchtiger Exkombattanten verknüpft ist. Ich vermute aber, dass mit Blick auf die seit Kriegsende stetig wachsende Masse der *bike riders* auch noch etwas anderes für die besonders ausgeprägte Exkombattanten-Assoziation ausschlaggebend ist: *Bike riders* machen die mit Abstand sichtbarste und zahlenmäßig größte Kategorie fremder, augenscheinlich ungebundener und oft abgerissen aussehender Jugendlicher und junger Männer aus, der zudem kaum aus dem Weg gegangen werden kann. Nicht nur sind sie jeden Tag in großer Zahl in ganz Bo Town (und in anderen sierra-leonischen Städten) unterwegs; mit ihren als Taxis einerseits nützlichen, andererseits aber auch potentiell verletzenden Motorrädern sind sie sogar in gewisser Weise ›bewaffnet‹. Der Zirkelschlusslogik der Ästhetik der Gefährlichkeit folgend dürfte es aufgrund dieser besonderen Bedrohlichkeit besonders naheliegend erscheinen, *bike riders* für ehemalige Kämpfer zu halten – eben weil sie besonders bedrohlich erscheinen.

Bevor ich nun gleich zur Klassifizierung der ›Gefährlichen‹ und zu den Inhalten der Gewaltbereitschaften komme, die einige wenige in Interviews und Gesprächen eingeräumt haben, ist zu den Wachsamen und ihren Gewalterwartungen noch hinzuzufügen, dass auch ›gefährliche junge Männer‹ die Verrohtheitsannahme grundsätzlich durchaus plausibel finden – während sie sie zugleich mit Blick auf sich selbst von sich weisen. Dies wird beispielsweise an den Aussagen von *bike riders* deutlich, die erklärten, *bike riding* gebe ihnen die Möglichkeit, sich selbst beschäftigt zu halten und zumindest ein wenig Geld zu verdienen, »*so that we don't have time to do something bad*« (Gespräch, 31.03.2009). Mit dieser Darstellung

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

schienen sie nicht etwa ihre eigene kontrollbedürftige Verrohtheit, sondern vielmehr den Umstand betonen zu wollen, dass sie im Gegensatz zu denjenigen, die tatsächlich verroht sind und ›Schlechtes‹ tun, die grundsätzliche Notwendigkeit verstehen und anerkennen, Selbstkontrolle zu üben – und insofern selbst nicht zu den Verrohten gehören. Ein weiteres Beispiel lieferte der *bike rider* und ehemalige RUF-Kämpfer Victor, der zur Verteidigung der *bike riders* ausgerechnet vorbrachte, dass keinesfalls alle *bike riders* Exkombattanten seien; womit er die Verrohtheitsannahme, gegen die er *bike riders* mit diesem Argument verteidigen wollte, für Exkombattanten grundsätzlich akzeptierte – und sich selbst zugleich ganz selbstverständlich aus ihr ausnahm (siehe oben 6.2.1). Um nur noch ein Beispiel zu nennen: Der arbeitslose junge Mann Dumbuya (nach meinem besten Wissen kein ehemaliger Kämpfer), der selbst eine Zeitlang als *bike rider* gearbeitet und es wieder aufgegeben hatte – nach eigener Darstellung, weil er die ständige und ungerechtfertigte Stigmatisierung nicht mehr ertragen konnte –, ermahnte mich eines Abends, im Umgang mit *bike riders* stets Wachsamkeit walten zu lassen. Zur Begründung fügte er mit einer Handbewegung in Richtung auf vorbeifahrende *bike riders* lakonisch hinzu: »*Once a rebel, always a rebel*.« (Gespräch, 05.03.2009)

Zudem vermute ich, dass *bike riders*, *car wash boys*, Straßenkinder und arbeitslose junge Männer sich – als Wachsame und in ihrer Wachsamkeit – ebenfalls an der Ästhetik der Gefährlichkeit orientieren. Dies ist für sie allerdings vergleichsweise schwer auszumachen, da sie sich meist unter ›gefährlichen jungen Männern‹ bewegen, mit denen sie persönlich bekannt sind und in deren Gesellschaft sie aus Erfahrung davon ausgehen, dass ihnen keine Gefahr droht. Sie fühlen sich in den *car washs*, im Jah Kingdom und in den *ghettos* dann so sicher und unter ihren *brothers* so gut aufgehoben, wie sie sich unter den gegebenen Umständen überhaupt nur fühlen können. Durch diese Vertrautheit wird die Ästhetik der Gefährlichkeit, deren ›Aktivierung‹ in den Augen wachsamer Betrachterinnen und Betrachter die gefühlte Möglichkeit einer echten Bedrohung voraussetzt, von vornherein ausgehebelt. Hierin zeigt sich die zentrale Bedeutung von Fremdheit für die Ästhetik der Gefährlichkeit: Wenn die gedachte/gefühlte Möglichkeit einer echten Bedrohung erfahrungsbasiert nicht gegeben ist, kann die Ästhetik der Gefährlichkeit nicht greifen. Für ›gefährliche junge Männer‹ konnte ich die Wirkungsweise der Ästhetik der Gefährlichkeit nur einmal ganz deutlich beobachten, als ich Sheriff und Dumbuya am sierra-leonischen Nationalfeiertag (Independence Day, 27. April) dazu überredete, mich auf einen Ausflug in die eineinhalb Stunden Fahrzeit von Bo Town entfernte Stadt Kenema zu begleiten, wo ein großes Straßenfest stattfand. Die Straßen von Kenema waren an diesem Tag voll mit jungen Männern und männlichen Jugendlichen, die ausgelassen feierten. Viele trugen verschlissene Kleidung, andere hatten sich im Hip-Hop-Gangsterstyle zurechtgemacht (mit weiten Hosen, auffälligen Plastiksonnenbrillen und herausforderndem Gebaren), und die Menge wirkte insgesamt trunken von einer Mischung aus Alkohol, Marihuana und der eigenen Ausgelassenheit. Dumbuya und Sheriff – die selbst bereits etwas getrunken und geraucht hatten und nicht

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

anders angezogen waren als die meisten jungen Männer in der Menge – nahmen mich in dieser für sie fremden Umgebung in ihre Mitte, blickten beunruhigt hin und her und begannen sich darüber zu unterhalten, dass Kenema offenbar ein hochgradig brutaler Ort sei, an dem es wohl noch viele *rebels* gebe.

Da ich somit keine Hinweise darauf gefunden habe, dass die Verrohtheitsannahme und die Ästhetik der Gefährlichkeit für die Wachsamkeit ›gefährliche junge Männer‹ keine Rolle spielen, und da das, was ich an Hinweisen gefunden habe, definitiv eher dafür spricht, dass sie sich in ihrer Wachsamkeit ebenfalls an der Verrohtheitsannahme und der Ästhetik der Gefährlichkeit orientieren, ziehe ich hier keine strikte Trennlinie zwischen Wachsamen und ›gefährlichen jungen Männern‹. Stattdessen werden ›gefährliche junge Männer‹ hier mit in die Klasse der Wachsamen hineindefiniert: In den empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen sind die ›Gefährlichen‹ also zugleich auch Wachsame.

Abgesehen davon, dass sie zugleich auch Wachsame sind, zeichnen ›gefährliche junge Männer‹ sich als Klasse zunächst einmal dadurch aus (beziehungsweise sie lassen sich daran orientiert klassifizieren), dass sie entlang der ›Gefährlichkeitsmerkmale‹ der Ästhetik der Gefährlichkeit ›gefährlich aussehen‹; und dass sie ›gefährlich aussehen‹, ist wiederum vor allem für solche männlichen Jugendlichen und jungen Männer der Fall, die sich in sozioökonomischen Lagen befinden, in denen es ihnen an greifbaren Aufstiegsmöglichkeiten fehlt und in denen sie darauf angewiesen sind, alltäglich um ein mageres Auskommen zu ringen. Insgesamt lassen sich auf Basis des gesammelten empirischen Materials also zwei Klassenmerkmale der ›Gefährlichen‹ ausmachen: Sie sehen entlang der ›Gefährlichkeitsmerkmale‹ der Ästhetik der Gefährlichkeit ›gefährlich aus‹ und sie leben in sozioökonomischer Marginalisierung.

Allerdings werden selbst ›gefährliche junge Männer‹ nicht immer und unter allen Umständen für gefährlich gehalten; und zwar vor allem dann nicht, wenn in den Augen wachsamer Betrachterinnen und Betrachter der Aspekt der Fremdheit wegfällt. In solchen Fällen zeigt sich dieselbe Aushebelung der Ästhetik der Gefährlichkeit, die ich gerade bereits für das Miteinander in den *ghettos*, im *car wash* und im Jah Kingdom beschrieben habe. Diese Aushebelung ist also auch zwischen ›Gefährlichen‹ und ›Ungefährlichen‹ (denjenigen, die selbst nicht ›gefährlich aussehen‹) möglich. Ich konnte sie beispielsweise zwischen dem Händler Mr. Kandeh und dem *bike rider* beobachten, an den er sein Motorrad vermietete. Ich habe die beiden oft abends zusammensitzen und sich unterhalten gesehen (siehe oben 6.2.1). Ein weiteres Beispiel für die Aushebelung der Ästhetik der Gefährlichkeit ist die Beziehung zwischen einem der Jungen vom Jah Kingdom und den Händlerinnen, an deren Marktstand er regelmäßig aushalf. Wann immer ich ihre Interaktion beobachten konnte, schienen sich an diesem Marktstand alle miteinander vollkommen wohl zu fühlen (siehe oben 6.2.3). Solche individuellen Aushebelungen der Ästhetik der Gefährlichkeit sind auch zwischen ›Gefährlichen‹ und ›Ungefährlichen‹ zudem durchaus keine Seltenheit. Gerade für ›gefährliche junge Männer‹, die zumindest ein eigenes Zimmer mieten können, sind sie in

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ihrer jeweiligen nachbarschaftlichen Umgebung sogar gang und gäbe. Ich habe eine solche nachbarschaftliche Aushebelung oben am Beispiel von Sheriff geschildert, der in seiner Nachbarschaft sogar als Streitschlichter herbeigerufen wurde (siehe 6.1.7). Ein weiteres Beispiel lieferte Dumbuya, der im selben Haus wie Adama ein Zimmer mietete und abends oft stundenlang mit Adama auf der Veranda saß, von wo aus die beiden die Nachbarschaft dann mit Geschichten und scherzhaften Streitgesprächen unterhielten.

Ich habe gleich zu Beginn dieses Kapitels darauf hingewiesen, dass ›gefährliche junge Männer‹ hier vor allem auch deshalb stets in Anführungszeichen stehen, weil keinesfalls alle diejenigen, die für gefährlich gehalten werden, auch tatsächlich gewaltbereit sind (siehe oben 6.1). In Interviews und Gesprächen sind mir gegenüber aber zumindest in drei Fällen unmissverständlich Gewaltbereitschaften eingeräumt worden: von Daniel Tucker, dem ehemaligen BRDA *chairman* und späteren *chairman* der nationalen *bike riders* Organisation BRU, der im März 2009 an der *political violence* in Gendema beteiligt war und der erklärte, er sei auch weiterhin »*ready for anything*«, solange er davon profitiere (siehe oben 6.2.1); von Sheriffs Freunden, die in dem von Sheriff für mich organisierten Gruppeninterview erklärten, die Aussichtslosigkeit ihrer Lebenssituationen treibe sie dazu, »schlechten Pläne« nicht länger unterdrücken zu können (siehe oben 6.2.4); und von Sheriff selbst, der erklärte, »alles tun« zu wollen, um seine Lebenssituation zu verbessern, und der an einer ›politischen Karriere‹ arbeitete, die ihm sozioökonomische Aufstiegsmöglichkeiten eröffnen und seinen Freunden spätestens im 2012er Wahlkampf wenigstens Gelegenheiten bieten sollte, ihre alltägliche Misere zu lindern (siehe oben 6.2.4). Unter diesen erklärtermaßen Gewaltbereiten nahm Daniel Tucker insofern eine Sonderstellung ein, als er bereits ein vergleichsweise hohes Maß an sozioökonomischem Aufstieg erreicht hatte. Auch schon vor seiner Wahl zum BRU-*chairman* besaß er in Bo Town ein Restaurant, einen Friseursalon und mehrere Motorräder, die er an *bike riders* vermietete. Ihm ging es mittlerweile darum, seine Stellung zu sichern und weiter auszubauen – und nicht mehr darum, sich erste Aussichten auf sozioökonomischen Aufstieg zu eröffnen.

Anders als es mit der Verrohtheitsannahme erwartet wird, resultieren diese Gewaltbereitschaften einigermaßen offensichtlich nicht aus gewohnheitsmäßigen Gewaltneigungen, denen unkontrolliert nachgegeben wird. Sie lassen sich vielmehr sehr treffend mit einem Konzept beschreiben, das der Anthropologe Henrik Vigh auf Basis seiner Feldforschung mit ehemaligen Kämpfern in Bissau – und zugleich anknüpfend an und in Abgrenzung zur bourdieuschen Sozialtheorie – entwickelt hat: als gewaltbereite »soziale Navigation« (»social navigation«, Vigh 2006: 12). Es geht in diesen Gewaltbereitschaften darum, ganz bewusst alle sich bietenden Chancen auf sozioökonomischen Aufstieg oder auch nur auf Linderung der eigenen Misere zu ergreifen. Solche Linderung kann etwa in kleineren Geldbeträgen, Drogen und Mahlzeiten bestehen, die von Auftraggebern an angeheuerte *thugs* ausgegeben werden (siehe auch oben 6.1.4). Sheriffs Freunde beschrieben dies folgendermaßen: »*There are some people, when they want*

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

something from the youth, when they need support, they come to the youth. During these times they buy alcohol for us, and they buy food so that we can eat.« (Gruppeninterview, 27.02.2009) Laufbahnen wie die von Daniel Tucker oder auch beispielsweise die des ehemalige RUF-Kommandeurs Leather Boot, der nach dem 2007er Wahlkampf in die *Close Protection Unit* der OSD rekrutiert und Präsident Koromas persönlicher Bodyguard wurde (siehe oben 6.1.5), liefern darüber hinaus ›Anschauungsmaterial‹ dafür, dass gewaltbereite soziale Navigation in der Tat auch zu ›echtem‹ sozioökonomischen Aufstieg führen kann.

Ebenso wie auf Basis des gesammelten empirischen Materials unmöglich eingeschätzt werden kann, zu welchem Prozentsatz ›gefährliche junge Männer‹ ehemalige Kämpfer sind (wobei ich eine solche Schätzung in Kapitel 7 unter Hinzuziehung von DDR-Statistiken und demographischen Daten dennoch versuche, siehe 7.1.1), ist es mir leider auch nicht möglich, hier eine Schätzung des prozentualen Anteils der tatsächlich Gewaltbereiten unter den ›Gefährlichen‹ zu präsentieren. Angesichts der Masse an Jugendlichen und jungen Männern, die in sozioökonomischer Marginalisierung und alltäglicher Misere leben, deutet jedoch allein der Umstand, dass in Sierra Leone nicht längst wieder Krieg oder Gewaltkriminalität von kriegerischen Ausmaßen herrscht, daraufhin, dass nur vergleichsweise wenige von ihnen tatsächlich gewaltbereit sind – und/oder darauf, dass nur vergleichsweise wenige zu der Überzeugung gelangen, dass Gewaltbereitschaft sich tatsächlich für sie auszahlen kann. Immerhin sind Erfolgsbeispiele wie die Laufbahnen von Daniel Tucker und Leather Boot selten und sie hängen sowohl von der Verlässlichkeit als auch von dem schlussendlichen Erfolg der Auftraggeber ab. Nach dem 2007er Wahlkampf wurden beispielsweise nur einige wenige hochrangige Angehörige der APC *task force* mit hohen Geldbeträgen, Autos, Häusern und/oder lukrativen Posten belohnt. ›Einfache‹ *thugs* und, auf der Verliererseite, selbst führende Mitglieder der SLPP *task force* mussten sich hingegen mit weitaus weniger spektakulären ›Aufwandsentschädigungen‹ begnügen oder gingen ganz leer aus (Christensen/Utas 2008: 537). Maya Christensen beschreibt auch für die 2012er Wahlen, dass *task force* Mitglieder die mit Spannung erwartete Verkündung des Wahlergebnisses als »Todesminute« bezeichneten, in der sich ihre zukünftigen Aussichten – abhängig von der Zugehörigkeit zur Gewinner- oder Verliererseite – entscheiden würden (Christensen 2012a).

Dies sind, in Form und Inhalt nun fertig definiert, die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen.

6.3.2 Politiker

Dass Politiker, die *political violence* in Auftrag geben, in den empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen nicht als eigene gefährliche Klasse vorkommen, liegt ausschließlich daran, dass unfriedliche Beziehungen, so wie sie in der vorliegenden Arbeit verstanden werden, sich dadurch auszeichnen, dass die Möglichkeit von Gewalt in ihnen unmittelbar gelebt wird; und die Gewalterwartungen mei-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ner Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner sind inhaltlich definitiv nicht unmittelbar auf Politiker bezogen. Vielmehr spielen Politiker eine indirekte oder auch katalysierende Rolle, indem befürchtet wird, dass sie sich die Gewaltbereitschaften ›gefährlicher junger Männer‹ zunutze machen, die demnach aber ohnehin bestehen und die grundsätzlich auch abseits von *political violence* ›ausbrechen‹ können – etwa in spontanen Vergewaltigungen und bewaffneten Raubüberfällen (siehe oben 6.1.7, 6.2.1, 6.2.3).

Allerdings haben meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner *political violence* durchweg als eine ganz besonders schwerwiegende Bedrohung beschrieben. An ihr wird deutlich, dass Auftragsgewalt grundsätzlich möglich ist und wohl auch über sporadische ›Zwischenfälle‹ hinaus ausgeweitet werden könnte. Eine solche Ausweitung müsste demnach nur befohlen und bezahlt werden. Oder in den Worten des Studenten Alex: »*Let me tell you something. If there are big men who are ready to sponsor fighting, it will happen. People are ready for that.*« (Interview, 24.04.2009; siehe auch oben 6.1.4.) Während grundsätzlich Zuversicht herrscht, dass die Verrohtheit ehemaliger Kämpfer/›gefährlicher junger Männern‹ für sich genommen durch die Nichtdiskriminierungsstrategie (siehe oben 6.1.3), durch gemeinschaftlich organisierte Schutzmaßnahmen und durch individuelle Wachsamkeit unter Kontrolle gehalten werden kann, wird davon ausgegangen, dass Auftragsgewalt – so dies von den Auftraggebern gewollt und finanziert würde – durchaus kriegerische Ausmaße annehmen könnte (siehe 6.1.4 und 6.2.2). Allerdings ist die *political violence* der Nachkriegszeit bislang keinesfalls auf die Anzettelung eines neuen Krieges, sondern darauf ausgerichtet, die Machtverhältnisse im Nachkriegskontext zu sichern (Regierung) oder zu verändern (Opposition) – und zwar ohne dabei internationale Geber und Investoren abzuschrecken, ohne die keine Regierung erwarten kann, sich an der Macht halten zu können (siehe oben 6.1.4 und 6.2.5).

6.3.3 ›Ungefährliche‹ Mädchen und Frauen

Das gesammelte empirische Material lässt, so oft ich es auch durchgegangen bin, keinen anderen Schluss als den zu, dass Mädchen und Frauen in den Gewalterwartungen gegenüber ›gefährlichen jungen Männern‹ nicht vorkommen und dass es zudem auch keine speziell auf Mädchen und Frauen bezogenen Gewalterwartungen und keine speziell weibliche Ästhetik der Gefährlichkeit gibt, über die gewaltbereite Mädchen und Frauen als gefährlich ›identifiziert‹ und unter Exkombattantinnen-Verdacht gestellt würden. Dieses Ergebnis ist angesichts dessen, dass Mädchen und Frauen im *rebel war* nicht ausschließlich nur als ›häusliche‹ Arbeitskräfte eingesetzt wurden, sondern als Kämpferinnen auch unmittelbar an der Ausübung kriegerischer Gewalt beteiligt waren, ohne Frage erstaunlich. Zudem steht dieses Ergebnis – allerdings nur auf den ersten Blick – im Widerspruch zu den Diskriminierungserfahrungen, die für ehemalige Kämpferinnen in Nachkriegs-Sierra Leone in einigen Studien beschrieben werden (vgl. insbesondere

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Shepler 2002 und Coulter 2009). Dieser Widerspruch lässt sich aber bereits ein gutes Stück weit auflösen, sobald berücksichtigt wird, dass die in diesen Studien beschriebenen Diskriminierungserfahrungen zu weiten Teilen *nicht* in erster Linie mit Gewalterwartungen zusammenhängen.

Auf Basis von Feldforschungsmaterial, das sie in der späten Kriegs- und frühen Nachkriegszeit in verschiedenen Landesteilen zusammengetragen hat, schildert Susan Shepler, dass Mädchen und Frauen, die nach ihrer Zeit »im Busch« (siehe oben 5.3) zu ihren Familien zurückkehrten, oft sogar noch weniger Akzeptanz erfahren haben als männliche ehemalige Kämpfer. Die Ablehnung, die ihnen entgegengebracht wurde, resultierte Shepler zufolge allerdings nicht aus Gewalterwartungen, sondern aus einem »moralischen Diskurs« (»moral discourse«, Shepler 2002: 14), dem zufolge Mädchen und Frauen durch ihre (erzwungenen) sexuellen Erfahrungen in den Kommandoeinheiten auf eine Weise ›verdorben‹ worden sein sollen, die sie für die Rolle als Ehefrau disqualifiziert; denn Ehefrauen sollen gehorsam und treu sein, und für beide Qualitäten muss demnach mit Einschränkungen gerechnet werden, wenn Frauen einmal an ›unkontrollierte‹ Sexualität gewöhnt sind: »[T]here is some degree to which sexual activity, even rape, is perceived to be their own fault, or at least something which cannot easily be undone.« (Shepler 2002: 11) Zu Sheplers Darstellungen passt, dass Chris Coulter, deren empirisches Material ebenfalls aus der späten Kriegs- und frühen Nachkriegszeit stammt, für ihre Interviewpartnerinnen schildert, dass sie keinerlei Probleme hatten, *boyfriends* zu finden; nur dass diese *boyfriends* sie nicht heiraten und versorgen wollten (vgl. Coulter 2009: 199ff.). Viele ihrer Interviewpartnerinnen – allesamt ehemalige RUF-Kämpferinnen, die nach Kriegsende zu ihren Familien zurückgekehrt waren – waren für ihr tägliches Auskommen auf Zuwendungen angewiesen, die sie von verschiedenen *boyfriends* sporadisch erhielten. Eine von ihnen, Aminata, schilderte ihre Situation folgendermaßen:

»I haven't got a lover that has told me to marry. We will be together peacefully, but all of a sudden, that person will neglect me [...]. But now we are hearing about sickness [HIV/Aids]. How can I live on loving? Also, the worst is, my parents are poor. We all lean on that of my elder brother. Most of the time we all contribute to buy food. How long can I live like this? Things are very stiff. Nowadays men have become very cunning. They won't count even Le 10,000 (US$4) to give you.« (Coulter 2009: 199)

Zudem schildert Coulter allerdings, dass sie in ihrer Feldforschung auch Gewalterwartungen gegenüber ehemaligen Kämpferinnen erlebt hat. Ihrer Darstellung nach wurden Frauen, deren Kämpferinnenvergangenheiten bekannt waren, dieselben Gewalterwartungen wie bekannten ehemaligen Kämpfern entgegengebracht:

»A prevalent attitude among people I met, whether in towns or in villages, was that ›rebel women‹ were maltreated because they did not *behave* in a morally accepted manner. People would say that these women and girls were ›not used to village life‹ but to ›that free life

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

with the rebels,‹ and that ›they don't know how to talk to people,‹ or that ›they don't know how to behave.‹ There was also that lingering threat or suspicion that they, especially those who had been fighters, might do something rash or uncontrolled.« (Coulter 2009: 215; Hervorhebung im Original)

Hingegen habe ich in meinen Interviews, Gesprächen und Beobachtungen tatsächlich keinen einzigen Hinweis auf Gewalterwartungen gegenüber Mädchen und Frauen finden können. Allerdings war unter meinen Interview- und Gesprächspartnerinnen – zumindest soweit ich mir darüber bewusst bin – auch keine einzige ehemalige Kämpferin; und das, obwohl ich mir vor der Feldforschung explizit vorgenommen hatte, auch mit ehemaligen Kämpferinnen Interviews und Gespräche zu führen (siehe oben 2.3.1).

Ich muss gestehen, dass ich diesen Vorsatz im Laufe der Feldforschung ein Stück weit aus den Augen verloren habe. Da es in Interviews und Gesprächen stets um ›gefährliche junge Männer‹ ging und ich intensiv damit beschäftigt war, ihren Gewaltbereitschaften und der Ästhetik der Gefährlichkeit auf die Spur zu kommen, rückten ehemalige Kämpferinnen immer weiter aus meinem Fokus. Noch dazu hatte ich keine rechte Vorstellung davon, wie und wo ich ehemalige Kämpferinnen finden sollte. Die Friseurin Adama und meine Mitbewohnerin, die Studentin Khadija – die beiden Frauen, mit denen ich während der Feldforschung den engsten Kontakt hatte – gaben auf meine Nachfragen hin kurz und knapp an, keine einzige ehemalige Kämpferin zu kennen. Einige meiner männlichen Interview- und Gesprächspartner gaben mir den Tipp, viele der Prostituierten, die nachts in Bars und Klubs ihre Dienste anbieten, seien vermutlich ehemalige Kämpferinnen – was rückblickend auffällig gut zu dem von Shepler beschriebenen moralischen Diskurs passt, etwa nach der Formel: Ehemalige Kämpferinnen sind sexuell ›verdorben‹ und deshalb ohnehin schon wie Prostituierte; und Prostituierte sind im Umkehrschluss entsprechend häufig ehemalige Kämpferinnen.

Ich weiß letzten Endes nicht, ob ich unter den Prostituierten von Bo Town besonders viele ehemalige Kämpferinnen hätte finden können. In jedem Fall aber klappte schon allein die Kontaktaufnahme mit ihnen nicht. Ich hatte erhebliche Schwierigkeiten, überhaupt zu erkennen, bei wem es sich um eine Prostituierte handelte. Freizügige Kleidung und offenes Flirten boten mir in den Bars und Nachtklubs von Bo Town keine auch nur halbwegs treffsicheren Anhaltspunkte für die Identifizierung. Und auch meine Versuche, mit den Prostituierten ins Gespräch zu kommen, die mir von Bekannten aufgezeigt wurden (sie scheinen ihnen in einigen Fällen persönlich bekannt gewesen zu sein), scheiterten kläglich. Keine Unterhaltung dauerte mehr als ein paar Minuten und ich kam nie auch nur dazu, ein Treffen an einem weniger lärmigen Ort vorzuschlagen. Dies mag vor allem an meiner eigenen Zaghaftigkeit und Schüchternheit im Umgang mit diesen Frauen gelegen haben. Ich wollte auf keinen Fall eine zu forsche oder gar beschämende Frage stellen und wusste dann letztlich nicht mehr, was ich

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

überhaupt fragen sollte. Noch dazu schien keine einzige Prostituierte auch nur ansatzweise an einem Gespräch mit mir interessiert zu sein.

Mein letzter offensiver Versuch, eine Suche nach ehemaligen Kämpferinnen zu starten, bestand dann Ende März 2009 darin, dass ich Sheriff und Dumbuya (die beiden ›*ghetto*-Experten‹) gefragt habe, ob sie mich nicht an einen Ort bringen können, an dem Mädchen und Frauen zusammensitzen und gemeinsam Alkohol und Marihuana konsumieren; dies vor dem Hintergrund, dass ich in den ›allgemeinen‹ *ghettos* ansonsten überhaupt nur sehr wenige Frauen getroffen hatte und vermutete, dass Exkombattantinnen womöglich ihre eigenen Treffpunkte haben. Ich hatte mich also entschlossen, nach einem *ghetto* für Frauen zu suchen. Rückblickend ist diese Idee vor allem insofern interessant, als sie zeigt, wie die Ästhetik der Gefährlichkeit auch mein eigenes Denken beeinflusst hat; es kam wohl nicht von ungefähr, dass ich ausgerechnet in einem *ghetto* nach Exkombattantinnen suchen wollte. Aber auch dieser Versuch scheiterte kläglich. Sheriff und Dumbuya erklärten mir zwar enthusiastisch, sie würden einen solchen Ort kennen – aber als wir in dem vermeintlich speziellen *ghetto* eintrafen, war dort nur eine einzige Frau in Sicht, die nicht selbst trank, sondern Alkohol verkaufte, was in *ghettos* generell durchaus üblich ist.

Der Unterschied zwischen meinen und Chris Coulters Feldforschungsergebnissen ist vermutlich in erster Linie der so zustande gekommenen Abwesenheit ehemaliger Kämpferinnen in meinem gesammelten empirischen Material geschuldet. Es ist absolut möglich und gut denkbar, dass eine ehemalige Kämpferin – wenn ich denn eine ›gefunden‹ hätte, die zudem bereit gewesen wäre, mit mir über ihre Erfahrungen zu sprechen – mir berichtet hätte, dass diejenigen, die von ihrer Vergangenheit wissen, ihr Gewalterwartungen entgegengenbringen oder ihr zumindest eine Zeitlang Gewalterwartungen entgegengebracht haben. Dies würde sich mit Coulters Schilderungen decken: Die von ihr beschriebenen Gewalterwartungen bezogen sich in der frühen Nachkriegszeit nicht generalisierend auf die Angehörigen einer Klasse ›gefährlicher Mädchen und Frauen‹, sondern explizit auf ehemalige Kämpferinnen, die in einem Umfeld lebten, in dem ihre Kämpferinnenvergangenheiten allgemein bekannt waren. Solche ›persönliche Gefährlichkeit‹ bietet viel Angriffsfläche, um allmählich über Vertrautheit ausgehebelt zu werden. Hierzu passt auch, dass Coulter ihr Buch einige Jahre nach der Feldforschung mit der telefonisch aus Sierra Leone übermittelten Neuigkeit abschließen konnte, dass ihre Interviewpartnerin Aminata schließlich doch noch einen Ehemann gefunden hatte (vgl. Coulter 2009: 254).

Die Abwesenheit generalisierender Gewalterwartungen gegenüber Mädchen und Frauen legt nahe, dass Gewalttätigkeit wohl grundsätzlich eher nicht zu den Vorstellungen passt, die sich in Nachkriegs-Sierra Leone vom ›weiblichen Handlungsspektrum‹ gemacht werden – ähnlich wie es auch vor dem Hintergrund eines westlichen Frauenbilds oft schwerfällt, Frauen überhaupt nur als Gewalttäterinnen in Erwägung zu ziehen (siehe oben 2.1.3). Allerdings betont Coulter mit Nachdruck, Frauen hätten in Sierra Leone – ganz anders als in westlichen Vorstellungen – sogar

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

schon in der Vorkriegszeit kulturell verankert als »wild und gefährlich« gegolten: »In Sierra Leonean traditional culture, women are not believed to be inherently peaceful; on the contrary, women are *wild and dangerous* and therefore need to be controlled.« (Coulter 2009: 142; Hervorhebung A.M.) Als Beleg verweist sie auf eine Stelle in Mariane Fermes (2001) Beschreibung des Lebens in dem Dorf Kpuawala (Bo Distrikt), die auf Feldforschung in den späten 1980er Jahren basiert (vgl. Coulter 2009: 142, 216). Ganz anders als in Coulters Argumentation vorgesehen, gibt diese Stelle jedoch eher einen deutlichen Hinweis auf ein *gewaltfernes* Frauenbild. Ferme beschreibt darin, wie ein Mann, der seine Frau bei einer dörflichen Gerichtsverhandlung vor dem *town chief* beschuldigte, ihn angegriffen zu haben, von einem anderen Mann argumentative Unterstützung erhielt. Diese wurde anscheinend benötigt, um die Anschuldigung überhaupt nachvollziehbar zu machen:

»[I]n a court case involving a woman accused by her husband of aggressive behavior, a man argued that women didn't necessarily lack the passion, or ›hot heart‹ [...], to risk life and limb in response to sudden threats but that they often lacked the judgment to make instant decisions that could save lives. Switching to Krio [von Mende, Anm. A.M.], the national lingua franca, to emphasize the point, the man said, ›*Den no get sense*‹ – they lack good sense/judgement.« (Ferme 2001: 62; Hervorhebungen im Original)

Offenbar wurde die Anschuldigung als erstaunlich und deshalb als besonders begründungsbedürftig angesehen. Hierzu passt auch ein Hinweis des sierra-leonischen Journalisten und Sozialwissenschaftlers Lansana Gberie, der argumentiert, die sierra-leonische Presse habe den *Tamaboro*, die zu Beginn des Krieges einige Erfolge im Kampf gegen RUF-Einheiten erreichen konnten (siehe oben 5.1.5), vor allem deshalb große Aufmerksamkeit geschenkt, weil ihnen »furchteinflößende« (»fearsome-looking«, Gberie 2005: 82) Kämpferinnen angehörten. Dies wurde absolut nicht als normal, sondern als außergewöhnlich und faszinierend angesehen: »The prominence of women in Tamaboro fascinated the country's press, which clearly exaggerated the impact of the group on the conduct of the war.« (Gberie 2005: 82)

Allerdings bedeutet ein gewaltfernes Frauenbild im Umkehrschluss nicht zwangsläufig, dass Frauen ausschließlich als durch und durch ›gut‹ und friedfertig wahrgenommen werden – vielmehr lassen sich auch Wildheit und Gefährlichkeit (vgl. Coulter 2009: 142) mit einem gewaltfernen Frauenbild vereinbaren. Auch das westliche Frauenbild kennt beispielsweise keinesfalls nur sanfte Wesen, sondern spielt zugleich mit dem zweischneidigen Bild der Heiligen/Hure und schreibt Frauen durchaus gefährliche, dabei aber dennoch eher gewaltferne Qualitäten wie beispielsweise Verführungs- und Manipulationskünste und Verschlagenheit zu. Ähnliches lässt sich auch für das gewaltferne Frauenbild in Sierra Leone ausmachen: In dem Abschnitt über die Formierung der *Kamajors* in Kapitel 5 habe ich beispielsweise schon darauf hingewiesen, dass der Ausschluss von Mädchen und Frauen aus der *Kamajor*-Geheimgesellschaft mit der Befürchtung

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

begründet wurde, ihre tendenzielle Geschwätzigkeit würde die Geheimhaltung zentraler *society*-Geheimnisse gefährden (vgl. Muana 1997: 88; siehe oben 5.1.5). Gefährlichkeit resultierte in diesem Zusammenhang also beispielsweise aus ›typisch weiblicher‹ Unbedachtheit und Leichtfertigkeit. Mariane Ferme und Danny Hoffman beschreiben zudem, dass Gerüchte über waffenschmuggelnde Prostituierte/*rebel*-Spioninnen, die nach dem Überfall auf Freetown im Januar 1999 kursierten (siehe auch oben 5.2.1), mit in Sierra Leone verbreiteten Vorstellungen über eine speziell weibliche Gefährlichkeit in Einklang standen, die nicht (unmittelbar) mit Gewalttätigkeit zu tun hat und die sich unter anderem in Täuschungs- und Manipulationskünsten äußern kann. Ferme und Hoffman stellen diese Gefährlichkeit der geschlechtsspezifischen Opfer-Intuition gegenüber (mein Begriff, siehe oben 2.1.3), die sie in ihrem Text am Beispiel eines UN-Berichts aufzeigen:

»The U.N. report cited above explicitly equates women and children with noncombatants and victims – a distinction that rests on the powerless passivity of the latter, in opposition to the aggressive power of the former. But in Mende cosmology, as in much of West Africa, a different calculus is in play. Women are not necessarily regarded as weaker, but the agents of a power that is wild and dangerous (Moran 1995).[44] Among the many ways this manifested itself in Sierra Leone's wartime context was through persistent rumors that prostitutes were smuggling weapons into Freetown for the RUF, and that women with babies on their backs were likely to be ferrying concealed ammunition or small arms through security checkpoints.« (Ferme/Hoffman 2004: 87)

Auch die Vorstellungen einer speziell weiblichen Gefährlichkeit, die der Anthropologe David Rosen auf Basis von Feldforschung im Kono Distrikt in den 1970er Jahren in einem Artikel mit dem einschlägigen Titel *Dangerous Women* (1981) beschreibt, beinhalten keine Gewalttätigkeit. Die in ihnen ausgedrückte Sorge bezieht sich vielmehr auf sexualmoralisches Fehlverhalten von Ehefrauen, das demnach Unglück über ganze Haushalte bringen kann, indem es übelbringende (weibliche und männliche) Hexen anlockt: »[T]he burden for maintaining the moral integrity of the household falls particularly hard upon wifes. It is their behaviour which makes the household more or less vulnerable to witchcraft.« (Rosen 1981: 159) Wenn ein Haus, in das ein Unglück Einzug gehalten hatte (etwa materielle Sorgen, Krankheit oder Tod), rituell gereinigt werden sollte, konzentrierten sich die zu diesem Zweck engagierten Hexenjäger (»witch-finders«) deshalb auf das Betragen der Ehefrau – beziehungsweise in polygamen Haushalten auf das Betragen der Ehefrauen. Die an sie gerichteten Ratschläge, um zukünftiges Unglück zu vermeiden, lauteten üblicherweise, dass sie ehebrecherische Taten

44 | Die Literaturangabe bezieht sich auf Moran, Mary 1995: Warriors or Soldiers? Masculinity and Ritual Transvestism in the Liberian Civil War, in: Sutton, Constance (Hg.): Feminism, Nationalism, Militarism. Washington, DC: Association of Feminist Anthropologists, American Anthropological Association, 73-88.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und Gedanken aufgeben und ihrem Ehemann gehorchen sollen, etwa: »Do not quarrel with your husband! Do not quarrel with your co-wifes. Do not refuse to have sex with your husband.« (Rosen 1981: 161) Schilderungen von Vorstellungen einer speziell weiblichen und dabei gewaltfernen Gefährlichkeit sind auch in Michael Jacksons Studie *The Kuranko* (Jackson 1977) zu finden, die ebenfalls auf Feldforschung in den 1970er Jahren, allerdings im Koinadugu Distrikt, basiert. Jackson beschreibt, dass außereheliche Liebesaffären, über die Männer miteinander in Streit gerieten und die somit gefährliche soziale Störungen darstellten, stets letztlich als von den beteiligten Frauen verursacht angesehen wurden: »[I]t seems ironic that although men are often willing partners in clandestine love affairs, women are blamed for instigating them and for causing the breakdown of goodwill between affines which often results.« (Jackson 1977: 84)

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Vorstellungen weiblicher Gefährlichkeit in Sierra Leone, die sekundärliteraturbasiert in der Tat schon für die Vorkriegszeit aufgezeigt werden können, offenbar keine unmittelbaren Befürchtungen von Gewalttätigkeit beinhalten. Die in diesen Vorstellungen abgebildete Gefährlichkeit ergibt sich vielmehr aus einer Mischung aus leichtfertiger Unbedachtheit, Manipulations- und Täuschungskünsten und unkontrollierter Sexualität.

Nun wieder zurück zu Gewalterwartungen und Gewaltbereitschaften: Noch zusätzlich dazu, dass Mädchen und Frauen in generalisierenden Gewalterwartungen und in der Ästhetik der Gefährlichkeit nicht vorkommen, habe ich zudem auch keine Hinweise darauf finden können, dass sie Gewalttätigkeit im Nachkriegskontext als Möglichkeit sozialer Navigation in Erwägung ziehen. Christensen und Utas schildern zwar, dass unter den *task force* Angehörigen, die während des 2007er Wahlkampfs auf den Geländen der Freetowner Partei-Hauptquartiere kampierten (siehe oben 6.1.4), auch Mädchen und Frauen (ehemalige Kämpferinnen) waren. Sie traten jedoch nicht selbst als gewaltbereite *thugs* in Erscheinung, sondern wurden von ihren als *thugs* angeheuerten *boyfriends* mit in den Partei-Hauptquartieren untergebracht:

»Among female supporters, a large majority explained that their prime motive for joining politicians' campaigns was to stay with their boyfriends or husbands, who would support them and keep them safe around the party offices. [...] For female supporters, the party offices came to constitute a space of protection where, in addition, they might receive small hand-outs of money and food.« (Christensen/Utas 2008: 526)

Ich gehe in Kapitel 7 noch ausführlicher auf die geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Möglichkeiten für soziale Navigation ein, die in dieser Schilderung von Christensen und Utas schon anklingen (siehe unten 7.1.3. und 7.1.4).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

6.3.4 Anonymität und Vertrautheit: unfriedensrelevante Unterschiede zwischen Bo Town und Kwelu

Obwohl ich in Kwelu vergleichsweise nur extrem wenig empirisches Material gesammelt habe, reicht es zumindest aus, um aufzuzeigen, dass die unfriedlichen Beziehungen zwischen Wachsamen und ›gefährlichen jungen Männern‹ in Kwelu offenbar deutlich weniger intensiv empfunden werden als in Bo Town – zumal es direkt in Kwelu gar keine ›gefährlichen jungen Männer‹ gibt, denen alltäglich mit Wachsamkeit begegnet werden müsste. Alle Mitglieder der Dorfgemeinschaft, inklusive der im Dorf bekannten ehemaligen Kämpfer, sind fest in dörfliche/familiäre Reichtum-an-Menschen-Beziehungen und in die aus ihnen resultierenden Arbeitsverpflichtungen eingebunden. Sie leben somit in fester sozialer Kontrolle, die zum einen daraus resultiert, dass jede und jeder mit ihrer/seiner Arbeit beschäftigt ist, und zum anderen daraus, dass alle einander kennen und gegenseitig über ihren Status und ihre jeweiligen Verpflichtungen Bescheid wissen. Fehlverhalten jeglicher Art ist unter diesen Bedingungen schnell erkennbar und gilt entsprechend als leicht kontrollierbar.

Gefahren werden in Kwelu deshalb in erster Linie von außerhalb der Dorfgemeinschaft erwartet und es werden Schutzmaßnahmen gegenüber Fremden getroffen, bei denen es sich um Diebe oder sogar um *armed robbers* handeln könnte (siehe oben 6.1.7). Abgesehen von meiner eigenen Vorführung vor dem *town chief* gleich nach meiner ersten Ankunft in Kwelu, die nicht unter Vorzeichen von Gefährlichkeitsvermutungen stand (ich wurde vor allem dazu befragt, ob meine Anwesenheit der Dorfgemeinschaft Zugang zu internationalen Geldern oder Entwicklungshilfeprojekten verschaffen würde, was ich wahrheitsgemäß verneinte), habe ich die Überprüfung und Überwachung von Fremden leider nie selbst beobachten können. Ich vermute aber, dass gegenüber Fremden auch in Kwelu die Ästhetik der Gefährlichkeit zum Tragen kommt. Eine im Gruppeninterview mit den Männern von Kwelu formulierte Beschreibung der ›gefährlichen jungen Männer‹ in den Städten deutet daraufhin, dass auch in Kwelu davon ausgegangen wird, dass *thugs*, Diebe und *armed robbers* am ehesten aus dieser ›gefährlichen Klasse‹ stammen – und dass diejenigen, die von ihrem Erscheinungsbild her in diese ›gefährliche Klasse‹ passen, entsprechend wohl auch in Kwelu als besonders verdächtig angesehen werden: »*They don't want to be in the villages anymore. They rush to go to the big towns. And in the big towns there is no work for them. So politicians are able to use these boys. Bad people and thieves also use them.*« (Gruppeninterview, 04.04.2009)

Insgesamt lassen sich die unfriedensrelevanten Unterschiede zwischen Bo Town und Kwelu, die an dem gesammelten empirischen Material sichtbar werden, folgendermaßen zusammenfassen: Die Bewohnerinnen und Bewohner von Kwelu wissen genau, mit wem sie es innerhalb ihrer engen Dorfgemeinschaft zu tun haben, und sie sind anders als Städterinnen und Städter nicht alltäglich Situationen ausgesetzt, in denen sie Fremden begegnen, die sie erst einschätzen

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und als gefährlich oder ungefährlich einordnen müssen. Jedes Mitglied der Dorfgemeinschaft ist zudem fest in dörfliche/familiäre Reichtum-an-Menschen-Beziehungen eingebunden. Anders als in Bo Town werden alltägliche Interaktionen unter diesen Bedingungen insgesamt als hochgradig voraussehbar und weitestgehend unbedrohlich angesehen. Innerhalb der Dorfgemeinschaft ist die Ästhetik der Gefährlichkeit somit durch Vertrautheit miteinander ausgehebelt.

Dies bedeutet im Umkehrschluss jedoch nicht, dass das Leben in Kwelu zwangsläufig von tief empfundener Harmonie geprägt ist. Eher ist davon auszugehen, dass die Einigkeit der Dorfgemeinschaft, die in Kwelu als höchstes Gut und Gebot gilt (siehe oben 6.1.6), selten ohne unterdrückte Konflikte erreichbar ist. Ich selbst habe einen Fall von Einigkeits-orientierter Konfliktunterdrückung bei einer Dorfversammlung miterlebt, bei der ich offiziell vom *town chief* damit beauftragt wurde, bei lokalen NGOs in Bo Town Erkundungen über *projects* (Fördermittel und -programme) einzuholen. Bereits eine Woche vor dieser Versammlung war ein Dorfbewohner mit einem schriftlich ausgearbeiteten Antrag an mich herangetreten, mit dem er sich als Einzelperson um Unterstützung für ein landwirtschaftliches Vorhaben bewerben wollte – wo auch immer eine solche Bewerbung möglich sein würde. Ich vermutete, dass für sein Vorhaben wohl eher ein Kredit in Frage kommen würde, und versprach ihm, Augen und Ohren offen zu halten. Während der Dorfversammlung wurde ich dann jedoch vom *town chief* aufgefordert, dieses individuelle Ersuchen, das nicht unbeobachtet geblieben war und sich schnell herumgesprochen hatte, vollständig zu ignorieren. Es sei »einheitlich beschlossen« worden, dass ich mich voll darauf konzentrieren solle, nach Programmen zur Verbesserung der Gesundheitsversorgung in ländlichen Gebieten zu forschen, um herauszufinden, ob Kwelu sich um die Einrichtung einer Gesundheitsstation (*health post*) – einer kleinen Klinik, in der insbesondere Geburtshilfe geleistet wird – bewerben könne;[45] effektive Geburtshilfe war in Kwelu gerade ein besonders dringendes und schmerzliches Thema, da bei zwei Geburten in den letzten zwei Wochen einmal die Mutter und einmal eines der Babys, es waren Zwillinge gewesen, verstorben waren. Dieses dem Gemeinwohl dienende Anliegen sei wichtiger als die Projektidee eines Einzelnen, erklärte der *town chief*.

Zudem kann dörfliche Vertrautheit und gebotene Einigkeit, wie ich sie in Kwelu erlebt habe, in gewisser Weise mit für die wachsende Zahl ›gefährlicher junger Männer‹ in den Städten verantwortlich gemacht werden. Immerhin ist es gerade auch der engen Einbindung in dörfliche/familiäre Reichtum-an-Menschen-Beziehungen und den daraus resultierenden unbezahlten Arbeitsverpflichtungen und Gehorsamsgeboten geschuldet, dass vielen männlichen Jugendlichen und jungen Männern das Leben auf den Dörfern wenig attraktiv erscheint; zumal wenn sie sich

45 | Nach allem was ich in Erfahrung bringen konnte, schien es eine solche Bewerbungsmöglichkeit, von der einige Dorfbewohner im Radio gehört hatten, jedoch nicht zu geben; meine nachfolgenden Kontakte zu einer lokalen NGO, die im Gesundheitssektor tätig werden wollte, habe ich unter 2.3.1 geschildert.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zutrauen, ihr Glück auf eigene Faust in der Stadt zu versuchen, um dort womöglich Chancen auf ein ganz anderes Leben – ein *modern life* – zu finden (siehe oben 6.1.2).

6.3.5 Unfriedliche Beziehungen in Bo Town – und darüber hinaus

Das gesammelte empirische Material liefert keine Grundlage, von der aus darauf geschlossen werden könnte, dass die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen samt den Unterschieden, die im Vergleich zu Kwelu sichtbar werden, für sierra-leonische Städte und Dörfer generell verallgemeinerbar sind. Andererseits lassen sich aber auch keine Hinweise ausmachen, die gegen eine Verallgemeinerbarkeitsvermutung sprechen würden: Meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner haben nicht ein einziges Mal auch nur angedeutet, dass *bike riders*, *car wash boys*, Straßenkinder und arbeitslose junge Männer in anderen sierra-leonischen Städten nicht oder in anderer Weise verroht seien als die in Bo Town. Da meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner in vielen Fällen in Kontakt mit Verwandten in anderen Landesteilen standen und/oder in der Nachkriegszeit bereits in andere Landesteile gereist waren und/oder selbst erst in der Nachkriegszeit nach Bo Town gekommen waren,[46] gehe ich davon aus, dass sie mir solche Hinweise gegebenenfalls hätten geben können – zumal meine breit angelegten Interviewfragen nach dem Frieden und nach Friedensgefährdungen in Sierra Leone solche Hinweise wohl kaum von vornherein unterdrückt haben können. Auch in der wissenschaftlichen Sekundärliteratur zur Nachkriegszeit lassen sich keine Hinweise ausmachen, die gegen eine Verallgemeinerbarkeitsvermutung sprechen würden, im Gegenteil: Auf Basis einer 2007er Feldforschung in Sierra Leones drittgrößter Stadt Makeni beschreibt Michael Bürge eine Wahrnehmung von *bike riders*, die mit den hier für Bo Town geschilderten Verrohtheitszuschreibungen nahezu identisch ist:

»Okadamen [eine alternative Bezeichnung für *bike riders*, die auch in Bo Town üblich ist, Anm. A.M.] were depicted as being rude, law-breaking, and criminal – an attitude mainly traced to their past or history as fighters during the war. Their activities and their income from riding were considered unfavorable to the development of the country, as they were not sustainable. Not going to school, not working properly, not attending mosque or church, spending money on useless things, causing accidents, consuming drugs and alcohol, and impregnating girls, they did not live a good life as responsible citizens of the country.« (Bürge 2011: 61-62)

46 | Zu den diversen Herkunftsorten meiner nicht aus Bo Town stammenden Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner und zu den Zeitpunkten ihrer Ankunft in Bo Town gebe ich, soweit bekannt, in der Auflistung im Anhang Auskunft.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Bürges direkte Interviewzitate würden sich in vielen Fällen geradezu mit den Aussagen meiner Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner austauschen lassen:

»One of the dominant arguments brought up by people who criticized and stigmatized okadamen's engagements was their presumed past as excombatants, a past that was claimed to be still inside those men: ›They are still rebels. They have their inner habits. They don't respect others' rights and lives. How can somebody ask that others respect his rights and his life, if he doesn't care?‹ (Collin, a journalist in Makeni).« (Bürge 2011: 65)

Auch habe ich keinerlei Hinweise darauf finden können, dass die Gewaltbereitschaften, die einige wenige ›gefährliche junge Männer‹ mir gegenüber eingeräumt haben, ganz speziell nur in Bo Town anzutreffen sind. Die Inhalte dieser Gewaltbereitschaften – ihre Ausrichtung auf den eigenen sozioökonomischen Aufstieg oder zumindest auf Linderung der eigenen Misere – stimmen vielmehr exakt mit den Inhalten überein, die Christensen und Utas (2008) für diejenigen schildern, die sich im 2007er Wahlkampf in Freetown in die *task forces* von SLPP und APC rekrutieren ließen (siehe oben 6.1.4).

Dass gerade in kleinen Dörfern wie Kwelu in Vertrautheit oder zumindest Bekanntschaft miteinander gelebt wird, so dass Bedrohungen in erster Linie von außerhalb der Dorfgemeinschaft erwartet werden, stellt zudem einen Unterschied zu urbanen Verhältnissen dar, der sich mit hoher Plausibilität für ganz Sierra Leone verallgemeinern lässt. Wie am Beispiel des sehr viel größeren ›Diamantendorfs‹ Ngolu deutlich wird (siehe oben 6.1.6), muss die unfriedensrelevante Trennlinie zwischen städtischen und dörflichen Verhältnissen allerdings mit Vorsicht gezogen werden. Weder herrschte in Ngolu dieselbe (vorgeschriebene) dorfgemeinschaftliche Einigkeit wie in Kwelu, noch kann aufgrund der Präsenz fremder Diamantenschürfer für Ngolu davon ausgegangen werden, dass alltägliche Interaktionen im gleichem Maße wie in Kwelu als voraussehbar und unbedrohlich angesehen werden.

Vor diesen Hintergründen lässt sich die Verallgemeinerbarkeitsvermutung als begründete Hypothese formulieren: In Sierra Leone werden demnach ›gefährliche junge Männer‹, die vor allem in den Städten anzutreffen sind, von den Wachsamen generell für gewaltbereit gehalten und unter Exkombattanten-Verdacht gestellt – wobei sie jedoch weder notwendigerweise tatsächlich gewaltbereit noch notwendigerweise tatsächlich Exkombattanten sind, dafür aber auch selbst mit zu den Wachsamen gehören. Eine ›Stadt‹ ist in dieser Hypothese in unfriedensrelevanter Hinsicht dadurch definiert, dass nicht alle Einwohnerinnen und Einwohner einander persönlich kennen, dass ›gefährliche junge Männer‹ und insgesamt Fremde zum alltäglichen Leben dazugehören und dass der Ästhetik der Gefährlichkeit somit Raum zur Entfaltung gegeben ist. Ein ›Dorf‹ zeichnet sich in unfriedensrelevanter Hinsicht hingegen dadurch aus, dass Fremde eine Seltenheit darstellen, dass als verroht angesehene Lebensweisen gar nicht erst

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

geduldet werden und dass die Ästhetik der Gefährlichkeit im Umgang der Dorfbewohnerinnen und Dorfbewohner untereinander durch Vertrautheit oder zumindest Bekanntschaft miteinander ausgehebelt ist.

Diese Verallgemeinerbarkeitshypothese wird auch in der empirisch modifizierten Prozessvorstellung aufgegriffen und fortgeführt, die im nachfolgenden Kapitel 7 nun zunächst vorbereitet und dann ausformuliert wird.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

7. Altes, Neues und Übriggebliebenes

Da mit den Ergebnissen des vorigen Kapitels nun eine empirische Definition unfriedlicher Beziehungen zur Verfügung steht, kann in diesem Kapitel endlich die Frage nach ihrem Entstehen und Fortbestehen in Angriff genommen werden: Lassen sich die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen zwischen Wachsamen und ›gefährlichen jungen Männern‹ als Produkte des Lebens und Überlebens unter Bedingungen kriegerischer Gewalt verstehen, die im Nachkriegskontext vom Krieg übrig bleiben? Als Antwort auf diese Frage wird eine empirisch modifizierte Prozessvorstellung formuliert, für die die provisorische Prozessvorstellung die Ausgangsvorstellung liefert. Anders als noch in der provisorischen Prozessvorstellung soll es in der empirisch modifizierten Prozessvorstellung dann nicht mehr darum gehen, theoretisch konsistent auf das Entstehen und Fortbestehen von unfriedlichen Beziehungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung ›hinzudenken‹; stattdessen beschreibt sie, sowohl theoretisch konsistent als auch empirisch plausibel, das Entstehen und Fortbestehen der empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen zwischen Wachsamen und ›gefährlichen jungen Männern‹. Bevor die empirisch modifizierte Prozessvorstellung ausformuliert werden kann, sind hier allerdings noch einige Vorbereitungen nötig.

Zunächst werden die Abweichungen zwischen den empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen und den zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung verorteten unfriedlichen Beziehungen der provisorischen Prozessvorstellung noch einmal detailliert aufgezeigt und festgehalten. Abweichungen zeigen sich nicht nur mit Blick auf Form (zwischen wem?) und Inhalt (worum geht es?), sondern auch insofern, als die in den empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen enthaltenen Gewaltbereitschaften ganz und gar nicht in den Modus eines intuitiven Praxis-Handelns passen, der in der provisorischen Prozessvorstellung – auf Basis der bourdieuschen Sozialtheorie – sowohl für die Gewaltbereitschaften als auch für die Gewalterwartungen angedacht ist. Demnach müsste es sich bei den Gewaltbereitschaften um Einstellungen handeln, die aus verinnerlichten sozialen Wissensbeständen gespeist intuitiv empfunden und von den Gewaltbereiten für selbstverständlich normal gehalten würden, so dass gar nicht mehr über sie nachgedacht würde (siehe oben 4.2). Während die Gewalterwartungen der Wach-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

samen und das ›Erkennen‹ von ›gefährlichen jungen Männern‹ auf Basis der Ästhetik der Gefährlichkeit sehr gut in dieses Bild eines intuitiven Praxis-Handelns passen, handelt es sich bei den Gewaltbereitschaften, die einige wenige meiner Interview- und Gesprächspartner eingeräumt haben, hingegen eindeutig um reflektierte Haltungen, die bewusst in Erwägung gezogen und beschlossen werden. Allerdings können auch reflektierte Haltungen im Rahmen der bourdieuschen Sozialtheorie erfasst werden, die hier somit nicht an ihre Grenzen stößt und die deshalb im Weiteren auch für die Formulierung der empirisch modifizierten Prozessvorstellung beibehalten werden kann. Wie genau die Erfassung der Gewaltbereitschaften in der theoretischen Sprache der bourdieuschen Sozialtheorie dann aussieht, schildere ich unten ausführlich (siehe 7.1.3).

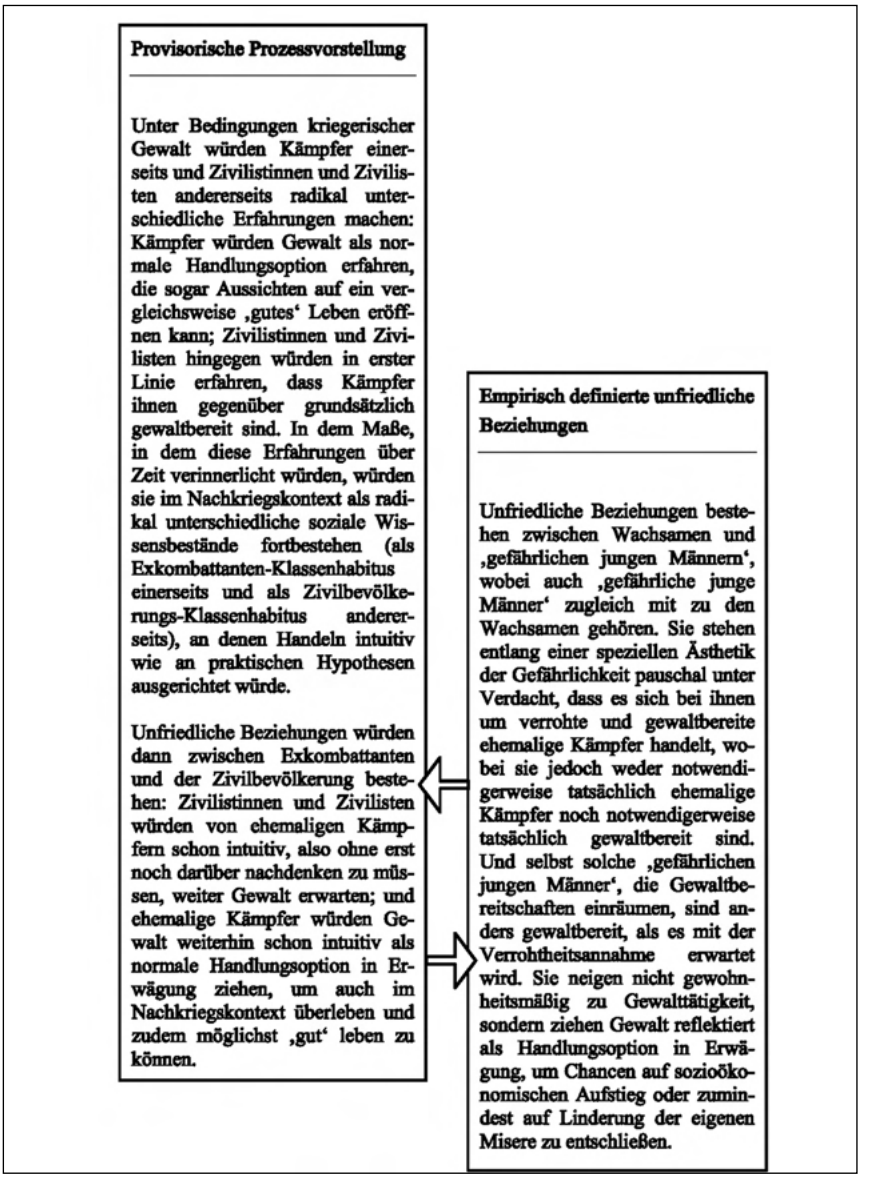
In einem nächsten Schritt werden die Ergebnisse zweier sekundärliteraturbasierter Plausibilitätsproben dargestellt, in denen ich mich bemüht habe, so weit wie möglich zu klären, ob die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen zeitlich überhaupt im Leben und Überleben unter Bedingungen kriegerischer Gewalt entstanden sein können. Wenn dies nicht der Fall sein sollte, würde es nämlich mehr Sinn machen, die provisorische Prozessvorstellung gleich zu verwerfen und ganz neu anzufangen, statt sie erst noch empirisch zu modifizieren. In den Plausibilitätsproben habe ich sekundärliteraturbasiert geprüft, ob sich Hinweise darauf ausmachen lassen, dass die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen womöglich bereits in der Vorkriegszeit in Form und Inhalt identisch bestanden haben; oder darauf, dass sie erst in der frühen Nachkriegszeit im Zuge nicht-intendierter Wirkungen von Peacebuilding-Maßnahmen entstanden sind. Es ging mir also darum, sekundärliteraturbasiert so weit wie möglich auszuschließen, dass es sich bei den empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen in Form und Inhalt in erster Linie um Altes (Vorkriegszeit) oder um Neues (Nachkriegszeit) und gerade nicht um vom Krieg Übriggebliebenes handelt. Im Ergebnis wird deutlich, dass Altes, Neues und Übriggebliebenes in den empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen eng miteinander verwoben sind. Jedoch würden Form und Inhalt der empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen ohne zwei zentrale Elemente nicht zustande kommen, für die sich sekundärliteraturbasiert in der Tat *keine* Hinweise darauf ausmachen lassen, dass sie bereits vor dem Krieg bestanden haben oder erst in der frühen Nachkriegszeit entstanden sind. Diese zentralen Elemente, für die somit sekundärliteraturbasiert nichts dagegen spricht, dass sie im Leben und Überleben unter Bedingungen kriegerischer Gewalt entstanden sein können, sind die Verrohtheitsannahme und die Ästhetik der Gefährlichkeit, die ich im Zuge der empirischen Definition unfriedlicher Beziehungen in Kapitel 6 gerade ausführlich beschrieben habe (siehe oben 6.3.1).

Mit diesem Ergebnis ist dann der Weg frei für die Formulierung der empirisch modifizierten Prozessvorstellung, für die ich mich in empirischer Hinsicht auf mein Feldforschungsmaterial (Kapitel 6) und auf die in Kapitel 5 dargestellten, überwiegend sekundärliteraturbasierten Einsichten zum Leben und Überleben unter Bedingungen kriegerischer Gewalt stütze. Die Abweichungen zwischen

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

den empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen und den unfriedlichen Beziehungen der provisorischen Prozessvorstellung, die im Folgenden noch einmal detailliert aufgezeigt und festgehalten werden, liefern zudem ›Koordinaten‹ für die Modifizierungsorientierung: Ihnen muss die empirisch modifizierte Prozessvorstellung unbedingt Rechnung tragen können.

Abbildung 4: Unfriedliche Beziehungen im Vergleich



https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

7.1 Unfriedliche Beziehungen im Vergleich

Insgesamt lassen sich im Abgleich der empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen mit den unfriedlichen Beziehungen der provisorischen Prozessvorstellung vier zentrale Abweichungen aufzeigen, zu denen noch eine unbedingt erklärungsbedürftige Übereinstimmung hinzukommt, die im Folgenden gleich mitbehandelt wird (siehe 7.1.4). Zur abgleichseinleitenden Veranschaulichung stellt die Abbildung ›Unfriedliche Beziehungen im Vergleich‹ die beiden unfriedlichen Beziehungen einander noch einmal knapp zusammengefasst gegenüber.

7.1.1 Ehemalige Kämpfer versus ›gefährliche junge Männer‹

Die unfriedlichen Beziehungen der provisorischen Prozessvorstellung, zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung, sind ihrer Form nach überhaupt nur unter der Bedingung denkbar, dass Zivilistinnen und Zivilisten im Nachkriegskontext genau wissen oder zumindest stets verlässlich erkennen können, wer ein ehemaliger Kämpfer ist. Dass es sich anders verhalten könnte, war mir bei der Formulierung der provisorischen Prozessvorstellung – vor der Feldforschung – gar nicht in den Sinn gekommen. Ich hatte überhaupt nicht darüber nachgedacht, wie Exkombattanten erkannt werden; oder auch nur darüber, dass Fragen des Erkennens von Bedeutung sein könnten. Dabei hätte die bourdieusche Sozialtheorie mit ihrer Betonung des sozial vorgeprägten Charakters jedes Denkens, Handelns und eben auch Erkennens eigentlich von vornherein zu solchen Überlegungen einladen müssen. Dass dies nicht der Fall war beziehungsweise dass ich ihre Einladung nicht angenommen habe, lag vermutlich daran, dass ich bei der Formulierung der provisorischen Prozessvorstellung strikt auf die Vorstellung von Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung fokussiert war, in der Fragen des Erkennens nicht thematisiert werden. In jedem Fall wurde mir der rückblickend eigentlich naheliegende Umstand, dass Exkombattanten, um als Exkombattanten für gewaltbereit gehalten zu werden, zunächst einmal als Exkombattanten erkannt werden müssen, erst in direkter Konfrontation mit der sozialen Realität in Bo Town allmählich bewusst.

In der empirischen Definition unfriedlicher Beziehungen musste ich mich dann ausgiebig mit Fragen des – vermeintlichen – Erkennens auseinandersetzen: Anders als in den unfriedlichen Beziehungen der provisorischen Prozessvorstellung werden in den empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen ›gefährliche junge Männer‹ für gewaltbereit gehalten, die weder notwendigerweise Exkombattanten noch notwendigerweise gewaltbereit sind, die aber über eine spezielle Ästhetik der Gefährlichkeit als verroht wahrgenommen und unter Exkombattanten-Verdacht gestellt werden.

Für die Ästhetik der Gefährlichkeit, die in der provisorischen Prozessvorstellung noch gar nicht angedacht war, ist davon auszugehen, dass sie ein erhebliches Ausmaß an Fehleinschätzungen produziert. Über sie werden sozioökonomisch

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

marginalisierte männliche Jugendliche und junge Männer – so die Ästhetik der Gefährlichkeit nicht über Vertrautheit oder wenigstens Bekanntschaft mit ihnen ausgehebelt ist – pauschal unter Exkombattanten-Verdacht gestellt. Wie in Kapitel 6 bereits dargestellt worden ist, bietet das gesammelte empirische Material keine Grundlage, von der ausgehend sich der Prozentsatz einschätzen ließe, zu dem diejenigen, die ›gefährlich aussehen‹, tatsächlich ehemalige Kämpfer sind oder nur fälschlicherweise für ehemalige Kämpfer gehalten werden (siehe 6.3.1). Auch über das gesammelte empirische Material hinaus ist eine schätzungsermöglichende Grundlage kaum in Sicht, da noch nicht einmal die Gesamtzahl ehemaliger Kämpfer in Nachkriegs-Sierra Leone sicher bekannt ist. Die mehr als 70.0000 DDR-registrierten Exkombattanten (darunter nur rund 4.800 registrierte ehemalige Kämpferinnen) bieten bestenfalls eine grobe Orientierung (siehe ausführlich oben 2.1.2). Manchen Schätzungen zufolge beläuft sich die tatsächliche Gesamtzahl derjenigen, die im Kriegsverlauf über längere oder kürzere Zeiträume in bewaffneten Kommandoeinheiten gelebt haben und mehr oder weniger regelmäßig unmittelbar an der Ausübung von Gewalttaten beteiligt waren (inklusive Mädchen und Frauen) womöglich bis auf das Doppelte der DDR-Registrierungszahl (vgl. Richards/Bah/Vincent 2004: 37; Mazurana/Carlson 2004: 12; MacKenzie 2009: 24).

Nur um in etwa das mögliche Ausmaß unzutreffender Exkombattanten-Verdächtigungen zu veranschaulichen, will ich hier dennoch wenigstens eine hochgradig spekulative Schätzung der Fehlerquote der Ästhetik der Gefährlichkeit versuchen. Für diese hochgradig spekulative Schätzung gehe ich von einem wohl unrealistisch hohen Exkombattanten-Anteil in der männlichen Bevölkerung aus, so dass die Treffsicherheit der Ästhetik der Gefährlichkeit in jedem Fall eher noch über- als unterschätzt wird: Den Ergebnissen eines im Jahr 2004 durchgeführten Bevölkerungszensus zufolge gab es bei einer Gesamtbevölkerung von knapp fünf Millionen Sierra Leonerinnen und Sierra Leonern zu diesem Zeitpunkt rund 1,3 Millionen männliche Sierra Leoner in der Altersgruppe der zehn- bis 34-Jährigen (vgl. Statistics Sierra Leone 2006: 15), in der sich mit Sicherheit die mit Abstand meisten ehemaligen Kämpfer befanden. Wenn man nun rein spekulativ davon ausgeht, dass es alleine in dieser Bevölkerungsgruppe tatsächlich 140.000 ehemalige Kämpfer gab (wenn man die DDR-Registrierungszahl also verdoppelt und dabei noch nicht einmal Mädchen und Frauen mitberücksichtigt), ergibt sich für die Gruppe der kurz nach Kriegsende zehn bis 34-Jährigen ein Exkombattanten-Anteil von rund elf Prozent. Hält man diesen Anteil nun über die nächsten Jahre in etwa stabil und geht zudem davon aus, dass unter denjenigen, die in größeren Städten alltäglich um ein Auskommen ringen, besonders viele Exkombattanten sind (weil viele Exkombattanten nach Kriegsende die relative Anonymität größerer Städte gesucht haben, siehe oben 6.1.2), dann muss für urbane Kontexte ein deutlich höherer Exkombattanten-Anteil veranschlagt werden. Nur um auf gar keinen Fall zu niedrig zu greifen, lässt sich für sozioökonomisch marginalisierte Jugendliche und junge Männer in den Städten dann – rein spekulativ und nur

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zu Veranschaulichungszwecken – ein Exkombattanten-Anteil von 30 Prozent veranschlagen. Demnach würde die Fehlerquote der Ästhetik der Gefährlichkeit entsprechend bei 70 Prozent liegen. Oder noch anders formuliert: Selbst wenn der Exkombattanten-Anteil unter *bike riders*, *car wash boys*, Straßenkindern und arbeitslosen jungen Männern insgesamt bei extrem hoch veranschlagten 30 Prozent liegen sollte, würden immer noch 70 Prozent von ihnen über die Ästhetik der Gefährlichkeit fälschlicherweise unter Exkombattanten-Verdacht gestellt.

7.1.2 Die Abwesenheit eindeutiger Trennlinien

Für die Formulierung der provisorischen Prozessvorstellung habe ich noch an der Annahme festgehalten, dass sich die Kriegserfahrungen von Exkombattanten radikal von denen der Zivilbevölkerung unterscheiden, um so – aus Mangel an bereits vorstellbaren Alternativen – im Einklang mit der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie auf unfriedliche Beziehungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung ›hindenken‹ zu können (siehe ausführlicher 2.4). Für diese unfriedlichen Beziehungen habe ich in der provisorischen Prozessvorstellung dann angedacht, dass sie nach Kriegsende fortbestehen würden, weil Exkombattanten und Zivilistinnen und Zivilisten infolge radikal unterschiedlicher Erfahrungen in ihrem Denken und Handeln unterschiedlich ›beschaffen‹ wären: erstere schon intuitiv gewaltbereit und letztere schon intuitiv gewalterwartend. Im Nachkriegskontext würde sich dann also ein Exkombattanten-Klassenhabitus eindeutig von einem Zivilbevölkerungs-Klassenhabitus unterscheiden lassen (siehe oben 4.2).

Zugleich habe ich die Annahme radikal unterschiedlicher Erfahrungen in der vorliegenden Arbeit von Anfang an unter Vorbehalt gestellt: In Kapitel 2 habe ich aufgezeigt, dass schon ein flüchtiger Blick auf die verfügbare Sekundärliteratur deutlich macht, dass sich die Kriegserfahrungen von Kämpfern und der Zivilbevölkerung eigentlich gar nicht so kategorisch voneinander unterscheiden können, wie die Annahme radikal unterschiedlicher Erfahrungen es nahelegt; schon allein deshalb nicht, weil die allermeisten Kämpfer – und wohl alle Kämpferinnen – erst im Zuge kriegerischer Gewalt (zwangs-)rekrutiert worden sind, so dass sie den Krieg zunächst auch selbst noch als Zivilistinnen und Zivilisten erlebt haben (siehe oben 2.1.2). In Kapitel 5 habe ich dann geschildert, das diejenigen, die sich mehr oder weniger freiwillig oder direkt unter Zwang Kommandoeinheiten anschlossen, oft auch in ihren eigenen Kommandoeinheiten weiterhin mit Übergriffen rechnen mussten (siehe oben 5.1.1, 5.1.2). Noch dazu mussten auch Kämpfer und insgesamt die Angehörigen von Kommandoeinheiten damit rechnen, überfallen zu werden. Kampfhandlungen wurden, wenn sie stattfanden, überwiegend nicht als offene Gewaltkonfrontationen, sondern ebenfalls – wie Gewalt gegen die Zivilbevölkerung – im Modus überraschender Überfälle (etwa auf gegnerische Busch-Camps oder sonstige Stellungen) ausgetragen (siehe oben 5.1.2, 5.1.5, 5.1.8).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Zu diesen Erfahrungsüberschneidungen passt, dass in den empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen zwischen Wachsamen und ›gefährlichen jungen Männern‹ in der Tat keine Trennlinie gezogen werden kann, die radikal unterschiedliche Denk- und Handlungsweisen voneinander separieren würde. Vielmehr sind in der Klasse der Wachsamen, die vor ›gefährlichen jungen Männern‹ auf der Hut sind, auch diejenigen mitenthalten, die auf Grundlage der Ästhetik der Gefährlichkeit selbst als ›gefährliche junge Männer‹ angesehen werden (und die aber zu erheblichen Anteilen gar keine Exkombattanten sind, so dass sie selbst ausgehend von der Annahme radikal unterschiedlicher Erfahrungen nicht insgesamt auf die Seite der erfahrungsbasiert Gewaltbereiten gehören würden). Noch dazu habe ich keinerlei Hinweise darauf gefunden, dass wenigstens diejenigen, die tatsächlich ehemalige Kämpfer sind, Gewalttätigkeit als normale Handlungsoption ansehen und schon intuitiv, ohne noch darüber nachzudenken, zu Gewalttätigkeit neigen würden. Im Gegenteil: Auch die ehemaligen Kämpfer unter meinen Interview- und Gesprächspartnern (von deren Kämpfervergangenheiten ich sicher weiß, weil sie mir selbst von ihnen berichtet oder sie mir gegenüber zumindest selbst bestätigt haben)[1] wünschten sich oder führten sogar bereits ein geachtetes Dasein als verantwortungsvolle Männer, in dem Gewalttätigkeit (außer zu Schutzwecken und zur Züchtigung der eigenen Frauen und Kinder) keinen Platz hat. Die einzige Ausnahme war der ehemalige BRDA *chairman* Daniel Tucker, der sich mit seinem schlechten Ruf vollauf wohlzufühlen schien – und der seine grundsätzliche Gewaltbereitschaft (»*ready for anything*«, siehe oben 6.2.1) dennoch nicht intuitiv für normal und selbstverständlich, sondern für begründungsbedürftig hielt. Zumindest bot er mir ganz von sich aus eine Begründung an: Er erklärte, das Leben sei gerade in Sierra Leone zu kurz, um nicht mit absolut allen zur Verfügung stehenden Mitteln stets das Beste daraus zu machen (siehe oben 5.2.1). Auch der Umstand, dass Gewaltkriminalität abseits von Ängsten und Gerüchten insgesamt doch eher selten zu sein scheint (siehe oben 6.1.7 und 6.2.1), spricht gegen intuitive Gewaltneigungen, wie sie in der provisorischen Prozessvorstellung für ehemalige Kämpfer angedacht sind – und wie sie ›gefährlichen jungen Männern‹ in den empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen über die Verrohtheitsannahme zugeschrieben werden.

Eine andere Frage und zudem eine, auf die ich hier keine Antwort anbieten kann, ist die, ob diejenigen, die sich für *political violence* anwerben lassen, ganz überwiegend ehemalige Kämpfer sind. Mit Blick auf hochrangige Angehörige der Partei-*task forces*, bei denen es sich im 2007er Wahlkampf um berüchtigte ehemalige Kommandeure handelte, die gezielt von den Präsidentschaftskandidaten selbst angeworben wurden, war dies zwar ganz eindeutig der Fall (vgl. Christensen/Utas 2008; siehe 6.1.4 und 6.1.5). Allerdings hat Mats Utas auf Nachfrage hin eingeräumt, dass unter den ›einfachen‹ *task force* Mitgliedern, mit denen er und

1 | In der Auflistung im Anhang sind alle Interview- und Gesprächspartner, von deren Kämpfervergangenheiten ich sicher weiß, noch einmal separat aufgeführt.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Maya Christensen während des 2007er Wahlkampfs gesprochen haben, durchaus auch junge Männer ohne Kämpfervergangenheiten waren (persönliches Gespräch am 21.11.2010, siehe auch oben 6.1.4). Ob die *bike riders*, die Daniel Tucker für die *political violence* in Gendema anwerben konnte (siehe oben 6.2) und Sheriffs Freunde, die mir im Gruppeninterview von ihren Gewaltbereitschaften berichteten (siehe oben 6.2.4), überwiegend oder zumindest zu erheblichen Anteilen Exkombattanten waren oder nicht, kann ich leider nicht beurteilen. Wenn es aber in der Tat der Fall sein sollte, dass vor allem ehemalige Kämpfer für *political violence* angeworben werden, so wäre dies wohl nicht intuitiven Gewaltneigungen geschuldet, sondern in erster Linie darauf zurückzuführen, dass Exkombattanten bei den Auftraggebern von *political violence* besonders hoch im Kurs stehen und von anderen ehemaligen Kämpfern/Kommandeuren, die bereits im Kontakt mit Auftraggebern stehen, gezielt angeworben werden. Kurz gefasst: Es wäre wohl eher eine Frage von Gelegenheiten und Netzwerken als von Gewaltneigungen.

7.1.3 Praxis-Handeln versus soziale Navigation

Die in den empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen enthaltenen Gewaltbereitschaften passen beim besten Willen nicht in das Bild eines intuitiven Praxis-Handelns, wie es in der provisorischen Prozessvorstellung auf Basis der bourdieuschen Sozialtheorie angedacht ist. Demnach würden ehemalige Kämpfer über ihre Gewaltbereitschaften gar nicht mehr nachdenken, weil diese ihnen auf Basis verinnerlichter Wissensbestände schon intuitiv sinnvoll und normal erscheinen würden. Die provisorische Prozessvorstellung stimmt dabei zugleich insofern mit der Verrohtheitsannahme überein, als auch in ihr Vorstellungen gewohnheitsmäßiger und unkontrollierter Gewalttätigkeit enthalten sind. Sowohl dem Bild eines intuitiven Praxis-Handelns als auch der Verrohtheitsannahme widerspricht jedoch, dass die Interview- und Gesprächspartner, die mir gegenüber Gewaltbereitschaften eingeräumt haben, diese nicht ganz selbstverständlich für normal hielten; vielmehr haben sie sie mir gegenüber von sich aus je individuell sowohl mit Blick auf ihre eigene Situation als auch bezugnehmend auf die allgemein schwierigen Bedingungen für sozioökonomischen Aufstieg in Sierra Leone begründet. Um zu solchen individuellen Begründungen zu gelangen, *müssen sie über ihre Gewaltbereitschaften nachgedacht haben*. Mehr noch: Mit Ausnahme von Daniel Tucker, der vollauf mit sich zufrieden schien (siehe oben 6.2.1), haderten sie sogar mit diesen Begründungen, da sie ihre Gewaltbereitschaften selbst als problematisch und als Gefahr für den Frieden in Sierra Leone ansahen. Sheriff erklärte beispielsweise:

»*Look Anne, I went to school, I don't have work … and there comes somebody who tells me: ›Hey boys, you don't have work … I have work for you, I will pay you 300.000* [etwa 70 Euro, Anm. A.M.]. *Let's go.‹ I will go do anything … anything, you understand? I have to follow*

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

him. Everybody wants food, everybody is sick … I have to go. And this causes problems in this country. Trust me.« (Interview, 17.02.2009)

Sheriffs Freunde bezeichneten ihre eigenen Gewaltbereitschaften im Gruppeninterview selbst als »schlechte Pläne« (»*bad plans*«; siehe oben 6.2.4).

Allerdings sind auch Nachdenken und bewusstes Handeln im Rahmen der bourdieuschen Sozialtheorie absolut denkbar und gehören sogar fest zum ›Handlungsrepertoire‹ sozialer Akteure dazu – auch wenn sie in der Masse alltäglicher gedanklicher Vorgänge und Tätigkeiten gegenüber intuitivem Praxis-Handeln nur einen vergleichsweise geringen Anteil ausmachen. Bourdieu zufolge ist intuitives Praxis-Handeln »nur eine der möglichen Formen des Handelns, aber eben die bei weitem häufigste« (Bourdieu/Wacquant 2006: 165; siehe oben 4.1.2). Es ist also problemlos möglich, auch Nachdenken und bewusstes Handeln im Rahmen der bourdieuschen Sozialtheorie theoretisch konsistent zu denken und zu beschreiben; und es ist entsprechend *nicht* notwendig, die bourdieusche Sozialtheorie an dieser Stelle angesichts der Reflektiertheit der eingeräumten Gewaltbereitschaften als theoretische Sprache zu verwerfen. Wohl aber stellt sich die Frage, *wie genau* diese reflektierten Gewaltbereitschaften im Rahmen der bourdieuschen Sozialtheorie gedacht und beschrieben werden können.

Der bourdieuschen Sozialtheorie zufolge denken soziale Akteure vor allem dann über Handlungsoptionen nach, wenn sie Handlungsbedarf bewusst erleben; wenn sie merken, dass Handlungsweisen, die ihnen intuitiv sinnvoll und angemessen erscheinen, sie spürbar nicht weiterbringen oder sogar merklich negative Konsequenzen nach sich ziehen. Solche Bewusstwerdungsprozesse treten in besonders großen Ausmaßen – jeweils für besonders viele Akteure auf einmal – in Krisenzeiten auf, in denen soziale Felder abrupte Veränderungen durchmachen oder in denen die Akteure in Felder ›versetzt werden‹, in denen andere Regeln und Logiken gelten als die, an die sie bereits gewöhnt sind (wie etwa die kabylischen Bauern im Laufe des Algerienkriegs, siehe oben 4.1.2). Grundsätzlich ist im Rahmen der bourdieuschen Sozialtheorie aber auch denkbar, dass bestimmte Felder dauerhaft so angelegt sind, dass die Strategien, die den Akteuren in ihnen intuitiv sinnvoll und angemessen erscheinen, in vielen Fällen nicht zu den von ihnen erwarteten und erwünschten Ergebnissen führen. Eine solche Feldsituation würde sich dadurch auszeichnen, dass Verhaltensweisen und Strategien, die grundsätzlich zum Erfolg führen *können* und die als sinnvoll und angemessen erlernt werden, für viele dennoch nicht zum Erfolg führen. Die Erfolglosen würden dann zwar grundsätzlich ›alles richtig‹ und von der Grundidee her nichts anders machen als diejenigen, die ihre Ziele erreichen; nur dass sie trotzdem scheitern. Genau so verhält es sich für sozioökonomisch Marginalisierte in Sierra Leone, die nach Zugängen zu förderungsfähigen und -willigen Patronen und ihren Reichtum-an-Menschen-Beziehungen suchen, ohne die sozioökonomischer Aufstieg in Sierra Leone nicht realisierbar ist. Da solche Patrone und ihre Reichtum-an-Menschen-Beziehungen aber hochgradig knappe ›Güter‹ darstellen, bleibt der Zugang

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zu ihnen zwangsläufig vielen verwehrt. Diese Knappheit führt dazu, dass viele derjenigen, die aus marginalisierten Positionen heraus nach sozioökonomischem Aufstieg streben, sich zwar nicht alle zugleich, aber je für sich im Laufe ihres Lebens mit der Frage konfrontiert sehen, was sie zu tun bereit sind, um womöglich doch noch eine Chance – etwa in Form von Startkapital, Schulgeld oder einem festen und bezahlten Arbeitsplatz – zu erhalten. Durch eine bourdieusche ›Brille‹ betrachtet lässt sich genau diese Feldsituation als die Krise ausmachen, in der sozioökonomisch marginalisierte Jugendliche und junge Männer zum Nachdenken über ihre Handlungsoptionen angeregt werden; oder, wie sie selbst es mir beschrieben haben, in der sie permanentem Stress ausgesetzt sind, der sie um ihren Schlaf bringt und sie Zuflucht in Alkohol und Drogen suchen lässt, weil sie die ständig kreisenden Gedanken und die andauernde Aussichtlosigkeit ihrer Lage anders nicht ertragen können (siehe oben 6.1.2 und 6.2).

Dass sozioökonomisch marginalisierte Jugendliche und junge Männer in solchen Krisen über Gewaltbereitschaften nachdenken und dass ein nicht näher bestimmbarer Anteil von ihnen schließlich den Entschluss fasst, sich für *political violence* anwerben zu lassen, ist durch eine bourdieusche ›Brille‹ betrachtet ganz und gar nicht selbstverständlich, sondern ebenfalls begründungsbedürftig. Es wirft die Frage auf, welche sozialen Wissensbestände dieses Denken vorbereiten und nahelegen. Nur zur Erinnerung: Auch Nachdenken ist im Rahmen der bourdieuschen Sozialtheorie immer nur auf Basis bestehender Wissensbestände möglich, die als individuelle Habitus-Formationen, die einander aufgrund ähnlicher Erfahrungen trans-individuell stark ähneln können (Klassenhabitus), jedem Nachdenken und auch jedem bewussten Handeln vorgelagert sind, indem sie beispielsweise ›Gegebenheiten‹ und ›realistische Möglichkeiten‹ vorgeben (siehe oben 4.1.1 und 4.1.2). Ich vermute, dass vor allem zwei in Sierra Leone wohl geradezu universell verinnerlichte Wissensbestände eine in diesem Sinne vorbereitende und nahelegende Rolle für den Entschluss zu Gewaltbereitschaften spielen. Diese Wissensbestände beinhalten zum einen das Wissen darum, dass Unterstützung, wie sie nur von förderungsfähigen und förderungswilligen Patronen erhalten werden kann, für den eigenen sozioökonomischen Aufstieg unerlässlich ist; und zum anderen das Wissen um die alltäglich erfahrbare Unversichertheit des Lebens in Sierra Leone. Letzteres legt dringend nahe, jede Gelegenheit für sozioökonomischen Aufstieg oder auch nur zur Linderung der eigenen Misere (etwa durch kleinere Geldbeträge, Drogen und Mahlzeiten) unbedingt wahrzunehmen, da bessere Gelegenheiten womöglich gar nicht mehr erlebt werden können. Daniel Tucker brachte diese Dringlichkeit in einem unserer Gespräche auf den Punkt, als er erklärte, gerade in Sierra Leone sei das Leben zu kurz, um nicht stets mit absolut allen zur Verfügung stehenden Mitteln das Beste daraus zu machen (siehe oben 6.2.1).

Dass dennoch nicht alle sozioökonomisch Marginalisierten in Sierra Leone darauf brennen, sich für *political violence* anwerben zu lassen, um dann – hoffentlich – von politischen Patronen im Gegenzug Unterstützung zu erhalten, dürfte

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zum einen daran liegen, dass stets ausgesprochen unsicher ist, ob und inwieweit eine Beteiligung an *political violence* sich individuell tatsächlich auszahlen wird. Dies hängt ganz davon ab, ob die jeweils eigenen politischen Patrone tatsächlich an die Macht kommen beziehungsweise an der Macht bleiben und sich ›ihren Leuten‹ gegenüber dann tatsächlich wie Patrone und nicht wie Ausbeuter verhalten. Noch dazu ist *political violence*, die keinerlei Gemeinwohlorientierung aufweist, innerhalb der Wertevorstellungen, die Sierra Leonerinnen und Sierra Leonern von klein auf erfahren und erlenen (siehe oben 5.1.6 und 5.3), eigentlich nicht zu rechtfertigen. Somit ist davon auszugehen, dass es vielen eher schwerfällt, sich zur Teilnahme an *political violence* durchzuringen. Dies wurde auch von Sheriffs Freunden betont, die im Gruppeninterview nicht müde wurden, immer wieder aufs Neue hervorzuheben, dass es eigentlich notwendig sei, Selbstkontrolle zu üben und sich nicht zu »schlechten Plänen« hinreißen zu lassen. Darauf, wie sich noch dazu nachvollziehen lässt, dass sozioökonomisch marginalisierte Mädchen und Frauen offenbar überhaupt nicht selbst aktiv an *political violence* teilnehmen (siehe 6.3.3), gehe ich weiter unten gleich noch ausführlich ein.

Ich habe die in den empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen enthaltenen Gewaltbereitschaften einiger ›gefährlicher junger Männer‹ bereits zum Ende von Kapitel 6 als gewaltbereite »soziale Navigation« (»social navigation«, Vigh 2006: 12) beschrieben und damit ein Konzept herangezogen, das der Anthropologe Henrik Vigh auf Basis von Feldforschung mit ehemaligen Kämpfern in Bissau und zugleich sowohl anknüpfend an als auch in Abgrenzung zur bourdieuschen Sozialtheorie formuliert hat (vgl. Vigh 2006: 11ff., 104ff., 128ff., 153ff., 164ff.). Aus meiner Sicht trifft »soziale Navigation« den Inhalt der Gewaltbereitschaften perfekt; der sozialtheoretischen Abgrenzung, die Vigh mit seinem Konzept verknüpft, kann ich hingegen ganz und gar nicht zustimmen. Um zu präzisieren, wie genau die Gewaltbereitschaften sich *gerade* im Rahmen der bourdieuschen Sozialtheorie schlüssig und konsistent als soziale Navigation beschreiben lassen, stelle ich meinen Einwand gegen Vighs Abgrenzung im Folgenden kurz dar.

Vigh knüpft zunächst ganz grundlegend an die bourdieusche Sozialtheorie an, indem er das Bild einer sozialen Realität zeichnet, in der die Akteure sich als Handelnde bewegen und doch durch allerlei soziale »Kräfte« (»forces«) stets in ihrer Handlungsfähigkeit eingeschränkt bleiben: »Theoretically, the perspective takes its point of departure in the interplay between social perspectives, actions, and forces, [...] inspired particularly by the work of Pierre Bourdieu.« (Vigh 2006: 11) Allerdings konstatiert Vigh, dass die zentralen bourdieuschen Konzepte – Habitus und Feld – an seinem empirischen Material an ihre Grenzen stoßen würden: »[I]n trying to make sense of the actions of agents within a socio-political environment that is in itself in motion, we need to go further than the concepts of ›field‹ and ›habitus‹ can take us.« (Vigh 2006: 12) Vigh zufolge können seine Interview- und Gesprächspartner sich schlicht keinen Habitus leisten, weil die Felder – beziehungsweise in Vighs Terminologie die »Terrains« –, in denen sie sich in Bissau bewegen, ständigen und oft gewaltsamen Wandlungsprozessen unterliegen. In

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

solcher Dynamik sind verinnerlichte Wissensbestände, an denen Handeln intuitiv ausgerichtet wird, hinderlich und dysfunktional, und sie kommen Vighs Diagnose zufolge eben deshalb nicht vor: »[H]abits are a luxury – or idiocy – one can barely afford. […] Terrains of conflict corrupt social habits of both thought and action.« (Vigh 2006: 154-155) Vigh beschreibt, seine Interview- und Gesprächspartner würden vielmehr stets darauf achten, schnell und präzise nachzudenken, um auf Basis einer aktuellen und möglichst akkuraten Situationseinschätzung dann schnell handeln zu können; zum einen, um schnell auf Bedrohungen zu reagieren, und zum anderen, weil Gelegenheiten für sozioökonomischen Aufstieg mit dem Aufstieg und Fall mächtiger Patrone ebenso schnell wieder verschwinden, wie sie sich bieten:

»›*No ta djubi situason so*‹ – we just look at the situation – is one of the remarks I have heard most often from my informants, yet it is not as passive as it sounds because what they are doing is following the socio-political movements in order to anticipate probable terrains of action, constantly aware of the relationship between their reading of the terrain and its oncoming movement.« (Vigh 2006: 155; Hervorhebungen im Original)

Allerdings übersieht Vigh in seiner Argumentation, dass weder seine eigene funktionalistische Schlussfolgerung (kurz zusammengefasst: Habitus-Formationen sind dysfunktional, *ergo* gibt es sie nicht) noch der Umstand, dass seine Interview- und Gesprächspartner ihre Situation aufmerksam analysieren, Belege dafür liefern, dass verinnerlichte soziale Wissensbestände keine Rolle in ihrer Handlungsorientierung spielen. Noch dazu wird sogar an Vighs eigenen Darstellungen deutlich, dass das Wissen um die Zentralität von Zugängen zu mächtigen Patronen auch für seine Interview- und Gesprächspartner sehr wohl eine Konstante darstellt, die ihr Handeln anleitet, ohne dass sie darüber noch nachdenken müssen:

»[A]s these networks become increasingly difficult to access, youth are willing to do almost anything to oblige them, having so few options available that being exploited by a patron […] is currently the best they can hope for […]. [W]hile family networks may sustain one's existence, they do not and cannot normally support an agent in his efforts to become *homi completto*, a complete man, that is, in facilitating his process of social becoming. For this the youth must turn towards patrimonial networks.« (Vigh 2006: 108-109; Hervorhebung im Original)

Vighs eigenes empirisches Material enthält also Hinweise auf handlungsrelevante verinnerlichte Wissensbestände, die Vigh in seiner Abgrenzung zur bourdieuschen Sozialtheorie jedoch ausblendet.

Angesichts dieser argumentativen Schwächen und Widersprüche lassen sich die Gewaltbereitschaften der empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen hier zwar anknüpfend an Vigh, aber in einem nach wie vor bourdieuschen Sinne als Bereitschaften zu gewalttätiger sozialer Navigation verstehen. Als solche

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

werden sie zwar bewusst beschlossen, sie sind aber zugleich stets von sozialen Wissensbeständen/Habitus-Formationen vorstrukturiert, auf deren Grundlage soziale Akteure eine intuitive Vorstellung davon haben, wie sozioökonomischer Aufstieg für sie ›realistischer Weise‹ überhaupt nur möglich ist.

7.1.4 Abwesende Kämpferinnen und weibliche Navigation

Die auffälligste Übereinstimmung zwischen den unfriedlichen Beziehungen der provisorischen Prozessvorstellung und den empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen besteht darin, dass (ehemalige) Kämpferinnen und überhaupt gewaltbereite Mädchen und Frauen in beiden nicht vorkommen. Während ihre Abwesenheit in der provisorischen Prozessvorstellung – in Nachahmung der geschlechtsspezifischen Opfer-Intuition (siehe oben 2.1.3) – einfach unkommentiert gelassen worden ist, soll ihr in der empirisch modifizierten Prozessvorstellung mit einer theoretisch konsistenten und empirisch plausiblen Begründung Rechnung getragen werden. Um diese Begründung in der ohnehin sehr langen Ausformulierung der empirisch modifizierten Prozessvorstellung (siehe unten 7.4.1) zu entlasten, will ich einen Teilaspekt an dieser Stelle bereits vorab ausführlich diskutieren: nämlich den Umstand, dass Mädchen und Frauen nicht nur in Gewalterwartungen und in der Ästhetik der Gefährlichkeit nicht vorkommen, sondern dass sich darüber hinaus auch tatsächlich – mit Blick auf den Nachkriegskontext – gar keine Hinweise auf gewaltbereite Mädchen und Frauen ausmachen lassen. Dies wird gerade am Beispiel von *political violence* anschaulich deutlich. Christensen und Utas beschreiben, dass auch ehemalige Kämpferinnen sich im 2007er Wahlkampf den Partei *task forces* angeschlossen haben – allerdings nicht als gewaltbereite *thugs*, sondern als *girlfriends*:

»Among female supporters, a large majority explained that their prime motive for joining politicians' campaigns was to stay with their boyfriends or husbands, who would support them and keep them safe around the party offices. [...] For female supporters, the party offices came to constitute a space of protection where, in addition, they might receive small hand-outs of money and food.« (Christensen/Utas 2008: 526)

Es scheint, dass Mädchen und Frauen Gewalttätigkeit gerade unter ›normalen Bedingungen‹ (nicht unter Bedingungen kriegerischer Gewalt) gar nicht als zielführende Navigationsoption in den Sinn kommt. Vielmehr besteht die ›realistischer Weise‹ aussichtsreiche Variante sozialer Navigation für sie darin, sich darum zu bemühen, förderungsfähige Patrone als *boyfriends* oder idealerweise als Ehemänner für sich zu gewinnen – um die eigene Misere zumindest zu lindern oder sogar sozioökonomisch vorankommen zu können.[2] Anders als ›Prostitution‹ (im

2 | Die Anthropologinnen Caroline Bledsoe (1980) und Marianne Ferme (2001) beschreiben, dass mächtige Frauen, denen sie in ihren Feldforschungen in Liberia und Sierra Leone

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Sinne eines alltäglichen Suchens nach Freiern), die als soziales Übel gilt, wird solche *boyfriend*-Navigation, die durchaus auch häufig wechselnde *boyfriends* beinhalten kann, in Sierra Leone als moralisch zwar nicht ideal, aber als durchaus vertretbar angesehen (vgl. Coulter 2009: 203; siehe oben 6.3.3). Es gilt sogar als ›natürlicher Vorteil‹ von Mädchen und Frauen, dass sie sich über sexuelle Beziehungen mit *boyfriends* ernähren und sich womöglich sogar Bildung finanzieren und im besten Fall ihre Familien noch mit unterstützen können (vgl. Fuest 1996: 146ff.; Coulter 2009: 199ff.). Kurzum: Mädchen und Frauen navigieren anders und zwar auf eine Art und Weise, in der Gewaltbereitschaft für sie unter ›normalen Bedingungen‹ keinen Platz hat.

Solche *boyfriend*-Navigation wird gerade auch von Studentinnen wie meiner Mitbewohnerin Khadija betrieben, die sich ihre Bildung ohne die Unterstützung zahlungskräftiger *boyfriends* meist gar nicht leisten könnten. Weder Khadija noch, soweit ich weiß, irgendeine ihrer studentischen Freundinnen hätten ihr Studium ohne finanzielle Unterstützung durch meist ältere und relativ wohlhabende *boyfriends* finanzieren können. Khadijas Mutter arbeitete als Krankenschwester, womit sie zwar ihren eigenen Lebensunterhalt, nicht aber die universitäre Ausbildung ihrer Kinder (auch Khadijas Bruder Alex wurde mit von Khadijas *boyfriend* unterstützt) bestreiten konnte. Khadijas Vater war bereits vor längerer Zeit verstorben. Während Khadija von ihrem festen *boyfriend* – einem wohlhabenden Geschäftsmann, der mit seiner Ehefrau in Freetown lebte – zudem in seinem eigenen Haus am Rande von Bo Town untergebracht wurde, wohnten die meisten ihrer Freundinnen in Mehrbettzimmern in Studentenwohnheimen und erhielten von ihren meist weniger festen *boyfriends* nur sporadische Geldgeschenke. Ihr *boyfriend business*, wie die Studentinnen es selbst nannten, war um einiges weniger komfortabel und weitaus hektischer als das von Khadija. Oft reichte das von einem *boyfriend* zur Verfügung gestellte Geld nicht aus, so dass sie mehrere *boyfriends* – die nichts voneinander wissen durften oder zumindest nicht allzu offensichtlich mit der ›Untreue‹ ihrer *girlfriends* konfrontiert werden sollten – parallel zueinander managen mussten. Obwohl die jungen Frauen lachend von ihrem Stress berichteten, war dies wohl eher ein Zeichen von Durchhaltewillen als von echter Belustigung. Eine von Khadijas Bekannten hatte beispielsweise ständig mit einer juckenden Geschlechtskrankheit zu kämpfen (sie bat mich mehrfach um Geld für die entsprechenden Antibiotika), die sie sich offenbar von mindestens einem ihrer *boyfriends* regelmäßig einfing, ohne dass sie den Schuldigen ausfindig machen konnte. Khadija galt unter ihren Kommilitoninnen als besonders erfolgreich und clever, da sie es geschafft hatte, einen so wohlhabenden und großzügigen Mann an sich zu binden. Nachdem Khadija ihr Studium 2010

begegnet sind, ihre Macht (ihren Reichtum an Menschen und ihren Zugriff auf verteilbare Ressourcen) oft letztlich aus ehelichen oder anderen verwandtschaftlichen Beziehungen zu mächtigen Männern bezogen – ohne die sie wohl nie selbst in eigene Machtpositionen aufgestiegen wären (vgl. Bledsoe 1980: 78; Ferme 2001: 88).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

abgeschlossen hatte, stellte ihr *boyfriend* ihr zudem Startkapital zur Verfügung, um eine eigene Boutique in Freetown zu eröffnen. Insofern kann das *boyfriend business* durchaus zu relativ unabhängigen Positionen führen, die aber nichtsdestotrotz erst durch einen wohlhabenden Mann ermöglicht werden. Mittlerweile ist Khadija mit ihrem *boyfriend* verheiratet. Er hat sich schließlich scheiden lassen, um Khadija heiraten zu können.

Zudem ist mir im Laufe meiner Feldforschung aufgefallen, dass sozioökonomisch marginalisierte Mädchen und Frauen, die von der Hand in den Mund leben und oft keine feste Bleibe haben, aufgrund ihres *boyfriend business* ganz anders (nicht) in Erscheinung treten als ›gefährliche junge Männer‹. Das Auffälligste an ihnen ist, dass sie als sozioökonomisch marginalisierte Klasse nahezu unsichtbar sind: Es gibt keine weiblichen *bike riders* oder *car wash boys* und selbst obdachlose Mädchen und Frauen leben nicht in Gruppen auf der Straße oder in Rückzugsräumen wie dem Jah Kingdom, sondern kommen stattdessen bei *boyfriends* unter, denen sie sich im Austausch für ein Dach über dem Kopf und eine gelegentliche Mahlzeit ausliefern; die Übergänge zwischen *boyfriend business* und Prostitution sind hier fließend. Der Jah Kingdom *chairman* erklärte: »*[T]hey just stay near their boyfriends who are taking care of them. But this does not mean that they have been married or been put inside a house for marriage, no!*« (Interview, 26.02.2009) Dennoch scheinen sozioökonomisch marginalisierte Mädchen und Frauen in *boyfriend*-Beziehungen auch ein Mindestmaß an ›häuslichem‹ Schutz zu finden, auf das sie nicht verzichten wollen. Oder noch anders formuliert: Ein Leben auf der Straße ganz ohne den Schutz ihrer *boyfriends* – der sie allerdings nicht vor Übergriffen durch eben diese *boyfriends* schützt – stellt für sozioökonomisch marginalisierte Mädchen und Frauen meist gar keine ernsthaft erwägbare Option dar. Hierauf wies auch der *chairman* vom Jah Kingdom in seinen Ausführungen hin: »*Girls are not able to suffer like us. There are girls in the streets … yes! But they cannot just suffer like us.*« (Interview, 26.02.2009) Vermutlich ist es auch gerade dieser tendenziellen Undenkbarkeit eines weiblichen Straßendaseins geschuldet, dass Land-Stadt-Migration in Sierra Leone ein ganz überwiegend männliches Phänomen ist. Mädchen und Frauen aus den Dörfern wandern in aller Regel nur dann in die Städte ab, wenn dort bereits ein fester Platz in einem Haushalt – etwa als Aushilfe bei Verwandten oder als Ehefrau – auf sie wartet (vgl. auch Sommers 2007: 9; Coulter 2009: 63ff.). Im Gruppeninterview mit den Frauen von Kwelu erklärte Zainab, eine junge Frau, die nach der Trennung von ihrem Ehemann wieder bei ihren Eltern lebte, sie würde zwar gerne nach Bo Town ziehen, um dort vielleicht bezahlte Arbeit zu finden oder ein *business* (Kleinhandel) zu betreiben. Sie habe aber keinen Anlaufpunkt in der Stadt und insofern sei es ihr eben nicht möglich, nach Bo Town zu ziehen. Ein Straßenleben schloss sie für sich kategorisch aus:

Zainab: »*We don't have anything in this village! We suffer but the people in the big towns they live. Even if they only have 50.000 they do business. They don't suffer like we suffer.* […].«

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Anne: »*Many people decide to go live in the big cities. Why are you staying in the village*?«
Zainab: »*Why we still live in the village*?«
Alle durcheinander: »*Poverty! It is because of poverty*!«
Zainab: »*It is because of poverty. If you don't have a house in the city where are you going to live? If you don't have work, how are you going to be able to go there?*«
Anne: »*I know people who sleep in the streets. They say it is still better than living in the villages*.«
Zainab: »*I don't want to sleep in the streets. I prefer to stay here.*« (Gruppeninterview, 03.04.2009)

Selbst die Taktik, die Mädchen und Frauen unter Bedingungen kriegerischer Gewalt in ihren Kommandoeinheiten eingesetzt haben, um sich relative Sicherheit vor sexuellen Übergriffen durch eine Vielzahl von Kämpfern zu verschaffen und ihre Versorgung abzusichern, lässt sich ein gutes Stück weit als *boyfriend business* verstehen: Als aussichtsreichste Maßnahme, um sich vor massenhaften Vergewaltigungen zu schützen und um die eigene Versorgung aus geplünderten Gütern sicherzustellen, galt es, einen möglichst hochrangigen Kämpfer für sich zu gewinnen und von ihm ›zur Frau‹ genommen zu werden (siehe oben 5.1.1). Allerdings ging diese Taktik für viele wenigstens sporadisch mit aktiver Beteiligung an Gewalttaten einher; sei es, dass Mädchen und Frauen gezielt in absehbar besonders gefährliche Einsätze geschickt wurden, weil sie in Ungnade gefallen waren – oder dass ihnen die aktive Teilnahme an Gewalttaten als Handlungsoption eingeräumt wurde, über die sie sich einen eigenen Status und Anspruch auf geplünderte Güter erarbeiten konnten (vgl. Mazurana/Carlson 2004: 12ff.; Coulter 2009: 135ff.). Unter Bedingungen kriegerischer Gewalt eröffneten sich für Mädchen und Frauen also auch ›unweibliche‹ Handlungsoptionen: »The life of a female fighter was far removed from a submissive female ideal.« (Coulter 2009: 136) Wie es dazu kommen konnte, dass sich dies nicht in den Nachkriegs-Gewalterwartungen und in der Ästhetik der Gefährlichkeit niedergeschlagen hat, wird in der empirisch modifizierten Prozessvorstellung ausführlich behandelt.

7.1.5 Intuitive Gewalterwartungen und der Mangel an Anlässen zur Reflektion

Anders als die (männlichen) Bereitschaften zu gewalttätiger sozialer Navigation passen die in den empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen enthaltenen Gewalterwartungen und die Art und Weise, in der ›gefährliche junge Männer‹ zugleich ›identifiziert‹ und unter Exkombattanten-Verdacht gestellt werden, sehr gut in das Bild eines intuitiven Praxis-Handelns. Das ›Identifizieren‹ von ›gefährlichen jungen Männern‹, das in der provisorischen Prozessvorstellung noch gar nicht vorkommt, lässt sich im Rahmen der bourdieuschen Sozialtheorie dann als »*Begriffloses Erkennen*« (Bourdieu 1987: 734; Hervorhebung im Original) beschreiben: als ein ›Erkennen‹, in dem verinnerlichte Wahrnehmungs-, Bewer-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

tungs- und Handlungsschemata weitgehend unbewusst zum Zuge kommen (siehe oben 4.1.2). In den empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen verläuft solches ›Erkennen‹ – intuitiv orientiert an den in der Ästhetik der Gefährlichkeit gebündelten sozialen Wissensbeständen – gemäß einer Zirkelschlusslogik, der zufolge diejenigen gefährlich sind, die schon ›gefährlich aussehen‹ und die demnach ›gefährlich aussehen‹, weil sie vermutlich verrohte Exkombattanten sind. Die bourdieusche Interpretation passt auch dazu, dass meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner fast nie darüber gesprochen haben, wie genau ›gefährliche junge Männer‹ eigentlich als solche erkennbar sind: Da die ›Identifizierung‹ (das begrifflose Erkennen) intuitiv abläuft, ohne dass darüber noch nachgedacht wird, konnte es ihnen nur schwer in den Sinn kommen, über die Modalitäten der ›Identifizierung‹ sprechen zu wollen. So wie ich die Ästhetik der Gefährlichkeit in Kapitel 6 im Zuge der empirischen Definition unfriedlicher Beziehungen beschrieben habe (siehe oben 6.3.1), ist sie deshalb in erster Linie ein Produkt meiner eigenen Interpretationsarbeit.

Hingegen wurde die Verrohtheitsannahme sehr wohl an- und ausgesprochen – auch wenn meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner dabei häufig von der selbstauferlegten Nichtdiskriminierungsstrategie gehemmt wurden (siehe oben 6.1.3). Allerdings sind die in meinem gesammelten empirischen Material enthaltenen Verbalisierungen der Verrohtheitsannahme immer wieder in dieselbe routinierte Formel gefasst, der zufolge ›gefährliche junge Männer‹ nun einmal verroht sind und sich diese Verrohtheit vermutlich als Kämpfer unter Bedingungen kriegerischer Gewalt einverleibt haben. Diese immer gleiche Routine deutet darauf hin, dass es sich bei der Verrohtheitsannahme ebenfalls um einen verinnerlichten und schon intuitiv verfügbaren Wissensbestand handelt, der nur eben auch in verbalisierbarer Form zur Verfügung steht; im Gegensatz zur Ästhetik der Gefährlichkeit, die unausgesprochen zur Wachsamkeitsorientierung eingesetzt wird.

Ausnahmen bestätigen die Regel: Im Zuge der Auswertung des empirischen Materials bin ich in zwei Interviews dann doch darauf gestoßen, dass die betreffenden Interviewpartner – beide ›gefährliche junge Männer‹ – laut darüber nachgedacht haben, wie genau Gefährlichkeitszuschreibungen zustande kommen. Der *bike rider* und ehemalige RUF-Kämpfer Victor erläuterte, der Umgang mit *bike riders* sei von einer bestimmten »Philosophie« geprägt, die dazu führe, dass *bike riders* fälschlicherweise generell für verroht (*rough*) gehalten werden:

»*Some people like bike riding, but other people just think bike riders are excombatants. But not all bike riders are excombatants. And some people just think that bike riders are not responsible. They are not married men, they don't have women, they don't have children, they don't think about anybody. They* [›die Leute‹, Anm. A.M.] *think, if you don't walk properly on the streets they* [*bike riders*, Anm. A.M.] *will hit you, hit and run. Yes, so that is their philosophy, because bike riders appear rough. But not all bike riders are irresponsible.*« (Interview, 03.03.2009)

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Und der *chairman* vom Jah Kingdom erklärte, die Straßenkinder würden gerade deshalb pauschal verdächtigt, während des Krieges »schlechte Dinge« getan zu haben und weiterhin *bad boys* zu sein, weil ihre notgedrungene Lebensweise nun einmal einen bedrohlichen Eindruck mache:

Chairman: »*We just stay here, because things go wrong sometimes and there is no return. So we decided to stay here on our own and to live our own way. Because … you know, when this war ended, some people did not trust anyone. They think that you did all kinds of bad things. So even if someone is better off, he will not help you, because he was punished during the war and he thinks that others should be punished too.*«
Anne.: »*Punished? What do you mean?*«
Chairman: »*Punished in the way that they take you as being a criminal or as not being trustworthy. Maybe that is not the way they are thinking … but just by the way we are living they take us as bad boys.*« (Interview, 26.02.2009)

Es ist einleuchtend, dass ›gefährliche junge Männer‹ zumindest noch eher über die Verrohtheitsannahme und die Ästhetik der Gefährlichkeit nachdenken als diejenigen, die Gefährlichkeitszuschreibungen nicht selbst zu spüren bekommen. Die bedeutet allerdings nicht, dass ›gefährliche junge Männer‹ die Verrohtheitsannahme und die Ästhetik der Gefährlichkeit auch dann noch auf Basis eigener Erfahrungen reflektieren, wenn sie sich als Wachsame selbst intuitiv an ihnen orientieren. Dumbuya beispielweise, der mich mit der lakonischen Formel »*Once a rebel, always a rebel*« (Gespräch, 05.03.2009) zu Wachsamkeit gegenüber *bike riders* ermahnte (siehe oben 6.3.1), hatte selbst, bevor ich ihn kennenlernte, eine Zeitlang als *bike rider* gearbeitet. Und seinen eigenen Darstellungen zufolge hatte er sehr unter dem Misstrauen gelitten, das ihm von seinen Kunden entgegengebracht worden war.

Grundsätzlich ist im Rahmen der bourdieuschen Sozialtheorie davon auszugehen, dass verinnerlichte Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata, die unbewusst wie praktische Hypothesen eingesetzt werden, durchaus reflektiert werden *können* – wenn sie zu Bewusstsein gelangen und dann der Entschluss gefasst wird, über sie nachzudenken (Bourdieu/Wacquant 2006: 170; siehe oben 4.1.1 und 4.1.2). Rückblickend kommt es mir so vor, als hätten meine Nachfragen in Interviews und Gesprächen manchmal zumindest kurzzeitig solche Bewusstwerdungsprozesse angestoßen. Um nur ein Beispiel zu nennen: Mr. Sanoh – ein ehemaliger *Kamajor*/CDF-Kommandeur, der ehrenamtlich als Peace Monitor für die lokale NGO BPRM tätig war (siehe oben 6.1.8) – erklärte bei unserem ersten Gespräch Ende Januar 2009, die *car wash boys* seien allesamt ehemalige Kämpfer und, meine Terminologie übernehmend, insofern eine Gefahr für den Frieden in Sierra Leone, für die ich mich interessieren sollte. Ich nahm Mr. Sanohs Einschätzung zunächst als Tatsacheninformation hin und bat ihn, mich auf einem seiner Rundgänge, die er in seiner Eigenschaft als BPRM Peace Monitor regelmäßig absolvierte, mit in den *car wash* zu nehmen. Ich wollte mir

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

selbst ein Bild von diesen gefährlichen ehemaligen Kämpfern machen, von denen er mir berichtet hatte. Obwohl ich bei unserem ersten Besuch im *car wash* noch nicht auf die Idee kam, Mr. Sanohs Einschätzung infrage zu stellen, dauerte es danach nicht lange, bis ich an ihr zu zweifeln begann. Als nächstes wollte ich dann verstehen, wie genau Mr. Sanoh eigentlich zu der Auffassung gelangt war, dass es sich bei den *car wash boys* um gefährliche ehemalige Kämpfer handelte. Nicht nur schienen sie mir in einigen Fällen zu jung zu sein, um tatsächlich Kämpfer gewesen sein zu können; einige *car wash boys* erklärten mir zudem, sie seien erst vor kurzem nach Bo Town gekommen, um in der Stadt ihr Glück zu versuchen. Woher also konnte Mr. Sanoh von ihren Kämpfervergangenheiten wissen? Ich vermutete zunächst, dass es bestimmte soziale Marker geben müsse, an denen ehemalige Kämpfer treffsicher erkannt werden können und die ich als Fremde nur nicht zu lesen verstand. Als ich Mr. Sanoh mit meinen Zweifeln konfrontierte und nach diesen sozialen Markern fragte, reagierte er genervt. Man würde doch einfach sehen, dass die *car wash boys* ehemalige Kämpfer sind, er wisse das eben. Als wir einige Tage später erneut auf das Thema zu sprechen kamen, räumte er dann aber ein, dass er sich in seiner Einschätzung tatsächlich nicht hundertprozentig sicher sein könne. An seiner misstrauischen und ablehnenden Haltung den *car wash boys* gegenüber änderte dies jedoch nichts (siehe auch oben 6.2.2).

Insgesamt bietet das Leben in Nachkriegs-Sierra Leone allerdings kaum Anlässe, die Verrohtheitsannahme und die Ästhetik der Gefährlichkeit infrage zu stellen: Angesichts der prekären Sicherheitslage, deren Prekarität sich vor allem daraus ergibt, dass auf keine anderen Schutzmaßnahmen als die Verlass ist, die selbst organisiert und alltäglich praktiziert werden (siehe oben 6.1.7), wird es als selbstverständlich sinnvoll erlebt, alltäglich Wachsamkeit zu üben. Wenn dabei auch Personen als gefährlich angesehen werden, die tatsächlich gar nicht gefährlich sind, hat dies für die Wachsamen keine merklich negativen Konsequenzen – zumindest nicht was ihre Sicherheit angeht. Lediglich diejenigen, die ausgehend von der Ästhetik der Gefährlichkeit selbst als verroht und gewaltbereit ausgemacht und pauschal unter Exkombattanten-Verdacht gestellt werden, bekommen negative Konsequenzen in Form von Misstrauen und Ablehnung sehr wohl unmittelbar zu spüren; was sie aber offenbar nicht davon abhält, sich als Wachsame ebenfalls an der Verrohtheitsannahme und der Ästhetik der Gefährlichkeit zu orientieren (siehe ausführlich oben 6.3.1).

An dieser Stelle lässt sich nun eine letzte zentrale Abweichung von der provisorischen Prozessvorstellung aufzeigen: Anders als es in der provisorischen Prozessvorstellung angedacht ist, resultiert der Mangel an Anlässen zum Überdenken von Gewalterwartungen in den empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen nicht in erster Linie daraus, dass diejenigen, die für gewaltbereit gehalten werden, tatsächlich gewaltbereit sind und Gewaltbereitschaften auch weiterhin in die Tat umsetzen. Zur Erinnerung: Der provisorischen Prozessvorstellung zufolge würden ehemalige Kämpfer im Nachkriegskontext schon intuitiv weiterhin zu Gewalttätigkeit neigen und ihre *merkliche* Gewalttätigkeit (die

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

allerdings deutlich unterhalb der Ausmaße kriegerischer Gewalt bleiben müsste, damit noch von einem Nachkriegskontext die Rede sein kann), würde verhindern, dass es Zivilistinnen und Zivilisten in den Sinn kommen kann, intuitive Gewalterwartungen gegenüber ehemaligen Kämpfern zu überdenken (siehe oben 4.2). In den empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen verhält es sich anders: ›Gefährliche junge Männer‹ verüben in Nachkriegs-Sierra Leone zwar ohne Frage Gewalttaten, sei es im Rahmen von *political violence* oder von Gewaltkriminalität, wobei über letztere vor allem viele Gerüchte kursieren, ohne dass ihr tatsächliches Ausmaß an ihr gerüchteweises Ausmaß heranzureichen scheint (siehe oben 6.1.7). Vor allem aber trägt das In-Sicherheitsfragen-Auf-Sich-Selbst-Gestellt-Sein, dessen die Wachsamen sich jeden Tag bewusst sind, schon für sich genommen dazu bei, dass die auf Grundlage der Ästhetik der Gefährlichkeit breit ausgerichteten Gewalterwartungen nicht infrage gestellt werden. In der prekären Sicherheitslage macht eine übervorsichtige Wachsamkeit, die Fehleinschätzungen auf der ›sicheren Seite‹ in Kauf nimmt, sogar auch aus analytischer Außenperspektive beurteilt absolut Sinn.

7.2 Plausibilitätsprobe Teil eins: Hinweise aus der Vorkriegszeit?

Ich komme nun zu den Ergebnissen der Plausibilitätsprobe mit Blick auf die Vorkriegszeit. In ihr bin ich der Frage nachgegangen, ob sich Hinweise darauf finden lassen, dass die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen bereits in der Vorkriegszeit in Form und Inhalt identisch bestanden haben. Die Plausibilitätsproben (im Weiteren folgt dann gleich die Darstellung der Ergebnisse der Plausibilitätsprobe mit Blick auf die Nachkriegszeit, siehe 7.3) dienen als letzte Vorbereitung für die Formulierung der empirisch modifizierten Prozessvorstellung, indem sie sekundärliteraturbasiert Aufschluss darüber geben, ob die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen tatsächlich im Leben und Überleben unter Bedingungen kriegerischer Gewalt entstanden sein können.

Für die sekundärliteraturbasierte Suche nach Hinweisen auf ein identisches Vorkriegs-Bestehen der empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen habe ich den Fokus zum einen auf Studien gelegt, in denen die *political violence* thematisiert wird, die in Sierra Leone bereits in der post-kolonialen Vorkriegszeit (ab 1961) von Politikern der beiden großen Parteien, SLPP und APC, in Auftrag gegeben und unter Siaka Stevens' APC-Regime in den 1970er Jahren professionalisiert und institutionalisiert worden ist (vgl. etwa Ferme 1999; Kandeh 1999; Rosen 2004). Zum anderen habe ich die Arbeiten mehrerer sierra-leonischer Sozialwissenschaftler herangezogen, in denen sie die in Kapitel 5 bereits kurz dargestellte »lumpens«-Interpretation kriegerischer Gewalt darlegen (siehe 5.3.2). Dieser Interpretation zufolge stammten die meisten RUF-Kämpfer sowie diejenigen, die sich auf ›ihre Seite‹ schlugen (abtrünnige SLA- beziehungsweise AFRC-Kämpfer),

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

aus sozioökonomisch marginalisierten Milieus, deren Angehörige – »lumpens« – schon in der Vorkriegszeit zu Gewalt veranlagt gewesen sein sollen. Bei den »lumpens« handelte es sich demnach um »largley unemployed and unemployable youths, mostly male, who live by their wits or have one foot in what is generally referred to as the informal or underground economy. They are prone to criminal behaviour, petty theft, drugs, drunkenness, and gross indiscipline.« (Abdullah 1998: 207-208) Gemeint sind offenbar sozioökonomisch marginalisierte Jugendliche und junge Männer, die von der Hand in den Mund lebten und denen in der »lumpens«-Interpretation pauschal Gewaltdispositionen zugeschrieben werden.

Häufig habe ich beide Themen, *political violence* und »lumpens«, gleich in denselben Arbeiten behandelt gefunden: Die Darlegungen der »lumpens«-Interpretation enthalten Schilderungen der Vorkriegs-*political violence*, die darin als unterstützende Belege für die Gewaltdispositionen der »lumpens« angeführt werden – denn auch für die Ausführung der Vorkriegs-*political violence* wurden vor allem sozioökonomisch marginalisierte Jugendliche und junge Männer angeworben. Als zentraler ›Beweis‹ für lumpenhafte Gewaltdispositionen gilt den Autoren der »lumpens«-Interpretation jedoch die kriegerische Gewalt gegen die Zivilbevölkerung. Zu ihr – so wird allerdings mehr impliziert als explizit ausformuliert – wären die »lumpens« demnach nicht fähig gewesen, wenn sie nicht ohnehin bereits gewaltveranlagt gewesen wären: »It was the ›wrong individuals‹, lumpens in my view, who therefore took the next step in the bush path to destruction.« (Abdullah 1998: 219) Allerdings sucht man vergeblich nach systematischen Darstellungen oder gar Analysen dieser angeblichen Gewaltveranlagung, in denen nicht in erster Linie Armut, Mangel an formaler Bildung und Arbeitslosigkeit als vermeintlich selbstverständliche Erklärungen und Indikatoren für sie herhalten. Diese ›Beweisführung‹, die sozioökonomische Marginalisierung mit Gewaltdispositionen gleichsetzt, kann zwar in keiner Weise überzeugen; den Darlegungen der »lumpens«-Interpretation konnten im Rahmen der Plausibilitätsprobe aber nichtsdestotrotz nützliche Hinweise entnommen werden.

Mit Blick auf Schilderungen der Vorkriegs-*political violence* habe ich vor allem untersucht, ob auch die Gewaltbereitschaften derjenigen, die die Vorkriegs-*political violence* ausgeführt haben, bereits als Bereitschaften zu gewalttätiger sozialer Navigation verstanden werden können. Speziell mit Blick auf die Darlegungen der »lumpens«-Interpretation habe ich hingegen geprüft, ob sie Hinweise darauf enthalten, dass sozioökonomisch marginalisierte Jugendliche und junge Männer auch bereits in der Vorkriegszeit in unbedingt wachsamkeitsgebietender Art und Weise generell für verroht und gewaltbereit gehalten wurden. Solche Hinweise würden nahelegen, dass es sich bei der Verrohtheitsannahme und der Ästhetik der Gefährlichkeit um Fortführungen ›alter‹ Wahrnehmungs-, Bewertungs- und -Handlungsschemata handelt, die nur um eine ›Exkombattanten-Dimension‹ erweitert worden sind. Da sozioökonomisch marginalisierten Jugendlichen und jungen Männern in der »lumpens«-Interpretation ohnehin pauschal Gewaltdispositionen unterstellt werden, erwartete ich mir von der »lumpens«-Literatur

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zwar keine optimale Grundlage für die Suche nach möglichst neutralen historischen Darstellungen. Ich habe sie aber dennoch für die Plausibilitätsprobe genutzt, weil mir schlicht keine Alternativen zur Verfügung standen. Ein breiteres wissenschaftliches Interesse an sozioökonomisch marginalisierten sierra-leonischen Jugendlichen und jungen Männern ist erst mit dem Krieg und vor allem mit der Frage erwacht, wie es mit ihnen und insbesondere mit den Exkombattanten unter ihnen im Nachkriegskontext weitergeht und weitergehen soll (aus dieser Literatur konnte ich dann für die Plausibilitätsprobe mit Blick auf die Nachkriegszeit schöpfen, siehe unten 7.3). Im Ergebnis waren die Darlegungen der »lumpens«-Interpretation aber sogar um einiges aufschlussreicher, als ich zunächst, nach einer nur flüchtigen Durchsicht, erwartet hatte.

Die Ergebnisse der Plausibilitätsprobe mit Blick auf die Vorkriegszeit fallen gemischt aus. Die verfügbaren Schilderungen der Vorkriegs-*political violence* legen in ihrer Gesamtschau deutlich nahe, dass diese Gewalt ebenfalls von sozioökonomisch marginalisierten Jugendlichen und jungen Männern ausgeführt wurde, die sich von Gewalt-Engagements Zugang zu mächtigen Patronen und ihren fördernden Reichtum-an-Menschen-Beziehungen erhofften. Kurz gefasst: Ihre Gewaltbereitschaften passen sehr gut in das Bild sozialer Navigation, so dass es in der Tat keinen Anlass zu der Vermutung gibt, dass gewaltbereite (und gewalttätige) soziale Navigation unter Bedingungen kriegerischer Gewalt als Handlungsoption erfunden worden ist. Hingegen lassen sich in den Darlegungen der »lumpens«-Interpretation – über die bloße Unterstellung genereller Gewaltdispositionen hinaus – keine Hinweise darauf ausmachen, dass sozioökonomisch marginalisierte Jugendliche und junge Männer bereits in der Vorkriegszeit generell und in unmittelbar wachsamkeitsgebietender Art und Weise für verroht und gewaltbereit gehalten wurden. Im Gegenteil: Die Autoren der »lumpens«-Interpretation beschreiben, dass »lumpens« eine verführerische Non-Konformität ausstrahlten, die in den 1970er und 1980er Jahren – vor dem Hintergrund verbreiteter Unzufriedenheit mit den politischen und sozialen Verhältnissen – über die »lumpens«-Milieus hinaus in Freetown und in den größeren Städten der Distrikte begeistert als neue Jugendkultur zelebriert wurde (vgl. etwa Abdullah 2002: 28ff.; Rashid 2004: 73ff.). Es steht zu vermuten, dass in diese Schilderungen teilweise auch eigene Erfahrungen einfließen. Die Autoren der »lumpens«-Interpretation waren in der Vorkriegszeit als Studenten selbst in revolutionär gesinnten Widerstandsbewegungen gegen das APC-Regime aktiv (vgl. Richards 2005c: 572; 2006: 119). Allerdings schweigen sie sich in ihren Arbeiten über ihre persönlichen Erfahrungen aus beziehungsweise sie machen diese nicht als solche kenntlich. In jedem Fall aber schildern sie, dass studentische Aktivisten in den späten 1970er und in den 1980er Jahren gezielt den Kontakt zu »lumpens« suchten: um sie politisch aufzuklären, um revolutionäre Koalitionen mit ihnen zu schmieden und um gemeinsam die neue Jugendkultur zu leben. Dabei wird erneut mehr impliziert als explizit ausgeführt, dass die studentischen Aktivisten die Gewaltdispositionen der »lumpens« folgenreich unterschätzten – die somit in der Vorkriegszeit an-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

scheinend nicht bereits ›allgemein bekannt‹ waren. So sei unabsichtlich der Weg für die RUF bereitet worden, an deren Gründung und Führung den Autoren der »lumpens«-Interpretation zufolge keine studentischen Aktivisten mehr beteiligt waren (vgl. Abdullah 1998: 217ff.; Bangura 2004: 21; Rashid 2004: 84ff.; siehe oben 5.1 und 5.3.2).

Zur historischen Einordnung gebe ich im Folgenden zunächst einen knapp gehaltenen Überblick über die Anfänge der beiden großen sierra-leonischen Parteien, SLPP und APC, und schildere dann die Professionalisierung und Institutionalisierung von *political violence* unter Präsident Stevens' APC-Regime sowie den Widerstand gegen diese Gewalt in der unmittelbaren Vorkriegszeit. Daran anschließend werden die zentralen Ergebnisse der Vorkriegs-Plausibilitätsprobe dargestellt und diskutiert.

7.2.1 Die Formierung der Auftraggeber

Bereits in der post-kolonialen Vorkriegszeit wurde *political violence* von Politikern derselben Parteien in Auftrag gegeben, die auch das politische Geschehen im Nachkriegskontext bestimmen: von SLPP und APC, die beide in den Jahren unmittelbar vor Sierra Leones Entlassung in die Unabhängigkeit (im Jahr 1961) als Parteien des so genannten ›Hinterlands‹ (vgl. etwa Clapham 1976: 6) gegründet worden waren. Das ›Hinterland‹ umfasste als britisches Protektoratsgebiet alle heutigen Distrikte, während die Western Area und die Hauptstadt Freetown den Status einer britischen Kronkolonie hatten. Kronkolonie und Protektoratsgebiet wurden den Großteil der Kolonialzeit über als separate Entitäten regiert und verwaltet: die Kronkolonie über Institutionen, die direkt unter kolonialer Aufsicht standen, und das Protektorat im Modus indirekter Herrschaft durch *paramount chiefs,* die der Kolonialverwaltung gegenüber in der Pflicht standen, Steuern einzutreiben und in ihren *chiefdoms* für Ruhe und Ordnung zu sorgen (vgl. Kandeh 1992: 83ff.; Fanthorpe 2001: 379ff.; Kargbo 2006: 38ff.).[3] Erst nach einer Verfassungsreform im Jahr 1951 erhielten auch die Eliten des Protektoratsgebiets Zugang zu den politischen Institutionen der Kronkolonie, die zunächst aber weiterhin unter kolonialer Aufsicht blieben. Aus britischer Sicht stellte die Vereinigung von Kronkolonie und Protektorat einen entscheidenden Schritt im Rahmen eines »evolutionary constitutional development« (Kargbo 2006: 40) dar, das den Weg für eine ›geordnete Entlassung‹ in die Unabhängigkeit bereiten sollte: »[T]he of-

3 | Die Trennung zwischen Kronkolonie und Protektorat wirkt bis heute insofern nach, als in Sierra Leone nach wie vor zwei unterschiedliche Rechtssysteme parallel zueinander bestehen und praktiziert werden, die diese Trennung widerspiegeln. Dies ist zum einen das an das britische Recht angelehnte Common Law (das auf Krio konsequenterweise *English law* genannt wird) und zum anderen das von *chiefs* praktizierte traditionelle Recht, das gerade in den Distrikten für die meisten Sierra Leonerinnen und Sierra Leoner die am ehesten zugängliche Form von Rechtsprechung darstellt (vgl. Sawyer 2008).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ficial colonial policy was to bring the two political units together before independence could be accorded to Sierra Leone.« (Kargbo 2006: 49) Etwa gleichzeitig mit der 1951er Verfassungsreform wurde die SLPP als erste Partei des ›Hinterlands‹ gegründet. Ihr politisches Personal bezog sie aus der Klasse der mehr als 200 *paramount chiefs* des Protektoratsgebiets sowie aus einer kleinen ›hinterländischen‹ Bildungselite, deren Angehörige überwiegend aus dem Mende-dominierten Süden stammten (vgl. Kilson 1964: 97-99; Clapham 1976: 6ff.).

Die 1951er Verfassungsreform wurde von der Kolonialverwaltung gegen den politischen Widerstand der Krio-dominierten Freetowner Ober- und Mittelschicht durchgesetzt, deren Angehörige eine Vereinigung ›ihrer‹ Stadt (Krio machten zu Beginn der 1950er Jahre etwa 27 Prozent der hauptstädtischen Bevölkerung aus, vgl. Banton [1957] 1969: 24) mit dem von ›Eingeborenen‹ bevölkerten Hinterland strikt ablehnten. Im Gegensatz zu diesen ›Eingeborenen‹ verstanden (und verstehen) Krio sich als Nachfahren freigelassener und befreiter Sklaven, die im Zuge der Abolitionismus-Bewegung ab Ende des 18. Jahrhunderts und verstärkt nach der offiziellen Abschaffung der Sklaverei im britischen Empire (1806 beziehungsweise 1833)[4] an der sierra-leonischen Küste angesiedelt worden waren (vgl. Cohen 1981: 19ff.; Knörr 2007: 12). Freetown – beziehungsweise die Province of Freedom – war im Jahr 1789 von britischen Sklaverei-Kritikern als Siedlungsraum für freigelassene und befreite Slaven gegründet worden und wurde 1808 in den Status einer Kronkolonie erhoben (vgl. Shaw 2002: 37).[5] Die »free persons of colour« (Clapham 1976: 6), die in Freetown angesiedelt wurden, stammten sowohl aus den britischen Kolonien in Amerika und der Karibik als auch von Sklavenhändlerschiffen, die auf dem Atlantik von der britischen *Royal Navy* abgefangen wurden: »These different groups of people from diverse ethnic and regional backgrounds underwent a process of creolization, whereby they developed an increasingly exclusive identity as Krio.« (Knörr 2007: 12) Noch schwerer als die Idee einer zumindest in etwa gemeinsamen Befreiungs- und Siedlungsgeschichte wog (und wiegt)

4 | Ab 1806 war Bürgern des britischen Empire (beziehungsweise allen direkten Subjekten der britischen Krone) der Handel mit Sklaven verboten und im Jahr 1833 wurden alle Sklaven im britischen Empire offiziell für frei erklärt. Allerdings wurde weiterhin geduldet, dass ›Eingeborene‹ Sklaven hielten. Im sierra-leonischen ›Hinterland‹ blieb Sklavenhaltung bis in das frühe 20. Jahrhundert hinein weit verbreitet – und wurde sogar intensiviert, weil lokale Unternehmer immer mehr Sklaven benötigten, um immer höhere landwirtschaftliche Erträge für den Handel mit der Kronkolonie zu erwirtschaften. Die benötigten Sklaven wurden über Entführungsüberfälle akquiriert, die zeitweilig kriegerische Ausmaße annahmen (vgl. Shaw 2002: 36ff). Shaw schreibt hierzu: »The colony authorities in Freetown saw the conflicts of the latter part of the 19th century as ›tribal wars‹, failing to see the commercial rather than ›tribal‹ origins of these wars [...].« (Shaw 2002: 39)

5 | Für die Kronkolonie wurden Temne-Gebiete annektiert, die 1789 von den britischen Sklaverei-Kritikern gekauft beziehungsweise die – nach dem Verständnis der beteiligten Temne-Eliten – nur auf Zeit an die Briten abgetreten worden waren (vgl. Shaw 2002: 37).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

in der Krio-Identität allerdings die Vorstellung gemeinsamer kultureller Errungenschaften, insbesondere eines insgesamt hohen formalen Bildungsniveaus sowie politischer und kultureller ›Aufgeklärtheit‹ (vgl. Cohen 1981: 19ff.; Kandeh 1992: 85ff.; Knörr 2007: 12-13). Krio identifizierten sich in erster Linie mit der ›zivilisierten Welt‹, die aus ihrer Sicht in der britischen Kolonialmacht verkörpert war – und nicht mit den ›Eingeborenen‹ des ›Hinterlands‹,[6] die bis zur 1951er Verfassungsreform auch ganz offiziell Bürger zweiter Klasse waren: »Creoles were British subjects while natives were British protected persons.« (Kandeh 1992: 83) Viele Krio reagierten vor diesem Hintergrund mit Entsetzen auf die Aussicht, zukünftig von Repräsentanten der ihnen zahlenmäßig bei Weitem überlegenen ›Hinterländer‹ regiert zu werden; nach der Verfassungsreform sollte die Mehrzahl der Sitze im weiterhin unter kolonialer Aufsicht stehenden Freetowner *Legislative Council* mit Abgeordneten aus dem Protektoratsgebiet besetzt werden (vgl. Kilson 1964: 113; Kandeh 1992: 87-90; Kargbo 2006: 45ff.). Noch dazu waren vor allem seit den frühen 1940er Jahren immer mehr ›Hinterländer‹ (die in einem von Kandeh zitierten Freetowner Zeitungsartikel aus den 1920er Jahren beispielsweise »›unwashed aborigines‹« genannt werden, Kandeh 1992: 87) aus dem Protektoratsgebiet nach Freetown gezogen, dessen Hafen während des Zweiten Weltkriegs ein wichtiger britischer Stützpunkt war und den neu Zugewanderten während der Kriegsjahre bezahlte Arbeit bieten konnte. Die Zuwanderung hielt auch nach Kriegsende unvermindert an, so dass Krio sich nicht nur in ›ihren‹ politischen Institutionen, sondern auch in ›ihrer‹ Stadt zunehmend überrannt fühlten (vgl. Kandeh 1992: 87ff.). Der als Gründer der SLPP geltende Dr. (später außerdem Sir) Milton Margai – ein im Moyamba Distrikt geborener, in Freetown aufgewachsener und in Großbritannien ausgebildeter Arzt, der seine ›Hinterland‹- und Mende-Wurzeln offen politisch einsetzte – formulierte in einem Plädoyer für die 1951er Verfassungsreform eine scharfe Replik auf diese Ressentiments:

»We are very much unfortunate to have with us in this country a handful of foreigners [gemeint sind Krio, Anm. A.M.] whose leaders, whatever one may do, can never bring themselves to wipe off the superiority complex and they imagine themselves more like Europeans than Africans which is indeed a sad state of affairs; [...].« (Zitiert in Kargbo 2006: 47)

In den Jahren unmittelbar vor und nach Sierra Leones Entlassung in die Unabhängigkeit wanderte ein kleiner Anteil der Krio-dominierten Freetowner Ober-

6 | Erst in jüngster Zeit scheint die Krio-Identität allmählich ›sierra-leonischer‹ zu werden. Jacqueline Knörr schreibt hierzu: »Whereas the Krio until recently largely considered themselves integrative in that they integrated others into their group – making them Krio [formal gebildete Nicht-Krio erhielten und erhalten leicht Zugang zu Krio-dominierten gesellschaftlichen Zirkeln, Anm. A.M.] – young Krio also want to integrate themselves into Sierra Leonean society, emphasizing their Sierra Leonean rather than their Krio identity.« (Knörr 2007: 13)

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und Mittelschicht nach England aus, »rather than face the ›sacrilege‹ of being ruled by protectorate Africans« (Kandeh 1992: 89). Diejenigen, die in Freetown blieben, arrangierten sich bald mit den neuen Verhältnissen, was ihnen von den neuen Eliten aus dem Protektoratsgebiet insofern leicht gemacht wurde, als weder vor noch nach der Unabhängigkeit jemals Bestrebungen unternommen wurden, Krio aus Freetown hinauszudrängen oder speziell die Rechte der Krio-Bevölkerung einzuschränken (vgl. Cohen 1981: 19, 43ff.).

Parallel zu dieser einerseits deeskalierenden Entwicklung machten sich andererseits bald Spannungen innerhalb der SLPP bemerkbar, die sich schließlich – kurz vor der Entlassung in die Unabhängigkeit im Jahr 1961 – in der Gründung einer neuen Partei entluden: in der Gründung des APC, der als anti-elitäres (insbesondere auch den traditionellen Autoritäten gegenüber kritisches) und zudem nicht Mende-dominiertes Gegengewicht zur SLPP propagiert wurde. Der APC-Gründer Siakia Stevens hatte sich bereits in den 1930er Jahren als Gewerkschaftsführer und in den 1950er Jahre als populärer SLPP-Minister in der letzten Regierung unter kolonialer Aufsicht (1957-1961) einen Namen gemacht und er war insbesondere in den Jahren unmittelbar vor der Unabhängigkeit durch antikoloniale und anti-elitäre Rhetorik aufgefallen (vgl. Gberie 2005: 23ff.; Kargbo 2006: 52ff.).

Nach Sierra Leones Entlassung in die Unabhängigkeit ging die SLPP siegreich aus den ersten allgemeinen Wahlen im Jahr 1962 hervor und stellte die erste unabhängige sierra-leonische Regierung unter Führung von Milton Margai. Bei den nächsten Wahlen im Jahr 1967 erzielte dann der APC eine knappe Mehrheit. Beide Wahlen und die ihnen vorausgegangenen Wahlkämpfe waren sowohl in den Distrikten als auch in Freetown von gewaltsamen Einschüchterungsaktionen und von Einschränkungen politischer Freiheiten geprägt: Im Kambia Distrikt, im Norden von Sierra Leone, wurden während des 1962er Wahlkampfs beispielsweise mehrere APC-Kandidaten unter fadenscheinigen Vorwänden verhaftet. Die gegen sie vorgebrachte Anschuldigung lautete, die Autorität ihres jeweiligen *paramount chief* missachtet zu haben, »a wide-reaching accusation, used especially by Northern chiefs to apprehend and convict many APC politicians during the SLPP period.« (vgl. Minkin 1973: 132) In Freetown wurde es den *Odelay*-Geheimgesellschaften, die in den frühen 1950er Jahren als freizeitorientierte Zusammenschlüsse zugewanderter Arbeiter aus dem Protektoratsgebiet gegründet worden waren, im 1967er Wahlkampf von der amtierenden SLPP-Regierung verboten, bei ihren festlichen Umzügen politische Lieder zu singen oder politische Symbole zur Schau zu stellen. In den Jahren nach der Unabhängigkeit waren die *Odelay societies* zunehmend auch politisch aktiv geworden und ihre Mitglieder galten überwiegend als APC-Anhänger (vgl. Nunley 1987: 58; Abdullah 2002: 23ff.).

Nachdem der knappe Wahlsieg des APC nach den 1967er Wahlen ausgezählt war, wurde das Ergebnis sofort von der SLPP-Führung angefochten und bewaffnete Jugendliche und junge Männer, die der SLPP bereits im Wahlkampf als Schlägertruppen gedient hatten, griffen in Freetown demonstrierende APC-An-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

hänger an (vgl. Rosen 2005: 76-77). Noch in derselben Nacht wurde der APC-Vorsitzende und -Spitzenkandidat Siaka Stevens verhaftet und es wurde eine SLPP-treue Militärregierung eingesetzt. Stevens gelang die Flucht ins Exil, von wo aus er ein Jahr und mehrere militärinterne Machtputsche später von der dann aktuellen Militärregierung nach Sierra Leone zurückgerufen und als Regierungsoberhaupt eingesetzt wurde (vgl. Clapham 1976: 15; Hayward/Kandeh 1987: 31; Gberie 2005: 26-28). So begann im Jahr 1968 die lange APC-Zeit, die fast ein Vierteljahrhundert andauern sollte. Sie wurde erst durch den Putsch und die anschließende Machtübernahme der jungen Unteroffiziere des NPRC im Jahr 1992 beendet (siehe oben 5.1.2).

7.2.2 Die Professionalisierung und Institutionalisierung von *political violence*

Unter Siaka Stevens Führung wurde *political violence* in den späten 1960er und im Verlauf der 1970er Jahre professionalisiert und institutionalisiert. Während staatliche Ausgaben für Bildung, Gesundheit und Infrastruktur auf ohnehin geringem Niveau drastisch beschnitten wurden, richtete Stevens eine ihm persönlich unterstellte paramilitärische Einheit ein, die *Internal Security Unit* (ISU), die in den späten 1970er Jahren in *Special Security Division* (SSD)[7] umbenannt wurde: »This force was recruited mainly from the slums of Freetown, and soon gained notoriety for thuggery and vandalism against political opponents. It was better armed than the army and better cared for.« (Gberie 2005: 29) Ergänzt wurde die ISU/SSD durch lose organisierte Schlägertrupps, die bis in die frühen 1970er Jahre hinein ebenfalls vor allem unter arbeitslosen Jugendlichen und jungen Männern in den Slums von Freetown rekrutiert wurden. Dabei griff das APC-Regime eine Zeitlang immer wieder auf dieselben gewaltbereiten und bald weithin bekannten Personen zurück, die dann als unmittelbare Organisatoren der Schlägertrupps ›ihre Jungs‹ mobilisierten (vgl. Rashid 2004: 72; Kandeh 1999: 359) – ähnlich der Vorgehensweise im 2007er Wahlkampf, bei der zunächst ehemalige Kommandeure angeworben wurden, die dann den Großteil der unmittelbaren Rekrutierungsarbeit übernahmen (siehe oben 6.1.4). Der sierra-leonische Sozialwissenschaftler Ismail Rashid führt einige der in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren weithin bekannten ›Gewaltsubunternehmer‹ namentlich auf:

7 | Die im Zuge der Nachkriegs-Sicherheitssektorreformen neu eingerichtete und ausgebildete paramilitärische OSD (siehe oben 6.1.7) ist die direkte Nachfolgeorganisation der SSD (vgl. Krogstad 2012: 274ff.). Ein hoher Offizier der OSD, der bereits unter dem APC-Regime der Vorkriegszeit gedient hatte, erklärte im Interview mit Erlend Grøner Krogstad auf die Frage, inwiefern die OSD sich von der SSD unterscheide: »›My name is the same, whether I'm baptized or not. We are not much different, we are the same. We are doing the same job, we are the same people‹«. (Krogstad 2012: 280)

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

»Abayomi Alhadi (alias Highway), Bra Bankie, Bra Langbo Sugbala, the John brothers, Bunting and Clinton, and Bra Karay became legends of violence in their life time. In the 1960s and early 1970s, this group provided a pool of hired thugs for politicians of the All Peoples' Congress (APC) party.« (Rashid 2004: 72)

Die Einschüchterungsaktionen, die ausgeführt von der ISU/SSD und lose organisierten Schlägertrupps in den 1970er Jahren gegen die SLPP-Opposition aufgefahren wurden, waren wirkungsvoll. Sie führten dazu, dass die SLPP ihre Wahlkampftätigkeiten nahezu gänzlich einstellen musste und die 1973er Parlaments- und Präsidentschaftswahlen schließlich sogar ganz boykottierte (vgl. Rashid 2004: 72).

Im Verlauf der 1970er Jahre wurden hauptstädtische Schläger dann nach und nach durch Rekruten vom Land ersetzt (vgl. Kandeh 1999: 360; Rashid 2004: 77-78). Diese Umstellung wurde vorgenommen, weil zunehmend Einschüchterungspersonal für Aktionen gegen die in den 1970er Jahren aufkommenden studentischen Protestbewegungen benötigt wurde; und diese Protestbewegungen fanden mit ihrer Kritik an den korrupten und repressiven Machterhaltungspraktiken des APC-Regimes und ihren Forderungen nach einer sozialen und politischen Erneuerung auch unter den städtischen Marginalisierten – sowohl in Freetown als auch in den urbanen Zentren der Distrikte – viele Sympathisanten (vgl. Abdullah 1998: 211; Rashid 2004: 78ff.: Gberie 2005: 45). Für Jugendliche und junge Männer vom Land, die APC-Politiker häufig in ihren jeweiligen Heimatdistrikten über eigene Netzwerke anwarben, wurde hingegen davon ausgegangen, dass sie sich von den studentischen Protesten eher nicht in ihrer (bezahlten) Loyalität beirren lassen würden. Diese neuen Rekruten (»rural lumpens«, Kandeh 1999: 360) wurden außerdem verstärkt direkt in militärische oder paramilitärische Kommandostrukturen eingebunden (ähnlich wie die Veteranen der 2007er APC *task force*, die in die OSD integriert wurden, siehe oben 6.1.4 und 6.1.5) und traten somit – anders als die Anführer der Freetowner Schläger-Szene in den 1960er und frühen 1970er Jahren – nicht mehr als selbständige ›Gewaltsubunternehmer‹ auf. Sie wurden mit festen Posten ausgestattet, die ihre Loyalität mit einem sicheren Einkommen belohnten:

»Growing urban lumpen confrontationism led the APC to turn its attention to the recruitment of rural lumpens and peasants [...] as political thugs and as regulars in the security apparatuses of the state. The assumption behind this shift was that rural lumpens and peasants were more likely to remain loyal and less prone to be confrontational than their more impressionable and capricious urban counterparts. *Unlike urban lumpens, whose loyalties were inherently suspect, rural lumpens – many of whom found their way into the army through ethnic patrons who often happened to be top politicians – were expected to be more subservient to the interests of their patrons.*« (Kandeh 1999: 360; Hervorhebung A.M.)

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Trotz aller Sympathien für die studentischen Proteste gegen das APC-Regime gab es aber auch unter den städtischen Marginalisierten weiterhin Gewaltbereite, die sich sporadisch – wenn Nachfrage bestand – für *political violence* anwerben ließen, um schnelles Geld zu machen. Bei ihnen handelte es sich häufig um dieselben Personen, die sich andererseits auch studentischen Protesten anschlossen:

»They regarded elections as opportunities to ›*chap*‹ (make a fast buck) and had no hesitation in joining students in their continued confrontations with the state. This ambivalence notwithstanding, it was evident that rebellious youth culture was being transformed into a ›culture of resistance‹ [...].« (Rashid 2004: 78; Hervorhebung im Original)

7.2.3 *Political violence* und Widerstand

Angesichts der Repressionen, denen sie sich vonseiten des APC-Regimes ausgesetzt sahen, und angesichts der politischen Zuspitzung Ende der 1970er Jahre – im Jahr 1978 führte Stevens offiziell das Einparteiensystem ein – begannen studentische Aktivisten etwa ab Beginn der 1980er Jahre, zunehmend radikale Ideen auszuloten. Die Möglichkeiten für bewaffneten Widerstand gegen das APC-Regime wurden in klandestinen ›Studiengruppen‹ in Freetown und in den urbanen Zentren der Distrikte intensiv diskutiert. In diesen Gruppen, die zudem ab Mitte der 1980er Jahre finanzielle Unterstützung und Angebote für ideologisches und militärisches Training aus Libyen erhielten (siehe oben 5.1), waren auch nichtstudentische Interessierte willkommen; unter anderem auch Foday Sankoh, der spätere Anführer der RUF, der nach seiner Gefängnisentlassung (er war Anfang der 1970er Jahre wegen Mitwisserschaft an einem gescheiterten Putschversuch verhaftet und verurteilt worden, siehe oben 5.1) in den 1980er Jahren als freischaffender Fotograph in Bo Town tätig war und dort einer revolutionären ›Studiengruppe‹ beitrat (vgl. Abdullah 1998: 211ff.; Rashid 2004: 78ff.; Gberie 2005: 45). Lansana Gberie beschreibt, dass Bo Town in den 1980er Jahren ein Zentrum des Widerstands gegen das APC-Regime war:

»Bo was the most important centre of discontent against the APC in the country. It was traditionally a stronghold of the SLPP, and many of the city's residents were still openly defiant of the one-party state. Small dissident group meetings could still be held without much fear of being broken into by APC thugs, as would almost certainly have happened if such meetings had been held in Freetown (outside of Fourah Bay College campus, which remained largely insulated from Stevens' totalitarian endeavor) or Makeni.« (Gberie 2005: 45)

Allerdings war Widerstand gegen das APC-Regime keinesfalls auf die Städte beschränkt. Im Gegenteil: Die wohl gewaltsamsten *political violence*-Aktionen der post-kolonialen Vorkriegszeit fanden im Osten des Pujehun Distrikts statt, wo ein in ganz Sierra Leone als *Ndorgborwusui* (auf Mende in etwa ›Busch-Teufel‹) bekannt gewordener Aufstand im Vorfeld der 1982er Parlamentswahlen brutal

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

niedergeschlagen wurde. Hier nur ein kurzer Abriss: Die 1982er Wahlen waren die ersten nach Einführung des Einparteiensystems im Jahr 1978. Offiziell traten entsprechend ausschließlich APC-Kandidaten gegeneinander an. Allerdings ließen sich die konkurrierende Kandidaten ausgehend von ihren jeweiligen politischen Biographien und/oder von der Art und Weise, wie sie sich im Wahlkampf präsentierten, häufig in ›definitiv APC‹- und ›eigentlich SLPP‹-Kandidaten unterteilen (vgl. Ferme 1999: 178). Im Osten des Pujehun Distrikts wurden der ›eigentlich SLPP‹-Kandidat Mannah Kpaka und seine zahlreichen Anhänger auf Geheiß des damaligen Vize-Präsident Francis Minah von Schlägertruppen terrorisiert. Kpaka selbst wurde schließlich ermordet. Vermutlich ging es Vize-Präsident Minah in erster Linie darum, im Osten des Pujehun Distrikts anstelle von Kpaka einen loyalen APC-Kandidaten zu installieren, um so lokale Schmuggelrouten nach Liberia und damit Einkünfte aus informellen Zöllen unter seine Kontrolle zu bringen. Nach Kpakas Ermordung organisierten dessen Anhänger *Ndorgborwusui* als bewaffneten Widerstand gegen Minahs Schläger. Der Aufstand wurde bald darauf von aus Freetown entsandten Armeeeinheiten niedergeschlagen; Wut und Widerstandwilligkeit jedoch hielten an. RUF-Einheiten konnte nach ihrem Einmarsch in den Pujehun Distrikt kurzzeitig davon profitieren, dass ihre ›Revolution‹ für eine Fortsetzung von *Ndorgborwusui* gehalten wurde, für die sich leicht freiwillige Rekruten finden ließen (vgl. Kandeh 1992: 96; Richards 1996: 8, 22; Keen 2005: 18; siehe auch oben 5.1.1).

Auch in anderen Teilen des Landes eskalierte *political violence* im Vorfeld der 1982er Wahlen. Ganze Dörfer wurden verwüstet und es kam zu Vergewaltigungen, Ermordungen und Folter. Einem wahlkämpfenden Kandidaten in der Kleinstadt Rokpur (Kambia Distrikt) wurden beispielsweise von Schlägern, die sein unmittelbarer Konkurrent um einen Parlamentssitz angeheuert hatte, die Fußsohlen aufgeschnitten. Anschließend trugen sie ihm gestampfte Chili-Schoten auf die Schnitte und auf seine Genitalien auf und schleiften ihn an einen Land Rover gebunden durch die Stadt (vgl. Kandeh 1999: 360). Präsident Stevens, der mit der Einführung des Einparteiensystems versprochen hatte, es werde fortan keinen Anlass mehr für *political violence* geben, kommentierte die *political violence* des 1982er Wahlkampfs mit den Worten: »[M]an is a beast all over the world; there have been difficulties here and there which you can't help.« (Zitiert in Kandeh 1999: 360)

Marianne Fermes Ethnographie des Lebens in dem Dorf Kpuawala (Bo Distrikt) enthält zudem Hinweise darauf, dass spätesten in den 1980er Jahren zu Wahlkampfzeiten fest mit *political violence* gerechnet wurde und dass entsprechende Vorsichtsmaßnahmen getroffen wurden. Ferme schildert, dass die Bewohner von Kpuawala im Vorfeld der 1986er Parlamentswahlen diskutierten, die einzige halbwegs befahrbare Straße nach Kpuawala in verfallenem Zustand zu belassen, statt sie noch vor den Wahlen wiederherzurichten. Es wurde argumentiert, der schlechte Zustand der Straße würde verhindern, dass wahlkämpfende Politiker ganze Wagenladungen an Schlägern nach Kpuawala schicken könnten:

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

»A few days before the elections, when the community gathered to organize a road maintenance party to make Kpuawala accessible to the electoral commission's vehicle, some dissenters said explicitly that they preferred the road to be impassable to motor traffic. This would, they argued, prevent the arrival of large numbers of thugs from the opposing parties, who were likely to pick fights and ›bring noise‹ – causing verbal altercations and insulting people.« (Ferme 2001: 37)

Hingegen lassen sich in Fermes Beschreibungen keinerlei Hinweise finden, die darauf hindeuten würden, dass in Kpuawala generell, also auch außerhalb von Wahlkampfzeiten, ähnliche Vorsichtsmaßnahmen getroffen und fremde Jugendliche und junge Männer pauschal unter Gefährlichkeitsverdacht gestellt wurden.

7.2.4 Ein gemischtes Ergebnis: gewaltbereite soziale Navigation und die Lumpen-Avantgarde

Die verfügbaren Schilderungen der Vorkriegs-*political violence* legen in der Gesamtschau deutlich nahe, dass *political violence* auch in der Vorkriegszeit von sozioökonomisch marginalisierten Jugendlichen und jungen Männern ausgeführt wurde, die in ihr Gelegenheiten sahen, ihrer Misere zu entkommen oder sie zumindest kurzzeitig zu lindern. Sozioökonomische Aufstiegschancen boten sich dabei vor allem in Form von festen Positionen in den höheren Rängen der Armee oder in der SSD, während sporadische Schläger-Engagements Linderung in Form von kleineren Geldbeträgen versprachen. Als ein Teilergebnis der Vorkriegs-Plausibilitätsprobe kann somit festgehalten werden, dass es bereits in der Vorkriegszeit Bereitschaften zu gewalttätiger sozialer Navigation gab – und dass es sich bei Bereitschaften zu gewalttätiger sozialer Navigation im Nachkriegskontext somit nicht um ein übrigbleibendes Produkt des Lebens und Überlebens unter Bedingungen kriegerischer Gewalt handeln kann. Im Zuge meiner Literaturrecherchen habe ich sogar auch für die Kolonialzeit bereits Hinweise auf längst etablierte Muster von *political violence* und gewaltbereiter sozialer Navigation gefunden, die zutage traten, wenn die Rivalen amtierender *paramount chiefs* gewaltbereite junge Männer mobilisierten, um Machtwechsel in den *chiefdoms* zu erzwingen. Die folgende Darstellung bezieht sich beispielsweise auf »disorders«, die in den 1940er und 1950er Jahren im Norden von Sierra Leone organisiert wurden:

»[A]lthough the disorders involved large numbers of ›youngmen‹, they were not popular rural revolts against the elders. There was widespread protest against the general maladministration of those in power but [...] the violence was often instigated and guided by elders belonging to opposition ›ruling‹ houses, who sought to have the incumbents ousted from their positions of authority in the chiefdom, and then to supplant them with their own nominees.« (Tangri 1976: 313)

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Offenbar handelt es sich bei sozialer Navigation über Teilnahme an *political violence* um eine Handlungsoption, die in Sierra Leone über längere historische Zeiträume hinweg immer wieder von jeweils nicht näher bestimmbaren Anteilen sozioökonomisch marginalisierter Jugendlicher und junger Männer in Erwägung gezogen und von einigen stets auch beschlossen und umgesetzt wurde – und wird.

Für die Verrohtheitsannahme und die Ästhetik der Gefährlichkeit habe ich hingegen keine Hinweise auf ein Vorkriegsbestehen finden können. Mit Blick auf Freetown in den 1950er und 1960er Jahre schildern die Autoren der »lumpens«-Interpretation zunächst, dass »lumpens« im Allgemeinen eher verachtet als gefürchtet wurden; und zwar vor allem von Angehörigen der Krio-dominierten Ober- und Mittelschicht, die auf ungebildete Arbeiter, Arbeitslose, Obdachlose und Kleinkriminelle pauschal herabblickten: »In Krio middle class perception, the city's lumpen population became associated with all that was decadent in the society: sloth, petty crime, gambling, prostitution, drugs and violence.« (Rashid 2004: 72) In besonders niedrigem Ansehen standen die in den 1950er Jahren als freizeitorientierte Klubs von und für junge ›Hinterländer‹ gegründeten *Odelay societies*, zu deren hochrangigen Mitgliedern bekannte Schläger gehörten, die nicht nur im Rahmen von *political violence*, sondern auch in Auseinandersetzungen mit den Angehörigen konkurrierender *Odelay societies* in Erscheinung traten (vgl. Abdullah 2002: 23ff.; Rashid 2004: 72). Bei solchen Auseinandersetzungen ging es beispielsweise um die ›Rechte‹ konkurrierender *Odelay societies*, feierliche Umzüge in bestimmten Teilen der Stadt abzuhalten. Diese Umzüge wurden von Angehörigen der Freetowner Ober- und Mittelschicht strikt abgelehnt und unbedingt gemieden:

»These celebrations were intensely competitive and resulted in violence on several occasions. From the time of their inception in the early 1950s the two *rarray boy odelay – Eastern Paddle* and *Lawd da Masi* – were greeted with hostility by the middle-class and city officials. The fact that members of these societies were from the working-class, the unemployed and the urban poor made it impossible for them to gain any respectability or official acceptance.« (Abdullah 2002: 23; Hervorhebung im Original)[8]

Die Autoren der »lumpens«-Literatur beschreiben, dass die »lumpens«-Szene dann jedoch ab den 1970er Jahren zunehmend gesellschaftsfähig wurde und Zulauf aus höheren Schichten erhielt, deren Angehörige neben ihrer Unzufrieden-

8 | Die empirische Grundlage der von Rashid und Abdullah gelieferten Schilderungen für die 1950er und 1960er Jahre bleibt leider ein gutes Stück weit unklar. Die einzige Quelle, die sie für ihre Schilderungen angeben, ist eine Studie von John Nunley (1987); darin wiederum wird die Empörung der hauptstädtischen Ober- und Mittelschicht über die *Odelay societies* auf Basis von Zeitungsanalysen dargestellt (vgl. Nunley 1987: 55ff.). Darüber hinaus scheinen in Rashids und Abdullahs Schilderungen auch Berichte von Zeitzeugen etc. einzufließen, die aber nicht also solche kenntlich gemacht werden.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

heit mit dem APC-Regime außerdem neue kulturelle Einflüsse mitbrachten. Kontakte zwischen Studenten, Schülern, Arbeitern und Arbeitslosen brachten so eine neue, Non-Konformität zelebrierende Jugendkultur hervor, die in ihrer Ästhetik unter anderem von der Hippie-Bewegung und vom Rastafarianismus inspiriert wurde. Mit Bob Marley Musik, Marihuana, Schlaghosen sowie Plateauschuhen und Mini-Röcken für die weibliche Begleitung und hitzigen politischen Debatten wurde diese neue Jugendkultur vor allem in den zuvor ausschließlich von »lumpens« frequentierten »*potes*« – in *ghetto*-ähnlichen Bars und halböffentlichen Plätzen –[9] ausgelebt: »The *pote* was friendship, camaraderie, a revolutionary cell, all rolled into one. There was good music, reasonable beer, and at times women, but always company, someone to talk with, brothers to ›conscientise‹«. (Abdullah 2002: 31; Hervorhebung im Original)[10] Obwohl es in den Darlegungen der »lumpens«-Interpretation an ausführlichen Schilderungen dazu fehlt, inwieweit diese Jugendkultur bis in die urbanen Zentren der Distrikte vorgedrungen ist, gibt es Hinweise darauf, dass sie dort ebenfalls Einzug hielt. Hierauf deuten insbesondere Erwähnungen revolutionärer Studiengruppen und *potes* in Bo Town, Kenema und Koidu hin, in denen ebenfalls Schüler, Studenten, Arbeiter und Arbeitslose zusammenkamen (vgl. Abdullah 1998: 211; Abdullah/Muana 1998: 179; Rashid 2004: 76; Gberie 2005: 45).

Die Autoren der »lumpens«-Interpretation betonen, dass Studenten und Schüler in den *potes* den intellektuellen Input beisteuerten, über den die Unzufriedenheit mit den politischen und sozialen Verhältnissen ausgedrückt, erklärt und in revolutionäre Ideen übersetzt werden konnte – etwa unter Hinzuziehung von Marx, Lenin, Frantz Fanon, Kwame Nkrumah oder auch den politischen Schriften von Muammar Gaddafi (vgl. Abdullah 1998: 209; Rashid 2004: 79).[11] »Lumpens«

9 | Rashid schreibt über »*potes*«: »*Potes* were fixed and temporary spaces set up by this underclass for smoking marihuana, gambling and planning cultural activities« (Rashid 2004: 72). Meiner Erfahrung nach ist der Begriff »*pote*« heute nicht mehr gebräuchlich, zumindest habe ich ihn während meiner Feldforschung nicht ein einziges Mal gehört.

10 | Vgl. für ähnliche Schilderungen auch Kandeh (1999: 359) und Rashid (2004: 73).

11 | Auf Basis von narrativen Interviews mit ehemaligen studentischen Aktivisten beschreibt Catherine Bolten (2009), dass die ›Verbrüderung‹ mit den formal ungebildeten sozioökonomisch Marginalisierten für viele studentische Aktivisten wohl in erster Linie ein Mittel zum Zweck darstellte – wobei sie zugleich das gemeinsame Zelebrieren der neuen revolutionären Jugendkultur genossen. Es ging ihnen aber womöglich weniger darum, sich mit ihren ungebildeten ›Brüdern‹ auf eine Stufe zu stellen oder Bemühungen zu unternehmen, sie auf das eigene Niveau ›anzuheben‹, sondern darum, die ungebildeten und marginalisierten Massen auf ihre Seite zu ziehen, um einen Umsturz organisieren zu können, der vor allem die Aufstiegschancen der studentischen Aktivisten selbst steigern sollte, die für sich unter dem APC-Regime keine Aufstiegschancen sahen. Bolten formuliert dies folgendermaßen: »The student leaders themselves had no illusions about the relationships they cultivated in the shadowy bars of Freetown, called *potes*. They needed numbers on their

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

boten ihren besser gestellten und formal gebildeten ›Brüdern‹ im Gegenzug gelebte Non-Konformität, die begeistert aufgenommen wurde. Hatte beispielsweise das Rauchen von Marihuana zuvor einen weitgehend inakzeptablen Akt sozialer Devianz dargestellt, wurde es nun als revolutionäre Praktik zelebriert – und sogar auch über die *potes* hinaus als solche verstanden: »By this time the drug culture was silently gaining grudging acceptance from officialdom and parents alike. Like Rastafarians in Jamaica and elsewhere the new tendency extolled the imagined virtues of the weed and considered it acceptable *Inna Babylon*[12].« (Abdullah 2002: 31; Hervorhebungen im Original) Selbst die *Odelay*-Umzüge wurden in den späten 1970er und 1980er Jahren zu Massenveranstaltungen, bei denen die Unzufriedenheit mit dem APC-Regime in Protestliedern zum Ausdruck gebracht wurde. Das Publikum bei diesen Umzügen repräsentierte nun alle Gesellschaftsschichten: »The carnival crowd was now representative of general society, so that the lyrics of the numerous songs composed for such events become essential not only in understanding rebellious youth culture but also popular consciousness.« (Abdullah 2002: 28) Insgesamt übte die neue Jugendkultur breite Anziehungskraft aus und ihr Slang prägt die sierra-leonische Verkehrssprache Krio bis heute (vgl. Abdullah/Muana 1998: 174; Abdullah 2002: 25-28).

Die »lumpens«-Wahrnehmung, die sich aus diesen Schilderungen ableiten lässt, unterscheidet sich drastisch von den in der Verrohtheitsannahme begründeten und anhand der Ästhetik der Gefährlichkeit ›erkennbaren‹ Gewaltbedrohungen, die in den empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen von ›gefährlichen jungen Männern‹ erwartet werden: Den *ghettos* und Lebensweisen ›gefährlicher junger Männer‹ haftet anders als der *pote*-Kultur der 1970er und 1980er Jahre kein modisch-avantgardistisches Flair, sondern verachtete und zugleich gefürchtete Gefährlichkeit an; und der Drogenkonsum ›gefährlicher junger Männer‹ wird nicht als nachahmenswerte revolutionäre Praktik, sondern als bedrohlicher Ausdruck einer mit Kämpfervergangenheiten assoziierten Verrohtheit verstanden, die permanente Wachsamkeit gebietet. Auf Basis der verfügbaren Sekundärliteratur ist also davon auszugehen, dass die Verrohtheitsannahme und die Ästhetik der Gefährlichkeit nicht bereits aus der Vorkriegszeit stammen. Ob es sich bei ihnen aber tatsächlich um Produkte des Lebens und Überlebens unter Bedingungen kriegerischer Gewalt handeln kann oder ob sie womöglich erst in der frühen Nachkriegszeit entstanden sind, habe ich in der Nachkriegs-Plausibilitätsprobe weiter untersucht.

---

side, but their fight was to ensure the survival of an educated populace: themselves. If the lumpens also benefited, it would be a positive secondary effect.« (Bolten 2009: 355; Hervorhebungen im Original)

12 | Im jamaikanischen Patois bedeutet »inna Babylon« in etwa ein widerstandsorientiertes Dasein unter ausbeuterischen und unterdrückerischen Bedingungen (vgl. etwa Sabelli 2011).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

7.3 Plausibilitätsprobe Teil zwei: Hinweise aus der Nachkriegszeit?

Für die Plausibilitätsprobe mit Blick auf die Nachkriegszeit bin ich von der Annahme ausgegangen, dass die Verrohtheitsannahme und die Ästhetik der Gefährlichkeit – so sie denn erst in der frühen Nachkriegszeit entstanden sein sollten – am ehesten infolge nicht-intendierter Wirkungen von Peacebuilding-Maßnahmen entstanden sein könnten; ich begründe diese Annahme gleich ausführlich (siehe 7.3.1). Den Fokus für die Suche nach entsprechenden Hinweisen habe ich vor allem auf Arbeiten gelegt, in denen lokale Reaktionen auf die unmittelbar nach Kriegsende als Peacebuilding-Maßnahme eingesetzte *Truth and Reconciliation Commission* (TRC) beschrieben und analysiert werden. Ich bin dabei der Frage nachgegangen, ob sich Hinweise darauf ausmachen lassen, dass die Verrohtheitsannahme und/oder die Ästhetik der Gefährlichkeit womöglich erst infolge der TRC entstanden sind, deren Arbeit von ihrer Konzeption her eigentlich gezielt zur Förderung der Reintegration von Exkombattanten beitragen sollte.

Bereitschaften zu gewalttätiger sozialer Navigation habe ich mit Blick auf die Nachkriegszeit nicht noch einmal zum Gegenstand der Plausibilitätsprobe gemacht. Schließlich ist mit Blick auf die Vorkriegszeit bereits deutlich geworden, dass gewaltbereite soziale Navigation als Handlungsoption zu alt ist, um ein Produkt des Lebens und Überlebens unter Bedingungen kriegerischer Gewalt zu sein – geschweige denn, dass sie erst in der Nachkriegszeit entstanden oder ›erfunden‹ worden sein könnte. Wenn ich nun noch dazu Hinweise auf ein Nachkriegsentstehen der Verrohtheitsannahme und der Ästhetik der Gefährlichkeit gefunden hätte, hätte insgesamt der Schluss gezogen werden müssen, dass die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen wohl aus einer Mischung aus alten und neuen Elementen bestehen, in der vom Krieg Übriggebliebenes keine nennenswerte Rolle spielen würde. Im Anschluss an eine Begründung dazu, weshalb die Erwartung nicht-intendierter Wirkungen von Peacebuilding grundsätzlich angebracht ist, stelle ich im Weiteren ausführlich dar, dass die Ergebnisse der Nachkriegs-Plausibilitätsprobe jedoch einen ganz anderen Schluss nahelegen.

7.3.1 Nicht-intendierte Wirkungen von Peacebuilding

Peacebuilding-Maßnahmen werden sowohl in den Strategie- und Absichtserklärungen zentraler Peacebuilding-Akteure (dies sind vor allem internationale Organisationen, westliche Regierungen, Ministerien und Agenturen[13] sowie internationale NGOs) als auch in der wissenschaftlichen Literatur zu Peacebuilding in aller Regel als Instrumente dargestellt, deren Effektivität davon abhängt, dass

13 | Solche Agenturen sind beispielsweise die deutsche *Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit* (GIZ), das britische *Department for International Development* (DFID) und die US-amerikanische *United States Agency for International Development* (USAID).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sie zum einen wohldurchdacht konzipiert und zum anderen wohlkoordiniert umgesetzt werden; das Erreichen erwünschter Ergebnisse soll demnach über wohldurchdachte Planung und sorgfältige Koordination zwischen allen beteiligten Peacebuilding-Akteuren ein gutes Stück weit sichergestellt werden können.[14] Zugleich soll Peacebuilding idealerweise an die speziellen Gegebenheiten und Bedürfnisse in einem jeweiligen Nachkriegskontext angepasst sein und mit einem möglichst hohen Maß an ›local ownership‹ geplant und umgesetzt werden. Unter ›local ownership‹ wird dabei lokale Zustimmung zu und – in den jeweils von externen Akteuren erwünschten Hinsichten und Ausmaßen – lokale Beteiligung an Peacebuilding-Maßnahmen verstanden.[15] In den letzten Jahren ist zudem von einigen Autoren die Notwendigkeit betont worden, schon bei der Planung von Peacebuilding-Maßnahmen Dilemmata zu antizipieren, die im Zuge der Implementierung mit hoher Wahrscheinlichkeit auftreten werden (vgl. Paris/Sisk 2009a). Ein typisches Dilemma ist demnach beispielsweise in Situationen absehbar, in denen ein tiefes Eingreifen (›heavy footprint‹) externer Akteure in einen jeweiligen Nachkriegskontext einerseits unbedingt notwendig erscheint, um die Sicherheitslage zu stabilisieren und Peacebuilding-Maßnahmen auf den Weg zu bringen, während andererseits zugleich damit gerechnet werden muss, dass es Widerstand vonseiten lokaler Machteliten und ihrer Anhänger provoziert. Indem externe Peacebuilding-Akteure sich solche Dilemmata von vornherein bewusst machen, soll eine Situation entstehen, in der auf nicht-intendierte Wirkungen, etwa auf lokalen Widerstand gegen Peacebuilding, möglichst schnell und in bereits durchdachter Weise gegensteuernd reagiert werden kann (vgl. Paris/Sisk 2009c: 305ff.). Die prominenten Peacebuilding-Forscher Roland Paris und Timothy Sisk heben mit Blick auf die in einem von ihnen herausgegebenen Sammelband zusammengetragenen Empfehlungen zum Umgang mit solchen Dilemmata allerdings zugleich hervor, dass diese Empfehlungen auf keinen Fall simple Steuerungsanleitungen bieten sollen. Simple Steuerungsanleitungen könne es für Peacebuilding nicht geben:

14 | Vgl. etwa Junne/Verkoren (2005), Stromseth/Wippman/Brooks (2006), Jarstad/Sisk (2008), Paris/Sisk (2009a); vgl. kritisch etwa Campbell (2008), Daxner u.a. (2010), Stepputat (2012).

15 | Für Diskussionen des ›local ownership‹ Konzepts vgl. Reich (2006) und Chesterman (2007). Der Ausgangspunkt ihrer Diskussionen ist jeweils, dass die konkrete Bedeutung des Konzepts insofern unklar bleibt, als es einigermaßen offensichtlich gerade nicht bedeutet, dass lokale Akteure die jeweiligen Peacebuilding-Maßnahmen ›besitzen‹ (also tatsächlich über sie entscheiden und sie kontrollieren) sollen. Simon Chesterman schreibt über das ›local ownership‹ Konzept, es sei vor allem eine rhetorische Figur: »In its most positive sense, it reflects a desire on the part of external actors to avoid undermining pre-existing local processes that may be the most effective response to local political questions. Ownership may also be invoked defensively, asserted in order to avoid the appearance of paternalism or neo-colonialism.« (Chesterman 2007: 9)

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

»The authors of this book do not offer falsely simple prescriptions for what it takes to consolidate peace in countries that are emerging from civil war. On the contrary, the research pointedly highlights both the deep-rooted complexities of statebuilding [in dem Sammelband geht es vor allem um den Aufbau staatlicher Institutionen und Kapazitäten, Anm. A.M.] and the need for a better understanding of these complexities – from the unanticipated consequences of promoting political and economic liberalization in deeply-divided societies to the awkward disjuncture of international guidance versus local control.« (Paris/Sisk 2009c: 309)

Allerdings handelt es sich selbst bei zurückhaltend formulierten Steuerungsüberlegungen genau genommen um Steuerungsphantasien. Sie verschleiern, dass sich die Wirkung von Peacebuilding nun einmal nicht steuern lässt, weil Art und Ausmaß nicht-intendierter Wirkungen im Vorhinein eben nicht vorhersehbar sind: »In reality, a country's actual war-to-peace trajectory is only revealed as the country advances through each stage of its transition [vorausgesetzt dass tatsächlich ein Friedensprozess stattfindet, Anm. A.M.].« (Campbell 2008: 563) Diese Unsteuerbarkeit ergibt sich daraus, dass die Wirkung von Peacebuilding tatsächlich gar nicht von externen Peacebuilding-Akteuren, sondern stets nur von denjenigen hervorgebracht werden kann, die in Nachkriegskontexten leben. Ihre Reaktionen auf Peacebuilding und die Art und Weise, wie sie Peacebuilding aufnehmen und ihr Handeln daran ausrichten – oder auch nicht –, lassen sich nie sicher und in Gänze vorhersehen und sind somit nicht zentralisiert lenkbar (vgl. Campbell 2008: 563; Daxner u.a. 2010: 10ff.; Chojnacki/Menzel 2011: 525ff.). Unsteuerbarkeit ist zudem keine spezielle Peacebuilding-Charakteristik, sondern sie betrifft auch innenpolitische Gestaltungsprojekte in westlichen Gesellschaften – seien es Arbeitsmarktreformen, Integrationspolitiken, Familienpolitiken etc. Allenfalls liegt Unsteuerbarkeit für Peacebuilding (eigentlich) ganz besonders klar auf der Hand. Denn wenn politische Gestaltung schon in der eigenen Gesellschaft eine letztliche ergebnisoffene und oft von nicht-intendierten Wirkungen begleitete Herausforderung ist, so muss dies für Gestaltungen in fremden Gesellschaften erst recht gelten. Kurzum: Es ist unbedingt davon auszugehen, dass nicht-intendierte Wirkungen (die keinesfalls aus allen beteiligten und betroffenen lokalen Perspektiven negativ sein müssen) auftreten können, die selbst durch die ausgefeilteste und kontextsensibelste Planung und eine perfekt koordinierte Umsetzung von Peacebuilding nie im Vorhinein ganz ausgeschlossen oder auch nur nach ihrem (idealerweise antizipierten) Auftreten gänzlich wieder eingehegt werden können; ganz abgesehen davon, dass die aktuelle Peacebuilding-Praxis[16] weit

16 | Mit ›Praxis‹ ist an dieser Stelle in erster Linie die Gesamtheit der von Peacebuilding-Akteuren durchgeführten Planungs- und Umsetzungstätigkeiten gemeint; allerdings ist fest davon auszugehen, dass auch diese Tätigkeiten zu Anteilen in das bourdieusche Bild eines intuitiven Praxis-Handelns passen.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

von den Planungs- und Umsetzungsmodalitäten entfernt ist, die in Forschung und Praxis als optimal angedacht werden.

Man nehme etwa das Beispiel der Kontextsensibilität: Obwohl in der Peacebuilding-Forschung und -Praxis weitgehend unstrittig ist, dass Peacebuilding-Maßnahmen ›kontextsensibel‹, also an die speziellen Anforderungen und Bedürfnisse in einem jeweiligen Nachkriegskontext angepasst geplant und umgesetzt werden sollen, wird die Gestaltung von Peacebuilding meist in erster Linie durch die bestehenden Peacebuilding-Repertoires der internationalen Organisationen, staatlichen Ministerien, Agenturen und internationalen NGOs bestimmt, die sich in einem jeweiligen Nachkriegskontext engagieren. Oder noch anders formuliert: Die Entscheidung darüber, welches Peacebuilding jeweils das ›richtige‹ ist, wird praktisch vor allem ›angebotsorientiert‹ getroffen – nämlich auf Basis dessen, was an bereits ausgearbeiteten und direkt einsetzbaren Maßnahmen zur Verfügung steht (vgl. Campbell/Kaspersen 2008: 476).

Andererseits wird der Mangel an Kontextsensibilität womöglich ein Stück weit dadurch ausgeglichen, dass das insgesamt zur Verfügung stehende Peacebuilding-Repertoire stetig erweitert wird – wodurch die Wahrscheinlichkeit steigt, dass unter den zur Verfügung stehenden Maßnahmen für jeden Nachkriegskontext ›etwas Passendes‹ dabei ist (vgl. Campbell 2008: 561-563). Die Repertoire-Erweiterung wird sowohl *ad hoc* in der Peacebuilding-Praxis als auch durch systematischere Lösungserarbeitungsprozesse (die oft weniger an Kontextsensibilität und mehr an internationalen Diskursen über Peacebuilding-›Notwendigkeiten‹ orientiert sind, vgl. etwa Stepputat 2012) und durch das ›Aufkommen‹ attraktiver neuer Lösungen vorangetrieben. Das Konzept umfassender Sicherheitssektorreformen wurde beispielsweise erst Ende der 1990er/Anfang der 2000er Jahre erfunden – nicht zuletzt im Zuge der Polizei- und Armeereformen in Sierra Leone, die vor allem von der britischen Entwicklungsagentur DFID geleitet wurden und die in der Peacebuilding-Literatur oft als Erfolgsbeispiele angeführt werden (vgl. etwa Bendix/Stanley 2008: 20ff.; Short 2010: 11ff.; vgl. kritisch Krogstad 2012: 269ff.). Auch Wahrheits- und Versöhnungskommissionen stehen erst seit Ende der 1990er Jahre als Peacebuilding-Instrumente zur Verfügung, wobei der südafrikanischen TRC (1996-1998) oft Vorbildcharakter zugesprochen wird (vgl. Shaw 2005; 2007).

Allerdings steigt mit der Erweiterung des Peacebuilding-Repertoires auch der Bedarf an effektiver Koordination zwischen den zahlreichen Akteuren, die an der Umsetzung des erweiterten Repertoires beteiligt sind und deren Tätigkeiten idealerweise aufeinander abgestimmt werden sollen, um nicht in Widerspruch zueinander zu geraten und optimal wirken zu können. Bislang fehlt es jedoch sowohl an Strukturen, die eine effektive Koordination zwischen Peacebuilding-Akteuren gewährleisten könnten (vgl. etwa Campbell/Kaspersen 2008: 476ff.; Paris 2009: 74), als auch an Erkenntnissen dazu, wie genau Peacebuilding-Maßnahmen eigentlich überhaupt wirken. Zwar gilt es auf Basis der Ergebnisse quantitativ-vergleichender Studien mittlerweile als gesichert, dass Peacebuilding

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

die statistische Wahrscheinlichkeit eines Rückfalls in kriegerische Gewalt senkt (vgl. etwa Doyle/Sambanis 2006; Fortna/Howard 2008). Dazu, wie genau – über welche Prozesse – diese Wirkung in unterschiedlichen Nachkriegskontexten zustande kommt, inwieweit sie tatsächlich in erster Linie mit Peacebuilding zusammenhängt und ob Peacebuilding darüber hinaus tatsächlich zu ›Frieden‹ beiträgt (der in der Peacebuilding-Forschung und -Praxis nur selten explizit definiert wird), fehlt es jedoch noch weitgehend an empirischen Einsichten und erst recht an handfesten Belegen: »[T]he evidence remains largely correlative rather than causal and therefore wanting for finer-grained analysis of causality and impact.« (Call/Cousens 2008: 5) Stattdessen herrscht breiter Konsens darüber, dass Peacebuilding-Maßnahmen bislang hinter den in sie gesetzten Erwartungen zurückbleiben: Staatlichkeit, Demokratisierung, Versöhnung und Reintegration bleiben demnach auch nach Jahren intensiver Peacebuilding-Bemühungen oft oberflächlich und fragil – wenn es nicht sogar zu Rückfällen in kriegerische Gewalt oder zu krimineller »Nachkriegsgewalt« (Zinecker 2006) von kriegerischen Ausmaßen kommt.[17]

Die Erwartung nicht-intendierter Peacebuilding-Wirkungen ist vor diesen Hintergründen grundsätzlich angebracht.

7.3.2 Der Wahrheitsansatz

Bevor ich gleich im Detail zu den Ergebnissen der Plausibilitätsprobe mit Blick auf die Nachkriegszeit komme, gebe ich zunächst einen Überblick über die Planung und Umsetzung der TRC in Sierra Leone und über die Wirkungsannahmen, die mit dem in Wahrheits- und Versöhnungskommissionen verfolgten Wahrheitsansatz verbunden werden. ›Wahrheit‹ ist demnach eine Grundvoraussetzung für individuelle und gesellschaftliche Heilung, für Versöhnung und für die Reintegration von Tätern.

Die Einsetzung einer Wahrheits- und Versöhnungskommission in Sierra Leone wurde bereits im Sommer 1999 im Rahmen von international vermittelten Friedenverhandlungen zwischen der RUF-Führung und der Kabbah-Regierung beschlossen (vgl. Gberie 2003; Hayner 2007; siehe oben 5.1). Unter Bedingungen einer Generalamnestie für die Führungskreise und die ›einfachen‹ Angehörigen aller bewaffneten Gruppen, die zu diesem Zeitpunkt noch die Verhandlungsbasis darstellte, sollte die TRC laut dem schließlich unter internationaler Aufsicht[18]

17 | Vgl. etwa Paris (2004), Barnett (2006). Mac Ginty (2006, 2008), Muggah/Krause (2009), Paris/Sisk (2009a), Richmond (2004, 2011).

18 | An den Friedensverhandlungen nahm eine Vielzahl internationaler Beobachter und Berater teil, die den Friedensvertrag mitgeprägt haben: »There was wide national and international participation in the Lomé talks. Official delegations were of course present for the Sierra Leone government and the RUF (which officially included the AFRC, although it became clear to international participants that the AFRC was not well represented in the

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ausgehandelten Friedensvertrag auch ohne Strafverfolgung dazu beitragen »›to address impunity, break the cycle of violence, provide a forum for both the victims and perpetrators of human rights violations to tell their story, [and] get a clear picture of the past in order to facilitate genuine healing and reconciliation‹« (zitiert in Hayner 2007: 19). Die Etablierung des *Special Court*, mit der die Generalamnestie dann für die »Hauptverantwortlichen« (»those bearing the greatest responsibility«, Special Court for Sierra Leone 2002: Artikel 1) für Kriegs- und Menschenrechtsverbrechen aufgehoben wurde, wurde erst zweieinhalb Jahre später, im Januar 2002, in einem Vertrag zwischen der Kabbah-Regierung und den UN offiziell beschlossen (siehe oben 5.1). Dennoch nahmen beide Institutionen, TRC und *Special Court*, ihre Arbeit im Laufe des Jahres 2002 zeitlich parallel zueinander auf. Als auf die 1999er Friedensverhandlungen andauernde Gewalt folgte, war die Einsetzung der TRC auf einen Zeitpunkt verschoben worden, zu dem kriegerische Gewalt tatsächlich beendet sein würde und zu dem der Entwaffnungs- und Demobilisierungsprozess weitgehend abgeschlossen sein sollte. Dieser Zeitpunkt war erst Anfang 2002 schließlich gekommen. Bei der TRC, die dann ihre Arbeit aufnahm, handelte es sich offiziell um eine sierra-leonische Institution, die jedoch maßgeblich über das UN *Office of the High Commissioner for Human Rights* (OHCHR) konzipiert und finanziert wurde – und die so in ihrer konzeptionellen Ausgestaltung von den aktuellen Ideen internationaler Peacebuilding-Expertinnen und -Experten geprägt war (vgl. TRC 2004c: 51ff.; Shaw 2007: 184).

Aus Peacebuilding-Perspektive soll die Aufarbeitung der gewaltsamen Vergangenheit (›transitional justice‹) – sei es über Strafverfolgung und/oder über Wahrheits- und Versöhnungskommissionen – vor allem der Ermöglichung einer vorwärtsblickenden Aussöhnung dienen.[19] Indem die zentralen Verantwortlichen für Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit strafverfolgt werden, sollen abschreckende Beispiele für potentielle Nachahmer geschaffen werden, die den Friedensprozess stören könnten; zudem soll das Leid der Opfer in Gerichtsverhandlungen und Schuldsprüchen offizielle Anerkennung finden; und drittens sollen Zuweisungen von Kollektivschuld an ganze Bevölkerungsgruppen durch eine Individualisierung von Schuld verhindert oder nachträglich wieder aufgebrochen werden. Letzteres wird insbesondere nach kriegerischer Gewalt entlang ethnisch definierter Konfliktlinien als zentrale Aussöhnungsvorrausetzung angesehen (vgl. Kritz 2004: 18; vgl. kritisch Buckley-Zistel 2008: 12ff.). Wahrheits- und Versöhnungskommissionen setzen hingegen direkt auf der Ebene der Masse

delegation). Internationals present for part or all of the proceedings included representatives from the UN (representing the UN Observer Mission in Sierra Leone and the Office of the High Commissioner for Human Rights), the Organisation of African Unity, the Commonwealth, Ghana, Liberia, Libya, Mali, Nigeria, the United Kingdom and the United States.« (Hayner 2007: 10)

19 | Vgl. etwa Fletcher/Weinstein (2002), Bloomfield/Barnes/Huyse (2003), Kritz (2004), Buckley-Zistel (2008), Lambourne (2009).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

der Täter und Opfer an, die in Zukunft friedlich zusammenleben sollen. Um Versöhnung zwischen ihnen zu ermöglichen, wird ein ›heilender‹ Wahrheitsansatz verfolgt, der – wie der Vorsitzende der südafrikanischen TRC, Bischoff Desmond Tutu, es formuliert hat – verhindern soll, dass psychische und soziale »Wunden« weiter schwelen:

»However painful the experience, the wounds of the past must not be allowed to fester. They must be opened. They must be cleansed. And balm must be poured on them so they can heal. This is not to be obsessed with the past. It is to take care that the past is properly dealt with for the sake of the future.« (Zitiert in Shaw 2007: 190)

Diese Vorstellung einer heilenden Wahrheitswirkung, die sich leicht bis in die christliche Heilslehre zurückverfolgen lässt und die zugleich auch mit den Theoremen westlicher Psychoanalyse korrespondiert, gewann im Zuge der international als Erfolg bewerteten südafrikanischen Wahrheits- und Versöhnungskommission an Prominenz (vgl. Shaw 2005: 7; 2007: 189ff.).[20] Dem Wahrheitsansatz wird seither Modellcharakter für die Peacebuilding-Praxis zugeschrieben: »A new paradigm for transitional justice had been created [...].« (Shaw 2007: 193)[21]

Der Wahrheitsansatz hat idealerweise mindestens zwei praktische Komponenten: Er wird zum einen in öffentlichen Anhörungen umgesetzt, in denen Täter und Opfer dazu aufgefordert werden, ihre Taten zu gestehen und um Vergebung zu bitten (Täter) beziehungsweise ihre Gewalterlebnisse zu schildern und ihrem Leiden so öffentliche Anerkennung zu verschaffen (Opfer). Zum anderen werden als fassbare Ergebnisse von Wahrheits- und Versöhnungskommissionen mehr oder weniger ausführliche Kommissionsberichte verfasst, die ›die Wahrheit‹ über den Krieg festhalten und idealerweise Politikempfehlungen für die Nachkriegszeit enthalten sollen. Über diese Berichte soll dann auch solchen Opfern eine Stimme gegeben werden, die sich nicht in öffentlichen Anhörungen äußern konnten oder wollten; und zugleich soll die Relevanz ihrer Erfahrungen für die Ermöglichung einer friedlichen Zukunft unterstrichen werden (vgl. etwa Wiebelhaus-Brahm 2010; Hayner 2011).

Allerdings wird der Wahrheitsansatz von akademischer Seite mittlerweile auch mit Warnhinweisen versehen. Diese beziehen sich zum einen ganz grund-

20 | Für Darstellungen der Arbeitsweise und Analysen der gesellschaftlichen Folgen der TRC in Südafrika, die keinesfalls uneingeschränkt in das Erfolgsbild passen, vgl. etwa Wilson (2001) und Shore (2009).

21 | Das neue an der südafrikanischen TRC war dabei gerade die Betonung von Heilung und Versöhnung durch Wahrheit, wohingegen frühere Wahrheitskommissionen in Lateinamerika in erster Linie auf die Aufdeckung klandestiner staatlicher Verbrechen fokussiert gewesen waren; ihre Aufdeckung sollte insbesondere den Familienangehörigen von Opfern dieser Verbrechen Klarheit über ihr Schicksal und dem Leiden der Opfer öffentliche Anerkennung verschaffen (vgl. Shaw 2005; Hayner 2011).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sätzlich auf die Annahme einer heilenden Wirkung des Sprechens über erfahrenes Leid. Insbesondere wird darauf hingewiesen, dass öffentlichen Anhörungen, in denen Täter und Opfer allenfalls ein kurzes Statement abgeben können, keinesfalls therapeutische Wirkung zugeschrieben werden sollte (vgl. insbesondere Brunéus 2008, 2010). Erfahrungen aus verschiedenen Nachkriegskontexten, in denen der Wahrheitsansatz zum Einsatz gekommen ist, deuten vielmehr darauf hin, dass ein kurzes und öffentliches Sprechen über erfahrenes Leid sogar dazu führen kann, dass es den Sprecherinnen und Sprechern im Nachhinein noch deutlich schlechter geht: sei es, weil die verbalisierte Erinnerung an das Erlebte sie im klinischen Sinne re-traumatisiert hat – mit physischen und psychischen Reaktionen, die als Symptome von *Post-Traumatic Stress Disorder* (PTSD) klassifiziert sind; und/oder weil sie sich für das Erlebte schämen und fortan mit ihrer öffentlich gemachten ›Schande‹ leben müssen, was wohl insbesondere die Opfer sexueller Gewalt betrifft; und/oder weil sie befürchten müssen, zum Ziel von Racheakten zu werden, sei es aufgrund von eingestandenen Taten oder vorgebrachten Beschuldigungen (vgl. Brunéus 2010: 429-430; Hayner 2011: 152ff.). Zum anderen wird gewarnt, dass ›die Wahrheit‹, die in den von Wahrheits- und Versöhnungskommissionen erarbeiteten Berichten produziert wird, nie die Gesamtheit der Kriegserfahrungen widerspiegeln kann und im schlechtesten Fall ein Bild zeichnet, das bestimmte Kriegserfahrungen systematisch ausschließt: »Nicht jedermanns Wahrheit ist demnach erwünscht, sondern nur die, die in das zumeist auf nationale Aussöhnung ausgerichtete Konzept passt.« (Buckley-Zistel 2008: 17)

Weniger grundsätzlich, sondern speziell auf die Umsetzung des Wahrheitsansatzes in Sierra Leone bezogen, wird zudem an der Kombination von TRC und *Special Court* kritisiert, dass Kämpferinnen und Kämpfer in dieser Situation aus Angst, womöglich doch noch strafrechtlich belangt zu werden, davor zurückschreckten, in TRC-Anhörungen von ihren Taten zu berichten. Dabei sollte die 1999 vereinbarte und 2002 für Hauptverantwortliche aufgehobene Generalamnestie für ›einfache‹ Kämpferinnen und Kämpfer weiterhin ohne Einschränkung gelten – unabhängig davon, welche Taten sie in TRC-Anhörungen gegebenenfalls gestehen würden. Aber obwohl offizielle Erklärungen abgegebenen wurden, in denen die strikte Trennung von TRC und *Special Court* garantiert und zudem versichert wurde, dass der *Special Court* sich ausschließlich auf die ›Hautverantwortlichen‹ konzentrieren würde – wobei für viele wohl nicht absehbar war, wer genau alles in diese Kategorie hineingezählt werden würde – konnten solche Bedenken nicht zerstreut werden. Die TRC-Anhörungen blieben insgesamt von Opferberichten dominiert.[22]

22 | Vgl. Gberie (2003: 647-648), Evenson (2004: 739ff.), Kelsall (2005: 381), Shaw (2010: 118ff.), Coulter (2009: 170ff.).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Aber auch auf Opferseite wurde der Wahrheitsansatz nicht so aufgenommen wie geplant. Auf Basis von Feldforschungsmaterial aus der frühen Nachkriegszeit beschreibt die Anthropologin Rosalind Shaw, dass diejenigen, die sich dazu entschlossen, in TRC-Anhörungen öffentlich über Erlittenes zu sprechen, dies vor allem vor dem Hintergrund von Erwartungen taten, anschließend materielle Hilfen zu erhalten, um sich im Nachkriegskontext ein neues Leben aufbauen zu können. Solche Erwartungen wurden durch aufwendige TRC-Plakatwerbungen, TRC-Radiojingles und durch das Auftreten der Kommissionsvorsitzenden geschürt, die in Land Cruisers durchs Land fuhren, die mit dem TRC-Logo versehen waren und die in den Augen vieler Sierra Leonerinnen und Sierra Leoner vor allem Wohlstand und ökonomische Gelegenheiten symbolisierten:

»The TRC was, in fact, struggling for funds. But in the context of Sierra Leone's severe economic deprivation, combined with its rapid UN-ization and international NGO-ization, the TRC – with its international funding, its foreign Commissioners [insgesamt waren sieben Kommissionsvorsitzende ernannt worden, vier Sierra Leoner und drei Externe, Anm. A.M.] and consultants, its national media presence and its white, logo-bearing Land Cruisers – was widely perceived as a site of resources, opportunity, modernity and reconnection back to the international community from which war-torn Sierra Leoneans had long felt severed.« (Shaw 2007: 197)

Die Erwartungen materieller Hilfen folgten vermutlich in etwa dieser Logik: Wenn Geld für solche Maßnahmen vorhanden ist, um der TRC zum Erfolg zu verhelfen, dann muss auch Geld für praktische Hilfen für diejenigen vorhanden sein, die sich dem Wahrheitsansatz der TRC beugen.

Nur für sich genommen – ganz ohne Aussichten auf materielle Hilfen im Austausch gegen persönliche Erfahrungsberichte – wurde der Wahrheitsansatz in Sierra Leone hingegen nicht als überzeugend und von vielen sogar als gefährlich empfunden.[23] Insbesondere befürchteten viele Sierra Leonerinnen und Sierra Leoner, dass öffentliche TRC-Anhörungen die »forgive and forget«-Strategie stören würden (vgl. etwa Coulter 2009: 175ff.); ich gehe auf diese Strategie, die sich als Vorläuferin der in Kapitel 6 beschriebenen Nichtdiskriminierungsstrategie verstehen lässt, unten gleich noch ausführlich ein (siehe 7.3.4). Allerdings waren gar keine Zuwendungen für auskunftswillige Anhörungsteilnehmerinnen und -teilnehmer vorgesehen und dies wurde denjenigen, die in TRC-Anhörungen im Anschluss an ihre Leidensberichte nach materiellen Hilfen fragten, auch

23 | Zustimmung zu dem Wahrheitsansatz war am ehesten in der sierra-leonischen Bildungselite zu finden, deren Angehörige teilweise als NGO-Aktivisten bereits während der 1999er Friedensverhandlungen für eine Wahrheits- und Versöhnungskommission eingetreten waren (vgl. Shaw 2005: 8; Hayner 2007: 12ff).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

unmissverständlich mitgeteilt (vgl. Shaw 2007: 201-202).[24] Eine junge Frau beispielsweise, die bei einer Anhörung in Freetown im Anschluss an ihre Aussage die Frage stellte, was die TRC denn nun für sie tun werde, bekam von einem der Kommissionsangehörigen zur Antwort: »The TRC cannot do anything for you readily. However we have listened to your story and I want to assure you that what you have said will form an integral part of our report.« (TRC 2004d: 94)

Obwohl die TRC-Anhörungen, die in Freetown und den Distrikthauptstädten abgehalten wurden, nur mäßig besucht waren,[25] konnten in ihnen insgesamt doch immerhin 446 Aussagen zusammengetragen werden, die dem im Jahr 2004 veröffentlichten TRC-Bericht in Anhängen beigefügt sind (vgl. etwa TRC 2004d). Zusätzlich zu den Aussagen aus öffentlichen Anhörungen wurden von TRC-Angestellten in nicht-öffentlichen Interviews zudem 7.706 Aussagen gesammelt, die als empirisches Material in den in akademischem Stil gehaltenen TRC-Bericht eingeflossen sind (vgl. TRC 2004b: 1). Interviewt wurden nicht nur ›einfache‹ Zivilistinnen und Zivilisten, sondern beispielsweise auch Angehörige der Kabbah-Regierung sowie Angehörige aller bewaffneten Gruppen. Der TRC-Bericht enthält keine Auflistung der Interviewten, in Fußnoten werden sie aber häufig namentlich und gegebenenfalls mit dem Rang benannt, den sie nach eigener Auskunft innerhalb ihrer bewaffneten Gruppe innegehabt hatten.

---

24 | Erst in den Jahren 2009 und 2010 sind an etwa 20.000 offiziell registrierte Opfer ›Reparationszahlungen‹ – beziehungsweise einmalige Zahlungen von umgerechnet 100 US-Dollar – ausgezahlt worden. Die Mittel für diese Zahlungen stammten aus dem UN *Peacebuilding Fund* und die Opferregistrierung fand von Dezember 2008 bis Juni 2009 statt (vgl. Suma/Correa 2009: 1ff.). Sie ist an mir während meiner Feldforschung völlig vorbeigegangen; ich habe nie etwas von einer Opferregistrierungsmöglichkeit gehört und kenne auch niemanden, die oder der auch nur versucht hat, sich registrieren zu lassen. Mohammed Suma und Cristián Correa schreiben hierzu in einem Bericht für das *International Center for Transitional Justice*: »The registration process was conducted hurriedly and under tight time restraints, without the capacity for implementing sufficient outreach, with limited capacity to include the participation of victims' organizations and without allowing a more strict screening and verifications process.« (Suma/Correa 2009: 4)

25 | Über die Anhörungen in Freetown heißt es im TRC-Bericht: »Public attendance at the hearings in Freetown was poor. Apart from the opening ceremony and the hearings of high profile persons [überwiegend Angehörige der Kabbah-Regierung, Anm. A.M.], attendance was low. It is possible that the live broadcast of the hearings on radio made attendance unnecessary for a majority of the people.« (TRC 2004c: 99) Mit »über 100« Besucherinnen und Besuchern pro Anhörung werden die Anhörungen in den Distrikthauptstädten (in jeder Distrikthauptstadt wurden einmalig an fünf aufeinanderfolgenden Tagen Anhörungen abgehalten) bereits als vergleichsweise erfolgreich gewertet (vgl. TRC 2004c: 99).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

7.3.3 Das unverbreitete Bild der verlorenen Generation

Würde die Wirkung der TRC sich aus den einzelnen Inhalten ihres umfangreichen Berichts ableiten lassen, läge in der Tat die Vermutung nahe, dass diese die Verrohtheitsannahme und die Ästhetik der Gefährlichkeit zumindest mit-inspiriert haben könnten.

Der insgesamt mehrere tausend Seiten lange TRC-Bericht enthält neben ausführlichen Schilderungen von Gewalthandlungen (Vergewaltigungen, Tötungen, Verstümmelungen, Entführungen etc.) auch detaillierte Darstellungen des Kriegsverlaufs sowie Diskussionen zentraler Kriegsursachen, die auf Basis von Expertenstellungsnahmen und wissenschaftlicher Sekundärliteratur dargelegt werden. Zu den zentralen Kriegsursachen zählen demnach Korruption und insgesamt schlechte Regierungsführung (»bad governance«, TRC 2004a: 51) unter dem APC-Einparteienregime, Charles Taylors Machtbestrebungen in Liberia, Sierra Leones Diamantenreichtum – und nicht zuletzt die Gewaltbereitschaften marginalisierter Jugendlicher und junger Männer (vgl. TRC 2004a; 2004e). Ein Kapitel von insgesamt 17 Seiten Länge, in dem ein Bogen von Kriegsursachen bis hin zu zentralen Herausforderungen für den Friedensprozess geschlagen wird, ist ganz den »marginalised youths« (TRC 2004e: 345) gewidmet. Es heißt darin, dass »marginalised youths« bereits in der Vorkriegszeit anfällig dafür waren, sich als Schläger rekrutieren zu lassen – noch bevor sie mit Beginn oder im Verlauf des Krieges in bewaffnete Kommandoeinheiten (zwangs-)rekrutiert wurden (vgl. TRC 2004e: 343-360). Es heißt weiter, in der Nachkriegszeit konstituiere diese Kategorie von männlichen Jugendlichen und jungen Männern nun eine »›lost generation‹«, die – traumatisiert, ungebildet, ohne feste Beschäftigung und tendenziell gewaltbereit – eine, wenn nicht sogar *die* zentrale Herausforderung für den Friedensprozess darstelle: »Sierra Leone faces the daunting task of reclaiming a ›lost generation‹ of youth. The ›youth question‹ is therefore central to lasting peace and development in the country.« (TRC 2004e: 343) Wenige Seiten später wird dann – unter der Überschrift »Youth Categories and Violence« (TRC 200e: 345) – auch ein Bild derjenigen geliefert, die in diese Kategorie einer verlorenen Generation hineinfallen sollen. Bei ihnen handle es sich vor allem um Marginalisierte, die sowohl in den Städten als auch auf dem Land in erster Linie in Abgrenzung zu »mainstream youths« (TRC 2004e: 345) erkennbar seien. »Mainstream youths« wiederum sollen sich dadurch auszeichnen, dass sie Zugang zu formaler Bildung haben (Stadt) oder aber Landwirtschaft betreiben und fest in Dorfgemeinschaften eingebunden sind (Land):

»Youth in Sierra Leone can be roughly divided into two categories: mainstream and marginalised youths. These categories can be further sub-divided to take into account the geographical locations and associated characteristics of youths. Thus there are mainstream urban youths and mainstream rural youths. The same distinction can also be made for marginalised youths. *The defining characteristic of mainstream urban youths has always*

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

been their access to formal western-type education. They would typically be secondary school or university students, expected to take up white-collar jobs upon completion of their studies. They belong to the world of the law abiding – those who play by the rules. Rural mainstream youths equally abide by long-standing traditions. They respect their elders and work on the farms.« (TRC 2004e: 345; Hervorhebungen A.M.)

Die Marginalisierten sind demnach die Gegenteile von vielversprechenden Schülern und Studenten und fest in dörfliche Hierarchien eingebundenen Landarbeitern. Wiederum einige Seiten später wird dann in einem Nebensatz noch eine direktere ›Charakterisierung‹ nachgeliefert. Die Marginalisierten sollen sich demnach generell durch Gewalttätigkeit und Drogenabhängigkeit auszeichnen:

»Marginalised urban youths were involved in the bulk of the military training and the launch of the insurgency [gemeint ist die 1991er Invasion der ersten RUF-Kommandoeinheiten, Anm. A.M.]. Thereafter the bulk of the growing manpower of the RUF consisted of marginalised rural youths. Youths who joined the RUF could be further distinguished according to those who joined voluntarily and those who were forced to join. [...] However, whether by choice or against their will, practically all the recruits soon adopted forms of behaviour *that characterised marginalised youths – drug addiction and violence*.« (TRC 2004e: 351-352; Hervorhebung A.M.)

Die zu diesen Ausführungen im TRC-Bericht angegebenen Referenzen beziehen sich, wie an dieser Stelle kaum mehr überraschen wird, auf die »lumpens«-Literatur, vor allem auf Arbeiten von Ibrahim Abdullah und Ishmael Rashid. Noch dazu wird Ibrahim Abdullah im TRC-Bericht als Berater der TRC aufgeführt (vgl. TRC 2004c: 70); als solcher war er an der Abfassung der gerade zitierten Ausführungen vermutlich unmittelbar mitbeteiligt.

Wäre dieses Bild marginalisierter Jugendlicher und junger Männer, die in der Nachkriegszeit demnach eine nicht nur verlorene, sondern vor allem auch gefährliche Generation ausmachen, mit dem TRC-Bericht in Nachkriegs-Sierra Leone als offizielle Wahrheit propagiert worden, wäre es in der Tat denkbar, dass die Verrohtheitsannahme und die Ästhetik der Gefährlichkeit zumindest zu Anteilen von diesem Bild mit-inspiriert worden sein könnten. Dazu hätte die Verbreitung dieses Bilds aber tatsächlich stattfinden müssen – was offenbar nicht der Fall war. Es gibt zur Verbreitung des TRC-Berichts zwar keine Statistiken, zumindest von meinen Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partnern hatte jedoch *nicht auch nur eine/r* den Bericht jemals zu Gesicht bekommen.

Ich bin auf diese Nicht-Verbreitung aufmerksam geworden, weil ich denjenigen unter meinen Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partnern, die an der Universität oder im Büro zumindest Zugang zu einem gemeinsam genutzten Computer hatten, meine digitale ›Sierra Leone-Bibliothek‹ zur Verfügung gestellt habe, bestehend aus wissenschaftlichen Artikeln, mehreren eingescannten Büchern und dem TRC-Bericht. Wann immer ich die Dateien auf einen Rechner

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zog, kommentierten die jeweiligen Empfänger, dass sie sich insbesondere freuen würden, endlich einmal den TRC-Bericht zu sehen zu bekommen. Ich begann daraufhin, gezielt nach dem TRC-Bericht zu fragen, und bekam stets zur Antwort, dass der Bericht bislang nicht verfügbar gewesen sei: Lehrerinnen und Lehrer spekulierten, dass ihre Schulleiter unter Umständen Kopien besitzen könnten, die sie aber wohl nicht mit ihnen teilen wollten. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter lokaler NGOs berichteten, dass sie versucht hatten, den Bericht aus dem Internet herunterzuladen, was jedoch angesichts der immensen Größe der Dokumente an der extrem langsamen und häufig unterbrochenen Internetverbindung gescheitert war. Mehrere Journalisten erklärten, ihnen sei bereits vor Jahren eine Kopie des Berichts versprochen worden, die sie jedoch nie erhalten haben. Viele meiner nicht oder kaum formal gebildeten Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner gaben auf Nachfrage sogar an, überhaupt nichts von der Existenz eines TRC-Berichts (den sie ohnehin nicht hätten lesen können) zu wissen.

Wohl aufgrund dieser Nicht-Verbreitung wird der TRC-Bericht in Studien, die lokale Reaktionen auf die TRC beschreiben und untersuchen, meist gar nicht erst erwähnt. Im Fokus solcher Studien stehen stattdessen Reaktionen auf die TRC-Anhörungen und auf die im Vorfeld der Anhörungen durchgeführten Plakat- und Radiokampagnen. Die Reaktionen bestanden vor allem darin, dass der propagierte Wahrheitsansatz zugunsten einer »forgive and forget«-Strategie zu ignorieren versucht wurde, die für den Umgang mit der gewaltsamen Vergangenheit und insbesondere mit Exkombattanten eher als geeignet angesehen wurde.

7.3.4 »Forgive and Forget«

Im Vorfeld der TRC-Anhörungen, die im Frühjahr 2003 jeweils mehrtägig in Freetown und in den Distrikthauptstädten abgehalten wurden, wurde Sierra Leone mit groß angelegten Plakat- und Radiokampagnen überzogen, die über die Ziele der TRC aufklären und für sie werben sollten und die – wie auch die TRC selbst – über das OHCHR organisiert und finanziert wurden (vgl. TRC 2004e: 51). Diese Kampagnen hatten zwei zentrale Themen: Zum einen wurde der Wahrheitsansatz propagiert, der alleine dazu geeignet sein sollte, die vom Krieg geschlagenen psychischen und sozialen Wunden zu heilen und so dauerhaften Frieden zu ermöglichen. Ein Plakatslogan lautete beispielweise übersetzt: »Es schmerzt, über die Wahrheit zu sprechen, aber nur sie kann Frieden bringen.« Auf Krio: »Tru At Fo Tok, But Im Nomo Go Bring Pis.« (Zitiert in Kelsall 2005: 365) Das zweite Thema war die Notwendigkeit der Reintegration von Exkombattanten. Als eingängige Illustration für dieses Thema wurde unter anderem auf ein sierra-leonisches Sprichwort zurückgegriffen, das sinngemäß besagt, dass auch denjenigen, die Schlechtes getan haben, ein Platz in der Gemeinschaft gegeben werden muss. Wörtlich übersetzt lautet es: »Es gibt keinen schlechten Busch, in den ein schlechtes Kind weggeworfen werden könnte.« Auf Krio: »Bad bush nor dae for troway bad pikin.« (Zitiert in Stovel 2008: 305) Das Interesse an den TRC-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Anhörungen blieb jedoch insgesamt gering und der Wahrheitsansatz stieß aller Werbung zum Trotz weiterhin auf große Skepsis und sogar Ablehnung. Rosalind Shaw beschreibt, dass in manchen Nachbarschaften und Dorfgemeinschaften sogar gemeinsam beschlossen wurde, nicht an den Anhörungen teilzunehmen und TRC-Angestellten keine Interviews zu geben: »Repeating the English expression, ›forgive and forget,‹ they argued that healing and reconciliation depend on forgetting rather than truth-telling.« (Shaw 2007: 184)

Anders als der Wahrheitsansatz traf die Formel »forgive and forget« auf breite Zustimmung. Sie stammte ursprünglich aus einer Rede von Präsidenten Kabbah aus dem Jahr 1999 – gehalten anlässlich der Unterzeichnung des bald darauf wieder hinfälligen Friedensvertrags mit der RUF-Führung – in der Kabbah die sierra-leonische Bevölkerung dazu aufgerufen hatte, zu vergeben und zu vergessen, um Frieden zu ermöglichen.[26] Im Verlauf der frühen 2000er Jahre wurde »forgive and forget« dann zu einem Verhaltensmotto, das den TRC-Werbeslogans entgegengehalten wurde und dessen Einhaltung Sierra Leonerinnen und Sierra Leoner voneinander einforderten. Chris Coulter (2009) berichtet aus ihrer Forschung in der unmittelbaren Nachkriegszeit, dass ihr stets nachdrücklich erklärt wurde, dass es notwendig sei, »forgive and forget« zu praktizieren, so wie der Präsident selbst es empfohlen habe: »While talking about the war in general terms, people would quite often say that everyone should ›forgive and forget‹, and that in fact they had been encouraged to do so by the president himself and the government.« (Coulter 2009: 175) Ablehnung, Furcht und Misstrauen wurden hingegen meist nur in vertraulichem Rahmen thematisiert; und wer es wagte, ehemalige Kämpfer öffentlich *rebels* zu nennen, mussten damit rechnen, gerügt zu werden. Sie sollten stattdessen, wenn sie denn irgendwie benannt werden mussten, besser Exkombattanten genannt werden, um sie nicht zu diskriminieren:

»[F]eelings of suspicion were not always publicly expressed. Rather, many people would talk to each other, or to me, only in private, lest they be suspected of harboring ill feelings. Still, as I have mentioned, there was a very official discourse about reconciliation, and people were frequently reprimanded for using terms such as *rebel* or *combatant* and differentiate between fighters and civilians. Instead, people were encouraged to say ›ex-combatants‹ if distinguishing them at all, or ›citizens.‹ ›We are all citizens now,‹ as one old man remarked.« (Coulter 2009: 176; Hervorhebungen im Original).

Studien, in denen die »forgive and forget«-Strategie der frühen Nachkriegszeit beschrieben und untersucht wird, stimmen darin überein, dass »forgive and forget« in der lokalen Interpretation und praktischen Umsetzung dieser Formel nie

26 | Diese Rede fand auch in der internationalen Medienberichterstattung Erwähnung, etwa: »In a speech before the signing, President Kabbah called on Sierra Leoneans to ›forgive and forget‹ and dedicated the peace document to all those who were victims of the war.« (BBC News/ohne Autorenangabe 1999)

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

tatsächlich vergeben und vergessen bedeutet hat (vgl. Jackson 2005: 148ff.; Shaw 2005: 9; Strovel 2008: 313ff.; Coulter 2009: 175ff.). Stattdessen ging es, wie es von einem Interviewpartner des Anthropologen Michael Jackson formuliert wurde, darum, »schlafende Hunde nicht zu wecken«: »›In Sierra Leone right now, we are letting sleeping dogs lie. You understand? We are fed up with the war. Fed up with atrocities. [...] We simply don't want it to happen again‹«. (Jackson 2005: 149) Statt um tatsächlich empfundene Versöhnung handelte es sich bei der Umsetzung von »forgive and forget« also um den Preis, den es nach allgemeiner Auffassung zu zahlen galt, um die eigenen Rachegefühle und vor allem die Gewaltbereitschaften, die von ex-*rebels* und erst recht von diskriminierten ex-*rebels* weiterhin erwartet wurden, unter Kontrolle halten zu können.[27] Um nur noch ein weiteres Beispiel zu nennen: Im Interview mit Laura Stovel stellte ein älterer Mann die alternativlose Notwendigkeit, Selbstkontrolle zu üben und Exkombattanten zu ›vergeben‹, in Form einer Geschichte dar, die davon handelte, dass Exkombattanten auf keinen Fall Anlässen gegeben werden dürfen, zurück »in den Busch« zu gehen (das Interview wurde im Jahr 2003 in einem Dorf im Süden von Sierra Leone geführt):

»I want to tell you a story. Before the end of the war [...] one of them [ein Kämpfer, Anm. A.M.] left and went to his home town. At that time people had not gone there to talk to people to forgive them. [...] So when this man comes here, all of them will just leave the place. When he says good morning, good afternoon to anybody, when he greets people (they won't return the greeting). There was nobody to cook for him. So he went back to the bush. *That is why we are afraid to treat them in that way so that they will not go back.*« (Strovel 2008: 314; Hervorhebung A.M.)

So wie »forgive and forget« in Studien zur frühen Nachkriegszeit geschildert wird, kann kaum ein Zweifel daran bestehen, dass es sich bei dieser Strategie wohl um die ›Vorläuferversion‹ der in Kapitel 6 beschriebenen Nichtdiskriminierungsstrategie handelte (siehe oben 6.1.3). Ebenso wie ›forgive and forget‹ basiert auch die Nichtdiskriminierungsstrategie auf widerwilliger, aber nun einmal für notwendig befundener Selbstkontrolle. Anders als noch in der frühen Nachkriegszeit herrschte im Frühjahr 2009 allerdings bereits die ›fortgeschrittene‹ Auffassung, dass ehemalige Kämpfer nun auch nicht mehr *excombatants* genannt werden soll-

27 | Eine ähnliche Strategie beschreibt Susanne Buckley-Zistel auch für Post-Genozid Ruanda. In dem folgenden Interviewauszug, den sie zur Illustration anführt, bezeichnet eine Interviewpartnerin diese Strategie als »pretend that there is peace«: »We have to be courageous. Living in the community, we cannot live alone. A survivor cannot live alone. For example, we live with a family which killed our relatives. We have to relax and remain confident, and pretend that there is peace.« (Buckley-Zistel 2006: 145) Für die Darstellung einer ebenfalls ähnlichen Strategie in Burundi vgl. Nee/Uvin (2010: 166ff.).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ten. Hier nur noch einmal zur Erinnerung die in Kapitel 6 bereits zitierte Erläuterung, die ein hochrangiger Polizeioffizier im Interview formuliert hat:

»*If you continue to refer to these boys as ›excombatants‹ they will always have this idea … you know, they have that kind of volatility. That is why people are always afraid of them. But we are not considering this issue anymore.* […] *We don't look at them as excombatants any longer. We just look upon each other as citizens.*« (Interview, 21.04.)

7.3.5 Ein eindeutiges Ergebnis

Obwohl mit nicht-intendierten Wirkungen von Peacebuilding grundsätzlich gerechnet werden muss (siehe 7.3.1), habe ich speziell für die Verrohtheitsannahme und die Ästhetik der Gefährlichkeit keine Hinweise darauf finden können, dass sie erst in der frühen Nachkriegszeit infolge nicht-intendierter Wirkungen von Peacebuilding entstanden sind. Mit Blick auf die Verrohtheitsannahme ließe sich eher argumentieren, dass sie wohl von vornherein mit dazu beigetragen hat, dass der Wahrheitsansatz der TRC trotz aufwendiger Werbemaßnahmen verbreitet auf Skepsis und sogar Ablehnung gestoßen ist, während die mit geringem Aufwand von Präsident Kabbah geprägte Formel »forgive and forget« bereitwillig aufgenommen wurde. Offenbar passte »forgive and forget« besser zu *bereits bestehenden* Vorstellungen über den möglichen und notwendigen Umgang mit Exkombattanten; und diese Vorstellungen legten nahe, dass es in erster Linie galt, fortbestehende Gewaltbereitschaften unter Kontrolle zu halten. Zu dieser Interpretation passt auch, dass sich bereits für die Kriegszeit Vorstellungen über Verrohungsprozesse aufzeigen lassen, die demnach aus (zwangs-)rekrutierten Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen überhaupt erst *rebels* gemacht haben (siehe oben 5.3). Die Prozesse des Entstehens dieser Vorstellungen sind in der empirisch modifizierten Prozessvorstellung gleich ein zentrales Thema (siehe unten 7.4.1).

Für die Ästhetik der Gefährlichkeit hat die Plausibilitätsprobe genau genommen nicht nur keine Hinweise zutage gefördert, die darauf schließen lassen würden, dass sie erst in der frühen Nachkriegszeit infolge nicht-intendierter Wirkung von Peacebuilding entstanden sein könnte; vielmehr habe ich tatsächlich *gar keine* Hinweise auf die Ästhetik der Gefährlichkeit ausmachen können. Dies ist kaum überraschend, da die Studien, in denen ich überhaupt nur nach Hinweisen suchen konnte, allesamt nicht thematisieren, wie Exkombattanten in der frühen Nachkriegszeit eigentlich ›erkannt‹ wurden. Die Abwesenheit von Hinweisen muss hier als Hinweis darauf genügen, dass die Ästhetik der Gefährlichkeit wohl ebenso wie die Verrohtheitsannahme nicht erst in der frühen Nachkriegszeit entstanden ist. Diese Schlussfolgerung macht auch deshalb Sinn, weil in der Kriegsautobiographie des ehemaligen Kindersoldaten Ishmael Beah bereits für die Kriegszeit sehr deutliche Hinweise auf die Ästhetik der Gefährlichkeit enthalten sind. In dieser Hinsicht besonders relevant ist eine Textstelle, die ich in Kapitel 5 bereits zitiert habe (siehe 5.2.2), die ich hier aber zur Erinnerung noch

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

einmal wiederholen will. Beah beschreibt darin, dass er und seine Freunde auf ihrer Suche nach einem sicheren Ort – noch bevor sie Kämpfer wurden – Angst und Schrecken auslösten und mehrfach selbst nur knapp mit dem Leben davon kamen, weil sie aufgrund ihres Erscheinungsbilds für *rebels* gehalten wurden:

»Being in a group of six boys was not to our advantage. [...] People were terrified of boys our age. Some had heard rumours about young boys being forced by the rebels to kill their families and burn their villages. These children now patrolled in special units, killing and maiming civilians. There were those who had been victims of these terrors and carried fresh scars to show for it. So whenever people saw us, we reminded them of the massacres, and that struck fear in their hearts again. Some people tried to hurt us to protect themselves, their families and communities. Because of these things, we decided to bypass villages by walking through the nearby bushes. This way we would be safe and avoid causing chaos. This was one of the consequences of the civil war. People stopped trusting each other, and every stranger became an enemy.« (Beah 2007: 37)

7.4 Die empirisch modifizierte Prozessvorstellung

An dieser Stelle können nun sämtliche in der vorliegenden Arbeit gesponnenen Fäden zu einem einzigen Strang zusammengefasst werden: zu einer theoretisch konsistenten und empirisch plausiblen Prozessvorstellung des Entstehens und Fortbestehens der empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen zwischen Wachsamen und ›gefährlichen jungen Männern‹. Weiterhin in der theoretischen Sprache der bourdieuschen Sozialtheorie und zudem auf Basis meines gesammelten empirischen Materials sowie der in Kapitel 5 dargestellten, überwiegend sekundärliteraturbasierten Einsichten zum Leben und Überleben unter Bedingungen kriegerischer Gewalt wird in dieser Prozessvorstellung nachvollzogen, wie es prozesshaft dazu kommen konnte, dass ›gefährliche junge Männer‹ andauernd für gewaltbereit gehalten werden; dass Mädchen und Frauen aus der Verrohtheitsannahme und der Ästhetik der Gefährlichkeit generell ausgenommen sind; und dass ›gefährliche junge Männer‹ gerade nicht intuitiv und gewohnheitsmäßig gewaltbereit sind und zudem mit in die Klasse der Wachsamen hingezählt werden können. Aus der empirisch modifizierten Prozessvorstellung ausgenommen bleiben dann lediglich Bereitschaften zu gewalttätiger sozialer Navigation, für die sich in der Plausibilitätsprobe mit Blick auf die Vorkriegszeit gezeigt hat, dass sie definitiv nicht als Produkte des Lebens und Überlebens unter Bedingungen kriegerischer Gewalt verstanden werden können (siehe oben 7.2.4). Auf sie gehe ich im Anschluss an die Formulierung der empirisch modifizierten Prozessvorstellung abschließend noch einmal separat ein.

Ebenso wie schon die provisorische Prozessvorstellung wird auch die empirisch modifizierte Prozessvorstellung nach Art einer Narrative ausformuliert; da Prozesse in ihr nicht nur theoretisch beschrieben, sondern auch empirisch nach-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

vollziehbar gemacht werden, fällt sie dabei noch deutlich ausführlicher aus als die Narrative der provisorischen Prozessvorstellung. Zudem verzichte ich in der empirisch modifizierten Prozessvorstellung auf den Konjunktiv (anders als noch in der Formulierung der provisorischen Prozessvorstellung, siehe oben 4.2), um ihrer empirischen Plausibilität Rechnung zu tragen. Beim Lesen muss allerdings in Erinnerung behalten werden, dass selbst für eine theoretisch konsistente und empirisch plausible Prozessvorstellung nicht sinnvoll der Anspruch erhoben werden kann – und hier auch nicht der Anspruch erhoben wird –, dass sie Prozesse notwendigerweise exakt so beschreibt, wie sie tatsächlich abgelaufen sind und (im Fortbestehen) weiter ablaufen. Es fehlt schlicht an geeigneten methodischen Mitteln, um eine objektive Übereinstimmung zwischen Prozessvorstellung und sozialer Realität gewährleisten zu können. In jedem Fall aber liefert die empirisch modifizierte Prozessvorstellung eine ›gute‹, nämlich theoretisch konsistente und empirisch plausible Annäherung (siehe auch oben 1.2).

Zudem wird in der empirisch modifizierten Prozessvorstellung die Verallgemeinerbarkeitshypothese aufgegriffen und fortgeführt, die ich zum Ende von Kapitel 6 formuliert habe. Die empirisch modifizierte Prozessvorstellung wird also in hypothesenhafter Verallgemeinerung gerade nicht nur speziell für Bo Town (und eventuell noch für Kwelu), sondern für Sierra Leone formuliert. Dies ist möglich, weil sich das Entstehen der empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen (ausgenommen die Bereitschaften zu gewalttätiger sozialer Navigation) sowohl theoretisch konsistent als auch empirisch plausibel auf Erfahrungen zurückführen lässt, die – soweit dies sekundärliteraturbasiert nachvollziehbar ist – im Verlauf des Krieges in allen Landesteilen zumindest in ähnlicher Weise erlebt worden sind. Mit der Fortführung der hypothesenhaften Verallgemeinerung kann dann auch dem Umstand Rechnung getragen werden, dass viele meiner Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner, die Material zu der empirischen Definition unfriedlicher Beziehungen beigesteuert haben, den Krieg ohnehin gar nicht oder nur teilweise in Bo Town erlebt hatten. Für sie könnte folglich ohnehin in keiner Weise sinnvoll vermutet werden, dass sie unter Bedingungen kriegerischer Gewalt speziell auf Bo Town beschränkte Prozesse des Entstehens unfriedlicher Beziehungen mitgemacht hätten. Zu den Herkunftsorten meiner nicht aus Bo Town stammenden Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner und zu den Zeitpunkten ihrer Ankunft in Bo Town gebe ich, soweit bekannt, in der im Anhang beigefügten Auflistung Auskunft.

7.4.1 Was vom Krieg übrig bleibt

Mit Beginn des Krieges erlebten Sierra Leonerinnen und Sierra Leoner in den als erstes unmittelbar von kriegerischer Gewalt betroffenen Distrikten im Süden und Osten, dass sie brutal angegriffen, ausgeplündert, verschleppt, vertrieben und dabei vielfach von ihren Familien getrennt wurden. Auch diejenigen, die Gewalt (noch) nicht am eigenen Leib erlitten oder mit eigenen Augen angesehen

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

hatten, sahen sich oft mit durchreisenden Flüchtlingen konfrontiert, die von erschreckenden Erfahrungen berichteten. Obwohl die meisten Sierra Leonerinnen und Sierra Leoner aufgrund der *political violence* der Vorkriegszeit wohl auf ein gewisses Maß an Gewalt eingestellt waren, müssen diese Erfahrungen und Berichte eine quantitativ (von den Gewaltausmaßen her) und qualitativ (von der Art der Gewalttaten her) neue und ungewisse Situation konstituiert haben; auch deshalb, weil die Bedrohung – anders als im Fall von *political violence* – nicht nach absehbarer Zeit wieder abnahm (zumindest bis zum nächsten Wahlkampf), sondern auf unabsehbare Zeit anhielt. Noch dazu konnten sich die Angegriffenen zunächst auch keinen tragfähigen Reim darauf machen, von wem sie überhaupt angegriffen wurden und welche Ziele die Gewalttäter verfolgten: Im Pujehun Distrikt, in den RUF-Einheiten 1991 von Liberia aus einmarschiert waren, wurde zunächst spekuliert, dass es sich bei der RUF um eine Fortsetzung des *Ndorgborwusui*-Aufstands gegen das APC-Regime handelte, der Anfang der 1980er Jahre niedergeschlagen worden war (siehe oben 5.1.1 und 7.2.3). Hierzu passte, dass die RUF-Führung auch selbst propagierte, einen Befreiungskampf gegen das unbeliebte APC-Einparteienregime führen zu wollen – allerdings richteten RUF-Einheiten ihre Gewalttaten gerade gegen die ›einfache‹ Bevölkerung, zu deren Wohl sie angeblich kämpften. Eine Zeitlang sprachen viele RUF-Kämpfer liberianisches Englisch, was die offizielle Interpretation des APC-Regimes zu bestätigen schien, der zufolge es sich bei der RUF um ein von Charles Taylor gelenktes liberianisches Unternehmen handelte. Bald verschwanden die liberianischen Kämpfer jedoch und wurden durch Kinder, Jugendliche und junge Männer und Frauen ersetzt, die im Zuge von Überfällen verschleppt und zwangsrekrutiert wurden (siehe oben 5.1.1). Zudem wurde bald deutlich, dass SLA-Einheiten, die eigentlich die RUF bekämpfen und die Zivilbevölkerung schützen sollten, sich in ihrem Gewalthandeln oft kaum von RUF-Einheiten unterschieden – wenn sie Überfälle und Vertreibungsaktionen nicht sogar direkt mit RUF-Einheiten abstimmten (siehe oben 5.1.3). Das Erschrecken über diese Gewalttaten und die Verwirrung darüber, wem – wenn überhaupt – getraut werden konnte, breiteten sich zugleich mit der geographischen Ausweitung kriegerischer Gewalt ab Mitte der 1990er Jahre auch auf den Norden und Westen Sierra Leones aus (siehe oben 5.1.7 und 5.1.8); Erschrecken und Verwirrung wurden durch Spionage-, Tarnungs- und Verwirrungstaktiken (siehe oben 5.2.1) und im Zuge der Gewalttaten, die schließlich auch *Kamajor*/CDF-Einheiten verübten (siehe oben 5.1.8 und 5.1.9), zudem noch weiter verschärft.

Im Rahmen der bourdieuschen Sozialtheorie lassen sich Erschrecken und Verwirrung als Krisen verstehen, in denen »die gewohnheitsmäßigen Entsprechungen von subjektiven und objektiven Strukturen abrupt durchbrochen werden [...]« (Bourdieu/Wacquant 2006: 165-166). Wenn es sozialen Akteuren an gedanklichen Anknüpfungspunkten fehlt, um sich in solchen Krisen neu zu orientieren, können sie der bourdieuschen Sozialtheorie zufolge in Orientierungslosigkeit verfallen. Sie merken dann zwar, dass ihre gewohnten Handlungsweisen nicht

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

mehr zu der neuen Situation passen, sind aber dennoch nicht in der Lage, auf die neue Situation mit neu entwickelten Strategien zu reagieren (Trägheits- oder Hysteresis-Effekt, siehe oben 4.1.2). Anders sieht es aus, wenn die Akteure in ihren bereits über Erfahrungen verinnerlichten Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata (also in ihren Habitus-Formationen) Anknüpfungspunkte finden, die es ihnen ermöglichen, Vorstellungen davon zu haben, wie sie mit der neuen Situation umgehen können. Sie können dann damit beginnen, bewusst neue Strategien für den Umgang mit der neuen Situation zu entwickeln – wobei sie intuitiv an verfügbare, also bereits erfahrungsbasiert verinnerlichte Wissensbestände anknüpfen, die ihnen grundlegende Ideen darüber vermitteln, wie ein erfolgreicher Umgang mit der neuen Situation aussehen kann (siehe oben 4.1.2 und 4.2). Solche Anknüpfungsfähigkeit war im Sierra Leone der 1990er Jahre ohne Frage gegeben, wo längst die Erfahrung gemacht worden war, dass Vorkehrungen zum Schutz vor *political violence* getroffen werden mussten (siehe oben 7.2.3); wo *chiefs* ohnehin traditionell das Recht eingeräumt wurde, junge Männer zu Schutzdiensten zu verpflichten (siehe oben 5.1.5); und wo die allermeisten Sierra Leonerinnen und Sierra Leoner bereits daran gewöhnt waren, sich über familiäre und/oder freundschaftliche Reichtum-an-Menschen-Beziehungen so gut wie möglich selbst ›versichern‹ zu müssen, um auch in ›normalen‹ Zeiten (also nicht unter Bedingungen kriegerischer Gewalt) schon alleine Hunger und Krankheit bewältigen zu können (siehe oben 5.1.4). Diese nach Art eines allgemeinen Klassenhabitus (siehe oben 4.1.1) in ganz Sierra Leone verbreiteten sozialen Wissensbestände lieferten die intuitiv verfügbare Vorstellungsbasis, auf deren Grundlage die Entwicklung von Strategien für den Umgang mit der erschreckenden und verwirrenden kriegerischen Gewalt in Angriff genommen werden konnte. Sie lieferten beispielsweise die ideelle Grundlage für die Organisation von Dorfwachen und die Formierung der *Kamajors* und anderer Selbstverteidigungsmilizen (siehe oben 5.1.5) – aber auch für die Eingliederung in Kommandoeinheiten, wenn es an Zugängen zu alternativen Reichtum-an-Menschen-Beziehungen fehlte. Zwangsrekrutierte und auch Flüchtlinge auf der Suche nach Anschluss haben in der Eingliederung in eine Kommandoeinheit oft noch die vielversprechendste Chance gesehen, ein Mindestmaß an Versorgungssicherheit für sich herzustellen (siehe oben 5.1.4).

Zudem wurden bewusst Bemühungen unternommen, zu einem Verständnis der *rebels* und der *rebel*-Gewalt zu gelangen, auf dessen Grundlage *rebels* zum einen einschätzbar und zum andern erkennbar werden sollten; ich benutze den *rebel*-Begriff hier so, wie er in Sierra Leone im Laufe des Krieges gebräuchlich wurde, nämlich als Oberbegriff für diejenigen, die Gewalt gegen die Zivilbevölkerung richten: »A rebel in the popular imaginary of the Mano River region [Sierra Leone und Liberia, Anm. A.M.] lives in the bush and inflicts violence on the populace.« (Hoffman 2011b: 38) Aus den Vorstellungen über *rebels*, die im Verlauf des Krieges dann in ganz Sierra Leone auf Basis ähnlicher Wissensbestände und ähnlicher Erfahrungen bewusst entwickelt, über Zeit für passend und Orientierung

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

bietend befunden und schließlich zunehmend als selbstverständlich empfunden und untereinander auch so kommuniziert wurden, gingen die Verrohtheitsannahme und die Ästhetik der Gefährlichkeit hervor.

Intuitive Anknüpfungspunkte für die Entwicklung von Vorstellungen über *rebels* lieferte insbesondere die in Sierra Leone ethnische Gruppen übergreifend kulturell verankerte Auffassung, dass vollwertige Menschlichkeit erst über eine spezielle Form sozialer Zähmung – nämlich über den eingeprägten Willen und über erlernte Fähigkeiten zu sozial konformem Verhalten – entsteht. Dieser Wille und solche Fähigkeiten sollen mit der Initiation in geschlechtsspezifische Geheimgesellschaften angelegt und dann idealerweise durch gehorsames beziehungsweise verantwortungsvolles Verhalten in Reichtum-an-Menschen-Beziehungen lebenslang gefestigt und unter Beweis gestellt werden (siehe oben 5.1.6). Die in dieser Auffassung enthaltenen Wertevorstellungen fordern gerade von männlichen Jugendlichen und jungen Männern allerdings auch wiederum keinen sklavischen Gehorsam, sondern eher ein respektvolles, aber zugleich moralisch reflektiertes Handeln im Sinne der Gemeinschaft, das auch in Ungehorsam gegenüber Patronen umschlagen darf und sogar soll, wenn es darum geht, Unrecht und Ausbeutung zu bekämpfen (vgl. insbesondere Jackson 1982: 27; siehe oben 5.3). So lässt sich auch nachvollziehen, dass die non-konforme Jugendkultur der späten 1970er und 1980er Jahre noch gefeiert worden war, während für *rebels* bald davon ausgegangen wurde, dass es sich bei ihnen kaum mehr um Menschen handelte. Während die non-konforme Jugendkultur in der Vorkriegszeit noch Hoffnungen auf eine politische und soziale Erneuerung ausgedrückt hatte, wurden solche Hoffnungen von den *rebels* innerhalb kürzester Zeit enttäuscht (siehe oben 5.3 und 7.1.4). Im Falle der *rebels* schienen erwünschte Transformationsprozesse hin zu vollwertiger Menschlichkeit »im Busch« geradezu in ihr Gegenteil verkehrt worden zu sein. Nicht nur brach die gegen die Zivilbevölkerung gerichtete *rebel*-Gewalt schon für sich genommen mit allen Grundregeln ›menschlichen‹ Zusammenlebens; noch dazu wurde diese Gewalt vielfach von Kindern und Jugendlichen ausgeführt, die als solche bestenfalls am Beginn ihrer ›Menschwerdung‹ standen, womöglich noch nicht einmal in geschlechtsspezifische Geheimgesellschaften initiiert worden waren und »im Busch« durch zwangsweise oder freiwillig konsumierte Drogen noch zusätzlich enthemmt wurden (vgl. Hoffman 2003: 301-303; Shepler 2004: 31; Coulter 2009: 101).

Die Enttäuschung über den »sinnlosen« (*senseless*), also gerade nicht auf eine soziale und politische Erneuerung ausgerichteten Charakter der *rebel*-Gewalt (siehe oben 5.3), das Erschrecken über *rebel*-Gewalttaten und die schleichende Erkenntnis, dass tatsächlich von keiner Seite verlässlicher Schutz zu erwarten war, machten die in ganz Sierra Leone verbreiteten Erfahrungen aus, vor deren Hintergrund die Unmenschlichkeitsvorstellung, die sich als Vorläuferin der Verrohtheitsannahme verstehen lässt, entwickelt und für plausibel und passend befunden wurde. Dabei ist davon auszugehen, dass diese Vorstellung in den zuerst unmittelbar von kriegerischer Gewalt betroffenen Distrikten des Südens und

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Ostens auch zuerst entwickelt wurde, sich dann mit den Flüchtlingsströmen verbreitet hat und in anderen Landesteilen oft nur noch aufgenommen und – vor dem Hintergrund gemeinsamer Wissensbestände und Erfahrungen – schließlich für plausibel befunden wurde. Wie ich in Kapitel 5 bereits geschildert habe, hat mir der Händler Mr. Kandeh berichtet, dass er Mitte der 1990er Jahre in Freetown noch mit ungläubigen Fragen bestürmt worden war, was es denn nun mit den *rebels* auf sich habe: »*They did not know what a rebel was, they had never seen one. And when we, who had seen them and knew how fearful they were, told them about the rebels, they accused us of lying.*« (Interview, 29.04.2009) Die Ungläubigkeit der Hauptstädterinnen und Hauptstädter verschwand jedoch in den späten 1990er Jahren, als auch in Freetown *rebel*-Gewalt unmittelbar erlebt und erlitten wurde. Mr. Kandeh erklärte: »*It was only when the rebels entered the town and they themselves had to suffer … then they finally knew.*« (Interview, 29.04.2009) Die Auffassung, dass es sich bei *rebels* um verrohte und kaum oder gar nicht mehr menschliche Kreaturen handelte, wird ausführlich zudem von Susan Shepler (2004) und Chris Coulter (2009) dokumentiert, die beide in den letzten Kriegsjahren und in der frühen Nachkriegszeit in verschiedenen Landesteilen (Shepler) beziehungsweise in erster Linie im Koinadugu Distrikt im Norden von Sierra Leone (Coulter) geforscht haben (siehe oben 5.3).

Die entscheidenden Anlässe für die Entwicklung einer bildhaften *rebel*-Vorstellung (der Vorläuferin der Ästhetik der Gefährlichkeit) bestanden hingegen in den Identifizierungsproblemen, mit den alle diejenigen zu ringen hatten, die vor *rebels* auf der Hut sein wollten, um sie rechtzeitig erkennen und sich womöglich noch gegen sie verteidigen oder wenigstens noch vor ihnen fliehen zu können (siehe oben 5.2.1 und 5.2.2). Diese Identifizierungsprobleme wurden in eigenen Erfahrungen und auch in angehörten Berichten darüber erlebt, dass *rebels* sich weder von denjenigen unterscheiden ließen, die eigentlich Schutz bieten sollten (SLA-, *Kamajor*/CDF- und ECOMOG-Einheiten), noch von denjenigen, die eigentlich harmlos sein sollten – etwa flüchtende Zivilistinnen und Zivilisten. Die Identifizierungsprobleme letzteren gegenüber kamen vor allem dadurch zustande, dass *rebels* ›harmlos aussehende‹ Spioninnen und Spione einsetzten, um Städte, Dörfer und Flüchtlingslager für zukünftige Überfälle auszuspionieren und Überfälle vorzubereiten. Eine Interviewpartnerin von Chris Coulter, die ehemalige RUF-Kämpferin Aminata, berichtete beispielsweise, dass »the most beautiful girls and brave boys« (Coulter 2009: 104) bevorzugt als Spioninnen und Spione eingesetzt wurden. Für die Entwicklung einer bildhaften *rebel*-Vorstellung wurde dann an gemeinsame Merkmale angeknüpft, die zum einen an *rebels* wahrgenommen werden konnten und in Berichten über *rebel*-Gewalttaten verbreitet wurden und die zum anderen mit Wissensbeständen um die Notwendigkeit sozialer Zähmung korrespondierten. Diese Merkmale – die Fehleinschätzungen leicht möglich machten – waren Jugend, abgerissenes Aussehen, Fremdheit, ›Freiheit‹ (ein Herausgelöst-Sein aus kontrollierenden Reichtum-an-Menschen-Beziehungen) und Drogenkonsum beziehungsweise intoxikiertes Verhalten.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Es ist gut denkbar, dass Mädchen und Frauen, die in den Kommandoeinheiten als Kämpferinnen, als ›häusliche‹ Arbeitskräfte und zudem bevorzugt zu Spionagezwecken eingesetzt wurden, zunächst zumindest ansatzweise mit in das unter Bedingungen kriegerischer Gewalt bewusst entwickelte *rebel*-Bild integriert waren. Hierfür spricht, dass mit der Zeit offenbar durchschaut wurde, dass Mädchen und Frauen bevorzugt zu Spionagezwecken eingesetzt wurden. Hierauf deuten etwa Gerüchte über *rebel*-Spioninnen hin, die nach dem Überfall auf Freetown im Januar 1999 kursierten (siehe oben 5.2.1); oder auch die Schilderungen von Kleinhändlerinnen in Bo Town, die mir berichtet haben, dass sie als Fremde – sie waren Ende der 1990er Jahre aus dem Norden in den vermeintlich sichereren Süden geflüchtet – von *Kamajors*/CDF pauschal verdächtigt wurden, im *rebel*-Auftrag zu spionieren oder gar Waffen in die Stadt zu schmuggeln (siehe oben 5.1.9). In dem Maße, in dem aus dem bewusst entwickelten *rebel*-Bild dann über Zeit die intuitive Ästhetik der Gefährlichkeit wurde, gewann aber das gewaltferne Frauenbild wieder die Oberhand, das in Sierra Leone bereits in der Vorkriegszeit geherrscht hatte (siehe oben 6.3.3) und auf dessen Grundlage es Kommandeuren wohl überhaupt erst naheliegend erschienen war, Mädchen und Frauen bevorzugt zu Spionagezwecken einzusetzen – eben weil sie eher harmlos oder zumindest nicht unmittelbar selbst gewaltbereit wirkten. Dass Mädchen und Frauen im Nachkriegskontext aus der Ästhetik der Gefährlichkeit generell ausgenommen sind, lässt sich dann durch eine bourdieusche ›Brille‹ betrachtet so erklären, dass Erfahrungen mit und Berichte über Kämpferinnen nicht ausreichten, um das gewaltferne Frauenbild nachhaltig zu erschüttern. Bourdieu beschreibt, dass soziale Akteure die in neuen Erfahrungen enthalten Informationen oft gar nicht erst zulassen können, wenn diese im Widerspruch zu bereits verinnerlichten Erfahrungen stehen; vor allem dann, wenn es sich bei den bereits verinnerlichten Erfahrungen um so grundlegende und von frühester Kindheit an vorgelebte Ersterfahrungen wie die unterschiedlichen ›Naturen‹ der Geschlechter handelt (siehe oben 4.1.1). Von außen betrachtet kann dies dann so wirken, als würden die Akteure die Augen bewusst vor neuen Informationen verschließen, was aber eben gerade nicht der Fall ist. Vielmehr lassen ihre Habitus-Formationen eine ungehinderte Informationsaufnahme gar nicht erst zu:

»Der Habitus, der mit den Strukturen aus früheren Erfahrungen jederzeit neue Erfahrungen strukturieren kann, die diese alten Strukturen in den Grenzen ihres Selektionsvermögens beeinflussen, sorgt für eine einheitliche, von den Ersterfahrungen dominierte Aufnahme von Erfahrungen, die Mitglieder derselben Klassen statistisch miteinander gemeinsam haben. Das besondere Gewicht der ursprünglichen Erfahrungen ergibt sich nämlich im Wesentlichen daraus, daß [sic!] der Habitus seine eigene Konstantheit und seine eigene Abwehr von Veränderungen über die Auswahl zu gewährleisten sucht, die er unter neuen Informationen trifft, indem er z.B. Informationen, die die akkumulierte Information in Frage stellen könnten, verwirft, wenn er zufällig auf sie stößt oder ihnen nicht ausweichen kann [...].« (Bourdieu 1993: 113-114)

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Inklusive dieser geschlechtsspezifischen ›Informationsblockade‹ (die vermutlich erst mit zunehmender Verinnerlichung ›gegriffen‹ hat) haben sich dann sowohl die Unmenschlichkeitsvorstellung als auch die bildhafte *rebel*-Vorstellung ›bewährt‹ – in dem Sinne, dass sie als passend und Orientierung bietend erlebt wurden. Dabei wurde gerade der erlebte Orientierungswert des *rebel*-Bilds wohl maßgeblich dadurch mitermöglicht, dass Missverständnisse, bei denen Personen fälschlicherweise unter *rebel*-Verdacht gestellt und verjagt oder sogar getötet wurden, wohl kaum je als Missverständnisse erkannt werden konnten; und selbst wenn *rebel*-Verdächtigungen tatsächlich noch rechtzeitig als unzutreffend aufgeklärt werden konnten, wie Ishmael Beah es in seiner Kriegsautobiographie für sich und seine Freunde in einem Fall beschreibt (siehe oben 5.2.2), bot dies in der allgemeinen Verunsicherung noch keinen ausreichenden Anlass, das *rebel*-Bild grundsätzlich infrage zu stellen.

Die Unmenschlichkeitsvorstellung und das *rebel*-Bild wurden dann mit der Zeit – und in unterschiedlichen Landesteilen wohl von unterschiedlichen Zeitpunkten an – als zunehmend selbstverständlich empfunden, bis schließlich gar nicht mehr über sie nachgedacht wurde. Oder noch anders formuliert: Sie wurden zu individuell verinnerlichten und dabei doch trans-individuell sehr ähnlichen Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata (Klassenhabitus), die intuitiv zur Wachsamkeitsorientierung zur Verfügung stehen, ohne dass noch über sie nachgedacht werden muss. In dieser verinnerlichten Gestalt bestehen sie im Nachkriegskontext auch Jahre nach Kriegsende als Verrohtheitsannahme und als Ästhetik der Gefährlichkeit fort, über die sozioökonomisch marginalisierte männliche Jugendliche und junge Männer letztlich auf Basis von ›*rebel*-Ähnlichkeit‹ als ›gefährliche junge Männer‹ ausgemacht und unter Exkombattanten-Verdacht gestellt werden.

Das Fortbestehen der Verrohtheitsannahme und der Ästhetik der Gefährlichkeit kommt vor allem dadurch zustande, dass ihre intuitive Plausibilität im Nachkriegskontext nicht durchbrochen oder auch nur merklich gestört wird. In der prekären Sicherheitslage, in der nur auf die Schutzmaßnahmen Verlass ist, die selbst organisiert und in alltäglicher Wachsamkeit selbst praktiziert werden, fehlt es an Anlässen, die Verrohtheitsannahme und die Ästhetik der Gefährlichkeit infrage zu stellen. Vielmehr werden in dieser prekären Sicherheitslage alle zur Verfügung stehenden Wachsamkeitsorientierungen weiterhin grundsätzlich als sinnvoll erlebt (siehe oben 6.1.7 und 7.1.5). Noch dazu werden die Verrohtheitsannahme und die Ästhetik der Gefährlichkeit in den Augen wachsamer Betrachterinnen und Betrachter dadurch bestätigt, dass diejenigen, die sich für *political violence* anheuern lassen, in der Tat in das mit der Ästhetik der Gefährlichkeit intuitiv verfügbare *rebel*-ähnliche Bild ›gefährlicher junger Männer‹ passen; ganz abgesehen davon, dass im Nachkriegskontext für *political violence* gezielt weithin bekannte ehemalige Kommandeure rekrutiert und den Wachsamen so erneut quasi als wandelnde Belege für andauernde Verrohtheit vorgeführt worden sind (siehe oben 6.1.4 und 6.1.5).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Dass auch ›gefährliche junge Männer‹ zugleich Wachsame sind und als solche Orientierung aus der Verrohtheitsannahme und der Ästhetik der Gefährlichkeit ziehen, lässt sich vor allem darüber nachvollziehen, dass auch sie die Entstehungsprozesse der Verrohtheitsannahme und der Ästhetik der Gefährlichkeit mitgemacht haben und in der prekären Sicherheitslage im Nachkriegskontext ebenfalls alle verfügbaren Wachsamkeitsorientierungshilfen weiterhin für plausibel halten. Die gerade formulierten Ausführungen zum Entstehen und Fortbestehen der Verrohtheitsannahme und der Ästhetik der Gefährlichkeit beziehen diejenigen, die im Nachkriegskontext als ›gefährliche junge Männer‹ angesehen werden, von vornherein längst mit ein.[28] Dies gilt sowohl für solche ›gefährlichen jungen Männer‹, die überhaupt nie Kämpfer waren, als auch ein gutes Stück weit für diejenigen, die im Verlauf des Krieges zwangsrekrutiert wurden oder sich unter Bedingungen von Flucht, Vertreibung, Hunger und permanenter Bedrohung mehr oder weniger freiwillig Kommandoeinheiten angeschlossen haben – und für die (sowohl für Zwangsrekrutierte als auch für mehr oder weniger Freiwillige) überwiegend davon ausgegangen werden kann, dass sie kriegerische Gewalt zunächst noch als Zivilisten erlebt haben. Dies war für den Großteil der Kämpfer und wohl für alle Kämpferinnen der Fall (siehe oben 5.1.1, 5.1.2, 5.1.4, 5.1.5). Noch dazu mussten Kämpferinnen und Kämpfer auch in ihren eigenen Kommandoeinheiten oft weiterhin mit Übergriffen rechnen (siehe oben 5.1.1, 5.1.2), und auch vor Überfällen waren sie keinesfalls sicher: Kampfhandlungen wurden, wenn sie stattfanden, überwiegend nicht als offene Konfrontationen, sondern ebenfalls – wie Gewalt gegen die Zivilbevölkerung – im Modus überraschender Überfälle (etwa auf gegnerische Busch-Camps oder sonstige Stellungen) ausgetragen (siehe oben 5.1.2, 5.1.5, 5.1.8). Für diejenigen, die im Kriegsverlauf Kämpferinnen und Kämpfer wurden, ist also davon auszugehen, dass sich ihre Kriegserfahrungen – inklusive der Anlässe zur Entwicklung der Unmenschlichkeitsvorstellung und des *rebel*-Bilds – nicht kategorisch von denen derjenigen unterscheiden, die den gesamten Kriegsverlauf über Zivilistinnen und Zivilisten geblieben sind.

Dass ›gefährliche junge Männer‹ außerdem – wenn sie denn gewaltbereit sind – gerade nicht schon gewohnheitsmäßig und intuitiv gewaltbereit sind, lässt sich einerseits darüber nachvollziehen, dass wohl die meisten ›gefährlichen jungen Männer‹ gar keine ehemaligen Kämpfer sind (siehe oben 7.1.1). Sowohl die Verrohtheitsannahme als auch die in der provisorischen Prozessvorstellung angedachten Gewaltverinnerlichungsprozesse könnten also gar nicht sinnvoll auf sie zutreffen. Dass ich darüber hinaus selbst für ehemalige Kämpfer keine Hinweise

28 | Gerade solche ›gefährlichen jungen Männer‹, die den Krieg als kleine Kinder erlebt haben (etwa die Zwölfjährigen unter den *car wash boys* und Straßenkindern, siehe oben 6.2.2 und 6.2.3), sind – ebenso wie sehr junge Sierra Leonerinnen und Sierra Leoner insgesamt – mit der Unmenschlichkeitsvorstellung und dem *rebel*-Bild beziehungsweise mit der Verrohtheitsannahme und der Ästhetik der Gefährlichkeit sogar bereits über Ersterfahrungen vertraut, in die sie im wahrsten Sinne des Wortes hineingeboren worden sind.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

auf intuitive Gewaltbereitschaften gefunden habe, macht allerdings deutlich, dass es mit dieser Erklärung noch längst nicht getan ist. Vielmehr sind offenbar sowohl die Verrohtheitsannahme als auch die in der provisorischen Prozessvorstellung angedachten Gewaltverinnerlichungsprozesse schlichtweg nicht zuzutreffend. Plausibler erscheint es, dass Kämpfer (und Kämpferinnen) in ihren Kommandoeinheiten ganz überwiegend nie gänzlich von sozialen Wissensbeständen ›befreit‹ wurden, die ihnen von frühester Kindheit an vorgelebt und vermittelt worden waren und auf deren Grundlage sie weiterhin schon intuitiv erkennen konnten, dass die *rebel*-Gewalt ›falsch‹ oder sogar ›unmenschlich‹ war. Selbst als Kämpfer (und Kämpferinnen) teilten sie also weiterhin die Wissensbestände und damit auch die normativen Vorstellungen der Zivilbevölkerung. Anders sind auch beispielsweise die von David Keen beschriebenen Schamabwehrreaktionen gar nicht erklärbar, die Kämpfer in ihrer Interaktion mit Zivilistinnen und Zivilisten an den Tag legten. Diese Reaktionen bestanden darin, dass gerade verängstigte Zivilistinnen und Zivilisten, die ihre Furcht und Abscheu offen zeigten, gewaltsam zum Schweigen gebracht wurden – oder dass ihnen gewaltsam ein Zerrbild von Zustimmung und Achtung abgerungen wurde (siehe oben 5.3.3). Keen zitiert hierzu etwa den Bericht eines Mannes, dessen Bruder vor seinen Augen hingerichtet worden war: »[T]hey [*rebels*, Anm. A.M.] asked me to clap and laugh. Having no power, I just did what they told me.« (Keen 2005: 61)

In der Sprache der bourdieuschen Sozialtheorie lässt sich das Fortbestehen von Wissensbeständen, die *rebel*-Gewalttaten auch für die Ausführenden weiterhin als ›falsch‹ erkennbar machten, über Habitus-Trägheitseffekte nachvollziehen. Demnach konnte über Ersterfahrungen verinnerlichtes Wissen um ›gutes‹ und sozial konformes Verhalten auch in den Kommandoeinheiten nicht ausgelöscht werden; und zwar selbst dann nicht, wenn Kämpfer (und Kämpferinnen) dem Leben in den Kommandoeinheiten durchaus auch Positives abgewinnen konnten. Ein Beispiel hierfür liefert das in Kapitel 5 ausführlich behandelte Interview, das Krijn Peters und Paul Richards mit einem ehemalige SLA-Kämpfer geführt haben, der im Rahmen eines speziell auf Kinder und Jugendliche ausgerichteten Programms bereits 1996 entwaffnet, demobilisiert und in einem Heim für ehemalige Kindersoldaten in der von kriegerischer Gewalt zu diesem Zeitpunkt noch unberührten Hauptstadt untergebracht worden war (siehe oben 5.1.2). Nachdem der Jugendliche zunächst erklärt hatte, er habe das Leben als Kämpfer genossen und gerne geplündert und vergewaltigt, berichtete er dann von seinen Plänen, fortan ein Leben führen zu wollen, das in erster Linie auf die Übernahme von Verantwortung für ›seine Leute‹ ausgerichtet sein sollte: »I hope I can continue my schooling [...]. I want to learn nursing, here in Freetown. But when I qualify I want to go back to Kono to help my people.« (Richards/Peters 1998: 195) Die Unterstützung, die er vor allem in Form von Schulgeld für die Realisierung seiner Pläne benötigte, war ihm im Rahmen des Demobilisierungsprogramms in Aussicht gestellt worden. Offenbar hatte dieser Jugendliche unter Bedingungen, in denen Gewalttätigkeit als Handlungsoption nicht mehr vorgesehen war und in

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

denen sich zudem aussichtsreiche Chancen in Form von formaler Bildung boten, sehr schnell wieder Zugang zu einem sozial konformen Verhalten gefunden – dessen Regeln er wohl nie ganz ›vergessen‹ hatte. Viele RUF-Kämpfer, die – wie etwa mein Interviewpartner Vandy – zu *Kamajor*/CDF-Einheiten überliefen, weil sie erwarteten, dass sie so zu verantwortungsvollen Beschützern würden werden können, versuchten sogar noch unter Bedingungen kriegerischer Gewalt, sich ihrer eigenen *rebel*-Haftigkeit zu entledigen und wieder zu einem Verhalten und Selbstbild zu finden, für das sie sich nicht mehr würden schämen müssen (siehe oben 5.1.9).

7.4.2 Altes und Neues

Mit der nun fertig formulierten empirisch modifizierten Prozessvorstellung habe ich das Entstehen und Fortbestehen der Verrohtheitsannahme und der Ästhetik der Gefährlichkeit in aller Ausführlichkeit beschrieben – und bin dabei eine kurze und bündige Antwort auf eine der beiden zentralen Fragen der vorliegenden Arbeit nach wie vor schuldig geblieben: Lassen sich die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen theoretisch konsistent und empirisch plausibel als Produkte des Lebens und Überlebens unter Bedingungen kriegerischer Gewalt verstehen, die im Nachkriegskontext vom Krieg übrig bleiben? Die Antwort ist ein definitives ›Jein‹. Deshalb ist hier noch eine kurze Ergänzung zur Prozessvorstellung notwendig, die das Nachvollziehen des Entstehens und Fortbestehens der empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen erst komplett macht.

Die in den empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen enthaltenen Bereitschaften zu gewalttätiger sozialer Navigation mussten aus der empirisch modifizierten Prozessvorstellung ausgespart bleiben, weil sie sich definitiv nicht als Produkte des Lebens und Überlebens unter Bedingungen kriegerischer Gewalt verstehen lassen. Sie sind vielmehr zugleich alt und neu. Sie ergeben sich aus lange überlieferten und immer wieder bestätigten Wissensbeständen und aus generationenübergreifend immer wieder neu vorgenommenen individuellen Reflektionen. Kurzum: Als Handlungsoption ist gewaltbereite soziale Navigation insofern alt, als sie bereits in der Vorkriegszeit eingesetzt worden ist; und sie ist insofern neu, als sie in der Nachkriegszeit aufs Neue eingesetzt wird (siehe oben 6.3.1, 7.1.3 und 7.2.4). Bei gewaltbereiter sozialer Navigation handelt es sich offenkundig um eine Handlungsoption, die in Sierra Leone immer wieder als einzig denkbarer Ausweg aus sozioökonomischer Marginalisierung in Erwägung gezogen und von einigen stets auch beschlossen wurde und wird – dies jeweils vor dem Hintergrund von Wissensbeständen darum, dass sozioökonomischer Aufstieg nur über Zugänge zu förderungsfähigen und förderungswilligen Patronen realisiert werden kann, kombiniert mit einer dauerhaften Knappheit von Zugängen zu eben solchen Patronen und bei gleichzeitiger Nachfrage eben solcher Patrone nach Gewaltdiensten.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

8. Fazit

Ich habe die vorliegende Arbeit einleitend mit einem kurzen Rückblick auf mein Peacebuilding-Praktikum in Mostar (Bosnien und Herzegowina) eröffnet, das mir die Ausgangsidee zu einer nicht von vornherein auf Peacebuilding-Maßnahmen fokussierten (also lösungsfixierten) Analyse eines Nachkriegskontexts geliefert hat. Stattdessen habe ich meinen Fokus hier auf unfriedliche Beziehungen gelegt, in denen die Möglichkeit von Gewalt in Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen unmittelbar gelebt wird. Allerdings hätte auch dieser Fokus leicht auf einen Forschungsprozess hinauslaufen können, in dem ich mich letztlich dann doch in erster Linie mit der Konzeption, der Umsetzung und den Verbesserungspotentialen von Peacebuilding-Maßnahmen beschäftigt hätte. Dieser Ausgang wäre sogar geradezu vorprogrammiert gewesen, wenn ich weiterhin an gängigen Vorstellungen kriegsgeprägter und friedensförderungsbedürftiger Beziehungen festgehalten hätte, die in der Forschung zu Nachkriegskontexten üblicherweise nicht infrage gestellt werden und die zugleich stets bereits zu den verfügbaren (bereits entwickelten und praktizierten) Peacebuilding-Maßnahmen passen. Ich wäre dann weiter davon ausgegangen, dass Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen in Sierra Leone entlang einer eindeutigen Trennlinie zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung verlaufen; und ich hätte das Entstehen dieser Trennlinie im Zuge radikal unterschiedlicher Erfahrungen – von Kämpfern einerseits und Zivilistinnen und Zivilisten andererseits – wohl gar nicht erst infrage gestellt. Aus dieser Perspektive hätte ich mir dann nicht nur den größten Teil meines Forschungsprozesses von vornherein sparen können; noch dazu wäre es mir angesichts ›gegebener‹ Probleme im Endeffekt wohl doch notwendig erschienen, mich in erster Linie mit Lösungen zu befassen: mit Peacebuilding-Maßnahmen, ihren Erfolgen und Misserfolgen und mit der Erarbeitung von Optimierungsvorschlägen für die Peacebuilding-Praxis. Rückblickend lässt sich leicht erkennen, dass mir der konfrontative Kurs, den ich stattdessen eingeschlagen habe, erst durch Einsichten in die Dynamik und Komplexität des Lebens und Überlebens unter Bedingungen kriegerischer Gewalt möglich wurde, die in zahlreichen Einzelfallstudien und in der vergleichenden Forschung zu ›innerstaatlichen‹ (nicht ›klassisch‹ zwischenstaatlichen) Kriegen präsentiert werden. Wenn ich eine einzelne Arbeit

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

auswählen sollte, die mich in dieser Hinsicht ganz besonders inspiriert hat, so wäre dies wohl ein Aufsatz des vergleichenden Kriegsforschers Stathis Kalyvas aus dem Jahr 2003. Darin stellt Kalyvas speziell die Treffsicherheit und Aussagekraft der Vorstellung ›zentraler Konfliktlinien‹ anhand zahlreicher empirischer Beispiele aus diversen Kriegen eindrücklich infrage. Aus diesem Aufsatz stammt auch eine Darstellung, die ich einleitend bereits zitiert habe und die sich darauf bezieht, dass unbedingt nach Eindeutigkeit strebende Komplexitätsreduzierungen in drastischem Widerspruch zur Dynamik und Komplexität des Lebens und Überlebens unter Bedingungen kriegerischer Gewalt stehen: »[T]he widely observed ambiguity is fundamental rather than incidental to civil wars, a matter of structure rather than noise.« (Kalyvas 2003: 475) Bei den gängigen Vorstellungen, denen zufolge kriegsgeprägte und friedensförderungsbedürftige Beziehungen entlang ›zentraler Konfliktlinien‹, zwischen ›Tätern und Opfern‹ oder eben entlang einer Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie bestehen, handelt es sich aber durchweg um unbedingt nach Eindeutigkeit strebende Komplexitätsreduzierungen. In ihnen wird ausgeblendet, dass eigentlich gar keine Zweifel daran bestehen können, dass Seitenaufteilungen, die als ›zentrale Konfliktlinien‹ angesehen werden, nicht notwendigerweise unüberwindbare Gräben darstellen, die in kriegerischer Gewalt nur noch vertieft werden; dass sich oft keine eindeutige Trennlinie zwischen Tätern und Opfern ziehen lässt; und dass Zivilistinnen und Zivilisten und diejenigen, die unter Bedingungen kriegerischer Gewalt Kämpferinnen und Kämpfer werden, auch ähnliche Kriegserfahrungen machen. Da zudem kein ersichtlicher Grund zu der Annahme besteht, dass ausgerechnet die unter Bedingungen kriegerischer Gewalt gelebte Uneindeutigkeit keine Spuren in Nachkriegskontexten hinterlässt, war so das Misstrauen gegenüber den bestehenden Vorstellungen gesät, das meine konfrontative Vorgehensweise inspiriert hat – und das ich am Beispiel von Sierra Leone dann ganz auf die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie fokussiert habe.

Im Ergebnis steht außer Zweifel, dass sich dieses Misstrauen gelohnt hat. Die unfriedlichen Beziehungen, die ich hier auf Basis meines gesammelten empirischen Materials definieren konnte, bestehen nicht zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung, sondern zwischen Wachsamen und ›gefährlichen jungen Männern‹ – wobei letztere weder notwendigerweise Exkombattanten noch notwendigerweise gewaltbereit, dafür aber selbst ebenfalls Wachsame sind. Noch dazu wird das Entstehen und Fortbestehen dieser empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen mit der empirisch modifizierten Prozessvorstellung sowohl theoretisch konsistent als auch empirisch plausibel gerade nicht auf radikal unterschiedliche, sondern auf ähnliche Erfahrungen unter Bedingungen kriegerischer Gewalt zurückgeführt, die im Nachkriegskontext handlungsprägend nachwirken. Bei ihnen handelt es sich vor allem um Erfahrungen erschreckender Gewalt, andauernder Schutzlosigkeit und bedrohlicher Identifizierungsprobleme.

Ich verzichte an dieser Stelle darauf, die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen und die ohnehin gerade erst ausformulierte Prozessvorstellung ab-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

schließend noch einmal knapp zusammenzufassen. Sie machen in erster Linie in der Ausführlichkeit Sinn, in der sie je zum Ende von Kapitel 6 und 7 dargelegt sind. In ihren Formulierungen habe ich ganz bewusst viel Wert auf empirische ›Details‹ gelegt, bei denen es sich eben nicht nur um Hintergrundrauschen (»noise«, Kalyvas 2004: 475) handelt, das ebenso gut auch eingeebnet werden könnte. Um die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit aber trotzdem noch einmal auf den Punkt zu bringen und hier abschließend eine griffige Alternative zur Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie anzubieten, werde ich die empirisch modifizierte Prozessvorstellung im Folgenden stattdessen zu einer allgemeineren, also nicht länger speziell auf Sierra Leone bezogenen Erwartung unfriedlicher Beziehungen zwischen Wachsamen und ›Gefährlichen‹ verdichten. Die ›Verdichtung‹ besteht dabei schlicht darin, dass alle empirischen Erläuterungen und damit alle direkten Bezüge auf Sierra Leone gestrichen werden. Im Gegensatz zur Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie basiert die so verdichtete und allgemeiner gemachte Erwartung aber weiterhin auf einer Prozessvorstellung, die wenigstens an einem Beispiel – nämlich auf Basis von empirischem Material aus Bo Town und Sekundärliteratur zur Vor-, Kriegs- und Nachkriegszeit in Sierra Leone – ausführlich begründet ist; und ebenfalls im Gegensatz zur Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie lässt auch die verdichtete Erwartung Uneindeutigkeit – in Form von eben nicht radikal unterschiedlichen Erfahrungen und zudem von Identifizierungsproblemen – explizit zu und macht sie sogar zu ihrem zentralen Ausgangspunkt. Aus dieser verdichteten und so allgemeiner gemachten Erwartung lassen sich darüber hinaus drei Anregungen für weiterführende Untersuchungen ableiten. Diese zeige ich im Anschluss kurz auf, bevor ich dann noch ein breiter gefasstes Forschungsdesiderat formuliere, mit dem ich die vorliegende Arbeit abschließe.

8.1 Eine Alternative zur Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie

Abzüglich der empirischen Bezüge auf Sierra Leone ergibt sich aus der empirisch modifizierten Prozessvorstellung die Erwartung unfriedlicher Beziehungen zwischen Wachsamen und ›Gefährlichen‹. Abhänggig von je kulturell spezifischen Gefährlichkeitsvorstellungen und Kriegsinterpretationen und von den jeweiligen Lebensbedingungen im Nachkriegskontext können die den ›Gefährlichen‹ zugeschriebenen Gewaltbereitschaften und auch ihre tatsächlichen Gewaltbereitschaften (so unter ihnen tatsächlich Gewaltbereite sind) hinsichtlich ihrer Inhalte und Ausmaße von Fall zu Fall variieren: Nach Kriegen, in denen – je aus Sicht der lokalen Bevölkerung – erschreckende Gewalttaten und andauernde Schutzlosigkeit erlebt und erlitten worden sind und in denen hinsichtlich der Gewalttäter/innen zudem verbreitet mit Identifizierungsproblemen gerungen werden musste, ist demnach zu erwarten, dass je spezifische, nämlich aus lokalen Gefährlichkeits-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

vorstellungen und Kriegsinterpretationen gespeiste Gewalterwartungen nicht nur und noch nicht einmal in erster Linie denjenigen entgegengebracht werden, die tatsächlich Gewalttaten begangen haben; sondern vor allem denjenigen, die von ihrem Erscheinungsbild her in die behelfsmäßigen Vorstellungen passen, die unter Bedingungen kriegerischer Gewalt im Ringen mit Identifizierungsproblemen darüber entwickelt worden sind, wie Gewalttäter/innen aussehen und woran sie erkennbar sind. Für solche Vorstellungen, die dann je spezifische Ästhetiken der Gefährlichkeit ausmachen, ist davon auszugehen, dass sie inhaltlich sowohl Referenzen zu Kriegserfahrungen als auch zu kulturell verankerten Gefährlichkeitsvorstellungen enthalten, die unter Bedingungen kriegerischer Gewalt intuitive Anknüpfungspunkte für die Vorstellungsentwicklung geliefert haben. Insoweit die ›Gefährlichen‹ (ehemalige Gewalttäter/innen oder auch nicht) unter Bedingungen kriegerischer Gewalt ebenfalls erschreckende Gewalttaten und andauernde Schutzlosigkeit erlebt und erlitten und mit Identifizierungsproblemen gerungen haben, ist zudem zu erwarten, dass auch sie sich an der jeweiligen Ästhetik der Gefährlichkeit orientieren und dass ihre Gewalterwartungen insgesamt denen der ›ungefährlichen‹ Wachsamen gleichen (dies sind Wachsame, die nicht selbst unter Gefährlichkeitsverdacht stehen). In Nachkriegskontexten lässt sich dann keine eindeutige Trennlinie zwischen Wachsamen und ›Gefährlichen‹ ziehen, die grundsätzlich verschiedene Denk- und Handlungsweisen voneinander separieren würde. Dass Gewalterwartungen und Ästhetiken der Gefährlichkeit nach Kriegsende überhaupt fortbestehen, ist zudem vor allem für solche Nachkriegskontexte zu erwarten, in denen es an Anlässen fehlt, sie infrage zu stellen; sei es aufgrund einer andauernd prekären Sicherheitslage, in der letztlich nur auf selbstgetroffene Schutzvorkehrungen Verlass ist, so dass alle zur Verfügung stehenden Wachsamkeitsorientierungen weiterhin dringend notwendig und grundsätzlich sinnvoll erscheinen; und/oder weil zumindest einige ›Gefährliche‹ (ehemalige Gewalttäter/innen oder auch nicht) tatsächlich – in vergleichsweise geringen Ausmaßen, ansonsten könnte nicht von einem Nachkriegskontext die Rede sein – Gewalttaten begehen. Dies ist, in Form und Inhalt verdichtet, die Alternative zur Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie, die sich aus der empirisch modifizierten Prozessvorstellung ergibt.

Eine sofort naheliegende Anregung für weiterführende Untersuchungen besteht in der Frage, inwieweit diese Erwartung unfriedlicher Beziehungen zwischen Wachsamen und ›Gefährlichen‹ über Sierra Leone hinaus aussagekräftig und treffsicher ist (wobei auch noch genauer zu untersuchen wäre, inwieweit die in Kapitel 6 für Sierra Leone formulierte Verallgemeinerbarkeitshypothese tatsächlich tragfähig ist, siehe oben 6.3.5). Um die Übertragbarkeit der Erwartung zu prüfen, wäre es idealerweise notwendig, das im Forschungsprozess für die vorliegende Arbeit durchgeführte Prozedere zur empirischen Definition unfriedlicher Beziehungen für andere Nachkriegskontexte zu wiederholen. Es müsste also empirisches Material gesammelt werden, um dann in konfrontativer Weise unfriedliche Beziehungen zu definieren – nur dass dann nicht mehr die Exkom-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

battanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie, sondern die Erwartung unfriedlicher Beziehungen zwischen Wachsamen und ›Gefährlichen‹ konfrontiert werden müsste. So würden nicht nur Gelegenheiten zum Aufmerksamwerden auf mögliche Abweichungen zugelassen werden, sondern gegebenenfalls könnten auch gleich Alternativen zur Erwartung unfriedlicher Beziehungen zwischen Wachsamen und ›Gefährlichen‹ formuliert werden. Anhand solche Übertragbarkeitsuntersuchungen ließe sich dann womöglich sogar eine problemfokussierte Brücke zur Peacebuilding-Forschung schlagen: Wenn sich beispielsweise herausstellen würde, dass in Nachkriegskontexten nach kriegerischer Gewalt gegen die Zivilbevölkerung häufig irrtumsanfällige Ästhetiken der Gefährlichkeit fortbestehen, würde dies einen neuen und vergleichsweise wohlbegründeten Problemfokus für die Untersuchung bestimmter Peacebuilding-Maßnahmen nahelegen. Um den Erfolg von Reintegrations- und Versöhnungsmaßnahmen zu ergründen, wäre es dann notwendig, gerade auch die Lebenssituationen derjenigen in den Blick zu nehmen, die für gefährliche Exkombattanten *gehalten werden*.

Sobald darüber nachgedacht wird, an welchen Nachkriegskontexten die Aussagekraft und Treffsicherheit der Erwartung unfriedlicher Beziehungen zwischen Wachsamen und ›Gefährlichen‹ am besten geprüft werden könnte, wird noch eine weitere Anregung für weiterführende Untersuchungen sichtbar – diesmal mit Blick auf das Leben und Überleben unter Bedingungen kriegerischer Gewalt: Als Überprüfungsfälle wären in erster Linie Nachkriegskontexte geeignet, in denen unter Bedingungen kriegerischer Gewalt verbreitet mit Identifizierungsproblemen gerungen wurde, die Bemühungen darum ausgelöst haben könnten, orientierungsbietende Vorstellungen über Gewalttäter/innen zu entwickeln. Allerdings sind solche Identifizierungsprobleme in der Forschung zu ›innerstaatlichen‹ Kriegen kein prominentes Thema und Beschreibungen des Umgangs mit ihnen sind kaum zu finden. Nur zur Erinnerung: Auch in Kapitel 5 musste ich für detailliertere Beschreibungen auf die nicht-akademische Kriegsautobiographie des ehemaligen Kindersoldaten Ishmael Beah (2007) zurückgreifen (siehe 5.2.2). Die Erwartung unfriedlicher Beziehungen zwischen Wachsamen und ›Gefährlichen‹ könnte also zum Anlass genommen werden, Identifizierungsprobleme unter Bedingungen kriegerischer Gewalt ausführlicher zu erforschen. Dabei müssten insbesondere Identifizierungsprobleme in den Blick genommen werden, mit denen gerade auch Zivilistinnen und Zivilisten zu ringen haben.

Es ist nämlich nicht der Fall, dass Identifizierungsprobleme in der Forschung zu ›innerstaatlichen‹ Kriegen bislang gar nicht behandelt würden. Nur geht es, wenn es um Identifizierungsprobleme geht, nahezu ausschließlich um solche Identifizierungsprobleme, mit denen demnach in erster Linie Armeen, nichtstaatliche bewaffnete Gruppen und gegebenenfalls Interventionstruppen zu ringen haben, wenn sie miteinander um Gebiets- und Bevölkerungskontrolle konkurrieren und vor der Herausforderung stehen, loyale oder zumindest nicht aktiv subversive Teile der Bevölkerung von Kollaborateurinnen und Kollaborateuren der jeweiligen Gegenseite zu unterscheiden (vgl. Kalyvas 2006: 146ff.; Kalyvas/

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kocher 2007: 191ff.; Weinstein 2007: 203ff.). Dass auch Zivilistinnen und Zivilisten mit Identifizierungsproblemen ringen, wird aus dieser Perspektive gar nicht in Erwägung gezogen. Im Gegenteil: Zivilistinnen und Zivilisten gelten in erster Linie als ›Träger‹ wertvoller Informationen, die sie wahlweise mit Armeen, mit bewaffneten Gruppen oder mit Interventionstruppen teilen und so die militärischen Erfolgschancen der Kriegspartei ihres Vertrauens immens steigern können (siehe oben 5.2). Im Hinblick auf Gebiets- und Bevölkerungskontrolle erfolgreiche Armeen, bewaffnete Gruppen oder Interventionstruppen zeichnen sich demnach dadurch aus, dass sie das Vertrauen der Zivilbevölkerung gewinnen, die ihnen dann vertrauensvoll Informationen zur Verfügung stellt – über Kollaborateurinnen und Kollaborateure und über gegnerische Taktiken, Verstecke, Unterstützungsnetzwerke etc. Der vergleichende Kriegsforscher Jeremy Weinstein fasst diese Auffassung folgendermaßen zusammen:

»Civilian support is important to the outcome of the conflict: noncombatants are in a position of power, able to shift their support from one side to another, to provide or withhold resources necessary for the group's operation, and to offer information to combatants about who is supporting the opposition.« (Weinstein 2007: 203)

Diese Auffassung wird nicht nur in der vergleichenden Kriegsforschung vertreten. Es handelt sich bei ihr auch um einen militärstrategischen Gemeinplatz, der im Zuge der ›Aufstandsbekämpfung‹ – auf Englisch ›Counterinsurgency‹ – im Rahmen der Interventionen in Afghanistan und im Irak erneut bekräftigt worden ist. In einem Strategiepapier des US-Militärs, das die Grundpfeiler der aktuellen Counterinsurgency-Doktrin (COIN) zusammenfasst, heißt es beispielsweise: »Almost all forms of intelligence collection have a role in COIN, but historically, intelligence gathered from human sources (including civilians, agents and captured/reconciled insurgents) has made the greatest contribution to success.« (US Government Interagency Counterinsurgency Initiative 2009: 19)[1]

Allerdings steht der überlegene Überblick, der Zivilistinnen und Zivilisten in dieser Auffassung zugeschrieben wird, in denkbar drastischem Widerspruch zu der Verwirrung, die in der wissenschaftlichen Sekundärliteratur zum Krieg in

1 | Noch einen Schritt weiter geht das ebenfalls im Irak und in Afghanistan umgesetzte *Human Terrain System* Projekt des US-Militärs, über das Sozialwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler in militärische Operationen eingebettet worden sind, um »cultural intelligence« (Kipp u.a. 2006: 8, 11) zu der jeweils lokalen Bevölkerung (dem »menschlichen Terrain«) zusammenzutragen. Solche »cultural intelligence« – Wissen über lokale Praktiken, Denkweisen, bestehende Feindschaften, Loyalitäten etc. – soll idealerweise eingesetzt werden, um das Vertrauen der Bevölkerung zu gewinnen; und dieses Vertrauen wiederum soll es erleichtern, an Informationen zu gelangen, die zur Festigung von Gebiets- und Bevölkerungskontrolle benötigt werden (vgl. Kipp u.a. 2006; vgl. kritisch Albro 2007; Forte 2011).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Sierra Leone vor allem anhand des *sobel*-Phänomens thematisiert wird und die am plakativsten wohl in den Umfrageergebnissen der NGO *Physicians for Human Rights* deutlich wird, die ich in Kapitel 5 bereits zitiert habe: Nach der Identität derjenigen befragt, die ihnen Gewalt angetan hatten, wählten von 3.759 kurz vor Kriegsende befragten Flüchtlingen insgesamt 1.290 die Antwortoption »I don't know«; 590 Befragte legten sich auf die Kategorie »›Rebels‹, unspecified« fest; die Übrigen vermuteten, dass es sich bei ihren Angreifern wohl um Angehörige der RUF gehandelt habe (Physicians for Human Rights 2002: 44; siehe oben 5.2.1). Zwar habe ich im Rahmen einer kursorischen Suche in der wissenschaftlichen Sekundärliteratur zu diversen anderen ›innerstaatlichen‹ Kriegen keine Schilderungen ähnlicher Identifizierungsprobleme finden können – dafür bin ich aber durch Zufall in einer 2010er Ausgabe der deutschen *Le Monde diplomatique* fündig geworden. In einer darin veröffentlichten Reportage des britischen Journalisten Stephen Grey sind Identifizierungsprobleme beschrieben, auf die Grey im Zuge von Recherchen in der Stadt und in der Provinz Kandahar (Afghanistan) im Frühjahr 2010 aufmerksam geworden ist:

»Im Café erörtern ein afghanischer Kollege, der in dieser Stadt einen Film drehen will, und ich die Frage, ob irgendjemand den leisesten Schimmer hat, wer hier eigentlich gegen wen kämpft. Es gibt andauernd Mordanschläge, Entführungen, Bombenexplosionen. Für die Journalisten, die klare Fronten bevorzugen, stecken die Taliban dahinter. Aber die Einheimischen, die wir interviewen, sehen andere, dunklere Kräfte am Werk, zum Beispiel Gangsterbanden oder Milizen der Warlords, die mit der Regierung verbündet sind. […] Auf dem Lande ist das große Thema bei den Dorfversammlungen die von den Amerikanern so genannten LDI (local defence initiative). Für die Afghanen sind das schlicht die Milizen. Die sind es, die Leute festnehmen und Schutzgelder erpressen, beschweren sich die Dörfler. […] Ähnliche Klagen hören wir auf einer anderen Dschirga, die in einer US-Basis stattfindet: ›Wir können nicht sagen, ob jemand zur Miliz oder zu den Taliban gehört – alle tragen Waffen und keiner hat eine Uniform.‹ Ein Offizier der afghanischen Armee, der mit den Amerikanern zusammenarbeitet, schlägt eine Lösung vor. Die Dörfler sollen ihre eigene Miliz gründen […].« (Grey 2010)

Ich kann darüber zwar nur spekulieren, aber ich vermute, dass gezielte empirische Untersuchungen noch aus vielen weiteren Kriegen Beispiele für Identifizierungsprobleme zutage fördern würden, mit denen gerade auch Zivilistinnen und Zivilisten zu ringen haben.

Noch eine weitere Anregung ergibt sich aus der in der Erwartung unfriedlicher Beziehungen zwischen Wachsamen und ›Gefährlichen‹ enthaltenen Idee kontextspezifischer Ästhetiken der Gefährlichkeit – und zugleich daraus, dass die in der vorliegenden Arbeit beschriebene Ästhetik der Gefährlichkeit zwar auf empirischem Material aus Bo Town basiert, dafür aber trans-kulturell erstaunlich leicht nachvollziehbar ist. Letzteres ist mir besonders nachdrücklich im Zuge eines Gastvortrags aufgezeigt worden, den ich im Sommersemester 2012

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

in einem Proseminar im Bereich Friedens- und Konfliktforschung am Otto-Suhr-Institut in Berlin gehalten habe. Die Studentinnen und Studenten fanden nichts sonderlich Überraschendes daran, dass ich in Bo Town herausgefunden hatte, dass sozioökonomisch marginalisierte Jugendliche und junge Männer unter Exkombattanten-Verdacht gestellt und für gewaltbereit gehalten werden. Im Gegenteil, sie argumentierten, dies sei doch eine sehr naheliegende und fast schon banale Einsicht. Schließlich gebe es überall ›gefährliche junge Männer‹ und die von mir beschriebene Ästhetik der Gefährlichkeit sei doch nahezu universalgültig und grundsätzlich auch in Berlin beobachtbar. Ein Student fasste die Diskussion zu meinem Vortrag in der an mich gerichteten Aufforderung zusammen: »Geh doch einfach mal in den Görlitzer Park!« Der Görlitzer Park ist ein bekannter Drogenumschlagplatz und zugleich eine beliebte und heftig frequentierte sommerliche Grill- und Picknick-Location in Berlin-Kreuzberg. Die durchweg männlichen Drogendealer, die dort wenig diskret ihren Geschäften nachgehen und auf die der Hinweis des Studenten mit Sicherheit abzielte, sind überwiegend junge Migranten und Flüchtlinge aus Subsahara-Afrika, deren Hautfarbe über vielfältige Assoziationen (etwa mit reißerischen Bildern aus Kriegen in Subsahara-Afrika, die beispielsweise aus Filmen, Medienberichten und NGO-Kampagnen bekannt sind)[2] wohl neben Marginalisierung und Drogenhandel noch mit zu ihrer ›Gefährlichkeit‹ beiträgt. Eine Doktorandin-Kollegin aus der Europäische Ethnologie hat mich zudem auf die sogenannten ›chavs‹ aufmerksam gemacht, die in Großbritannien vor allem in den von Sozialbauten geprägten Außenbezirken größerer Städte anzutreffen sind und deren Erscheinungsbild – so wie es von vielen sozioökonomisch bessergestellten Betrachterinnen und Betrachtern wahrgenommen wird – einige Überschneidungen mit dem Erscheinungsbild ›gefährlicher junger Männer‹ aufweist. ›Chavs‹ ist eine abwertende Bezeichnung, die in Großbritannien für junge männliche Angehörige der arbeitslosen britischen ›Unterschicht‹ und für Migranten beziehungsweise für junge Männer mit Migrationshintergrund gebraucht wird, die insgesamt für ›sozialen Verfall‹ und steigende Kriminalitätsraten verantwortlich gemacht werden (vgl. etwa Hayward/Yar 2006). Die folgende ›chav‹-Definition stammt aus einem interaktiven Online-Wörterbuch, dem *Urban Dictionary*, in dem Nutzerinnen und Nutzer ihre eigenen Definitionen von Slang-Begriffen anonym veröffentlichen können:

»There are many variants of this creature but all are subject to the following commonalities: Chavs are completely Amoral [sic!], having never been subjected to right and wrong by their inattentive, uncaring and often absent parents. […] Whatever their ethnic back-

2 | Die Kampagne, die solche Bilder in letzter Zeit weltweit wohl am erfolgreichsten verbreitet hat, ist die KONY 2012 Kampagne der US-amerikanischen NGO *Invisible Children* (2012), die zur Ergreifung von Joseph Kony aufruft, dessen *Lord's Resistance Army* für den massenhaften Einsatz entführter und zwangsrekrutierter Kindersoldaten bekannt ist (siehe auch Baines 2012).

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ground, Chavs have a built-in affinity to hip-hop/R&B, even if they are inherently racist [...]. They see their life as glamorous and cool. Chavs are for the most part, extremely stupid. However, some of them render a form of low cunning, which can be misinterpreted as intelligence. However this is false. A Chav has no desire to better themself [sic!] through honest means nor learn anything [...].« (Urban Dictionary 2013)

Allerdings gilt sowohl für die Dealer im Görlitzer Park als auch für ›chavs‹, dass sie in Berlin beziehungsweise in britischen Städten – solange keine explizite Aggression hinzukommt – bei Betrachterinnen und Betrachtern wohl nicht die Art unmittelbar gewalterwartender Wachsamkeit auslösen, die ich in der empirischen Definition unfriedlicher Beziehungen beschrieben habe (siehe oben 6.3.1).[3]

Ästhetiken der Gefährlichkeit könnten aber in jedem Fall auch abseits von Nachkriegskontexten untersucht werden und dann Aufschluss über je spezifische Gefährlichkeitsvorstellungen und auch über trans-kulturelle Ähnlichkeiten in Gefährlichkeitsvorstellungen geben. Ein Beispiel für trans-kulturelle Ähnlichkeit habe ich in der vorliegenden Arbeit bereits anhand des gewaltfernen Frauenbilds aufgezeigt, das Sierra Leonerinnen und Sierra Leoner – zumindest hinsichtlich der Gewaltferne (darüber hinaus lassen sich durchaus je Frauenbild-spezifische Unterschiede ausmachen) – mit Peacebuilding-Planern und -Praktikern gemeinsam haben (siehe oben 2.1.3 und 6.3.3).

8.2 Konfrontativer und explorativer Bedarf

Über die gerade dargelegten Forschungsanregungen hinaus lässt sich aus den in der vorliegenden Arbeit insgesamt zusammengetragenen Einsichten vor allem eine zentrale Schlussfolgerung ziehen: nämlich die, dass es sich lohnt, bestehende Vorstellungen über Nachkriegskontexte auf den Prüfstand zu stellen, gerade wenn sie offensichtlich plausibel erscheinen.

Diese Schlussfolgerung ist insbesondere angesichts eines moralisch-normativen Drucks von Bedeutung, der in der Forschung zu Nachkriegskontexten stets spürbar ist; dieser Druck lässt Peacebuilding-Maßnahmen als alternativlose Notwendigkeiten erscheinen und legt dringend nahe, vor allem und in erster Linie der Peacebuilding-Praxis zuzuarbeiten. Dieser Druck lässt sich beispielhaft an einem 2010er Artikel des Peacebuilding-Forschers Roland Paris veranschaulichen, aus dem ich in der Einleitung zur vorliegenden Arbeit bereits zitiert habe. Darin erklärt Paris, es gebe schlicht keine Alternative zum »existierenden Peace-

3 | Allerdings kommt dies genau genommen ganz darauf an, wer jeweils die Betrachterinnen und Betrachter sind. Beispielsweise vermute ich, dass meine sierra-leonische Krio-Lehrerin, die erst Anfang 2008 aus Freetown nach Berlin gekommen ist und die dem Görlitzer Park nichts abgewinnen kann, dort durchaus eine Variante von *rebel*-ähnlichen und dringend wachsamkeitsgebietenden ›gefährlichen jungen Männern‹ vor sich sieht.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

building-Projekt« (Paris 2010: 338) – auch wenn umgesetzte Peacebuilding-Maßnahmen in ihren Ergebnissen bislang meist hinter den Erwartungen zurückbleiben und es an handfesten Belegen für friedensfördernde Wirkungen fehlt. Paris konstatiert zuversichtlich: »[S]uch missions, in spite of their many flaws, have done more good than harm.« (Paris 2011: 338) Jede Abkehr vom »existierenden Peacebuilding-Projekt« sei somit grob fahrlässig und habe absehbar schreckliches Leid zur Folge, »because the failure of the existing peacebuilding project would be tantamount to abandoning tens of millions of people to lawlessness, predation, disease and fear« (Paris 2010: 338). Entsprechend müsse es verantwortungsbewussten Forscherinnen und Forschern in erster Linie um eine stetige Verbesserung von Peacebuilding gehen (vgl. Paris 2010: 363). Unter solchem Druck zur erklärten Praxisrelevanz (insofern ›erklärt‹ als stets offen bleibt, ob Empfehlungen tatsächlich eine Chance darauf haben, aufgegriffen zu werden) muss damit gerechnet werden, dass es Forscherinnen und Forschern schwer fällt, Ideen, Zeit, Energie und Fördermittel für Forschungsvorhaben zu mobilisieren, die nicht auf Peacebuilding-Verbesserung und noch nicht einmal unmittelbar auf Peacebuilding-Kritik abzielen. Da sie ebenfalls auf Peacebuilding-Maßnahmen fokussiert bleibt, steuert Peacebuilding-Kritik auf ihre Weise oft ebenfalls wenigstens indirekt zu Verbesserungsdebatten bei. Anders sieht es für Forschungsvorhaben aus, die sich gar nicht von vornherein und in erster Linie mit Peacebuilding-Maßnahmen beschäftigen wollen, sondern die vermeintlich offensichtliche Vorstellungen auf den Prüfstand stellen und die so einen ›Realitäts-Check‹ beziehungsweise schlicht sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung ermöglichen, die – wie die vorliegende Arbeit demonstriert hat – durchaus überraschende Ergebnisse produzieren kann.

Aus meinem Forschungsprozess lassen sich zwei vielversprechende Strategien für solche Grundlagenforschung ableiten, die zu Unterscheidungszwecken die *konfrontative* und die *explorative* Strategie genannt werden können; wobei genau genommen aber beide Strategien – allerdings je zu unterschiedlichen Anteilen und an je unterschiedlichen Stellen im Forschungsprozess – konfrontative und explorative Elemente beinhalten. Mein eigener Forschungsprozess, den ich in Kapitel 2 ausführlich geschildert habe, stellt überwiegend ein Beispiel für die konfrontative Strategie dar, in der recht früh im Forschungsprozess eine bestimmte Vorstellung festgelegt wird, die dann empirisch auf den Prüfstand gestellt werden soll. Das Entdecken einer konfrontationsbedürftigen Vorstellung ist dabei zwar aus dem unmittelbaren Forschungsprozess ausgelagert, aber dennoch keine Selbstverständlichkeit. Immerhin muss zunächst einmal zu Bewusstsein gelangen, dass bestimmte Vorstellungen verbreitet als offensichtlich angesehen werden, obwohl nichts Offensichtliches an ihnen ist. Hinter jedem konfrontativen Vorgehen stehen deshalb aufrüttelnde Erfahrungen, die beispielsweise im Zuge eines Praktikums, während Feldforschung, in anregender Lektüre oder in Gesprächen mit Kolleginnen und Kollegen gemacht werden können.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Die explorative Strategie würde hingegen darin bestehen, Nachkriegskontexte über Feldforschung und dabei gezielt mit Fokus darauf zu erschließen, worüber Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner von sich aus am dringendsten sprechen wollen. Auf Grundlage des so gesammelten empirischen Materials könnte der Bogen dann zurück zu gängigen Forschungs- und Peacebuilding-Prioritäten geschlagen werden, um sie mit dem Entdeckten zu konfrontieren. Der Wert einer in diesem Sinne explorativen Strategie ist mir im Laufe meiner Feldforschung aufgegangen, als ich mich regelrecht dazu zwingen musste, weiter in erster Linie unfriedliche Beziehungen im Blick zu behalten (also an meiner konfrontativen Strategie festzuhalten) und nicht ausführlicher die Armut meiner Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner zu erforschen, die ein alltägliches Thema darstellte, nach dem ich nie erst fragen musste (siehe 6.). In einem Interview wurden die Lebensbedingungen in Sierra Leone sogar als der »echte Krieg« bezeichnet, der auch im vermeintlichen Frieden alltäglich weitergeht:

»*We sometimes think that we have peace in Sierra Leone, but we are really still fighting war. And this war that we are fighting now is the real war, because people cannot even eat twice per day, there are no jobs, there is no health care.* [...] *And then they say we have peace. But we don't have food to eat.*« (Interview mit Dumbuya, 02.04.2009)

Wenn ich meinen vor der Feldforschung auf unfriedliche Beziehungen festgelegten Fokus aufgegeben hätte, hätte ich noch weitaus mehr Einsichten zu Armut sammeln und dann nutzen können, um zu untersuchen, welche Rolle Armut und unversichertes Leben in Peacebuilding-fokussierter Forschung und in der Peacebuilding-Praxis spielen und ob diese Rolle ihrem alltäglichen Stellenwert im Leben und Überleben im Nachkriegskontext auch nur ansatzweise nahekommt. Die Antwort auf diese Frage wäre mit ziemlicher Sicherheit verneinend ausgefallen und hätte wohl reichlich konfrontatives Gedankengut geliefert.

Leider sieht es absolut gar nicht so aus, als würde sich Armut in Sierra Leone in nächster Zeit erledigen, so dass ich womöglich noch Gelegenheit zu einer explorativen Armutsstudie haben werde.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Literatur

Abdullah, Ibrahim 2002: Youth culture and rebellion: Understanding Sierra Leone's wasted decade, in: Critical Arts 16:2, 19-37.

Abdullah, Ibrahim 1998: Bush Path to Destruction: The Origin and Character of the Revolutionary United Front/Sierra Leone, in: The Journal of Modern African Studies 36:2, 203-235.

Abdullah, Ibrahim/Muana, Patrick 1998: The Revolutionary United Front of Sierra Leone: A Revolt of the Lumpenproletariat, in: Clapham, Christopher (Hg.): African Guerillas. Oxford: James Curry; Kampala: Fountain Publishers; Bloomington, IN und Indianapolis, IN: Indiana University Press, 172-193.

Action Against Hunger 2009: Malnutrition in Sierra Leone exceeds emergency levels, URL: www.actionagainsthunger.org.uk/mediaroom/news/news/article/1/malnutrition-in-sierra-leone-exceeds-emergency-levels/(15.05.2013).

Africa Young Voices 2012: ABC Secretariat signs understanding with Okada riders, in: Africa Young Voices vom 27.02.2012, URL: http://africayoungvoices.com/2012/02/abc-secretariat-signs-understanding-with-okada-riders/ (20.10.2012).

Albrecht, Peter/Jackson, Paul 2009: Security System Transformation in Sierra Leone, 1997-2007. Birmingham und London: Global Facilitation Network for Security Sector Reform and International Alert.

Albro, Robert 2007: Anthropology's Terms of Engagement with Security, in: Anthropology News (2007)1, 20-21.

Amnesty International 2012: Sierra Leone: Police officers who went on rampage through town and shot at protestors must be held to account. Press Release, URL: www.amnesty.org/en/for-media/press-releases/sierra-leone-police-officers-who-went-rampage-through-town-and-shot-protest (01.06.2013).

Andrews Gale, Lacey 2006: Sustaining Relationships across Borders: Gendered Livelihoods and Mobility among Sierra Leonean Refugees, in: Refugee Survey Quarterly 25:2, 69-80.

Archibald, Steven/Richards, Paul 2002: Converts to Human Rights? Popular Debate about War and Justice in Rural Central Sierra Leone, in: Journal of the International African Institute 72:3, 339-367.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Autesserre, Séverine 2012: Dangerous Tales: Dominant Narratives on the Congo and their Unintended Consequences, in: African Affairs 111/443, 202-222.

Awareness Times/ohne Autorenangabe 2013: In Sierra Leone, ACC Encourages Bike Riders to Reject and Report Corruption, in: Awareness Times vom 17.05.2013, URL: http://news.sl/drwebsite/publish/article_200522737.shtml (20.05.2013).

Awareness Times/ohne Autorenangabe 2012: Controversy over Leather Boot, in: Awareness Times vom 18.06.2012, URL: http://news.sl/drwebsite/publish/article_200520511.shtml (15.05.2013).

Awareness Times/ohne Autorenangabe 2011: Sierra Leone President Displays Maturity as a Ruling Party Leader, in: Awareness Times vom 12.09.2011, URL: http://news.sl/drwebsite/publish/printer_200518694.shtml (10.07.2012).

Awoko/ohne Autorenangabe 2012: Post mortem: The Kono swing vote, in: Awoko vom 29.11.2012, URL: http://awoko.org/2012/11/29/post-mortem-the-kono-swing-vote/(18.04.2013).

Awoko/ohne Autorenangabe 2007: Before Chief Norman died… Margai says PMDC merged with CDF, in: Awoko vom 26.06.2007, URL: www.awoko.org/2007/07/26/before-chief-norman-died%E2%80%A6-margai-says-pmdc-merged-with-cdf/(17.05.2013).

Baines, Erin K. 2009: Complex Political Perpetrators: Reflections on Dominic Ongwen, in: Journal of Modern African Studies 47:2, 163-191.

Baker, Bruce 2008: Beyond the Tarmac Road: Local Forms of Policing in Sierra Leone & Rwanda, in: Review of African Political Economy 35:118, 555-570.

Baker, Bruce 2006: The African Post-Conflict Policing Agenda in Sierra Leone, in: Conflict, Security & Development 6:1, 25-49.

Baker, Bruce 2005: Who do People Turn to for Policing in Sierra Leone?, in: Journal of Con-temporary African Studies 23:3, 371-390.

Bakonyi, Jutta/Stuvøy, Kirsti 2006: Zwischen Warlordfiguration und Quasi-Staat – Ansätze zu einer Typologie bewaffneter Gruppen, in: Bakonyi, Jutta/Hensell, Stephan/Siegelberg, Jens (Hg.): Gewaltordnungen bewaffneter Gruppen. Ökonomie und Herrschaft nichtstaatlicher Akteure in den Kriegen der Gegenwart. Baden-Baden: Nomos, 38-54.

Bangura, Yusuf 2004: The Political and Cultural Dynamics of the Sierra Leone War, in: Abdullah, Ibrahim (Hg.): Between Democracy and Terror. The Sierra Leone Civil War. Dakar: CODESRIA, 13-40.

Bantebya-Kyomuhendo, Grace/McIntosh, Marjorie K. 2006: Women, Work & Domestic Virtue in Uganda, 1900-2003. Oxford: James Curry; Athens, OH: Ohio University Press; Kampala: Fountain Publishers.

Banton, Michael (1957) 1969: West African City: A Study of Tribal Life in Freetown. 3. Auflage, London, Ibadan und Accra: Oxford University Press.

Barlösius, Eva 2006: Pierre Bourdieu. Frankfurt a.M.: Campus Verlag.

Barnett, Michael 2006: Building a Republican Peace: Stabilizing States after War, in: International Security 30:4, 87-112.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Baron, Marty 2012: For the record: Story overreached in calling Taylor intelligence source, in: Boston Globe vom 25.01.2012, URL: www.bostonglobe.com/news/nation/2012/01/25/for-record/I6Lia8WmEGjBxd186zZccJ/story.html (10.05.2013).

Bayart, Jean-Francóis 1993: The State in Africa: The Politics of the Belly. London und New York, NY: Longman.

BBC News/ohne Autorenangabe 1999: Joy at Sierra Leone peace, in: BBC News vom 07.07.1999, URL: http://cdnedge.bbc.co.uk/1/hi/world/africa/388631.stm (07.05.2013).

Beah, Ishmael 2007: A long Way Gone: Memoirs of a Boy Soldier. New York, NY: Sarah Crichton Books.

Bendix, Daniel/Stanley, Ruth 2008: Security Sector Reform in Africa: The Promise and the Practice of a New Donor Approach. ACCORD Occasional Paper Series 3:2, Mount Edgecombe: African Centre for the Constructive Resolution of Disputes.

Berman, Eric G. 2001: Arming the Revolutionary United Front, in: African Security Review 10:1, 5-14.

Beydoun, Lina 2013: The Complexities of Citizenship among Lebanese Immigrants in Sierra Leone, in: African Conflict and Peacebuilding Review 3:1, 112-143.

Binns, Tony/Roy Maconachie 2005: ›Going Home‹ in Postconflict Sierra Leone: Diamonds, agriculture and re-building rural livelihoods in the Eastern Province, in: Geography 90:1, 67-78.

Blattman, Christopher/Annan, Jeannie 2009: Child Combatants in Northern Uganda: Reintegration Myths and Realities, in: Muggah, Robert (Hg.): Security and Post-Conflict Reconstruction: Dealing with Fighters in the Aftermath of War. Abingdon und New York, NY: Routledge, 103-125.

Bledsoe, Caroline H. 1990: School Fees and the Marriage Process for Mende Girls in Sierra Leone, in: Sanday, Peggy R./Goodenough, Ruth G. (Hg.): Beyond the Second Sex: New Directions in the Anthropology of Gender. Philadelphia, PA: University of Pennsylvania Press, 281-310.

Bledsoe, Caroline H. 1980: Women and Marriage in Kpelle Society. Stanford, CA: Stanford University Press.

Bloomfield, David/Barnes, Teresa/Huyse, Luc (Hg.) 2003: Reconciliation after Violent Conflict: A Handbook. Stockholm: International IDEA.

Blyden, Sylvia O. 2012a: Government, Shears-Moses Report, Musa Tarawally and Section 149.(4), in: Awareness Times vom 26.03.2012, URL: http://news.sl/drwebsite/publish/article_200519940.shtml (24.04.2013).

Blyden, Sylvia O. 2012b: Tom Nyuma Removes SLPP Camouflage; Declares for APC in Kailahun, in: Awareness Times vom 12.03.2012, URL: http://news.sl/drwebsite/publish/article_200519851.shtml (10.07.2012).

Boersch-Supan, Johanna 2009: What the Communities Say: The Crossroads between Integration and Reconciliation: What Can Be Learned from the Sierra

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Leonean Experience?. CRISE Working Paper No. 63, London: London Centre for Research on Inequality, Human Security and Ethnicity.

Bolten, Catherine 2009: Rethinking Burgeoning Political Consciousness: Student Activists, the Class of ›99 and Political Intent in Sierra Leone, in: Journal of Modern African Studies 47:3, 349-369.

Bonacker, Thorsten 2005: Die Entgrenzung von Gewalt: Theoretische und empirische Perspektiven, in: Jahn, Egbert/Sahm, Astrid/Fischer, Sabine (Hg.): Die Zukunft des Friedens: Sichtweisen jüngerer Generationen der Friedens- und Konfliktforschung. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 73-90.

Bonacker, Thorsten/Imbusch, Peter 2010: Zentrale Begriffe der Friedens- und Konfliktforschung: Konflikt, Gewalt, Krieg, Frieden, in: Imbusch, Peter/Zoll, Ralf (Hg.): Friedens- und Konfliktforschung: Eine Einführung. 5. Auflage, Wiesbaden: VS-Verlag, 67-142.

Bonacker, Thorsten/Daxner, Michael/Free, Jan H./Zürcher, Christoph (Hg.) 2010: Interventionskultur. Zur Soziologie von Interventionsgesellschaften. Wiesbaden: VS Verlag.

Bourdieu, Pierre 2010: Algerische Skizzen. Herausgegeben und mit einer Einleitung von Tassadit Yacine, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre 2008: Junggesellenball: Studien zum Niedergang der bäuerlichen Gesellschaft. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.

Bourdieu, Pierre 2002: Ein soziologischer Selbstversuch. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre 1998: Praktische Vernunft: Zur Theorie des Handelns. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre 1993: Sozialer Sinn: Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre 1992: Homo academicus. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre 1987: Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre 1979: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loïc 2006: Die Ziele der reflexiven Soziologie. Chicago-Seminar, Winter 1987, in: Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loïc: Reflexive Anthropologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 95-250.

Bourgois, Philippe 2003: In Search of Respect. Selling Crack in El Barrio. 2. Auflage, Cambridge: Cambridge University Press.

Bourgois, Philippe 2002: Understanding Inner-City Poverty: Resistance and Self-Destruction under US-Apartheid, in: MacClancy, Jeremy (Hg.): Exotic No More: Anthropology on the Front Lines. Chicago, IL und London: University of Chicago Press, 15-32.

Bøås, Morten 2007: Marginalized Youth, in: Bøås, Morten/Dunn, Kevin C. (Hg.): African Guerrillas: Raging against the Machine. Boulder, CO: Lynne Rienner, 39-54.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Brainard, Lael/Chollet, Derek/LaFleur, Vinca 2007: The Tangled Web: The Poverty-Insecurity Nexus, in: Brainard, Lael/Chollet, Derek (Hg.): Too Poor for Peace? Global Poverty, Conflict, and Security in the 21st Century. Washington, DC: Brookings Institution Press, 1-30.

Branch, Adam 2008: Gulu Town in War…and Peace? Displacement, Humanitarianism and Post-War Crisis. Crisis States Program Working Paper Series No. 2/2008, London: Development Studies Institute/London School of Economics.

Branović, Željko/Chojnacki, Sven 2011: The Logic of Security Markets: Security Governance in Failed States, in: Security Dialogue 42:6, 553-569.

Brima, Isaac M. 2012: In Sierra Leone, Bike Monitoring Officers Trained in Bo City, in: Awareness Times vom 10.10.2012, URL: http://news.sl/drwebsite/publish/article_200521261.shtml (20.05.2013).

Brock, Lothar 2002: Was ist das »Mehr« in der Rede, Friede sei mehr als die Abwesenheit des Krieges?, in: Sahm, Astrid/Sapper, Manfred/Weichsel, Volker (Hg.): Die Zukunft des Friedens. Opladen: Westdeutscher Verlag, 95-116.

Brounéus, Karen 2010: The Trauma of Truth Telling: Effects of Witnessing in the Rwandan Gacaca Courts on Psychological Health, in: Journal of Conflict Resolution 54:3, 408-43.

Brounéus, Karen 2008: Truth-Telling as Talking Cure? Insecurity and Retraumatization in the Rwandan Gacaca Courts, in: Security Dialogue 39:1, 55-76.

Buckley-Zistel, Susanne 2010: Globale Rechtsprechung, lokale Konflikte: Der Internationale Strafgerichtshof als friedensstiftende Maßnahme in Uganda?, in: Bonacker, Thorsten/Daxner, Michael/Free, Jan H./Zürcher, Christoph (Hg.): Interventionskultur. Zur Soziologie von Interventionsgesellschaften. Wiesbaden: VS Verlag, 101-118.

Buckley-Zistel, Susanne 2008: Transitional Justice als Weg zu Frieden und Sicherheit: Möglichkeiten und Grenzen. SFB-Governance Working Paper Series Nr. 15, Berlin: DFG Sonderforschungsbereich 700.

Buckley-Zistel, Susanne 2006: Remembering to Forget: Chosen Amnesia as a Strategy for Local Coexistence in Post-Genocide Rwanda, in: Africana 76:2, 131-150.

Bürge, Michael 2011: Riding the Narrow Tracks of Moral Life: Commercial Motorbike Riders in Makeni, Sierra Leone, in: Africa Today 58:2, 59-95.

Bürge, Michael/Peters, Krijn 2010: Soziales Kapital als Potenzial kollektiver Demobilisierung. Das Beispiel der Motorrad-Taxifahrer in Sierra Leone, in: Kurtenbach, Sabine/Blumör, Rüdiger/Huhn, Sebastian (Hg.): Jugendliche in gewaltsamen Lebenswelten. Wege aus den Kreisläufen der Gewalt. Baden-Baden: Nomos, 163-176.

Call, Charles T./Cousens, Elizabeth M. 2008: Ending Wars and Building Peace. International Responses to Warn-Torn Societies, in: International Studies Perspectives 9:1, 1-21.

Campbell, Susanna P. 2008: (Dis)integration, Incoherence and Complexity in UN Post-Conflict Interventions, in: International Peacekeeping 15:4, 556-569.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Campbell, Susanna P./Kaspersen, Anja T. 2008: The UN's Reforms: Confronting Integration Barriers, in: International Peacekeeping 15:4, 470-485.

Campbell, Susanna P./Chandler, David/Sabaratnam, Meera (Hg.) 2011: A Liberal Peace? The Problems and Practices of Peacebuilding. London und New York, NY: Zed Books.

Carey, Martha 2006: »Survival is Political«: Violence, History, and the Contemporary Power Struggle in Sierra Leone, in: Bay, Edna G./Donham, Donald L. (Hg.): States of Violence: Politics, Youth, and Memory in Contemporary Africa. Charlottesville, VA: University of Virginia Press, 97-126.

Carpenter, R. Charli 2006: Recognizing Gender-Based Violence against Civilian Men and Boys in Conflict Situations, in: Security Dialogue 37:1, 83-103.

Chabal, Patrick/Daloz, Jean-Pascal 1999: Africa Works: Disorder As Political Instrument. Oxford: James Curry; Bloomington, IN: Indiana University Press.

Chandler, David (Hg.) 2006: Peace Without Politics? Ten Years of International State-Building in Bosnia. Abingdon und New York, NY: Routledge.

Chandler, David 2000: Faking Democracy after Dayton. 2. Auflage, London: Pluto Press.

Chapkis, Wendy 1997: Live Sex Acts: Women Performing Erotic Labor. New York, NY: Routledge.

Chesterman, Simon 2007: Ownership in Theory and in Practice: Transfer of Authority in UN Statebuilding Operations, in: Journal of Intervention and Statebuiling 1:1, 3-26.

Chikwanha, Annie B. 2008: A Survey of Crime Victims in Sierra Leone. Crime Survey Report, African Human Security Initiative, Pretoria: Institute for Security Studies.

Chojnacki, Sven 2006: Anything New or More of the Same? Wars and Military Interventions in the International System, 1946-2003, in: Global Society 20:1, 25-46.

Chojnacki, Sven/Menzel, Anne 2011: Peacebuilding: am Scheideweg – oder in der Sackgasse?, in: Politische Vierteljahresschrift 52:3, 504-536.

Christensen, Maya M. 2012a: Soldiering Democracy: the 2012 Elections in Sierra Leone. Blogbeitrag vom 18.11.2012, URL: http://matsutas.wordpress.com/2012/11/18/soldiering-democracy-the-2012-elections-in-sierra-leone-guest-post-by-maya-christensen/ (15.12.2012).

Christensen, Maya M. 2012b: Big Man Business in the Borderland of Sierra Leone, in: Utas, Mats (Hg.): African Conflicts and Informal Power: Big Men and Networks. London und New York, NY: Zed Books, 60-77.

Christensen, Maya M./Utas, Mats 2008: Mercenaries Of Democracy: The ›Politricks‹ Of Remobilized Combatants in the 2007 General Elections, Sierra Leone, in: African Affairs 107/429, 515-539.

Christiansen, Catrine/Utas, Mats/Vigh, Henrik E. 2006 (Hg.): Navigating Youth, Generating Aldulthood: Social Becoming in an African Context. Uppsala: Nordiska Afrikainstitutet.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Clapham, Christopher 1976: Liberia and Sierra Leone: An Essay in Comparative Politics. Cambridge u.a.: Cambridge University Press.

Clifford, James/Marcus, George E. (Hg.) 1986: Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography. Berkeley, CA, Los Angeles, CA und London: University of California Press.

Cockayne, James/Malone, David M. 2005: The Ralph Bunche Centennial: Peace Operations Then and Now, in: Global Governance 11:3, 331-350.

Cohen, Abner 1981: The Politics of Elite Culture: Explorations in the Dramaturgy of Power in a Modern African Society. Berkley, CA, Los Angeles, CA, und London: University of California Press.

Coleman, James S. 1990: Foundations of Social Theory. Cambridge, MA und London: Harvard University Press.

Collier, Paul/Hoeffler, Anke 2004: Greed and Grievance in Civil War, in: Oxford Economic Papers 56:4, 563-595.

Combs, Nancy A. 2010: Fact-Finding Without Facts: The Uncertain Evidentiary Foundations of International Criminal Convictions. Cambridge u.a.: Cambridge University Press.

Consentino, Donald 2005: Musa Wo: Precognition of Civil Violence in Mende Oral Narrative Tradition, in: Muana, Patrick K./Corcoran, Chris (Hg.): Representations of Violence: Art about the Sierra Leone Civil War. Madison, WI: 21st Century African Youth Movement, 11-14.

Coulter, Chris 2009: Bush Wives and Girl Soldiers: Women's Live through War and Peace in Sierra Leone. Ithaca, NY und London: Cornell University Press.

Coulter, Chris 2008: Female Fighters in the Sierra Leone War: Challenging the Assumptions?, in: Feminist Review (2008)88, 54-73.

Coulter, Chris 2005: Reflections from the Field: A Girl's Initiation Ceremony in Northern Sierra Leone, in: Anthropological Quarterly 78:2, 431-441.

Coulter, Chris/Persson, Mariam/Utas, Mats 2008: Young Female Fighters in African Wars: Conflict and its Consequences. NAI Policy Dialogue No. 3, Uppsala: Nordiska Afrikainstitutet.

Cruvellier, Thierry 2009: From the Taylor Trial to a Lasting Legacy: Putting the Special Court Model to the Test. Prosecution Case Studies Series, New York, NY: International Center for Transitional Justice and Sierra Leone Court Monitoring Programme.

Daly, Erin/Sarkin, Jeremy 2007: Reconciliation in Divided Societies: Finding Common Ground. Philadelphia, PA: University of Pennsylvania Press.

Daxner, Michael 2010: Das Konzept von Interventionskultur als Bestandteil einer gesellschaftsorientierten theoretischen Praxis, in: Bonacker, Thorsten/Daxner, Michael/Free, Jan H./Zürcher, Christoph (Hg.): Interventionskultur. Zur Soziologie von Interventionsgesellschaften. Wiesbaden: VS Verlag, 75-100.

Daxner, Michael/Free, Jan H./Bonacker, Thorsten/Zürcher, Christoph 2010: Einleitung, in: Bonacker, Thorsten/Daxner, Michael/Free, Jan H./Zürcher, Chris-

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

toph (Hg.): Interventionskultur. Zur Soziologie von Interventionsgesellschaften. Wiesbaden: VS Verlag, 7-18.

Debiel, Tobias 2002: UN-Friedenssicherung in Subsahara-Afrika: Möglichkeiten und Grenzen multilateraler Konfliktbearbeitung in rationalisierten Bürgerkriegen. Eine Untersuchung im Rahmen des Governance-Ansatzes. Duisburg: Institut für Entwicklung und Frieden.

De Boeck, Filip/Honwana, Alcinda 2005: Introduction: Children & Youth in Africa: Agency, Identity & Place, in: Honwana, Alcinda/De Boeck, Filip (Hg.): Makers & Breakers: Children & Youth in Postcolonial Africa. Oxford: James Curry; Trenton, NJ: Africa World Press; Dakar: CODESRIA, 1-18.

Demirović, Alex 2005: Die Konflikttheorie von Karl Marx, in: Bonacker, Thorsten (Hg.): Sozialwissenschaftliche Konflikttheorien: eine Einführung. 3. Auflage, Wiesbaden: VS Verlag, 47-64.

Dixon, Paul 2009: ›Hearts and Minds‹? British Counter-Insurgency from Malaya to Iraq, in: The Journal of Strategic Studies 32:3, 353-381.

Doyle, Mark 2012: Sierra Leone: All boom but no progress?, in: BBC News Africa vom 27.02.2012, URL: www.bbc.co.uk/news/world-africa-17160679 (10.07.2012).

Doyle, Michael W./Sambanis, Nicholas 2006: Making War and Building Peace: United Nations Peace Operations. Princeton, NJ und Woodstock: Princeton University Press.

Duffield, Mark 2008: Global Civil War: The Non-Insured, International Containment and Post-Interventionary Society, in: Journal of Refugee Studies 21:2, 145-165.

Duffield, Mark 2007: Development, Security and Unending War: Governing the World of Peoples. Cambridge und Malden, MA: Polity Press.

Ellis, Stephen 1999: The Mask of Anarchy: The Destruction of Liberia and the Religious Dimension of an African Civil War. London: C. Hurst & Co.

Ellis, Stephen 1995: Liberia 1989-1994: A Study of Ethnic and Spiritual Violence, in: African Affairs 94/375, 165-197.

Evenson, Elizabeth M. 2004: Truth and Justice in Sierra Leone: Coordination between Commission and Court, in: Columbia Law Review 104:3, 730-767.

Fanthorpe, Richard 2007: Sierra Leone: The Influence of the Secret Societies, with Special Reference to Female Genital Mutilation. Writenet Report commissioned by UNHCR, Genf: UNHCR.

Fanthorpe, Richard 2001: Neither Citizen nor Subject? ›Lumpen‹ Agency and the Legacy of Native Administration in Sierra Leone, in: African Affairs 100/400, 363-386.

Fanthorpe, Richard/Maconachie, Roy 2010: Beyond the »Crisis of Youth«? Mining, Farming, and Civil Society in Post-War Sierra Leone, in: African Affairs 109/435, 251-272.

Fasakin, J.O. 2001: Some Factors Affecting Daily Profits of Commercial Motorcycles in Akure, Nigeria, in: Transport Policy 8:1, 63-69.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Ferme, Mariane C. 2001: The Underneath of Things: Violence, History, and the Everyday in Sierra Leone. Berkeley, CA, Los Angeles, CA und London: University of California Press.

Ferme, Mariane C. 1999: Staging Politisi: The Dialogics of Publicity and Secrecy in Sierra Leone, in: Comaroff John L./Comaroff Jean (Hg.): Civil Society and the Political Imagination in Africa: Critical Perspectives. Chicago, IL und London: The University of Chicago Press, 160-191.

Ferme, Mariane C./Hoffman, Danny 2004: Hunter Militias and the International Human Rights Discourse in Sierra Leone and Beyond, in: Africa Today 50:4, 73-95.

Finnström, Sverker 2006a: Survival in War-Torn Uganda, in: Anthropology Today 22:2, 12-15.

Finnström, Sverker 2006b: Wars of the Past and War in the Present: The Lord's Resistance Movement/Army in Uganda, in: Africa 76:2, 200-220.

First Blood 1982: Spielfilm, USA, Regisseur: Ted Kotcheff.

Fithen, Caspar/Richards, Paul 2005: Making War, Crafting Peace: Militia Solidarities in Sierra Leone, in: Richards, Paul (Hg.): No Peace, No War: An Anthropology of Contemporary Armed Conflicts. Oxford: James Currey; Athens, OH: Ohio University Press, 117-136.

Fletcher, Laurel E./Weinstein, Harvey M. 2002: Violence and Social Repair: Rethinking the Contribution of Justice to Reconciliation, in: Human Rights Quarterly 24:3, 573-639.

Forte, Maximilian C. 2011: The Human Terrain System and Anthropology: A Review of Ongoing Public Debates, in: American Anthropologist 113:1, 149-151.

Fortna, Virginia P./Howard, Lise M. 2008: Pitfalls and Prospects in the Peacekeeping Literature, in: Annual Review of Political Science 11, 283-301.

Friedrichs, Jörg/Friedrich Kratochwil 2009: On Acting and Knowing: How Pragmatism Can Advance International Relations Research and Methodology, in: International Organization 63:4, 701-731.

Fuest, Veronika 1996: A job, a shop, and loving business: Lebensweisen gebildeter Frauen in Liberia. Münster: Lit Verlag.

Galtung, Johan 1975: Strukturelle Gewalt: Beiträge zur Friedens- und Konfliktforschung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Gberie, Lansana 2011: The Violence in Bo ... Some Points to Ponder, in: The New People Newspaper Online vom 15.09.2011, URL: www.thenewpeople.com/national-news/item/1243-the-violence-in-bosome-points-to-ponder (10.07.2012).

Gberie, Lansana 2010: Sierra Leone: Business More Than Usual. Institute for Security Studies Situation Report, Pretoria: Institute for Security Studies.

Gberie, Lansana 2005: A Dirty War in West Africa. The RUF and the Destruction of Sierra Leone. Bloomington, IN: Indiana University Press.

Gberie, Lansana 2004: The 25 May Coup d'état in Sierra Leone: A Lumpen Revolt?, in: Abdullah, Ibrahim (Hg.): Between Democracy and Terror. The Sierra Leone Civil War. Dakar: CODESRIA, 144-163.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Gberie, Lansana 2003: Briefing: The Special Court of Sierra Leone, in: African Affairs 102/409, 637-648.

Global Information and Early Warning System/Food and Agriculture Organization of the United Nations 2013: URL: www.fao.org/giews/countrybrief/country.jsp?code=SLE (20.03.2013).

Goldstone, Jack A./Bates, Robert H./Epstein, David L./Gurr, Ted Robert/Lustik, Michael B./Marshall, Monty G./Ulfelder, Jay/Woodward, Mark 2010: A Global Model for Forecasting Political Instability, in: American Journal of Political Science 54:1, 190-208.

Graham, John 1998: Black Past, Grey Future? A Post-Dayton View of Bosnia and Herzegovina. A Personal Essay Based on the Author's Experience in Bosnia in 1996 and 1997, in: International Journal 53:2, 204-220.

Green Scenery 2013: Capacity Building for Motorbike Riders in Human Rights, URL: www.greenscenery.org/index.php/project-areas/peacebuilding-and-human-rights/2-uncategorised/7-capacity-building-for-motorbike-riders-in-human-rights (10.05.2013).

Grey, Stephen 2010: Die Banden von Kandahar, in: Le Monde diplomatique vom 11.06.2010, URL: www.monde-diplomatique.de/pm/2010/06/11.mondeText1.artikel,a0041.idx,9 (06.05.2013).

Gromes, Thorsten 2010: Probleme der Komplexität, Koordination, Konsistenz und Beendigung von Interventionen, in: Bonacker, Thorsten/Daxner, Michael/Free, Jan H./Zürcher, Christoph (Hg.): Interventionskultur. Zur Soziologie von Interventionsgesellschaften. Wiesbaden: VS Verlag, 173-187.

Hartzell, Caroline/Hoddie, Matthew 2003: Institutionalizing Peace: Power Sharing and Post-Civil War Conflict Management, in: American Journal of Political Science 47:2, 318-332.

Hauser-Schäublin, Brigitta 2003: Teilnehmende Beobachtung, in: Beer, Bettina (Hg.): Methoden und Techniken der Feldforschung. Berlin: Dietrich Reimer Verlag, 33-54.

Hayner, Priscilla B. 2011: Unspeakable Truths: Transitional Justice and the Challenge of Truth Commissions. 2. Auflage, New York, NY und Abington: Routledge.

Hayner, Pricilla 2007: Negotiating Peace in Sierra Leone: Confronting the Justice Challenge. HD-Report, Genf: Centre for Humanitarian Dialogue.

Hayward, Fred M./Kandeh, Jimmy D. 1987: Perspectives on twenty-five years of elections in Sierra Leone, in: Hayward, Fred M. (Hg.): Elections in Independent Africa. Boulder, CO: Westview Press, 25-59.

Hayward, Keith/Yar, Majihd 2006: The ›chav‹ phenomenon: Consumption, media and the construction of a new underclass, in: Crime Media Culture 2:9, 9-28.

Higate, Paul 2007: Peacekeepers, Masculinities, and Sexual Exploitation, in: Men and Masculinities 10:1, 99-119.

Hintjens, Helen M. 2001: When Identity becomes a Knife: Reflecting on the Genocide in Rwanda, in: Ethnicities 1:1, 25-55.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Hoffman, Danny 2011a: The War Machines: Young Men and Violence in Sierra Leone and Liberia. Durham, NC und London: Duke University Press.

Hoffman Danny 2011b: Violence, Just in Time: War and Work in Contemporary West Africa, in: Cultural Anthropology 26:1, 34-57.

Hoffman, Danny 2007: The Meaning of a Militia: Understanding the Civil Defence Forces of Sierra Leone, in: African Affairs 106/425, 639-662.

Hoffman, Danny 2006a: Despot Deposed: Charles Taylor and the Challenge of State Reconstruction in Liberia, in: Southall, Roger/Melber, Henning (Hg.): Legacies of Power: Leadership Change and Former Presidents in African Politics. Kapstadt: Human Sciences Research Council Press; Uppsala: Nordiska Afrikainstitutet, 308-331.

Hoffman, Danny 2006b: Disagreement: Dissent Politics and the War in Sierra Leone, in: Africa Today 52:3, 3-24.

Hoffman, Danny 2005: Violent Events as Narrative Blocs: The Disarmament at Bo, Sierra Leone, in: Anthropological Quarterly 78:2, 329-354.

Hoffman, Danny 2004: The Civilian Target in Sierra Leone and Liberia: Political Power, Military Strategy, and Humanitarian Intervention, in: African Affairs 103/411, 211-226.

Hoffman, Danny 2003: Like Beasts in the Bush: Synonyms of Childhood and Youth in Sierra Leone, in: Postcolonial Studies 6:3, 295-308.

Howe, Herbert 1996/97: Lessons of Liberia: ECOMOG and Regional Peacekeeping, in: International Security 21:3, 145-176.

HRW 1999: Sierra Leone: Getting Away with Murder, Mutilation, Rape. HRW Report July 1999 11:3(a), New York, NY: HRW, URL: www.hrw.org/legacy/reports/1999/sierra/index.htm#TopOfPage (22.07.2013).

Humphreys, Macartan/Weinstein, Jeremy M. 2009: Demobilization and Reintegration in Sierra Leone: Assessing Progress, in: Muggah, Robert (Hg.): Security and Post-Conflict Reconstruction: Dealing with Fighters in the Aftermath of War. Abingdon und New York, NY: Routledge, 47-69.

Humphreys, Macartan/Weinstein, Jeremy M. 2007: Demobilization and Reintegration, in: Journal of Conflict Resolution 51:4, 531-567.

Humphreys, Macartan/Weinstein, Jeremy M. 2006: Handling and Manhandling Civilians in Civil War, in: American Political Science Review 100:3, 429-447.

Humphreys, Macartan/Weinstein, Jeremy M. 2004: What The Fighters Say: A Survey of Ex-Combatants in Sierra Leone, June-August 2003. Interim Report July 2004. New York, NY: Columbia University, URL: www.columbia.edu/~mh2245/SL.htm (08.05.2013).

ICG 2012: Bosnia's Gordian Knot: Constitutional Reform. Europe Briefing No. 68, Sarajevo und Brüssel: International Crisis Group.

ICG 2009: Bosnia: A Test of Political Maturity in Mostar. Europe Briefing No. 54, Sarajevo und Brüssel: International Crisis Group.

ICG 2008: Sierra Leone: A New Era for Reform?. Africa Report No.143, Dakar und Brüssel: International Crisis Group.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ICG 2007: Sierra Leone: The Election Opportunity. Africa Report No. 129, Dakar und Brüssel: International Crisis Group.

ICG 2003: Building Bridges in Mostar. Europe Report No. 150, Sarajevo und Brüssel: International Crisis Group.

International Center for Not-for-Profit Law 2013: NGO Law-Monitor: Sierra Leone, URL: www.icnl.org/research/monitor/sierraleone.html (13.01.2013).

Invisible Children 2012: Kony 2012, URL: http://invisiblechildren.com/kony/(11.05.2013).

Jackson, Michael 2005: Whose Human Rights? Suffering and Reconstruction in Postwar Sierra Leone, in: SITES 2:2, 141-159.

Jackson, Michael 1982: Allegories of the Wilderness: Ethics and Ambiguity in Kuranko Narratives. Bloomington, IN: Indiana University Press.

Jackson, Michael 1977: The Kuranko: Dimensions of Social Reality in a West African Society. London: C. Hurst & Co.

James, Allison/Hockey, Jenny/Dawson, Andrew 1997: After Writing Culture: Epistemology and Praxis in Contemporary Anthropology. London und New York, NY: Routledge.

January, Sativa 2009: Tribunal Verité: Documenting Transitional Justice in Sierra Leone, in: The International Journal of Transitional Justice 3:2, 207-228.

Jarstad, Anna K. 2008: Dilemmas in War to Peace Democracy Transitions: Theories and Concepts, in: Jarstad, Anna K./Timothy D. Sisk (Hg.): From War to Democracy: Dilemmas of Peacebuilding. Cambridge u.a.: Cambridge University Press, 17-36.

Jarstad, Anna K./Timothy D. Sisk (Hg.) 2008: From War to Democracy: Dilemmas of Peacebuilding. Cambridge u.a.: Cambridge University Press.

Jennings, Kathleen M. 2007a: The War Zone as Social Space: Social Research in Conflict Zones. New Security Program Fafo Report (2007)8, Oslo: Fafo.

Jennings, Kathleen M. 2007b: The Struggle to Satisfy: DDR through the Eyes of Excombatants in Liberia, in: International Peacekeeping 14:2, 204-218.

Junne, Gerd/Verkoren, Willemijn 2005: The Challenges of Postconflict Development, in: Junne, Gerd/Verkoren, Willemijn (Hg.): Postconflict Development: Meeting New Challenges. Boulder, CO und London: Lynne Rienner, 1-18.

Kalyvas Stathis N. 2008: Ethnic Defection in Civil War, in: Comparative Political Studies 41:8, 1043-1068.

Kalyvas, Stathis N. 2007: Civil Wars, in: Boix, Carles/Stokes, Susan (Hg.): Oxford Handbook of Comparative Politics. Oxford und New York, NY: Oxford University Press, 416-434.

Kalyvas, Stathis N. 2006: The Logic of Violence in Civil War. Cambridge u.a.: Cambridge University Press.

Kalyvas, Stathis N. 2004: The Urban Bias in Research on Civil Wars, in: Security Studies 13:3, 1-31.

Kalyvas, Stathis N. 2003: The Ontology of »Political Violence«: Action and Identity in Civil Wars, in: Perspectives on Politics 1:3, 475-494.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kalyvas, Stathis N./Kocher, Mathew A. 2007: How »Free« Is Free Riding in Civil Wars? Violence, Insurgency, and the Collective Action Problem, in: World Politics 92:2, 177-216.

Kandeh, Jimmy D. 2008: Rogue Incumbents, Donor Assistance and Sierra Leone's Second Post-Conflict Elections of 2007, in: Journal of Modern African Studies 46:4, 603-635.

Kandeh, Jimmy D. 2003: Sierra Leone's Post-Conflict Elections of 2002, in: Journal of Modern African Studies 41:2, 189-216.

Kandeh, Jimmy D. 1999: Ransoming the State: Elite Origins of Subaltern Terror in Sierra Leone, in: Review of African Political Economy 26:81, 349-366.

Kandeh, Jimmy D. 1998: Transition without Rupture: Sierra Leone's Transfer Election of 1996, in: African Studies Review 41:2, 91-111.

Kandeh Jimmy D. 1992: Politicization of Ethnic Identities in Sierra Leone, in: African Studies Review 35:1, 81-99.

Kaniki, Martin H. Y. 1973: Attitudes and Reactions Towards the Lebanese in Sierra Leone during the Colonial Period, in: The Canadian Journal of African Studies 7:1, 97-113.

Kanyako, Vandy 2011: The Check is not in the Mail: How Local Civil-Society Organizations Cope with Funding Volatility in Postconflict Sierra Leone, in: Africa Today 58:2, 3-16.

Kaplan, Robert D. 1994: The Coming Anarchy: How scarcity, crime, overpopulation, tribalism, and disease are rapidly destroying the social fabric of our planet, in: The Atlantic Monthly, Februar 1994, URL: www.theatlantic.com/magazine/archive/1994/02/the-coming-anarchy/304670/ (05.05.2013).

Kargbo, Michael S. 2006: British Foreign Policy and the Conflict in Sierra Leone, 1991-2001. Bern: Peter Lang AG.

Kawa, Pat 2009: Armed Robbers rob Lebanese Businessman in Bo, in: Standard Times vom 15.05.2009, 19.

Kay, Sean/Kahn, Sahar 2007: NATO and Counter-Insurgency: Strategic Liability or Tactical Asset?, in: Contemporary Security Policy 28:1, 163-181.

Keen, David 2005: Conflict & Collusion in Sierra Leone. Oxford: James Curry; New York, NY: Palgrave.

Keen, David 2002: »Since I am a Dog, Beware my Fangs«: Beyond a ›Rational Violence‹ Framework in the Sierra Leonean War. Crisis States Program Working Paper Series No. 14, London: Development Studies Institute/London School of Economics.

Keen, David 2000: Incentives and Disincentives for Violence, in: Berdal, Mats R./Malone, David (Hg.): Greed & Grievance: Economic Agendas in Civil Wars. Boulder, CO und London: Lynne Rienner, 19-42.

Kelsall, Tim 2005: Truth, Lies, Ritual: Preliminary Reflections on the Truth and Reconciliation Commission in Sierra Leone, in: Human Rights Quarterly 27:2, 361-391.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kilson, Martin 1964: Sierra Leone, in: Coleman, James S./Rosberg, Carl G. (Hg.): Political Parties and National Integration in Tropical Africa. Berkley, CA, Los Angeles, CA und London: University of California Press, 90-131.

Kim, Duk-Yung 2002: Georg Simmel und Max Weber: Über zwei Entwicklungswege der Soziologie. Opladen: Leske und Budrich.

King, Nathaniel 2007: Conflict As Integration. Youth Aspiration to Personhood in the Teleology of Sierra Leone's ›Senseless War‹. Current African Issues No. 36, Uppsala: Nordiska Afrikainstitutet.

Kipp, Jacob/Grau. Lester/Prinslow, Karl/Smith, Don 2006: The Human Terrain System: A CORDS for the 21st Century, in: Military Review September-October 2006, 8-15.

Knörr, Jacqueline 2007: Creole Identity and Postcolonial Nation-Building: Examples from Indonesia and Sierra Leone. Série Antropologia No. 416, Brasilia: Departamento Antropologia, Universidade Brasília.

Koenig, Wiebke 2005: Die Konflikttheorie von Max Weber, in: Bonacker, Thorsten (Hg.): Sozialwissenschaftliche Konflikttheorien: eine Einführung. 3. Auflage, Wiesbaden: VS Verlag, 65-82.

Koloma Beck, Teresa/Schlichte, Klaus 2007: Nature and Civilization in the Habitus of the Warrior. Working Papers Micropolitics No. 1/2007, Berlin: Junior Research Group »Micropolitics of Armed Groups«, Humboldt Universität zu Berlin.

Koppe, Karlheinz 2010: Zur Geschichte der Friedensforschung im 20. Jahrhundert, in: Imbusch, Peter/Zoll, Ralf (Hg.) 2010: Friedens- und Konfliktforschung: Eine Einführung. 5. Auflage, Wiesbaden: VS-Verlag, 17-67.

Krais, Beate/Gebauer, Gunter 2002: Habitus. Bielefeld: transcript Verlag.

Kritz, Neil J. 2004: Dealing with the Legacy of Past Abuses, in: Bleeker, Mô/Sisson, Jonathan (Hg.): Dealing with the Past: Critical Issues, Lessons Learned, and Challenges for Future Swiss Policy. Koff-Series Working Paper No. 2/2004, Bern: Swisspeace, 15-32.

Krogstad, Erlend Grøner 2012: Security, Development and Force: Revisiting Police Reform in Sierra Leone, in: African Affairs 111/443, 261-280.

Kynoch, Gary 2005: Crime, Conflict and Politics in Transition-Era South Africa, in: African Affairs 104/416, 493-514.

Lambourne, Wendy 2009: Transitional Justice and Peacebuilding after Mass Violence, in: The International Journal of Transitional Justice 3:1, 28-48.

Leach, Melissa 1994: Rainforest Relations: Gender and Resource Use Among the Mende of Gola, Sierra Leone. Edinburgh: Edinburgh University Press.

Lederach, John Paul 1997: Building Peace: Sustainable Reconciliation in Divided Societies. Washington, DC: United States Institute of Peace.

Leibbrandt, Murray/Mlatsheni, Cecil 2004: Youth in Sub-Saharan Labour Markets. Paper for the DPRU/TIPS Conference »African Development and Poverty Reduction: The Macro-Micro Linkage«, Somerset West, 13.-15. October 2004, URL:

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

www.researchgate.net/publication/229008042_Youth_in_Sub-Saharan_Labour_Markets/file/9fcfd505ce45aedc4c.pdf (03.05.2013).

Lubkemann, Stephen C. 2008a: Culture in Chaos. An Anthropology of the Social Condition in War. Chicago, IL und London: University of Chicago Press.

Lubkeman, Stephen C. 2008b: Involuntary Immobility: On a Theoretical Invisibility in Forced Migration Studies, in: Journal of Refugee Studies 21:4, 454-475.

MacClancy, Jeremy 2002: Introduction: Taking People Seriously, in: MacClancy, Jeremy (Hg.): Exotic No More: Anthropology on the Front Lines. Chicago, IL und London: University of Chicago Press, 1-14.

Mac Ginty, Roger 2008: Indigenous Peace-Making versus the Liberal Peace, in: Cooperation and Conflict 43:2, 139-163.

Mac Ginty, Roger 2006: No War, No Peace. The Rejuvenation of Stalled Peace Processes and Peace Accords. New York, NY und Basingstoke: Palgrave Macmillan.

MacKenzie, Megan 2009: Securitization and Desecuritization: Female Soldiers and the Reconstruction of Women in Post-Conflict Sierra Leone, in: Security Studies 18:2, 241-261.

Maconachie, Roy 2008: Diamond Mining, Governance Initiatives and Post-Conflict Development in Sierra Leone. BWPI Working Paper 50, Manchester: Brooks World Poverty Institute.

Mamdani, Mahmood 1996: Citizen and Subject: Contemporary Africa and the Legacy of Late Colonialism. Princeton, NJ und Chichester: Princeton University Press.

Mampilly, Zachariah Cherian 2011: Rebel Rulers: Insurgent Governance and Civilian Life during War. Ithaca, NY: Cornell University Press.

Marcus, Aliza 2008: Blood and Belief: The PKK and the Kurdish Fight for Independence. New York, NY und London: New York University Press.

Marcus, George E./Fischer, Michael M. J. 1986: Anthropology as Cultural Critique: An Experimental Moment in the Human Sciences. Chicago, IL und London: University of Chicago Press.

Mazurana, Dyan/Carlson, Khristopher 2004: From Combat to Community: Women and Girls of Sierra Leone. Washington, DC: Hunt Alternatives Fund.

McGovern, Mike 2011a: Making War in Côte d'Ivoire. Chicago, IL: Chicago University Press.

McGovern, Mike 2011b: Writing about Conflict in Africa: Stakes and Strategies, in: Africa 81:2, 314-330.

McGovern, Mike 2011c: Popular Development Economics – An Anthropologist among the Mandarins, in: Perspectives on Politics 9:2, 345-355.

McKay, Susan/Mazurana, Dyan 2004: Where are the Girls? Girls in Fighting Forces in Northern Uganda, Sierra Leone and Mozambique: Their Lives During and After War. Montreal, QC: International Centre for Human Rights and Democratic Development.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Médecins sans Frontièrs 2012: Safe Delivery: Reducing Maternal Mortality in Sierra Leone and Burundi. Report November 2012, Brüssel: Médecins Sans Frontières, URL: http://reliefweb.int/sites/reliefweb.int/files/resources/MSF%20Safe%20Delivery%20ENG.pdf (04.04.2013).

Menkhaus, Ken 2010: Stabilization and Humanitarian Access in a Collapsed State: the Somali Case, in: Disasters 34:3, 320-341.

Menzel, Anne 2011: Between Ex-Combatization and Opportunities for Peace: The Double-Edged Qualities of Motorcycle-Taxi Driving in Urban Postwar Sierra Leone, in: Africa Today 58:2, 97-127.

Menzel, Anne 2010: Nach dem Krieg – vor dem Frieden? Wie kriegerische Gewalt Nachkriegskontexte prägt, in: Soeffner, Hans-Georg (Hg.): Unsichere Zeiten. Herausforderungen gesellschaftlicher Transformationen. Verhandlungen des 34. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Jena 2008. Wiesbaden: VS Verlag, CD-ROM.

Minkin, Victor 1973: Indirect Political Participation in Two Sierra Leone Chiefdoms, in: The Journal of Modern African Studies 11:1, 129-135.

Mobekk, Eirin 2009: Security Sector Reform and the UN Mission in the Democratic Republic of Congo: Protecting Civilians in the East, in: International Peacekeeping 16:2, 273-286.

Mooy, Ginny 2007: A Mind to Kill: Child Soldiers in Sierra Leone. Masterarbeit an der Universität Amsterdam, URL: http://de.scribd.com/doc/23530790/A-Mind-To-Kill (15.05.2013).

Moran, Mary H. 2008: Liberia: The Violence of Democracy. Philadelphia, PA: University of Pennsylvania Press.

Muana, Patrik K. 1997: The Kamajoi Militia: Civil War, Internal Displacement, and the Politics of Counter-Insurgency, in: Africa Development 22:3/4, 77-100.

Muggah, Robert (Hg.) 2009a: Security and Post-Conflict Reconstruction: Dealing with Fighters in the Aftermath of War. Abingdon und New York, NY: Routledge.

Muggah, Robert 2009b: Introduction: The Emperor's Clothes?, in: Muggah, Robert (Hg.): Security and Post-Conflict Reconstruction: Dealing with Fighters in the Aftermath of War. Abingdon und New York, NY: Routledge, 1-29.

Muggah, Robert/Krause, Keith 2009: Closing the Gap Between Peace Operations and Post-Conflict Insecurity: Towards a Violence Reduction Agenda, in: International Peacekeeping 16:1, 136-150.

Murphy, William P. 2003: Military Patrimonialism and Child Soldier Clientalism in the Liberian and Sierra Leonean Civil Wars, in: African Studies Review 46:2, 61-87.

Müller, Harald 2003: Begriff, Theorien und Praxis des Friedens, in: Hellmann, Gunther/Wolf, Klaus-Dieter/Zürn, Michael (Hg.): Die neuen Internationalen Beziehungen: Forschungsstand und Perspektiven in Deutschland. Baden-Baden: Nomos, 209-249.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Nedelmann, Birgitta 1988: »Psychologismus« oder Soziologie der Emotionen? Max Webers Kritik an der Soziologie Georg Simmels, in: Rammstedt, Otthein (Hg.): Simmel und die frühen Soziologen. Nähe und Distanz zu Durkheim, Tönnies und Max Weber. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 11-35.

Nee, Ann/Uvin, Peter 2010: Silence and Dialogue: Burundians‹ Alternatives to Transitional Justice, in: Shaw, Rosalind/Waldorf, Lars/Hazan, Pierre (Hg.): Localizing Transitional Justice: Interventions and Priorities after Mass Violence. Stanford, CA: Stanford University Press, 157-182.

Nordstrom, Carolyn 1997: A Different Kind of War Story. Philadelphia, PA: University of Pennsylvania Press.

Norwegian Refugee Council 2003: Profile of Internal Displacement: Sierra Leone. Compilation of the information available in the Global IDP Database of the Norwegian Refugee Council (as of 3 April, 2003), Genf: Norwegian Refugee Council/Global IDP Project.

Nunley, John W. 1987: Moving with the Face of the Devil: Art and Politics in Urban West Africa. Urbana, IL und Chicago, IL: University of Illinois Press.

Oberschall, Anthony 2000: The Manipulation of Ethnicity: From Ethnic Cooperation to Violence and War in Yugoslavia, in: Ethnic and Racial Studies 23:6, 982-1001.

O'Brien, Jodi 2010: Seldom Told Tales from the Field: Guest Editor's Introduction to the Special Issue, in: Journal of Contemporary Ethnography 39:5, 471-482.

O'Shea, Brendan 2005: The Modern Yugoslav Conflict 1991-1995: Perception, Deception and Dishonesty. Abingdon und New York, NY: Frank Cass.

Paris, Roland 2010: Saving Liberal Peacebuilding, in: Review of International Studies 36:2, 337-365.

Paris, Roland 2009: Understanding the »Coordination Problem« in Postwar Statebuilding, in: Paris, Roland/Sisk, Timothy (Hg.): The Dilemmas of Statebuilding: Confronting the Contradictions of Postwar Peace Operations. Abingdon und New York, NY: Routledge, 53-78.

Paris, Roland 2004: At War's End: Building Peace after Civil Conflict. Cambridge: Cambridge University Press.

Paris, Roland/Sisk, Timothy (Hg.) 2009a: The Dilemmas of Statebuilding: Confronting the Contradictions of Postwar Peace Operations. Abingdon und New York, NY: Routledge.

Paris, Roland/Sisk, Timothy 2009b: Introduction: Understanding the Contradictions of Postwar Statebuilding, in: Paris, Roland/Sisk, Timothy (Hg.): The Dilemmas of Statebuilding: Confronting the Contradictions of Postwar Peace Operations. Abingdon und New York, NY: Routledge, 1-20.

Paris, Roland/Sisk, Timothy 2009c: Conclusion: Confronting the Contradictions, in: Paris, Roland/Sisk, Timothy (Hg.): The Dilemmas of Statebuilding: Confronting the Contradictions of Postwar Peace Operations. Abingdon und New York, NY: Routledge, 304-315.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Patel, Ana C. 2009: Transitional Justice and DDR, in: Muggah, Robert (Hg.): Security and Post-Conflict Reconstruction: Dealing with Fighters in the Aftermath of War. Abingdon und New York, NY: Routledge, 248-267.

Peeters, Pia/Cunningham, Wendy/Gayatri, Acharya/Van Adams, Arvil 2009: Youth Employment in Sierra Leone: Sustainable Livelihood Opportunities in a Post-Conflict Setting. Washington, DC: World Bank.

Perriello, Tom/Wierda, Marieke 2006: The Special Court for Sierra Leone Under Scrutiny. Prosecution Case Studies Series, New York, NY: International Center for Transitional Justice.

Peters, Krijn 2011a: The Crisis of Youth in Postwar Sierra Leone: Problem Solved?, in: Africa Today 58:2, 129-153.

Peters, Krijn 2011b: War and the Crisis of Youth in Sierra Leone. Cambridge u.a.: Cambridge University Press.

Peters, Krijn 2007: From Weapons to Wheels: Young Sierra Leonean Ex-Combatants become Motorbike Taxi-Riders, in: Journal of Peace, Conflict and Development 10, URL: www.peacestudiesjournal.org.uk/dl/Sierra%20Leonean%20ex-combatants%20FINAL%20EDIT.pdf (20.10.2012).

Peters, Krijn/Richards, Paul 1998: ›Why We Fight‹: Voices of Youth Combatants in Sierra Leone, in: Africa: Journal of the International African Institute 68:2, 183-210.

Peters, Krijn/Richards, Paul/Vlassenroot, Koen 2003: What Happens to Youth During and After Wars? A Preliminary Review of Literature on Africa and an Assessment of the Debate. RAWOO Working Paper, Den Haag: The Netherlands Development Assistance Research Council.

Physicians for Human Rights 2002: War-Related Sexual Violence in Sierra Leone: A Population-Based Assessment. A Report by Physicians for Human Rights with the Support of the United Nations Assistance Mission in Sierra Leone, Boston, MA und Washington, DC: Physicians for Human Rights.

Pitcher, Anne/Moran, Mary H./Johnston, Michael 2009: Rethinking Patrimonialism and Neopatrimonialism in Africa, in: African Studies Review 52:1, 125-156.

Poate, Derek/Balogun, Paul/Rothman, Ines/Knight, Mark/Sesay, Fatmata 2008: Evaluation of DFID Country Programs: Sierra Leone. DFID Evaluation Report EV690 September 2008, London: Department for International Development, URL: www.oecd.org/countries/sierraleone/42238496.pdf (15.05.2013).

Pouliot, Vincent 2008: The Logic of Practicality: A Theory of Practice of Security Communities, in: International Organization 62:2, 257-288.

Pugel, James 2009: Measuring Reintegration in Liberia: Assessing the Gap between Outputs and Outcomes, in: Muggah, Robert (Hg.): Security and Post-Conflict Reconstruction: Dealing with Fighters in the Aftermath of War. Abingdon und New York, NY: Routledge, 70-102.

Pugh, Michael 2002: Postwar Political Economy in Bosnia and Herzegovina: The Spoils of Peace, in: Global Governance 8:4, 467-482.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Radeke, Helen 2009: Sierra Leone: Mit Sicherheit eine gute Wahl? Eine Zwischenbilanz der demokratischen Friedenskonsolidierung. BICC Occasional Paper April 2009, Bonn: Bonn International Center for Conversion.

Rakisits, Claude 2008: Child Soldiers in the East of the Democratic Republic of the Congo, in: Refugee Survey Quarterly 27:4, 108-122.

Rashid, Ismail 2004: Student Radicals, Lumpen Youth, and the Origins of Revolutionary Groups in Sierra Leone, 1977-1996, in: Abdullah, Ibrahim (Hg.): Between Democracy and Terror. The Sierra Leone Civil War. Dakar: CODESRIA, 66-89.

Reich, Hannah 2006: »Local Ownership« in Conflict Transformation Projects. Partnership, Participation or Patronage?. Berghof Occasional Paper No. 27, Berlin: Berghof Zentrum für Konfliktforschung.

Reichertz, Jo 2003: Die Abduktion in der Qualitativen Sozialforschung. Opladen: Leske und Budrich.

Reno, William 2007: Liberia: The LURDs of the New Church, in: Bøås, Morten/Dunn, Kevin C. (Hg.): African Guerrillas: Raging against the Machine. Boulder, CO: Lynne Rienner, 69-80.

Reno, William 2001: War and the Failure of Peacekeeping in Sierra Leone. In: SIPRI Yearbook 2001: Armaments, Disarmaments and International Security. Oxford: Oxford University Press, 149-161.

Reno, William 1995: Corruption and State Politics in Sierra Leone. Cambridge, New York, NY und Melbourne: Cambridge University Press.

Richards, Paul 2009: Dressed to Kill: Clothing as Technology of the Body in the Civil War in Sierra Leone, in: Journal of Material Culture 14:4, 495-512.

Richards, Paul 2006: Rebels and Intellectuals in Sierra Leone's Civil War, in: African Studies Review 49:1, 119-123.

Richards, Paul 2005a: New War: An Ethnographic Approach, in: Richards, Paul (Hrsg): No Peace, No War: An Anthropology of Contemporary Armed Conflicts. Oxford: James Currey; Athens, OH: Ohio University Press, 1-21.

Richards, Paul 2005b: Green Book Millenarians? The Sierra Leone War within the Perspective of an Anthropology of Religion, in: Kastfelt, Niels (Hg.): The Role of Religion in African Civil Wars. London: C. Hurst & Co, 119-146.

Richards, Paul 2005c: To Fight or to Farm? Agrarian Dimensions of the Mano River Conflicts (Liberia and Sierra Leone), in: African Affairs 104/417, 571-590.

Richards, Paul 1996: Fighting for the Rainforest: War, Youth & Resources in Sierra Leone. Oxford: James Currey; Portsmouth, NH: Heinemann.

Richards, Paul/Bah, Khadija/Vincent, Paul 2004: Social Capital and Survival: Prospects for Community-Driven Development in Post-Conflict Sierra Leone. Social Development Papers No. 12, Washington, DC: World Bank.

Richmond, Oliver P. 2011: A Post-Liberal Peace. Abingdon und New York, NY: Routledge.

Richmond, Oliver P. 2004: UN Peace Operations and the Dilemmas of the Peacebuilding Consensus, in: International Peacekeeping, 11:1, 83-101.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Riesman, Paul 1992: First Find Your Child a Good Mother: The Construction of Self in Two African Communities. New Brunswick, NJ: Rutgers University Press.

Roberts, Adam 2009: Doctrine and Reality in Afghanistan, in: Survival: Global Politics and Strategy 51:1, 29-60.

Rosen, David M. 2005: Armies Of The Young: Child Soldiers in War and Terrorism. Piscataway, NJ: Rutgers University Press.

Rosen, David M. 1981: Dangerous Women: ›Ideology‹, ›Knowledge‹ and Ritual among the Kono of Eastern Sierra Leone, in: Dialectical Anthropology 6:2, 151-163.

Rudolf, Peter 2011: Zivil-militärische Aufstandsbekämpfung: Analyse und Kritik der Counterinsurgency-Doktrin. SWP-Studie, Berlin: Stiftung Wissenschaft und Politik.

Sabelli, Sonia 2011: ›Dubbing di diaspora‹: Gender and Reggae Music inna Babylon, in: Social Identities 17:1, 137-152.

Said, Edward W. 1989: Representing the Colonized: Anthropology's Interlocutors, in: Critical Inquiry 15:2, 205-225.

Sallaz, Jeffrey J./Zavisca, Jane 2007: Bourdieu in American Sociology, 1980-2004, in: Annual Review of Sociology 33, 21-41.

Salomons, Dirk 2005: Security: An Absolute Prerequisite, in: Junne, Gerd/Verkoren, Willemijn (Hg.): Postconflict Development: Meeting New Challenges. Boulder, CO und London: Lynne Rienner, 19-42.

Sambanis, Nicholas 2004: What Is Civil War? Conceptual and Empirical Complexities of an Operational Definition, in: The Journal of Conflict Resolution 48:6, 814-858.

Sawyer, Edward 2008: Remove or Reform? A Case for (Restructuring) Chiefdom Governance in Post-Conflict Sierra Leone, in: African Affairs 107/428, 387-403.

Scheper-Hughes, Nancy 2004: Parts Unknown: Undercover Ethnography of the Organs-Trafficking Underworld, in: Ethnography 5:1, 29-73.

Scheper-Hughes, Nancy 1993: Death without Weeping: The Violence of Everyday Life in Brazil. Berkeley und Los Angeles, CA und London: University of California Press.

Schlichte, Klaus 2009: In the Shadow of Violence: The Politics of Armed Groups. Frankfurt a.M.: Campus Verlag; Chicago, IL: Chicago University Press.

Schlichte, Klaus 2004: Krieg und bewaffneter Konflikt als sozialer Raum, in: Kurtenbach, Sabine/Lock, Peter (Hg.): Kriege als (Über)Lebenswelten: Schattenglobalisierung, Kriegsökonomien und Inseln der Zivilität. Bonn: Verlag J.H.W. Dietz, 184-199.

Sedra, Mark (Hg.) 2010: The Future of Security Sector Reform. Waterloo, ON: The Centre for International Governance Innovation.

Shaw, Rosalind 2010: Linking Justice with Reintegration? Ex-Combatants and the Sierra Leone Experiment, in: Shaw, Rosalind/Waldorf, Lars/Hazan, Pierre

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

(Hg.): Localizing Transitional Justice: Interventions and Priorities after Mass Violence. Stanford, CA: Stanford University Press, 111-134.

Shaw, Rosalind 2007: Memory Frictions: Localizing the Truth and Reconciliation Commission in Sierra Leone, in: International Journal of Transitional Justice 1:2, 183-207.

Shaw, Rosalind 2005: Rethinking Truth and Reconciliation Commissions: Lessons from Sierra Leone. Special Report, Washington, DC: United States Institute for Peace.

Shaw, Rosalind 2002: Memories of the Slave Trade: Ritual and the Historical Imagination in Sierra Leone. Chicago, IL und London: University of Chicago Press.

Shepler, Susan 2004: The Social and Cultural Context of Child Soldiering in Sierra Leone. Paper for the PRIO-sponsored Workshop on »Techniques of Violence in Civil War«, Peace Research Institute Oslo (PRIO), 20.-21. August 2004, URL: www.prio.no/Global/upload/CSCW/Violence%20in%20civil%20war/shepler-child%20soldiers.doc. (05.05.2013).

Shepler, Susan 2002: Post-War Trajectories for Girls Associated with the Fighting Forces in Sierra Leone. English Version of: Shepler, Susan 2002: Les Filles-Soldats: Trajectoires D'Après-Guerre en Sierra Leone, in: Politique Africaine (2002)88, 49-62.

Shore, Meghan 2009: Religion and Conflict Resolution: Christianity and South Africa's Truth and Reconciliation Commission. Farnham und Burlington, VT: Ashgate.

Short, Clare 2010: Foreword, in: Sedra, Mark (Hg.): The Future of Security Sector Reform. Waterloo, ON: The Centre for International Governance Innovation, 10-15.

Siegelberg, Jens/Hensell, Stephan 2006: Rebellen, Warlords und Milizen. Kritik der Kriegsforschung und Ansätze zu ihrer Neuorientierung, in: Bakonyi, Jutta/Hensell, Stephan/Siegelberg, Jens (Hg.): Gewaltordnungen bewaffneter Gruppen. Ökonomie und Herrschaft nichtstaatlicher Akteure in den Kriegen der Gegenwart, Baden-Baden: Nomos, 9-37.

Sierra Express Media/ohne Autorenangabe 2013: 4,000 Lebanese families live in Sierra Leone – says envoy, in: Sierra Express Media vom 26.05.2013, URL: www.sierraexpressmedia.com/archives/57182 (29.05.2013).

Simmel, Georg (1908) 1992: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Georg Simmel Gesamtausgabe Band 11, herausgegeben von Otthein Rammstedt, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Smith, L. Alison/Gambette, Catherine/Longley, Thomas 2004: Conflict Mapping in Sierra Leone: Violations of International Humanitarian Law from 1991 to 2002. No Peace Without Justice Conflict Mapping Program, preliminary edition for the opening of the Special Court for Sierra Leone Courthouse, Freetown u.a.: No Peace Without Justice.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Sommers, Marc 2007: West Africa's Youth Employment Challenge: The Case of Guinea, Liberia, Sierra Leone and Côte d'Ivoire. Report for the United Nations Industrial Development Organization (UNIDO), Wien: UNIDO.

Söderberg Kovacs, Mimmi 2012: »Ampa Ampoh!«: Sierra Leone after the Announcement of the 2012 Election Results. Blogbeitrag vom 30.11.2012, URL: http://matsutas.wordpress.com/2012/11/30/ampa-ampoh-sierra-leone-after-the-announcement-of-the-2012-election-results-guest-post-by-mimmi-soderberg-kovacs/(15.12.2012).

Spear, Joanna 2006: From Political Economies of War to Political Economies of Peace: The Contribution of DDR after Wars of Predation, in: Contemporary Security Policy 27:1, 168-189.

Special Court for Sierra Leone 2012: Sentencing Judgment Case No. SCSL 03-01-T, 30.05.2012, URL: www.rscsl.org/Documents/Decisions/Taylor/1285/SCSL-03-01-T-1285.pdf (07.08.2014).

Special Court for Sierra Leone 2009: Sentencing Judgement Case No. SCSL 04-15-T, 08.04.2009, URL: www.worldcourts.com/scsl/eng/decisions/2009.04.08_Prosecutor_v_Sesay_Kallon_Gbao.PDF (07.08.2014).

Special Court for Sierra Leone 2002: The Statute of the Special Court for Sierra Leone. URL: www.rscsl.org/Documents/scsl-statute.pdf (07.08.2014).

Staggs Kelsall, Michelle/Stepakoff, Shanee 2007: ›When We Wanted to Talk About Rape‹: Silencing Sexual Violence at the Special Court for Sierra Leone, in: International Journal of Transitional Justice, 1:3, 355-374.

Statistics Sierra Leone 2006: Annual Statistical Digest 2005/2006. Statistics Sierra Leone Report, Freetown: Statistics Sierra Leone.

Stepputat, Finn 2012: Knowledge Production in the Security–Development Nexus: An Ethnographic Reflection, in: Security Dialogue 43:5, 439-455.

Stovel, Laura 2008: ›There's no bad bush to throw away a bad child‹: ›Tradition‹-Inspired Reintegration in Post-War Sierra Leone, in: Journal of Modern African Studies 46:2, 305-324.

Street Child of Sierra Leone 2012: National Headcount of Street Children in Sierra Leone. Street Child of Sierra Leone Report, London: Street Child of Sierra Leone.

Stromseth, Jane/Wippman, David/Brooks, Rosa 2006: Can Might Make Rights? Building the Rule of Law After Military Interventions. Cambridge u.a.: Cambridge University Press.

Suma, Mohammed/Correa, Cristián 2009: Report and Proposals for the Implementation of Reparations in Sierra Leone. New York, NY: International Center for Transitional Justice.

Tangri, Roger 1976: Conflict and Violence in Contemporary Sierra Leone Chiefdoms, in: The Journal of Modern African Studies 14:2, 311-321.

The Oakland Institute 2011: Understanding Land Investment Deals in Africa. Sierra Leone: Country Report, Oakland, CA: The Oakland Institute.

Titanic 1997: Spielfilm, USA, Regisseur: James Cameron.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

TRC 2004a: Witness to Truth: Volume Three A of the Report of the Sierra Leone Truth and Reconciliation Commission. Freetown: TRC, URL: www.sierraleonetrc.org/index.php/view-the-final-report/download-table-of-contents/volume-three-a/item/witness-to-the-truth-volume-three-a-chapter-4?category_id=13 (05.05.2013).

TRC 2004b: Appendix 1: Statistical Appendix to the Report of the Truth and Reconciliation Commission of Sierra Leone. Freetown: TRC, URL: www.sierraleonetrc.org/index.php/view-the-final-report/download-table-of-contents/appendices/item/volume-one-appendices?category_id=15 (05.05.2013).

TRC 2004c: Witness to Truth: Volume One of the Report of the Sierra Leone Truth and Reconciliation Commission. Freetown: TRC, URL: www.sierraleonetrc.org/index.php/view-the-final-report/download-table-of-contents/volume-one/item/witness-to-the-truth-volume-one-chapters-1-5?category_id=11 (05.05.2013).

TRC 2004d: Appendix 3: Transcripts of TRC Public Hearings. Freetown: TRC, URL: www.sierraleonetrc.org/index.php/view-the-final-report/download-table-of-contents/appendices/item/appendix-3-transcripts-of-trc-public-hearings?category_id=15 (05.05.2013).

TRC 2004e: Witness to Truth: Volume Three B of the Report of the Sierra Leone Truth and Reconciliation Commission. Freetown: TRC, URL: www.sierraleonetrc.org/index.php/view-the-final-report/download-table-of-contents/volume-three-b/item/witness-to-the-truth-volume-three-b-chapters-1-8?category_id=14 (05.05.2013).

Tuck, Christopher 2000: »Every Car Or Moving Object Gone«. The ECOMOG Intervention in Liberia, in: African Studies Quarterly: The Online Journal for African Studies 4:1, URL: http://asq.africa.ufl.edu/files/ASQ-Vol-4-Issue-1-Tuck.pdf (09.11.2014).

Turay, Aruna 2012: In Sierra Leone, Bike Riders Vandalize Police Stations in Kabala & Calaba Towns, in: Awarenes Times vom 19.06.2012, URL: http://news.sl/drwebsite/publish/article_200520518.shtml (20.05.2013).

UN DDR 2013: URL: www.un.org/en/peacekeeping/issues/ddr.shtml (18.04.2013).

UNDP 2013a: The Rise of the South: Human Progress in a Diverse World. Human Development Report 2013, New York, NY: UNDP.

UNDP 2013b: URL: www.undp.org/content/sierraleone/en/home/countryinfo/ (15.05.2013).

UNDP 1990: Human Development Report 1990. New York, NY und Oxford: Oxford University Press.

UN Inter-Agency Working Group on DDR 2006a: Module 2.20: Post-conflict Stabilization, Peacebuilding and Recovery Frameworks, in: Integrated Disarmament, Demobilization and Reintegration Standards, URL: http://pksoi.army.mil/doctrine_concepts/documents/UN%20Guidelines/IDDRS.pdf (07.08.2014).

UN Inter-Agency Working Group on DDR 2006b: Module 2.10: The UN Approach to DDR, in: Integrated Disarmament, Demobilization and Reintegration Standards,

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

URL: http://pksoi.army.mil/doctrine_concepts/documents/UN%20Guidelines/IDDRS.pdf (07.08.2014).

UNIPSIL 2012: URL: http://unipsil.unmissions.org/Default.aspx?tabid=9653&language=en-US (20.03.2013).

UN News Center 2007: Press Statement, URL: www.un.org/apps/news/story.asp?NewsID=23360&Cr=sierra&Cr1=leone (08.01.2013).

UN Population Fund 2005: Gender-based Violence in Sierra Leone: A Case Study. New York, NY: UN Populations Fund.

UN Secretary General 2009: Second Report of the Secretary-General on the United Nations Integrated Peacebuilding Office in Sierra Leone. Report to Security Council Document No. S/2009/267, URL: http://unipsil.unmissions.org/portals/unipsil/media/documents/scrpt/sgrsl2.pdf (15.05.2013).

UN Secretary General 1992: An Agenda for Peace. Preventive Diplomacy, Peacemaking and Peace-Keeping. Report to Security Council Document No. A/47/277-S/24111, URL: www.unrol.org/files/A_47_277.pdf (15.05.2013).

United States Government Interagency Counterinsurgency Initiative 2009: US Government Counterinsurgency Guide. Washington, DC: Bureau of Political-Military Affairs.

Urban Dictionary 2013: Chavs, URL: www.urbandictionary.com/define.php?term=chav&defid=635540 (06.05.2013).

Utas, Mats 2012: Introduction: Bigmanity and Network Governance in African Conflicts, in: Utas, Mats (Hg.): African Conflicts and Informal Power: Big Men and Networks. London und New York, NY: Zed Books, 1-31.

Utas, Mats 2005: Victimcy, Girlfriending, Soldiering: Tactic Agency in a Young Woman's Social Navigation of the Liberian War Zone, in: Anthropological Quarterly 78:2, 403-430.

Utas, Mats 2003: Sweet Battlefields: Youth and the Liberian Civil War. Uppsala: Kulturantropologiska avdelningen.

Utas, Mats/Jörgel, Magnus 2008: The West Side Boys: Military Navigation in the Sierra Leone Civil War, in: Journal of Modern African Studies 46:3, 487-511.

Valenius, Johanna 2007: A Few Kind Women: Gender Essentialism and Nordic Peacekeeping Operations, in: International Peacekeeping 14:4, 510-523.

Verhey, Beth 2004: Reaching the Girls: Study on Girls Associated with Armed Forces and Groups in the Democratic Republic of Congo. Report for Save the Children UK and the NGO Group CARE, IFESH and IRC, URL: www.crin.org/docs/Reaching_the_girls.pdf (15.05.2013).

Vigh, Henrik 2006: Navigating Terrains of War: Youths and Soldiering in Guinea-Bissau. Oxford und New York, NY: Berghahn Books.

Vlassenroot, Koen/Raeymaekers, Timothy 2009: Kivu's Intractable Security Conundrum, in: African Affairs 108/432, 475-484.

Vrasti, Wanda 2008: The Strange Case of Ethnography and International Relations, in: Millennium: Journal of International Studies 37:2, 279-301.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Wacquant, Loïc 2006: Auf dem Weg zu einer Sozialpraxeologie: Struktur und Logik der Soziologie Pierre Bourdieus, in: Pierre Bourdieu/Wacquant, Loïc: Reflexive Anthropologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 17-94.

War Don Don 2010: Dokumentarfilm, Sierra Leone, Regisseurin: Rebecca Richman Cohen.

Weber, Max 1956: Soziologie. Weltgeschichtliche Analysen. Politik. 2. Auflage, herausgegeben von Johannes Winckelmann, mit einer Einleitung von Eduard Baumgarten, Stuttgart: Alfred Kröner Verlag.

Wedeen, Lisa 2010: Reflections on Ethnographic Work in Political Science, in: Annual Review of Political Science 13, 255-272.

Weinstein, Jeremy M. 2007: Inside Rebellion: The Politics of Insurgent Violence. Cambridge u.a.: Cambridge University Press.

West Africa Democracy Radio/ohne Autorenangabe 2012: Turning Sierra Leone ex-combatants into peace ambassadors, in: West Africa Democracy Radio vom 29.05.2012, URL: http://wadr.org/en/site/news_en/3713/Turning-Sierra-Leone-ex-combatants-into-%E2%80%9Cpeace-ambassadors%E2%80%9D.htm (20.10.2012).

Wiebelhaus-Brahm, Eric 2010: Truth Commissions and Transitional Societies: The Impact on Human Rights and Democracy. Abingdon und New York, NY: Routledge.

Wilson, Richard A. 2001: The Politics of Truth and Reconciliation in South Africa: Legitimizing the Post-Apartheid State. Cambridge u.a.: Cambridge University Press.

Wipper, Audrey 1972: African Women, Fashion, and Scapegoating, in: Canadian Journal of African Studies 6:2, 329-349.

Wood, Elizabeth Jean 2008: The Social Processes of Civil War: The Wartime Transformation of Social Networks, in: Annual Review of Political Science 11, 539-561.

Wyrod, Christopher 2008: Sierra Leone: A Vote for Better Governance, in: Journal of Democracy 19:1, 70-83.

Zinecker, Heidrun 2006: Gewalt im Frieden: Formen und Ursachen der Nachkriegsgewalt in Guatemala. HSFK-Report Nr. 8/2006, Frankfurt a.M.: Hessische Stiftung für Friedens und Konfliktforschung.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Anhang

Auflistung der geführten Interviews und der im Text zitierten informellen Gespräche

Die nachfolgende Auflistung enthält die insgesamt geführten formalen Interviews und Gruppeninterviews – inklusive solcher Interviews, die im Text nicht zitiert worden sind – sowie die im Text zitierten informellen Gespräche. Insgesamt sind es 39 Einzel- und 13 Gruppeninterviews und 16 im Text zitierte informelle Gespräche. Die Auflistung soll Leserinnen und Lesern zum einen die Möglichkeit geben, sich einen kompakten Überblick darüber zu verschaffen, mit wem ich gesprochen habe. Zum anderen werden in der Auflistung – soweit bekannt – Angaben zur ethnischen Zugehörigkeit meiner Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner und – gegebenenfalls und soweit bekannt – Angaben zu abweichenden Herkunftsorten und zu ihren Ankunftszeitpunkten in Bo Town nachgetragen. Diese Angaben sind der Übersichtlichkeit halber *kursiv* hervorgehoben.

Mit Blick auf die Angaben zur ethnischen Zugehörigkeit ist vorab noch hinzuzufügen, dass sie oft nur Annäherungen an vielschichtige Identitäten darstellen. In Sierra Leone wird die ethnische Zugehörigkeit patrilinear ›vererbt‹. Kinder, deren Elternteile unterschiedlichen ethnischen Gruppen angehören, werden also der ethnischen Gruppe des Vaters zugerechnet. Dies bedeutet aber nicht, dass sie sich zwangsläufig mit dieser ethnischen Gruppe identifizieren oder die entsprechende Sprache beherrschen. Beides ist auch schon für Personen nicht selbstverständlich, deren Eltern derselben ethnischen Gruppe angehören. Meine Mitbewohnerin Khadija beispielsweise sprach trotz ihrer eindeutigen Mende-Herkunft nur ungerne und gebrochen Mende. Als stolze Hauptstädterin, die sich nur zeitlich begrenzt (für ihr Studium an der *Njala University*) in Bo Town aufhielt, bevorzugte sie ein mit Freetown-Slang durchsetztes Krio jederzeit.

In der Auflistung werden die Namen beziehungsweise die Pseudonyme und auch die Kategorisierungen beibehalten, die ich im Text für meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner verwende, etwa ehemalige Kämpfer, *bike riders*, arbeitslose junge Männer, Händlerinnen und Händler etc. Als ehemalige Kämpfer führe ich diejenigen auf, von deren Kämpfervergangenheiten ich sicher weiß, weil sie mir selbst von ihnen berichtet oder sie auf Nachfrage

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

bestätigt haben. Wenn Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner im Text mit mehr als einer Kategorisierung belegt werden, nenne ich sie auch in der Auflistung doppelt oder gegebenenfalls auch dreifach. Mr. Sanoh beispielsweise wird gleich in drei Kategorien aufgelistet: als ehemaliger Kämpfer, als *Kamajor* und als NGO-Mitarbeiter. Innerhalb der einzelnen Kategorien werden Interviews, Gruppeninterviews und informelle Gespräche in chronologischer Reihenfolge dargestellt.

Arbeitslose junge Männer

- Sheriff, Interview, 17.02.2009. *Temne*. Sheriff war während des Krieges mit seiner Familie in Richtung Guinea geflohen und hatte sich vermutlich im Verlauf dieser Flucht einer RUF-Einheit angeschlossen – wie genau es dazu kam, hat er mir nicht erzählt.
- Gruppeninterview mit arbeitslosen jungen Männern, 27.02.2009. Das Gruppeninterview hat Sheriff für mich organisiert und bei den Teilnehmern handelte es sich um Freunde und Bekannte von Sheriff.
- Alpha, informelles Gespräch, 02.03.2009. *Temne*. Alpha stammte ursprünglich aus dem *Tonkolili Distrikt* und lebte *seit etwa zwei Jahren in Bo Town*.
- Dumbuya, informelles Gespräch, 03.03.2009. *Limba*. Dumbuya war in *Kabala (Koinadugu Distrikt)* und *Freetown* aufgewachsen und hatte die Kriegsjahre mit seinen Eltern und jüngeren Schwestern vor allem in Freetown verbracht. *Nach Kriegsende hat er bis 2003 in Freetown und danach in Makeni, Kabala und Koidu gelebt*. Als ich ihn kennenlernte, war Dumbuya erst *seit drei Monaten in Bo Town*.
- Dumbuya, informelles Gespräch, 05.03.2009. Siehe oben.
- Dumbuya, Interview, 02.04.2009. Siehe oben.

Bike riders und BRDA

- BRDA-Gruppeninterview, 16.02.2009. Überwiegend *Mende*. An dem Gruppeninterview teilgenommen haben der BRDA *chairman* Femi Rashid, zwei BRDA *secretaries* (für Öffentlichkeitsarbeit und Finanzen) und mehrere *bike riders*, die der *chairman* teils im Vorhinein mit zu dem Interview eingeladen hatte und die sich teils aus Interesse spontan hinzugesellten (unter letzteren war auch Musa, der mich im Anschluss an das Gruppeninterview Daniel Tucker vorgestellt hat). Femi Rashid hatte mich bereits vor dem Interview auf seine Vergangenheit als *Kamajor*/CDF-Kommandeur hingewiesen; der für Öffentlichkeitsarbeit zuständige *secretary* berichtete mir einige Wochen nach dem Interview in einem informellen Gespräch von seiner RUF-Vergangenheit.
- Daniel Tucker (ehemaliger BRDA *chairman* und ehemaliger *Kamajor*/CDF-Kommandeur), informelles Gespräch, 16.02.2009. *Mende*.
- Victor (*bike rider* und ehemaliger RUF-Kämpfer), Interview, 03.03.2009. *Mende*.
- Daniel Tucker, informelles Gespräch, 18.03.2009. Siehe oben.
- BRDA *vice chairman*, Interview, 24.03.2009. *Mandingo*. Der *vice-chairman*

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

stammte *aus einem kleinen Dorf nahe Bo Town* und hatte die Kriegszeit überwiegend in und um Bo Town verbracht. Er berichtete mir, er habe sich während des Krieges zwar den *Kamajors*/CDF angeschlossen, um einen Beitrag zum Kampf gegen die RUF zu leisten; er habe aber nie selbst gekämpft, sondern ausschließlich Spionagetätigkeiten ausgeführt.
- Gruppe von *bike riders* im Teenageralter, informelles Gespräch, 31.03.2009.
- Sylvester (*bike rider*), Interview, 07.04.2009.
- Hassan (ehemaliges Mitglied des BRDA-Führungskreises und ehemaliger RUF-Kämpfer), Interview, 07.04.2009.
- BRDA *vice-chairman,* informelles Gespräch, 13.04.2009. Siehe oben.
- BRDA *vice-chairman,* informelles Gespräch, 28.04.2009. Siehe oben.
- Daniel Tucker, informelles Gespräch, 28.04.2009. Siehe oben.

Car wash

- *Chairman* Mahmud, Interview, 04.02.2009.
- Gruppeninterview im *car wash,* 18.02.2009. *Mende und diverse andere.* Die *car wash boys* erklärten, in ihrer Gruppe seien Jungs *aus allen Teilen von Sierra Leone* vertreten.
- Ibrahim (ehemaliger *car wash boy*), Interview, 06.04.2009. *Limba.* Ibrahim war *während des Krieges als Flüchtling nach Bo Town gekommen.*

Chiefs

- Gruppeninterview mit den *section chiefs* des Kakua *chiefdom* (auf dessen Gebiet der größte Teil von Bo Town liegt), 25.2.2009. *Mende.* Das Interview hat der BPRM-Sekretär James (siehe unten, ›NGO-Mitarbeiterinnen und -Mitarbeiter‹) für mich organisiert und James fungierte während des Interviews, das auf Mende geführt wurde, zudem als Übersetzer.
- Gruppeninterview mit dem *paramount chief* des Baoma *chiefdom* (auf dessen Gebiet sowohl Kwelu als auch Ngolu liegen) und seinen Söhnen in Gerihun, 16.04.2009. *Mende.*
- *Town chief* von Ngolu (ehemaliger *Kamajor*/CDF-Kommandeur), Interview, 24.04.2009. *Mende.*

Ehemalige Kämpfer

- Mr. Sanoh (ehemaliger *Kamajor*/CDF-Kommandeur, BPRM Peace Monitor), Interview, 03.02.2009. *Mende.*
- BRDA-Gruppeninterview, 16.02.2009. Siehe oben ›*bike riders* und BRDA‹.
- Daniel Tucker, informelles Gespräch, 16.02.2009. Siehe oben ›*bike riders* und BRDA‹.
- Sheriff, Interview, 17.02.2009. Siehe oben ›arbeitslose junge Männer‹.
- Victor, Interview, 03.03.2009. Siehe oben ›*bike riders* und BRDA‹.
- Daniel Tucker, informelles Gespräch, 18.03.2009. Siehe oben ›*bike riders* und BRDA‹.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

- Kwelu-*Kamajors*, informelles Gespräch, 28.03.2009. *Mende*.
- Hassan, Interview, 07.04.2009. Siehe oben ›*bike riders* und BRDA‹.
- *Town chief* von Ngolu, Interview, 24.04.2009. Siehe oben ›*chiefs*‹.
- Ehemaliger *Kamajor*/CDF-Oberkommandeur, Interview, 28.04.2009. *Mende*. Das Interview wurde außerhalb von Bo Town in dem Dorf geführt, in dem der Kommandeur sich nach Kriegsende niedergelassen hat.
- Daniel Tucker, informelles Gespräch, 28.04.2009. Siehe oben ›*bike riders* und BRDA‹.
- Vandy (ehemaliger RUF- und *Kamajor*/CDF-Kämpfer), Interview, 01.05.2009. *Mende*.

Händlerinnen und Händler

- Gruppeninterview mit führenden Mitgliedern der Kleinhändlergewerkschaft von Bo Town, 29.03.2009.
- Mariama (Markthändlerin), Interview, 01.04.2009. *Temne*. Mariama war zusammen mit ihrer Mutter und ihren jüngeren Geschwistern *Ende der 1990er Jahre aus Makeni als Flüchtling nach Bo Town gekommen*.
- Isatu (Markthändlerin), Interview, 08.04.2009. *Temne*. Isatu war zusammen mit ihren Eltern *Ende der 1990er Jahre aus Makeni als Flüchtling nach Bo Town gekommen*.
- Mr. Vamboi (Besitzer eines Schreibwarenladens), Interview, 08.04.2009. *Mende*.
- Mr. Kandeh (Kioskbesitzer und mein Nachbar in Bo Town), Interview, 29.04.2009. *Mende*.

In Kwelu

- Kwelu-*Kamajors*, informelles Gespräch, 28.03.2009. Siehe oben ›ehemalige Kämpfer‹.
- Gruppeninterview mit den Frauen von Kwelu, 03.04.2009. *Mende*. Insgesamt waren bei dem Interview mindestens 30 Frauen anwesend, aber nur etwa zehn von ihnen beteiligten sich aktiv am Interview. Eine der Frauen hatte sich als Übersetzerin zur Verfügung gestellt, so dass auch diejenigen, die selbst kein Krio sprachen, dem Interview folgen und sich beteiligen konnten.
- Gruppeninterview mit den Männern von Kwelu, 04.04.2009. *Mende*. Für das Gruppeninterview versammelten sich mindestens 50 Dorfbewohner, die vorab einen Übersetzer bestimmten, so dass auch diejenigen, die selbst kein Krio sprachen, dem Interview folgen und sich beteiligen konnten. Der *town chief*, seine Berater (alte Männer, die für sich in Anspruch nahmen, mindestens 100 Jahre alt zu sein) und der Dorfpolizist dominierten allerdings weite Teile des Interviews.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

In Ngolu

- *Town chief*, Interview, 24.04.2009. Siehe oben ›*chiefs*‹ und ›ehemalige Kämpfer‹.
- Gruppeninterview mit der Vertreterin der Frauen (*women leader*) und dem Vertreter der jungen Männer (*youth leader*) von Ngolu sowie mit Neugierigen, die sich hinzugesellten, 24.04.2009. *Mende*.

Journalisten

- Journalist, Interview, 12.03.2009. *Mende*.
- Journalisten-Gruppeninterview, 17.04.2009. Zwei der insgesamt fünf Teilnehmer des von Bockarie (siehe unten) für mich organisierten Gruppeninterviews lebten überwiegend *in Freetown und waren nur für einige Tage in Bo Town*.
- Bockarie, Interview, 20.04.2009. *Mende*. Bockarie lebte *während des Krieges teils in Bo Town und teils in Freetown*.

Kamajors

- Mr. Sanoh, Interview, 03.02.2009. Siehe oben ›ehemalige Kämpfer‹.
- Initiator A, Interview, 05.02.2009. *Mende*.
- Initiator B, Interview, 08.02.2009. *Mende*. Initiator B hatte *vor dem Krieg im Pujehun Distrikt gelebt* und ließ sich *nach Kriegsende in einem Dorf nahe Bo Town* nieder.
- BRDA-Gruppeninterview, 16.02.2009. Siehe oben ›*bike riders* und BRDA‹.
- Daniel Tucker, informelles Gespräch, 16.02.2009. Siehe oben ›*bike riders* und BRDA‹.
- Moriba (ehemaliger *Kamajor*/CDF-Spion), Interview, 27.02.2009. *Mende*. Moriba *lebte in Freetown, kam aber häufig zu Besuch nach Bo Town*, wo der Großteil seiner Familie lebte.
- Daniel Tucker, informelles Gespräch, 18.03.2009. Siehe oben ›*bike riders* und BRDA‹.
- BRDA *vice-chairman*, Interview, 24.03.2009. Siehe oben ›*bike riders* und BRDA‹.
- BRDA *vice-chairman*, informelles Gespräch, 13.04.2009. Siehe oben ›*bike riders* und BRDA‹.
- *Town chief* von Ngolu, Interview, 24.04.2009. Siehe oben ›*chiefs*‹ und ›ehemalige Kämpfer‹.
- BRDA *vice-chairman*, informelles Gespräch, 28.04.2009. Siehe oben ›*bike riders* und BRDA‹.
- Daniel Tucker, informelles Gespräch, 28.04.2009. Siehe oben ›*bike riders* und BRDA‹.
- Ehemaliger *Kamajor/CDF*-Oberkommandeur, Interview 28.04.2009. Siehe oben ›ehemalige Kämpfer‹.
- Vandy, Interview, 01.05.2009. Siehe oben ›ehemalige Kämpfer‹.
- Joe (arbeitsloser IT-Fachmann und ehemaliger *Kamajor*/CDF-Logistiker),

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Interview, 02.05.2009. *Mende.* Joe stammte aus dem *Pujehun Distrikt und hatte nach Kriegsende zeitweise in Kenema und Freetown gelebt.*

Lehrerinnen und Lehrer

- Gruppeninterview mit Lehrerinnen und Lehrern, 05.03.2009. An dem Gruppeninterview, das von einem ehrenamtlichen BPRM Peace Monitor für mich organisiert wurde, nahmen insgesamt neun Lehrerinnen und Lehrer teil; darunter auch Rose, Mr. Saidu und Asanatu (siehe unten), mit denen ich später noch Einzelinterviews geführt habe.
- Rose, Interview, 11.03.2009. *Mende.* Rose stammte *aus Kenema und war erst 2005 nach Bo Town gezogen.*
- Mr. Saidu, Interview, 12.03.2009. *Mende.*
- Asanatu, Interview, 25.03.2009. *Mende.*
- Lehrer, informelles Gespräch, 30.03.2009.

NGO-Mitarbeiterinnen und -Mitarbeiter

- Mitglied des Management Komitees von BPRM (bezahlter Mitarbeiter), Interview, 02.02.2009. *Mende.*
- Mr. Sanoh, Interview, 03.02.2009. Siehe oben ›ehemalige Kämpfer‹ und ›*Kamajors*‹.
- BPRM Peace Monitor (ehrenamtlich), Interview, 27.02.2009. *Mende.*
- HANCI-Mitarbeiterinnen und -Mitarbeiter, informelles Gespräch, 05.03.2009.
- Mitarbeiter der lokalen NGO *Green Scenery*, Interview, 14.04.2009.
- Lokaler Mitarbeiter der GTZ, Interview, 15.04.2009.
- Bezahlter BPRM-Mitarbeiter, Interview, 25.04.2009. *Fula.*
- James (bezahlter BPRM-Mitarbeiter), Interview, 30.04.2009. *Mende.*

Polizisten

- Hochrangiger Polizeibeamter, Interview, 21.04.2009.
- Hochrangiger Polizeibeamter, Interview, 04.05.2009. *Limba.* Der Polizeibeamte war *erst vor wenigen Monaten von Freetown nach Bo Town versetzt worden.*

Schülerinnen und Schüler/Studentinnen und Studenten

- Gruppeninterview mit meiner Mitbewohnerin Khadija und ihren Kommilitoninnen, 21.02.2009. *Mende, Krio und Limba.* Ebenso wie Khadija waren auch einige ihrer Kommilitoninnen (an dem Interview nahmen insgesamt sechs engere Freundinnen von Khadija teil) *aus Freetown zum Studium nach Bo Town gekommen.*
- Oberstufenschüler, Interview, 09.03.2009. *Mende.*
- Gruppeninterview mit Oberstufenschülerinnen und -Schülern, 22.03.2009. *Mende.*
- Oberstufenschüler, Interview, 30.03.2009. *Mende.*
- Alice (Oberstufenschülerin), Interview, 30.03.2009. *Mende.*

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

- Alex (Student, mein Mitbewohner und Khadijas Bruder), Interview, 24.04. 2009. *Mende*. Alex war *aus Freetown zum Studium nach Bo Town gekommen*.

Straßenkinder

- *Chairman* vom Jah Kingdom, Interview, 26.02.2009.
- *Chairman* vom Jah Kingdom, informelles Gespräch, 03.05.2009.

Nicht zugeordnet

- Adamas Nachbarin, informelles Gespräch, 01.04.2009.
- Adama (Friseurin), informelles Gespräch, 09.04.2009. *Fula*. Adama war in der frühen Nachkriegszeit *aus einem Dorf nahe Makeni nach Bo Town gekommen*.
- Verwandter von Daniel Tucker, informelles Gespräch, 17.04.2009. *Mende*.
- Adama, Interview, 03.05.2009. Siehe oben.

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kultur und soziale Praxis

Marcus Andreas
Vom neuen guten Leben
Ethnographie eines Ökodorfes

März 2015, ca. 250 Seiten, kart., zahlr. Abb., 27,99 €,
ISBN 978-3-8376-2828-9

Gesine Drews-Sylla, Renata Makarska (Hg.)
Neue alte Rassismen?
Differenz und Exklusion in Europa nach 1989

März 2015, ca. 300 Seiten, kart., ca. 29,80 €,
ISBN 978-3-8376-2364-2

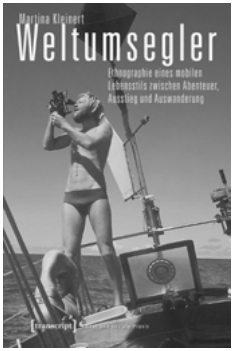
Jörg Gertel, Rachid Ouaissa (Hg.)
Jugendbewegungen
Städtischer Widerstand und Umbrüche
in der arabischen Welt

Juli 2014, 400 Seiten, Hardcover,
zahlr. z.T. farb. Abb., 19,99 €,
ISBN 978-3-8376-2130-3

Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten finden Sie unter www.transcript-verlag.de

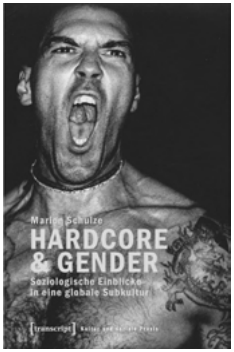
https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kultur und soziale Praxis



Martina Kleinert
Weltumsegler
Ethnographie eines mobilen Lebensstils zwischen Abenteuer, Ausstieg und Auswanderung

Dezember 2014, 364 Seiten, kart., zahlr. Abb., 29,99 €,
ISBN 978-3-8376-2882-1



Marion Schulze
Hardcore & Gender
Soziologische Einblicke in eine globale Subkultur

Februar 2015, ca. 400 Seiten, kart., ca. 34,99 €,
ISBN 978-3-8376-2732-9

Nadja Thoma, Magdalena Knappik (Hg.)
Sprache und Bildung in Migrationsgesellschaften
Machtkritische Perspektiven
auf ein prekarisiertes Verhältnis

Mai 2015, ca. 300 Seiten, kart., 29,99 €,
ISBN 978-3-8376-2707-7

Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten finden Sie unter www.transcript-verlag.de

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kultur und soziale Praxis

Jens Adam, Asta Vonderau (Hg.)
Formationen des Politischen
Anthropologie politischer Felder
Mai 2014, 392 Seiten, kart., 34,99 €,
ISBN 978-3-8376-2263-8

Désirée Bender, Tina Hollstein, Lena Huber, Cornelia Schweppe
Auf den Spuren transnationaler Lebenswelten
Ein wissenschaftliches Lesebuch. Erzählungen – Analysen – Dialoge
Januar 2015, 208 Seiten, kart., 26,99 €,
ISBN 978-3-8376-2901-9

Jonas Bens, Susanne Kleinfeld, Karoline Noack (Hg.)
Fußball. Macht. Politik.
Interdisziplinäre Perspektiven auf Fußball und Gesellschaft
Februar 2014, 192 Seiten, kart., 27,99 €,
ISBN 978-3-8376-2558-5

Naime Cakir
Islamfeindlichkeit
Anatomie eines Feindbildes in Deutschland
August 2014, 274 Seiten, kart., 27,99 €,
ISBN 978-3-8376-2661-2

Forschungsgruppe »Staatsprojekt Europa« (Hg.)
Kämpfe um Migrationspolitik
Theorie, Methode und Analysen kritischer Europaforschung
Januar 2014, 304 Seiten, kart., 24,99 €,
ISBN 978-3-8376-2402-1

Heidrun Friese
Grenzen der Gastfreundschaft
Die Bootsflüchtlinge von Lampedusa und die europäische Frage
Juli 2014, 250 Seiten, kart., 29,99 €,
ISBN 978-3-8376-2447-2

Christa Markom
Rassismus aus der Mitte
Die soziale Konstruktion der »Anderen« in Österreich
Januar 2014, 228 Seiten, kart., 29,99 €,
ISBN 978-3-8376-2634-6

Wiebke Scharathow
Risiken des Widerstandes
Jugendliche und ihre Rassismuserfahrungen
Juli 2014, 478 Seiten, kart., 39,99 €,
ISBN 978-3-8376-2795-4

Yasemin Shooman
»... weil ihre Kultur so ist«
Narrative des antimuslimischen Rassismus
Oktober 2014, 260 Seiten, kart., 29,99 €,
ISBN 978-3-8376-2866-1

Henrike Terhart
Körper und Migration
Eine Studie zu Körperinszenierungen junger Frauen in Text und Bild
Januar 2014, 460 Seiten,
kart., zahlr. Abb., 34,99 €,
ISBN 978-3-8376-2618-6

Tatjana Thelen
Care/Sorge
Konstruktion, Reproduktion und Auflösung bedeutsamer Bindungen
September 2014, 298 Seiten, kart., 29,99 €,
ISBN 978-3-8376-2562-2

Yeliz Yildirim-Krannig
Kultur zwischen Nationalstaatlichkeit und Migration
Plädoyer für einen Paradigmenwechsel
Mai 2014, 260 Seiten,
kart., zahlr. Abb., 29,99 €,
ISBN 978-3-8376-2726-8

Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten finden Sie unter www.transcript-verlag.de

https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427798 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -